

Theodor Ebert

Erkunde deine Heimat! Radtouren 1995 - 2014

Vorbemerkung

Das Radwandern hat sich in Zeiten des Massentourismus und der all inclusive gemanagten Ferien als alternative, individuelle Form, die eigene Heimat zu erkunden, in Deutschland ausgebreitet. Es gibt diverse Wanderführer und die beliebten Bikeline-Anleitungen, aber es gibt nur wenige erzählende Berichte von Radlern und meines Wissens keine Tagebücher von Gruppen, die sich über Jahrzehnte immer wieder zu Touren verabreden haben. Ich habe zwischen 1995 und 2014 Eindrücke und Erlebnisse im Reisetagebuch notiert und einiges Kulturgeschichtliche nachgetragen. Es sind aber durchgängig ganz persönliche Tagebücher geblieben. Ich hatte ursprünglich nicht daran gedacht, sie weiterzugeben oder sie gar zu veröffentlichen. Doch im Rückblick kommt es mir nun doch so vor, als ob mit diesen Radlertagebüchern unter der Hand und beinahe unversehens eine neue Literaturgattung entstanden ist. Bescheidener sollte ich von einer epigonalen Ausprägung der Wanderungen Fontanes Wanderungen durch die Mark Brandenburg sprechen.

Wie man diese Aufzeichnungen aber auch nennt und wie sie sich auch ausnehmen neben den vielfältigen, neuerlichen Produkten des Creative Writing, es könnte schon sein, dass sie sich sehen und lesen lassen können neben den vielen schönen Büchern über Wanderungen per pedes apostolorum, welche die deutsche Literatur kennt. Fontane war bei seinen „Wanderungen“ häufig mit der Kutsche unterwegs. Das hatte seinen eigenen Reiz, aber dieses Gefährt und die Sandwege haben den Radius seiner Erkundungszüge auch begrenzt, und doch kann man sich seine Berichte von den Wanderungen auch heute noch zum Vorbild nehmen. Bei meinen Radlertagebüchern war dies der Fall, auch wenn ich von der Kutsche auf das Fahrrad umgestiegen bin und nicht allein, sondern mit einer Gruppe aus meiner Kirchengemeinde unterwegs war.

Ich habe diese Radlertagebücher für die hier vorliegende Edition nicht erneut bearbeitet. Ich dokumentiere die Originalaufzeichnungen, wähle aber nur diejenigen Tagebücher aus, die vollständig sind und nicht aus irgendwelchen Gründen abgebrochen wurden oder nicht zeitnah ausgearbeitet werden konnten. Vielleicht komme ich später noch dazu, allzu Privates zu eliminieren und Lücken zu schließen und nur begonnene Tagebücher zu Ende zu edieren.

Berlin-Kladow, im August 2014

Inhaltsverzeichnis:

1. Von Passau nach Wien
29.9. - 7.10.1995
2. Durchs Emsland und ans Wattenmeer
14. - 24. September 1998
3. Main-abwärts und Tauber-aufwärts von Bayreuth bis Rothenburg
4.9. - 14.9.2000
4. Von Flensburg nach Rostock
7.-17.9.2001
5. Im Münsterland - auf den Spuren Annette von Droste-Hülshoffs
16.-26. September 2002
6. Hiddensee und Rügen. Von Warnemünde nach Sassnitz
21.-28. Mai 2003
7. Am Neckar und am Rhein. Von Villingen nach Mannheim und von Speyer nach Mainz
2. – 13. September 2003
8. Wo Flüsse sich küssen. An Werra und Weser
1.-10. Mai 2004
9. An der Elbe. Von Bad Schandau bis Tangermünde
12.-23. September 2005
10. In der Niederlausitz. Alte Kirchen rund um Luckau
8.-12. Juni 2008
11. Eine regenreiche Tour durch die grüne Prignitz.
26. Mai bis 1. Juni 2010
12. Nach Havelberg und durch den hohen Fläming
28. Juni bis 5. Juli 2014

Von Passau nach Wien

Der Einstieg auf erprobter Route

29.9. - 7.10.1995

Ansichtskarten in memoriam. Überlegungen zu Methode

An den Abenden unserer Tour war ich meist viel zu müde, um noch Eindrücke oder gar Gedanken zu notieren. Nur in den ersten Tagen hatte ich noch einiges Augenfällige in Stichworten festgehalten, doch für die letzten Etappen vor Wien und beim abschließenden Sightseeing am Ziel der Reise hatte ich mich auf das Gedächtnis verlassen. Zurück in Berlin meinte ich noch nachtragen zu können. Doch man kennt sich: Das Gedächtnis trübt so rasch ein wie ein Bergbach beim Einfluss in einen großen Strom. Darum habe ich nach der Rückkehr die Semestervorbereitung noch einen Tag zurück gestellt und einiges in der ursprünglichen Klarheit zu bewahren gesucht. Doch es war wie früher schon: So vieles bereits entschwinden! Und Bemerkungen anderer Radler zu zitieren traute ich mich schon gar nicht mehr. Sie werden sich in meinen Notizen nur sporadisch wiederfinden. Das ist auch nicht das Werkstattbuch eines gruppenspezifischen Experiments. Gerade nicht. Ich war mit Freunden im Urlaub und schrieb nur tägliche Ansichtskarten an mein Gedächtnis.

Ich verzichte auf die Vorgeschichte dieser Tour, obschon sie eigentlich dazu gehört. Also darauf, wie Heinz Stenzel die Idee einer solchen Radtour auf der Jahresplanungstagung der Kirchengemeinde am Groß Glienicker See lancierte, wie die Radler sich allmählich zur Gruppe zusammenfanden und wie sie sich dafür entschieden, die Tour in eigener Regie zu planen, statt sie bei einem Unternehmen zu buchen, das sich auf Radler spezialisiert hat, sie zünftig unterbringt, ihr Gepäck transportiert und ihnen auch die Räder vermietet. Bei der Vorbereitung hatten Heinz Stenzel und Erich Rinnert viel geleistet, und wie sich zeigen sollte, die ganze Tour pannenfrei vorbereitet. Die Eigenplanung verbilligte die Radtour um 30 bis 40 Prozent. Und das war auch wichtig im Blick auf künftige Unternehmungen dieser Art. Die nächsten Ausflüge sollten auch Familien mit Kindern offen stehen. Einige hatten uns im Blick auf die hohen Kosten kommerziell organisierter Touren gesagt, dass sie sich eine solche nicht leisten könnten.

Wir mussten nun allerdings unser Gepäck selbst transportieren und uns auch in Erwartung des Wiener Lebens auf sportliche Kleidung beschränken. Doch die Selbstorganisation verschaffte uns den Vorteil, dass wir als kleine Gruppe unter uns waren und uns nicht mit dem kurzlebigen, leicht aufgesetzten Kameradschaftsgetue einer zufällig zusammengewürfelten größeren Radlergruppe arrangieren mussten. Neue Bekanntschaften sind manchmal auch ganz nett, aber als Gemeindegruppe war es uns doch wichtiger, uns untereinander besser kennen zu lernen.

Von Berlin nach Passau, Freitag, 29. September 1995

Reiselektüre: Fontane oder Nibelungenlied?

Um 4 Uhr bin ich aufgestanden, eigentlich viel zu früh, denn fast alles hat Ruth, die ich noch ruhig weiter schlafen lasse, bereits gepackt. Sie ist immer bestens sortiert und ungemein verantwortlich. Und gestern hat sie auch noch mit vollem Gepäck auf ihrem Rad eine kurze Probefahrt absolviert. Wirklich, alles tiptopp. Nur noch für meine Reiselektüre muss ich mich entscheiden. Meine Wahl

fällt auf Theodor Fontane "Der Stechlin" als Nachklang zur Grass-Lektüre und unserer paarweisen Radtour im Oderbruch "Ein weites Feld".

Eigentlich gehört zu jeder Tour ein großes Buch; doch welches das richtige ist, merkt man meist erst vor Ort. Als wir vor Jahren im Mühlviertel Urlaub machten und zum ersten Mal Passau besuchten, hätte ich mir Adalbert Stifters Werke einpacken sollen, aber ich las dann Heinrich Bölls politische Aufsätze, die merkwürdigerweise im dörflichen Kiosk angeboten wurden. Auch dieses Mal fiel es mir erst nachträglich ein: Das Nibelungenlied wäre das obligatorische Buch zur Tour gewesen. Das stand nun alles zu Hause im Regal, übersetzt, illustriert und auch im alten Ton. Immer wieder gab es unterwegs Hinweise: Hier hatten die Helden lobebaeren übergesetzt oder waren abgestiegen und hatten gebechert, bevor sie dann weiter donauabwärts ihrem Untergang entgegen ritten. Doch eigentlich hatten wir Radler mit den Nibelungen nichts im Sinn und nichts gemein, und der kommode Plauderton des alten Stechlin lag uns allemal näher, auch wenn uns die Stätten der Römer und Nibelungen beherbergen sollten.

Unsere Radlercrew

Nach dem Start am Lichtenberger Bahnhof - unser Sohn Chritian hatte uns und auf dem Autodach die Räder durch die sich füllenden Straßen kutschiert - begann der Tag mit einer geschwinden und bequemen Bahnreise durch sonnige Landschaften. Erst ein Hauch von herbstlichem Bunt war an den Hängen zu entdecken. Hoffentlich bleibt das Wetter so! Umsteigen in Chemnitz und Landshut, ein wenig umständlich, aber um des Mitführens unserer Räder willen erforderlich.

Wir reisen zu neunt. Das Ehepaar Cauer erwartet uns - aus Dhaun kommend - in Passau. Unsere Radlergruppe besteht aus vier Ehepaaren (Annelore und Erich Rinnert, Monika und Holger Isbarn, Elsa und Emil Cauer und uns) und dann noch aus dem Planer unserer Reise Heinz Stenzel und seinem 11jährigen Enkel Victor und dem pensionierten Pfarrer Gerhard Rosenau. Wir sind alle zwischen 50 und 70 Jahren alt und haben uns mit der rund 350 km langen Strecke, die in sechs Tagen zu bewältigen sein wird, doch sehr viel vorgenommen. Heinz Stenzel ist als Marathonläufer in bester Form und auch Elsa und Emil Cauer haben trainiert und überschüssige Pfunde abgebaut. Doch wir anderen blicken unterschiedlich beherzt auf die lange Strecke. Aber in allen Reiseführern steht diese Tour im Rufe, für Radfahrer bestens ausgebaut und gesichert zu sein.

Beim einstündigen Aufenthalt in Chemnitz mache ich einen Abstecher in die Bahnhofsbuchhandlung. Eine wichtige Entdeckung: Victor Klemperers Tagebücher aus den Jahren 1933-45 sind in zwei dicken Bänden und im Schuber beim Aufbau-Verlag erschienen. Am liebsten hätte ich sie mit auf die Tour genommen, aber dann dachte ich an Gegenwind und Regen und schob ein sattes Kilogramm zurück ins Regal.

Ein Lebenslauf in der Mark Brandenburg

Auf der langen Bahnfahrt konnte ich Tagebuchblätter zu den jüngst vergangenen Tagen anlegen, etwas Fontane lesen und mit den anderen in der Gruppe plaudern. Die Zeit verging rasch. Gerhard Rosenau kann aus einer langen Amtszeit viel berichten. Er war zunächst Vikar in Templin, dann Pfarrer in Grunow, im damaligen Kirchenkreis Lübben, im schönen Tal der Schlaube, danach in Brandenburg und schließlich stellvertretender Superintendent in Niederschönhausen. Ein langes, stetes Arbeitsleben im Dienste unserer Kirche. Er hätte nach dem Studium in West-Berlin bleiben können, hörte jedoch auf die Mahnungen, gerade jetzt und solange es noch möglich sei, sich für den Dienst im Herrschaftgebiet der SED zu melden.

Er habe sich dann auch an die Empfehlung gehalten, alle zehn Jahre die Gemeinde zu wechseln. Ob dieser Brauch denn nicht zu hohe Umzugskosten verursache, sei auf einer Synode mal gefragt worden. Ein Bauer aus der Uckermark habe mit der Bemerkung abgewehrt. "Bei manchem würden wir schon einen Tausender drauf legen, wenn er nur gehen wollte." Doch die Rosenaus ließen ihre Gemeinden sicher ungern ziehen.

Ärger mit der Bundesbahn und ein Schaffner als Gemütsmensch

In Landshut ärgerten wir uns über die Bundesbahn. Die Umsteigezeit war knapp, und unser Zug hatte zudem einige Minuten Verspätung. Wir hatten darum vorsorglich den Schaffner verständigt und auf das Problem des Umladens der Räder hingewiesen. Er versprach, den Kollegen zu verständigen. Doch als wir dann - Ruth an der Spitze - auf den Gepäckwagen des Zuges nach Passau zueilten, fuhr der Zug an und weg. Erich Rinnert war erbost und verlangte den Stationsvorsteher zu sprechen. Das zeigte insoweit Wirkung, als man uns nicht länger auf den nächsten Zug mit Packwagen verwies, sondern uns empfahl, es bereits in einer halben Stunde beim früheren Zug zu versuchen, uns aber mit den 9 Rädern entlang des Perrons zu verteilen. Das klang nach einem außerordentlichen Entgegenkommen. Umso erstaunter waren wir, als wir im einfahrenden Zug in jedem Waggon für Fahrräder vorgesehene Plätze entdeckten. Der Schaffner kommentierte unsere Fahrraddepots im Ruth vertrauten Fränkisch "Basst scho!".

In Passau fuhren wir in Kolonne mit vollem Gepäck und Dynamobeleuchtung drei Kilometer zum ersten Nachtquartier, dem Gasthof Gambrinus, einer beliebten Absteige für Radler, wie wir unschwer an den Dachträgern der parkenden Autos erkennen konnten.

Von Passau nach Innzell, Samstag, 30. September 1995

Schöne Grüße vom Allerhochwürdigsten

Wir verbrachten den Vormittag in Passau, da wir um die Mittagszeit das tägliche Orgelkonzert im Dom hören wollten. Schon auf der Brücke stießen wir auf lange Reihen grüner Wannens mit Bereitschaftspolizei, die aufgeboten worden war, um den ruhigen Verlauf einer Kundgebung gegen den Parteitag der Deutschen Volksunion (DVU) in der Nibelungenhalle zu gewährleisten. Es sprachen der Bürgermeister, die Gewerkschaften und die Kirchen - verärgert darüber, dass die Gerichte sie genötigt hatten, dies rechtsextreme Spektakel des Herrn Frey und seiner Deutschen Nationalzeitung zuzulassen.

Mich freut, dass allüberall die Touristen zu überwiegen scheinen, wenn ich gegenüber dem landesüblichen Lodenlook à la Frey auch mißtrauisch bin. Das Orgelkonzert ist überfüllt. Im Dom bleibt kein freier Platz, nein doch, einige Samtpolstersitze für priesterliche Hinterteile in der Nähe des Altars bleiben mit einer Kordel abgesperrt. Und das respektieren sogar gebrechliche Alte. Wir rücken enger zusammen. Das Programm ist ökumenisch und beginnt mit J.S.Bach, aber ein doppelter Superlativ in dem Begrüßungsgesülze eines rundlichen Herrn aus dem bischöflichen Ordinariat ärgert mich doch. Da geruht der "allerhochwürdigste Herr Erzbischof" sich zu freuen, dass... Auf das salbungsvolle Geschwätz kann ich pfeifen. Hätte Hochwürden sich doch tapfer neben den Oberbürgermeister hinter dem Dom ans Mikrophon gestellt und sich contra DVU geräuspert! Dafür war er sich wohl zu fein. Immerhin, der niedrige Klerus nutzte die Lautsprecheranlage. Die Hierarchen schweben noch in barocken Wolken und hüllen sich in Orgelklänge, während sich hinieden ein paar Demokraten und die Bereitschaftspolizei tummeln.

Uns stehen heute 40 km flotte Fahrt bevor. Ich schaue hoch zur Burg Vichtenstein, wo Marose

Zacher zur Schule ging. Weit weg und noch dazu im Dunst, also doch kein Photo. Kaffeestopp mit Zwetschgendatschi in Engelhardtszell, bevor es dann über die grüne Grenze nach Österreich geht. Die Grenzhütte ist gar nicht besetzt.

An der Donau sitzen viele Angler, die meist drei Ruten mit Tauwurm oder Fischchen als Köder ausgelegt haben. Schweres Blei, straff gespannte Schnur. An der Spitze der Rute kugelförmige Glöckchen als Bissanzeiger. Die Mitradler fragen mich, welche Fische man hier am häufigsten fange. Als ich es vor fast zwanzig Jahren in Passau versuchte, bissen Nasen, Barben und Aale. Döbel gibt es in solchen Flüssen auch immer und überall. Heute beobachtete ich nur einen Erfolgreichen, der einen zweipfündigen Zander schuppte.

Sturm und Pfefferminzöl

Dann erwischte uns der erste Regenguss. Doch es war nur die Generalprobe. Kaum hatten wir die Regenumhänge über- und die Gamaschen gegen Spritzwasser angezogen, kam auch schon die Sonne wieder hervor. Zu guter Letzt, als es schon zu dunkeln begann, wurden wir mit einem Nachen, fast wie zu Nibelungenzeiten - nur eben mit Motor - an der Donauschleife kurz vor Innzell übergesetzt. Wir landeten dort in einem urigen Gasthof, dessen birnenförmig beliebter Wirt wuselig darauf bedacht war, uns ständig die Gläser mit "Sturm", so nennt man hier den gärenden Wein, zu füllen. Mir war aber nicht danach. Meine Stirn brannte. Ich spürte die Anstrengung der raschen Fahrt. Den rechten Fuß hatte ich beim Aufstieg zu unserem Dachzimmer immer nur nach dem linken die Treppe hochziehen können. (Auf dem Sattel hatte ich die Hüfte jedoch nicht gespürt.) In einer Radlergemeinde gibt es doch keinen Kameradschaftszwang, meinte ich. Ein Eigenbrötler will ich nicht sein, und Ruth ist ganz gegen Extrawürste, aber ich riskierte es, mich aus der fröhlichen Runde zurückzuziehen und zwei Stunden vor den anderen ins Bett gehen. Zu meinem Glück, denn der urige Wirt forderte saftige Preise. Ruth riet mir am späteren Abend, und nachdem ich mich bereits etwas erholt hatte, die Stirn mit reinem Pfefferminzöl einzureiben. Das kühlte nicht nur, es verhalf mir zu tiefem Schlaf.

Von Innzell nach Linz, Sonntag, 1. Oktober 1995

Die erste Kraftprobe

Erntedankfest. Wir singen wie künftig jeden Abend und Morgen so auch heute beim Frühstück. Diesmal im Kanon - und sogar zur offenkundigen Freude, vielleicht auch nur zum Amüsemang der anderen Radlergruppen im Gasthof. Emil Cauer hat aus dem Gesangbuch einige Lieder und Gebete für Fahrtengebrauch ausgezogen und uns bereits in Passau am ersten Abend die Kopien verteilt. Mein Lieblingsvers, geradezu das Motto für ein Tagebuch stammt von Tersteegen "Ein Tag der sagt dem andern, das Leben sei ein Wandern..." Einem Pietisten ist es eingefallen, aber nicht genug: Ich sitze in Gedanken zudem in einer dunklen romanischen Kirche, ein einzelner Sänger stimmt an, dann antwortet von gegenüber ein zweiter "das Leben sei ein Wandern", und beide fahren fort "zur großen Ewigkeit", bis dann alle einstimmen "O Ewigkeit du schöne, mein Herz an dich gewöhne. Mein Heim ist nicht in dieser Zeit." Komisch, dass ich als unmusikalischer Mensch so sentimental bin; Unfähigkeit und Kitsch sind schon immer paarweise aufgetreten.

Unsere Strecke geht immer der Donau entlang, meist unter Bäumen. Geradezu romantisch, wenn es da nicht auch das Konzentrationslager Mauthausen gäbe. Einige denken an einen Abstecher. Schreckliches Wort, aber Besuch klingt nach Kaffee und Kuchen und lieben Verwandten. Und überhaupt, da ist auch die Annelore Rinnert quälende Erinnerung an den Tod ihres Vaters in einem solchen Lager. Aber unsere heutige Strecke ist ohnehin recht lang, und so fahren wir weiter, erholen

uns nur kurz unter den Nussbäumen eines Gasthofes, in dem "Radlerbenzin" ausgeschenkt wird, ein halber Liter Ribiselsaft mit Sprudel, wahrlich erfrischend. Dazu knacken wir die Nüsse, die es reichlich und gratis regnet.

Auf die Generalprobe von gestern folgt heute der Ernstfall: Nieselregen, doch ohne Gegenwind. Bis zur Mittagspause war das Wetter passabel, aber bereits vor dem Überqueren der Donau mit einer Seilzugfähre in Ottenheim regnete es sich ein. Ich trug zunächst nur den Anorak, dann den roten Umhang und die blauen wasserdichten Gamaschen mit Klettverschluss. Doch den größten Teil der Strecke hatten wir bereits geschafft und ohne weitere Unterbrechung erreichten wir Linz bereits am frühen Nachmittag und hätten aufatmen können, wenn sich unser Quartier "Wienerwald", von dem wir nur wussten, dass es einen Donaublick biete, nicht gar so hoch da droben auf dem Römerberg befunden hätte. Bis auf den elfjährigen Victor, der die Steigung in die Pedale stehend nahm, mussten alle anderen fast zwei Kilometer ihr Gepäck nach oben schieben, heiß geschwitzt unter den Regencapes.

Ich war erschöpft und wollte nicht mehr mit dem Bus nach unten fahren, vergaß auch den Friedensforscherkollegen Reiner Steinweg anzurufen, packte mich nur noch ins Bett - und überwand so bis zum Abendessen die Erschöpfung. Andere waren weniger vorsichtig gewesen. Elsa Cauer froh beim Rundgang in Linz entsetzlich. "Ein Schnaps rettete mich", berichtete sie beim Abendessen. Schüttelfrost ist auch eine Folge von Erschöpfung, und da hilft schon mal der Geist der Marille.

Ich merke, auf dieser Tour steht die körperliche Leistung wahrlich im Vordergrund. Ich denke in Etappen wie ein Infanterist und achte verdächtig wenig auf die Sehenswürdigkeiten. Dabei gäbe es mit grünem Blick mancherlei zu beobachten. Die regulierte Donau wird unterhalb der Dämme, auf denen wir meist radeln, von Auen begleitet, die man besser zu Fuß erkunden würde. Sogar ein Eisvogel schwirrte vorüber. Im stillen Altwasser sah ich Döbel stehen. Tja, man müsste eben absteigen und sich auch mal ganz ruhig hinsetzen und nur beobachten. Doch auch das simple Fahrrad, das alle Ökologen als Inbegriff der sanften Technik preisen, ist eine Maschine, die den Menschen an sich bindet und ihm angepasste Verhaltensweisen abverlangt. Man schaut auf den Tacho und macht Kilometer um Kilometer.

Doch beim Abendessen kehrt das Plaudern, das Erzählen zurück. Eindrücke vom Tage, aber wir holen auch schon mal weiter aus. Emil Cauer erzählt mir von seinen Ahnenforschungen, den Gründen für die Verfolgung der Familien Itzig und Cauer, in denen es viele Wissenschaftler und Künstler gab. Ich weiß fast gar nichts über meine Vorfahren. Die meisten waren wohl illiterate Bauern und Handwerker, Maurer, Küfer, Zimmerleute. Nur mit den Liebermännern könnte es eine besondere Bewandnis haben; da mögen einige darunter gewesen sein, die auch Bücher lasen - neben der Familienbibel mit den Holzschnitten von Schnorr und Carolsfeld. Und der Urgroßvater Liebermann schrieb sogar tagespolitische Gedichte als Lokalredakteur in Tuttlingen, darunter auch gereimte Verhohnepipelungen der königlich-württembergischen Manöver. Keine stattlichen Roots der Friedensforschung, nur ein Würzele. Aber ein bisschen stolz bin auch auf meine Pipelungen aus dem Neckartal.

Ich schlafe tief und schlecht. Die Leichenberge in den befreiten Konzentrationslagern - die Eindrücke aus meiner Schulzeit, die Photos in den Schaufenstern des Münsinger Kaufhauses - verfolgen mich wieder. Alles stinkt nach Verwesung und Kot. Und dabei sind die Anlässe für solche Traumkombinationen auch banal. Auf den letzten Metern vor dem "Wienerwald" war ich in

Hundekot gelatscht.

Von Linz nach Grein, Montag, 2. Oktober 1995

Rettung in der Sitznot

Heute schien mitunter die Sonne, so dass mich die im Reiseplan zu niedrig geschätzte Kilometerzahl nicht so hart traf. Ich war guter Dinge, nur mein Po schmerzte immer mehr vom langen Sitzen auf dem Sattel. Praktische Physik der Primitiven: Zu viele Kilopond, die nach unten drücken! An leicht abschüssigen Stellen, stand ich auch schon mal in den Pedalen und ließ das Fahrrad nur laufen - ohne zu treten. Doch das schaffte auch nur momentan ein wenig Erleichterung. Als es nicht mehr ging, empfahl mir Heinz Stenzel in einer Pause, doch mal den breiteren Sattel Gerhard Rosenaus auszuprobieren. Es war, als ob ich von einem Balken auf einen Ohrensessel umsteigen würde. Wir tauschten für die letzten 15 km die Räder. Eine wahrhaft gute Tat, und es machte dem lieben Pastor sogar noch Spaß, auch mal auf einem flotten Sportrad zu fahren; ich hingegen sinnierte über das für "einen Mann von achtundfunfzig Jahren" Angemessene und fand die Überlegungen Goethes zu diesem Thema und zur Pflege des Teints vergleichsweise überholt und nebensächlich, eben gemessen an der Hauptsache, nämlich den altersgemäßen Sitzflächen. Über Goethes Oberflächensorgen eines Funfzigjährigen war ich hinaus; in Richtung sechzig ging's ums Eingefleischte. Ich nahm mir vor, bei nächster Gelegenheit gleichfalls einen solchen Sattel mit Gelfüllung zu kaufen, koste er, was er wolle.

Heinz Stenzel spendierte am späten Abend in Greins "Goldener Krone" noch eine Runde Marillenschnaps. Er habe die Distanz gar gröblich unterschätzt. Aus 50 Kilometern seien 74 geworden. Wie er denn die Route gemessen und ob er gar Kilometer mit englischen Meilen verwechselt habe. Komfortabel untergekommen und gesättigt, ließ sich gut sticheln. Fontane nennt solch freundschaftliche Anmache "schrauben". (Stechlin-Lektüre, na bitte!) Wie es denn mit einer neuen Maßeinheit wäre, dem sogenannten Stenzel, also dem Normalkilometer mit 40-60prozentigem sportivem Aufschlag.

Von Grein nach Melk, Dienstag, 3. Oktober 1995

Das Überwiegen des sportlichen Elements

Ausgiebiges Kaffeetrinken mit Nachguss im Privatquartier bei Familie Temper. Morgenandacht und wieder Chorgesang ad maiorem gloriam dei. Das ist immer ein schöner, wirklich aufmunternder Beginn.

Holger Isbarn und ich fuhren voraus zu dem Fahrradgeschäft Grell, das uns seine guten Dienste bereits mit Schildern entlang der Strecke nach Grein angekündigt hatte. Man öffnete bereits 7.45 Uhr und hielt, was man versprach. Für malträtierte Sitzflächen gab es ein breites Angebot. Meinem Bedürfnis kam ein zusätzlicher Sattelüberzug mit Gelfüllung am meisten entgegen. Das Gel soll sich unter dem Einfluss der Körperwärme dem Sitzfleisch anpassen. Kostenpunkt: stolze 35 Mark, teuer, aber das Gel verschaffte mir eine spürbare Erleichterung. Gerhard Rosenaus Sattel war noch viel bequemer, aber zu diesem Großvatersessel gehört auch eine erhöhte Lenkstange, die es erlaubt, aufrecht zu sitzen und knieabwärts zu strampeln. Das kommt auch noch, aber vorläufig muss für Trekking auf einem Sportrad noch gelitten werden. Die jetzige Lösung ist ein Mittelweg, und ich hoffe auf die Gewöhnung meines Hinterteils. Das soll's geben.

Gerhard Rosenau und ich radeln nebeneinander. Er hat mit einem Stipendium und bereits als Bürger der DDR in Basel zwei Semester bei Karl Barth studiert. Es radelt sich gut, wenn man dabei von den vorlauten Deutschen im Christologieseminar berichten hört. Barth erboste sich gelegentlich über das Getrappel der Studenten bei den Jasperiaden im darüber gelegenen Hörsaal. Doch unser Gerhard Rosenau war neugierig und ging auch schon mal fremd nach oben ins „Jasperlestheater“, wo Jesus mit anderen großen homines religiosi verglichen wurde.

Leider bleibt das Wetter trübe. Drei Windstärken Gegenwind auf dem Donaudamm konstatiert Holger, der Segler in unserer Crew, mit Blick auf den Luftsack über dem Donaukraftwerk. Bei einer Radtour steht nun mal das körperliche Befinden, die physische Leistung, die Funktionstüchtigkeit der Räder und das aufmunternde "Grüß Gott" an die Entgegenradelnden im Vordergrund. Wir steigen auch mal ab, um Nüsse und Äpfel aufzulesen, aber an den Zitaten aus dem Nibelungenlied, die wohl ein Gymnasiallehrer mit seiner Klasse nebst Ritterbildern auf einer Fabrikmauer - und sogar in Mittelhochdeutsch - längs des Radwegs aufgetragen hat, radeln wir schnöde vorüber. Eigentlich verkehrt, aber so eine Tour hat ihre eigene Dynamik und ihre eigene Prosa.

Doch großartig dann der Blick auf das hochgelegene Stift Melk, das sich mit barockem Schwung nach vorne schiebt. Wir sind hier mitten in der Stadt, unterhalb der Klostermauern in einer früheren Zuckerbäckerei untergebracht. Das Unternehmen nennt sich jetzt Hotel Fürst und fordert entsprechende Preise für seine schiefen Zimmer. Ruth und ich haben ein maßlos kitschiges, weit ausladendes Doppelbett mit breiten Plüschbordüren und gepolsterten Rückenlehnen, in die Lampen und ein Radio eingebaut sind, die aber nicht mehr funktionieren. Wir amüsieren uns über diese ganz und gar unklösterliche Bettstatt. Am kommenden Morgen will ich Ruth photographieren, wie sie über leuchtend rote Geranien aus der Fensternische auf den Marktbrunnen blickt.

Von Melk nach Traismauer, Mittwoch, 4. Oktober 1995

Hochherrschaftliche Architektur

Der Vormittag galt der Besichtigung des Stiftes Melk. Eine viele Millionen teure Rundumerneuerung war fällig gewesen. Wasser und Holzwurm hatten jahrhundertlang ihr zerstörerisches Werk getan. Der Touristenstrom ist gewaltig. Auch heute, mitten in der Woche und dazu noch in der Nachsaison: ein volles Haus und Wartezeiten. Die kaiserlichen Gasträume sind als historisches Museum gestaltet; auf die Protestanten wird in den Kommentaren Rücksicht genommen. Aber eines registriere ich doch als Erkenntnis: Das Klosterleben lag trotz ungebrochen katholischer Herrschaft lange darnieder, aber der Protestantismus konnte sich mitsamt seiner breiten Anhängerschaft ohne legalisierte Ordnung hier dennoch nicht etablieren. Die Bedeutung der Institutionalisierung von Reformationen und Revolutionen darf nicht unterschätzt werden! Sonst wird eines Tages alles zurückgedreht. Dafür ist auch der Melker Barock ein Beispiel. Annelore Rinnert hat eine starke Abneigung gegen solche Herrschaftsarchitektur, und mir geht es genauso. Eine solche Anlage macht mich rebellisch, verstimmt mich, so kunstvoll sie auch sein mag.

Weinlese in der Wachau

Wir hatten alle auf den vielfach im Fernsehen und in den Zeitungen angekündigten Altweibersommer gehofft; doch über dem Donautal blieb der Hochnebel stehen. Der Tag war nicht trübe, aber es fehlte einfach die Sonne. Dabei radelten wir durch eine Gegend, die jedes Jahr auf die Herbstsonne wartet, von ihr lebt. Überall in der Wachau stand die Weinlese kurz bevor, an einigen Stellen war sie auch bereits im Gange: Es wurden Heurigenlokalitäten ausgeschildert, in einigen

Lokalen auch bereits "Sturm" angeboten. Eine Stimmung in den Dörfern wie an Mosel und Rhein zur Zeit der Weinlese. Doch man sollte sich von dieser Betriebsamkeit nicht täuschen lassen. Die Romantik hat ihre Kehrseite. Auf den Bahnhöfen lagerten in Plastiksäcken drei verschiedene Düngersorten, gekörnte Chemie, und das Fernsehen berichtete, dass die Winzer zur Hälfte zeugungsunfähig, auf künstliche Befruchtung angewiesen seien, eine Folge der Spritzmittel. Das Landwirtschaftsministerium redet sich trotz des Gebrauchs von Gasmasken auf unsachgemäße Anwendung hinaus, aber es werden eben jedes Jahr Unmengen von Gift versprüht und nicht alles verdunstet spurlos. Am Straßenrand werden auf Tischen die Trauben in Plastiktüten zum Mitnehmen angeboten. Bitte 20 Schilling in den Briefkasten! Gewaschen wohlweislich, aber was heißt das schon? Dennoch wird uns heute abend nichts vom Genuß des grünen Veltliner abhalten. Nicht sein kann, was nicht sein darf. Romantik forever.

Wo sind Elsa und Emil Cauer?

Wir erreichen bei Einbruch der Dunkelheit den Gasthof Venusberg in Traismauer - aber ohne Cauers. Wir haben sie unterwegs verloren und wissen nicht wo und wie. Sonst waren sie immer an der Spitze unserer Gruppe gefahren. Hatten sie zuviel Vorsprung gewonnen und die falsche Donaubrücke gewählt? Wir waren ratlos, ließen vorsichtshalber Erich Rinnert zurück, der an der richtigen Brücke warten sollte, ob sie zurück- oder nachkämen.

Glücklicherweise trafen sie dann kurz nach uns in Traismauer ein - dank einer Abkürzung über die Landstraße, während wir den umständlicheren Radweg durch ein Naturschutzgebiet gewählt hatten. Uns allen war entgangen, dass Cauers nach der Mittagspause erst gar nicht mit uns gestartet waren. Wir hatten die Räder etwas unübersichtlich hinter einer Hecke abgestellt. Elsa Cauer fand ihren Schlüssel nicht, und Emil machte sich schließlich auf die Suche nach einem Schlosser. Als er mit einem gewichtigen Bolzenschneider zurückkam, hatte Elsa schließlich den Schlüssel dank systematischer Mehrfachfahndung doch noch entdeckt. Mehr als eine halbe Stunde war darüber vergangen, und unser unbedachter Vorsprung war auch von strammen Radlern nicht aufzuholen. Nur gut, dass wenigstens Erich Rinnert gewartet hatte. Doch wir machten uns Vorwürfe: dass wir uns alle - bis auf Ruth, welche an ein Zurückbleiben glaubte - von der bisherigen Erfahrung des Spitzenreitertums Elsa Cauers hatten leiten lassen! Wir waren gar nicht auf den Gedanken gekommen, dass sie zurückgeblieben sein könnten. Wir hatten in den Weinorten und an Traubenständen immer wieder mal Halt gemacht und dadurch den Überblick verloren. Wer war vorne, wer hinten? Die Gruppe hatte sich mehrfach und immer wieder auseinandergezogen und nach den Zwischenstops neu sortiert. Das sollte uns nicht noch mal passieren!

Von Traismauer nach Wien, Donnerstag, 5. Oktober 1995

Umsteigen auf die Eisenbahn?

Die letzte Etappe ist die längste. Wir rechnen mit mehr als 80 echten Kilometern bis zur Pension Bosch in der Nähe des Wiener Südbahnhofs. Und wie würden wir quer durch die Wiener Innenstadt unseren Weg finden? Das waren doch bange Fragen - trotz "verstärktem Radlerfrühstück" nach Art des Venusbergs mit Traubensaft und Frühstücksei. Annelore Rinnert hatte leichtes Fieber und entschied sich für die Bahn. Wir begleiteten sie zum Bahnhof, winkten ihr hinterher. Und auch ich studierte auf der Karte die Möglichkeiten, wenigstens auf halber Strecke wie sie auf die Schiene überzuwechseln. Die uns längere Zeit begleitende Radlergruppe, deren Gepäck von einem Reiseunternehmen transportiert wurde, würde ihre geliehenen Räder in Klosterneuburg abgeben und dann mit der Bahn nach Wien einfahren.

Halbe Strecke hieß Tulln. Dreischiffige gotische Basilika. Ein Grund zum Verschnaufen. Dort lockte mich sogar noch ein Egon Schiele Museum, aber Ruth redete mir gut zu und in der verlängerten Mittagspause, während derer Öl für blanke Ketten besorgt wurde, erholte ich mich so einigermaßen. Zudem hatte mir der Anblick des durch eine Volksabstimmung stillgelegten Atomkraftwerks Zwentendorf sehr gut getan, mich gewissermaßen über mein politologisches Innenleben aufgepeppt. Hier hat sich die direkte Demokratie ein Denkmal gesetzt! Und als wir dann im schönsten Nachmittagssonnenschein Klosterneuburg erreichten, fühlte ich mich schon so nah an Wien, dass mir das Umsteigen auf die Bahn umständlicher vorkam als das Weiterstrampeln im Gruppenpulk. Dazu kam, dass sich unsere Suche nach der innerstädtischen Route auf muntere Weise löste. Wir hatten kurz vor Wien eine sportliche Sechzigerin angesprochen und sie nach dem Weg gefragt. Sie setzte sich kurzerhand mit ihrem Rennrad an unsere Spitze und lenkte uns den Donaukanal entlang - quer durch Wien - bis fast in Sichtweite unserer Pension.

In der Pension Bosch schien - bis auf die erneuerten sanitären Anlagen - die Zeit um die Jahrhundertwende stehen geblieben zu sein. Unsere beiden Betten waren dunkel gebeizt und mit einer gewaltigen Vor- und Rückwand versehen. In zwei riesigen Schränken hätten wir leicht das Gepäck der ganzen Gruppe unterbringen können. An den Wänden Stickarbeiten und tragische Familienszenen von Makarts Gnaden. Über unserem Bett betrachtete eine dunkelhaarige Schönheit mit - aus unerfindlichem Grunde - tränenverschleiertem Blick ihr friedlich pennendes, rosiges Baby.

Im "Rosenkavalier"

Wir waren also glücklich im Wiener Milieu gelandet und wollten nun auch noch sicher sein, dass mit der Rücksendung der Fahrräder alles klappen würde. Darum entschlossen wir uns, zuallererst zum Südbahnhof zu gehen, um dort die erforderlichen Erkundigungen einzuholen. Unterwegs empfahl uns eine Wienerin das Bahnhofsrestaurant "Rosenkavalier" zum Abendessen. Wollte sie uns Touristen auf den Arm nehmen? Doch es war ein wirklich guter Rat, denn wir fanden in dem lichten Lokal einen Nebenraum, in dem wir als Gruppe an einem großen Tisch Platz nehmen und uns ganz ungestört und von einem griechischen Kellner freundlichst bedient zwei Stunden lang unterhalten und nach der Anstrengung der letzten Stunden, in denen wir fast ohne Unterbrechung geradelt waren, entspannen konnten.

Wir waren in bester Stimmung und freuten uns auf die nächsten erholsamen Tage. Die Interessen waren etwas unterschiedlich. Wer zum ersten Mal hier war, dachte an Stadtrundfahrt und Riesenrad auf dem Prater, die Rückkehrer an Bummeln rund um den Stephansdom und an den Besuch des Kunsthistorischen Museums. Ich hatte mich in den Merian-Führer eingelese, machte einige Vorschläge und empfahl allen zu Beginn den Besuch des nahegelegenen Parkes Belvedere mit dem Schlössern des Prinzen Eugen von Savoyen.

Wien, Freitag, 6. Oktober 1995

O jekosch, wo nehmen wir gleich Karton her?

Als erstes zum Südbahnhof, um die Räder aufzugeben. Angeblich böse Erfahrungen beim Transport durch Tschechien, die in einem Brief der Bundesbahn an unser Berliner Reisebüro diplomatisch als Zollprobleme verschleiert worden waren. Tatsächlich wird wohl viel gestohlen, und es kursieren schlimme Erfahrungsberichte über Diebstahl von Handtaschen und Geldbeuteln aus Liege- und selbst Schlafwagen. Womöglich müssten wir eine Wache aufstellen und für den Bedrohungsfall Signalarufe verabreden. So ganz geheuer ist uns nicht, obwohl die meisten von uns Tschechen als freundliche Menschen kennen gelernt haben. Jedenfalls geht die Bundesbahn auf Nummero Sicher

und will die Fahrräder auf einem Umweg über deutsches Gebiet nach Berlin transportieren. Doch hierfür ist nun eine Verpackung in Karton vorgeschrieben.

Dafür wurden jedoch auf österreichischen Bahnhöfen keine Vorkehrungen getroffen, ganz im Unterschied zur Schweiz und zu Frankreich, wo diese Pappkartons auch vorgeschrieben sind, aber am Gepäckschalter auch erworben werden können.

Wir waren zunächst völlig ratlos. Wo sollten wir die Verpackungen her bekommen? Die Österreicher hinter dem Gepäckschalter besprachen sich. Dann rückte einer mit der Information heraus, dass in einer Ecke des Gepäckraumes die Reste von Verpackungen lagerten, die von Rädern stammten, die aus Deutschland eingetroffen waren.

Einiges erwies sich als sehr brauchbar, anderes war zerfleddert. Wir mussten immerhin acht Räder verpacken. Alle halfen zusammen und so werkten wir im Schweiß unseres Angesichts anderthalb Stunden, bis wir mit Hilfe von Bindfaden, Klebestreifen und passenden Lochungen schließlich die Verpackungen gebastelt hatten, die einen sicheren Transport unserer wertvollen und gegen grobe Behandlung doch recht anfälligen Räder einigermaßen gewährleisteten. Ruth und ich gaben uns größte Mühe. Wir wurden als letzte fertig, und sorgten dann auch noch dafür, dass der Packer durch eine Lücke im Karton hindurch einen leichten Griff um den Rahmen tun und das Fahrrad mit einer Hand hochheben konnte. Wie alle anderen schlossen wir zusätzlich noch einer Versicherung gegen Beschädigungen ab und schickten schließlich unser gutes Stück auf die Heimreise. Doch wir waren von dieser Packerei so geschafft, dass wir nicht sofort, wie ursprünglich geplant, zur Albertina in die Innenstadt fuhren, sondern uns erst mal im nahegelegenen Park Belvedere erholten, ohne jedoch die Schlösser selbst zu betreten.

Überall Grüppchen und Führer, und wir nahmen an, dass auch überall dieselben Klischees herunter geleiert werden, vom Prinzen Eugen, dem "heimlichen Kaiser von Wien". Aber ich durfte nicht meckern, weil ich mich historiographisch nicht vorbereitet hatte.

Nachhaltige Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg

Vom unteren Belvedere zu Fuß zum Sowjetischen Ehrenmal. Riesig, triumphal, stalinistisch, ohne Sensibilität für die Tragik aller Siege auf Schlachtfeldern. Doch als Mahnung wichtig, auch einmalig. Ein fremdes Denkmal im eigenen Land, Erinnerung an den Überfall auf das andere Land und das ungeheuerliche Leid, das dieser Krieg für die Überfallenen bedeutete. Ich wußte nicht, dass es solche Denkmäler außerhalb Deutschlands und Österreichs irgendwo gäbe. Sonst errichten sich immer nur die Sieger im eigenen Lande ihre Denkmäler. Es soll Inhalt des Staatsvertrages von 1955 sein, dass dieses Denkmal bestehen bleibt. Das ist gut so - und sei das Denkmal aus künstlerischer Sicht auch noch so scheußlich.

Die andere Möglichkeit, der Opfer des Faschismus und seines Krieges zu gedenken, zeigt Hrdlicka gegenüber der Albertina, die wir eigentlich besuchen wollten. Doch erstens war es mittlerweile zum Besuch des Kupferstichkabinetts fast zu spät, und zweitens wurden dort nur Faksimiles ausgestellt. Meinetwegen. Viele dürften den Unterschied zum Original ohnehin kaum bemerken. Sie wollen eben die weltberühmten Glanzstücke der Sammlung, z.B. Albrechts Dürers Hasen, sehen. Und doch empfinde ich dieses Verfahren als ein zu großes Zugeständnis an den Tourismus. Warum nicht wechselnde Sonderausstellung von Originalen für Kenner und Liebhaber? Die berühmteste Sammlung der Welt darf die zur ihr Pilgernden doch nicht mit Faksimiles abspeisen!

Rembrandt und Velasquez

Den ganzen Nachmittag verbringen wir in der Gemäldesammlung des Kunsthistorischen Museums. Es ist schon seltsam. Hier fühle ich mich in einer fremden Stadt daheim, begegne vertrauten Künstlern und treffe auf Werke, die ich auf Abbildungen bereits bewundert habe. Am meisten rührt mich das Nebeneinander von drei Selbstportraits Rembrandts, die nur fünf Jahre trennen. Und doch sieht man mit erschütternder Deutlichkeit, wie diese Jahre geradezu von Tag zu Tag ihre Spuren hinterlassen haben, und wie das Alter Einzug hält. Sechzig Selbstporträts soll Rembrandt gemalt und gezeichnet haben. Das ist noch decouvrierender als das aufrichtigste Tagebuch. Und er war bei allem Kunstsinn gerade gegenüber sich selbst schonungslos aufrichtig. Das ist merkwürdig. Als Geschäftsmann kann er doch gar nicht so offenherzig, in seinen Worten so selbstkritisch gewesen sein. Doch das künstlerische Medium scheint ihn zur Wahrheit gezwungen zu haben. Vor solchen Bildern erschrickt man. Mir kommen hier die Tränen, weil aus diesen Augen spricht: Ecce homo - in all seiner Vergänglichkeit. Das haben hier wahrscheinlich schon viele vor mir gedacht, aber das Erlebnis der Wahrheit muss ja nicht originell sein.

Eine kraftvolle Überraschung, die uns die preußischen Museen nicht zu bieten haben, waren die Staatsportraits von Velasquez. Er musste Prinzessinnen malen. Das tat er auch sehr manierlich, aber man achte nicht nur auf die Gesichter, sondern auch auf die Kleider! Hier wird mit Farbe gestaltet, lange vor der informellen Malerei. Der vergrößerte Ausschnitt des Reifrocks einer Infantin wäre ein Gemälde in sich. Besonders fasziniert war ich von dem roten Rock einer Prinzessin mit Arkadenfrisur. Man hat es vor der Restaurierung für ein Werk aus seiner Werkstatt gehalten, aber sich neuerdings eines Besseren besonnen. Ich finde gerade den Rock in seinen verschiedenen Rottönen, die bis ins Graue schattieren, so meisterlich, dass ich unmöglich an eine routinierte Werkstattarbeit, wie man sie aus der Umgebung Lucas Cranachs kennt, glauben kann. Leider habe ich keine Postkarte dieses Gemäldes gefunden, aber das eigentliche Farbenspiel wäre im Postkartenformat auf jeden Fall verloren gegangen.

In diesen Hallen hätte ich noch Tage verbringen und immer wieder neue Entdeckungen machen können, aber es waren nur wenige Stunden, und ich musste mich auch immer wieder ausruhen, da die Hüfte schmerzte. Das Radfahren war mir leichter gefallen als heute das Gehen. Und ich habe leider den Eindruck, dass nach dem Radfahren das Gehen noch schmerzhafter ist als sonst. Radfahren soll ein gesundes Training sein bei Hüftgelenksarthrose, doch nach dem Absteigen konnte ich nur noch mühsam humpeln und mit dem linken Fuß voran die Treppen hochsteigen. Das muss sich wieder verlieren!

Beim grünen Veltliner

Doch den heutigen Abend darf ich sitzen. Wir fahren - geleitet von der gebürtigen Wienerin Heidi Schütz, mit der wir dies in Berlin nach dem Gottesdienst bereits vorbesprochen hatten - in der Tram zu einem Heurigenlokal in einem Vorort Wiens und sprechen dem grünen Veltliner kräftig zu. Die Stimmung steigt und unsere gutbürgerlichen Hemmungen schwinden. Jedenfalls sind viele von uns erleichtert, besonders aber Heinz Stenzel, unser Senior, dass wir nach gemeinsamer Fahrt in Wind und Wetter und 380 Kilometern endlich zum Du finden. Man tuts feuchtfrohlich und doch ist für meine Generation immer noch ein Ereignis, sogar eine Errungenschaft, hat jedenfalls etwas zu bedeuten, Freundschaft, Nachsicht, Solidarität, man darf sich nicht nur "schrauben", sondern auch mal kritisieren, sogar streiten, darauf vertrauend, dass nicht übel genommen wird und dass es unverbrüchlich weitergeht. Aber da bin ich auch schon enttäuscht worden, und da brauchen wir dann den Schubs von ein paar Gläschen Veltliner.

Heinz Stenzel hatte sich besonders mit dem Ehepaar Cauer, die auch in Dhaun seine Nachbarn sind,

schon seit langem diese vertraute Anredeform gewünscht, aber sich auch aus Respekt vor dem schwierigen Amt des Gemeindepfarrers zurückgehalten. Wir wollen das Du auch nicht leichtfertig gebrauchen, es ist wohl das Wertvollste, das wir nach Berlin heimbringen. Es hat bei den meisten von uns auch bereits eine längere Vorgeschichte des Vertrautwerdens, der Geburtstagsfeiern und der Anteilnahme in Alltagsangelegenheiten. Aber das Du erleichtert auch vieles. Ich habe es auch alsbald als ungemein überlebenspraktisch gepriesen und Erich Rinnerts Beinaheabfahrt in die Donau zum Exempel erkoren. Hätte man mich im selben Falle mit dem Rufe "Herr Doktor Ebert, die Donau!" zu warnen gesucht, hätte ich bereits drin gelegen, während ein kurzes "Theo, die Donau" mich vor dem Untergang und dem Errichten eines Marterls am Rande des Radwegs bewahrt hätte. Man möge also bei künftigen Radtouren mit dem Du nicht allzu lang zögern. Quod erat demonstrandum.

Wien, Samstag, 7. Oktober 1995

Eine berlinische Laudatio

Gerhard Rosenau hält beim Frühstück eine Dankesrede für den Organisator und Hirten unserer Tour, Heinz Stenzel. Er kleidet die Laudatio in ein förmliches Zeugnis, das jedoch statt Noten nur wiederholt das höchste Lob enthält, das ein Berliner über die Zunge zu bringen vermag: "Man kann nicht meckern." Wir werden die Reise in schöner Erinnerung behalten, gerade auch, weil sie einige von uns auch angestrengt hat, und wir mehr leisteten, als wir uns zunächst zugetraut hatten. Bis auf das zeitweise Abhandenkommen von Elsa und Emil haben wir auch als Gruppe ein gutes Zeugnis verdient, und einige freuen sich auf eine nächste, vergleichbare Unternehmung.

Elsa und Emil Cauer werden heute nachmittag bereits in Richtung Mainz losfahren. Wir anderen haben für den Abend drei Schlafwagenabteile gebucht, das heißt jedes Ehepaar bekommt einen Gast, dann wird die Tür abgeriegelt, und wir können die Gruselgeschichten vom Nachtexpress durch Tschechien vergessen.

Innenbesichtigung im Belvedere

Ruth und ich haben uns für heute keine großen Sprünge, nur noch die Innenbesichtigung des Belvedere und einen Spaziergang um den Stephansdom vorgenommen. Und dabei bleibt es auch. Die Aufmerksamkeit der Touristen konzentriert sich aufs obere Belvedere, insbesondere die Ausstellung einer Reihe von Gemälden Klimts, darunter der berühmte Kuss. Hübsch anzusehen wie alles Jugendstilige, aber ich kann mir nicht helfen: Bei aller Schönheit und Meisterschaft im Umgang mit dem farblichen Effekt, kommen mir unwillkürlich eben doch die Bezeichnungen "dekorativ" und "dekadent" in den Sinn, auch wenn ich gar nicht so genau weiß, was ich unter letzterem verstanden wissen will und dies auch ein Ehrentitel in Zeiten der Technorhythmen sein könnte. Doch packender, offener und weitaus drastischer finde ich allemal Egon Schiele, der eben gar nicht dekorativ ist, sondern von vornherein am Rande des Todes laboriert, und bei dem ich im Ausdruck eine viel größere Nähe zu Beckmann und zu Corinth sehe als zu Klimt. Aber ich will Klimts Verdienste und Mühen nicht schmälern. Er brauchte Jahrzehnte, bis er seinen eigenen Stil gefunden hatte. Seine frühen Bilder waren gut, aber nicht außergewöhnlich. Diese Entwicklung ist ein Beleg für die These unseres Sohnes Christian, dass ein Künstler ein gutes Jahrzehnt intensiv arbeiten und experimentieren muss, bis er zu Klarheit in Stil und Mitteln findet.

Altarbilder aus dem späten Mittelalter

Da wir den Eintritt für das untere Belvedere im oberen en bloc erwerben mussten, nehmen wir dieses Angebot nun auch wahr, obwohl uns die Barockmalerei nicht sonderlich interessiert. Doch

das Reizvolle sind hier die expressiven, hingehuschten Modellos, die den großen Ölschinken vorangingen. Ganz allein waren wir dann bei den mittelalterlichen Altarbildern. Doch gerade sie waren für mich die Entdeckung des Tages. Ich meinte in vielen Einzelheiten die Vorbilder Dürers im Donaoraum zu erkennen und konnte gerade im Blick auf die zwanzig Jahre vorausgehenden Bilder dann die Weiterentwicklung des Nürnbergers wahrnehmen. Ohne kunsthistorische Pflichten notierte ich mir keine Namen und behalten habe ich sie auch nicht. Doch ich fand es faszinierend, wie auf einem Altarbild ein Handwerker ein Loch ins Kreuz bohrte, verschrobene Leibes - wohingegen Dürer dieses Bewegungsstudie auf dem Holzschnitt "Die Marter der Zehntausend" kraftvoll perfektioniert. Eine ähnliche Parallele beobachtete ich bei der Geißelung Christi. Nicht nur, dass dieser an eine Mittelsäule gebunden ist wie in Dürers großer Holzschnittpassion. Auch auf dem Wiener Altarbild bindet im Vordergrund ein Knecht das Rutenbündel. Ganz neu ist bei Dürer die Gewölbezeichnung in Perspektive. Doch diese Renaissance-Elemente tragen wenig zum Andachtscharakter bei, sind in ihrem Perfektionismus fast schon Vorreiter des Manierismus, der in der nächsten Generation bereits auf die Personenzeichnung übergreift, die bei Dürer noch ganz streng an die religiöse Überlieferung und die andächtige Form gebunden ist. Ich bin begeistert von dieser Sammlung und kann mich kaum lösen, möchte nicht mehr hinaus auf die Wiener Straßen. Ich finde die Altarbilder in der kargen, weißen Isolation des Museums viel eindrucksvoller als in Kirchen. In den Domen werden die Bilder von der kolossalen Architektur erschlagen. Flügelaltäre ohne geschnitzten Firlefanz passen in kleine romanische Feldsteinkirchen oder in graue und doch lichte gotische Kirchen kleineren Formats. Im barocken Dom verkommt beinahe jedes Altarbild zu Dekoration und Propaganda.

Der Stephansdom gehört zu Wien wie das Riesenrad, aber er ist mir nun mal zu groß, auch zu voll. Die Touristenströme schwappen herein, entzünden Kerzenseen und werden von Führern in Dutzenden von Sprachen vollgelabert und in abgesperrte Ecken geführt. Ich bin müde und setze mich eine gute halbe Stunde in der Mitte des Doms in eine Bankreihe, döse andächtig vor mich hin und überlasse Ruth das Ausforschen dieses Komplexes, an dem jede Säule noch mit Statuen verziert ist. Zuviel ist zuviel, auch wenn es im einzelnen noch so qualitativ sein mag.

Autographen und Maroni

Zum Besuch des Museums für Moderne Kunst ist es zu spät, aber es bleibt noch Zeit zum Bummeln. Wir besuchen ein Porzellangeschäft. Mit uns schieben sich gewichtige japanische Ringer in gestreiften Kimonos und Sandalen durch die Auslagen, kaufen auch einigen Nippes und lassen sich gutmütig knipsen. Das gehört zum Showbusiness. Ich entdecke noch ein Antiquariat, das mit Autographen handelt, darunter auch ein Photo von Günter Grass, nur signiert und ohne Datum und Ortsangabe. Kostenpunkt DM 250. Im "Tagebuch einer Schnecke" hat er noch registriert, dass seine Kinder sieben Grass gegen eine Heino getauscht hätten und dass dies in der Familie als gutes Geschäft gelolten habe.

Heimreise im Schlafwagen

Es wurde dunkel. Ein passendes Reisepräsent hatten wir für unsere Kinder nicht gefunden. Sachertorte und Mozartkugeln fanden wir doof, außerdem teuer. Eine Tüte Maroni war eigentlich typischer, außerdem konnte ich mir daran die Hände wärmen.

Um 18 Uhr waren wir wieder im "Rosenkavalier" am Südbahnhof verabredet. Der Appetit richtete sich auch nach den Schillingvorräten. Für die letzten Reste wurde telefoniert, frankiert und Proviant eingekauft, Brötchen und Zitronenlimonade zum Frühstück, nicht gerade stilecht, doch gut für den trockenen Hals im engen Abteil.

Berlin, Sonntag, 8. Oktober 1995

Sichere Heimfahrt in camera

Die nächtliche Fahrt verlief ohne Störung im sicher verriegelten Abteil. Wir nahmen überhaupt nicht wahr, dass wir durch Prag reisten. Die Betten waren gut, und wir waren müde, und erst in Dresden wurde ich kurz wach, schlief aber weiter, weil es noch dunkel war. So kamen wir im Morgengrauen in Schönefeld an, fuhren mit der S-Bahn bis zum Congreßzentrum, wo wir von Rinnerts jüngstem Sohn Benjamin und auch von unserem Jüngsten, Wolfgang, erwartet wurden.

Sichtweisen

In Kladow dann Frühstück, und wie mit unserem Abteilgefährten Gerhard Rosenau verabredet um 11 Uhr in der Schilfdachkapelle. Aber ich muss zugeben, mir ging's wie einst Gerhards Bauern, die um 4 Uhr aufgestanden waren und dann in der kühlen Kirche das Haupt zum Nickerchen senkten. Auch Gerhard hatte heute zu kämpfen, obwohl Werner Schönfisch eigentlich sehr ansprechend über die Heilung eines namentlich genannten Blinden predigte. Der springende Punkt seiner Deutung dieser merkwürdig präzisen Wundergeschichte war, dass wir es lernen können, mit Jesus zu sehen, wo wir bisher blind waren für das Wesentliche. Das war schön gesagt. Ich hätte mir noch ein paar aktuelle, auch politische, jedenfalls transfamiliale Beispiele für solch neue, von Jesus ermöglichte Sichtweisen gewünscht. Und dann schweiften meine Gedanken ab, und ich fing an zu sinnieren: Was waren denn die neuen oder die bereits früher geweckten Sichtweisen der letzten Tage? Aber da beginnt die Erinnerung von vorne.

Durchs Emsland und ans Wattenmeer

14. - 24. September 1998

*Und es waren fünfhundertfünzig Kilometer,
und wir radelten von Rheine flussabwärts über Papenburg und bis Emden
und wir fuhren nach Norden und nahmen die Fähre nach Norderney
und radelten weiter auf dem Störtebekerweg den Deich entlang bis Wilhelmshaven
und ans Zwischenahner Meer und nach Oldenburg,
und das waren fünfhundertfünzig Kilometer.*

Als Vorspruch ein Eingeständnis

Wenn du als erstes die Zahl der zurückgelegten Kilometer nennst, dann lässt dies tief blicken. Doch der springende Punkt bei einer Radtour ist nun mal, dass man es schafft - als Gruppe und natürlich auch du selbst als einzelner auf deinem Sattel mit schmerzdem Po. Von Punkt A nach Punkt B radelnderweise. Das ist es!

Gewiss, du informierst dich im voraus über die mutmaßlichen Distanzen. Und du wirst beruhigt. Es werden rund 50 Kilometer sein. Und am Abend sind es dann meistens doch 70 geworden. Das läppert sich halt zusammen. Schöne Strecken fordern Umwege, sagt man so. Wer fährt schon gerne die Bundesstraße entlang - und sei der Radweg dort auch noch so flott asphaltiert? Du schon, zumindest gegen Abend, aber das gibst du nicht zu. Aber geschafft hast du - haben wir! - es dann doch.

Ich sinke ermattet und rundum feucht verschwitzt auf mein Hotelbett, während Ruth schon mal duscht. Sich ausstrecken, das tut gut. Bis wir dann nach einer knappen Stunde zum Abendessen zusammenkommen und auf die geschaffte Strecke zurückblicken. Stolz wie Störtebeker.

Das bloße Radeln ist nicht alles, aber es ist und bleibt für mich der Kern des Unternehmens. Gib's zu: Der kulturelle Rest wird für dich zur Girlande und ist Gelegenheit zur Pause, zum Dehnen der schmerzenden Glieder. Es ist nicht fair gegenüber der Gruppe, dass ich das so formuliere, aber so war es mir nun mal häufig zumute. Das darf ich aber im Folgenden nicht dauernd aufschreiben. Reiß dich zusammen! Du solltest dem Geschauten, dem Gehörten, dem Erlebten mehr Raum geben! Das gehört sich so! Das gebe ich auch zu, aber ich schreib halt vorweg, wo es kniff. Ich spüre doch im Rückblick, wie viel mehr von Land und Leuten und der ganzen reichen Geschichte des Emslandes ich hätte in mir aufnehmen können, wenn, ja wenn mich das Kilometermachen nicht so beschäftigt hätte. Aber so ist das: Eine Radtour ist nun mal keine Bildungsreise. Das ist zuvorderst etwas Sportliches, etwas Gruppendynamisches. Jedenfalls für mich, der ich nun mal kein großer Sportsmann bin. Wenn die Muskeln es schaffen, die Fahrräder funktionieren und die Gruppe sich versteht und mit Schwierigkeiten fertig wird, dann ist es gut - und wenn dann noch schönes Wetter ist und es einige kulturelle Höhepunkte gibt, dann ist es wunderbar. Und um es vorweg zu sagen,

uns ging es insgesamt gut, auch mir, und es gab zumindest einen kulturellen Glanzpunkt, und um diesen noch rechtzeitig zu erreichen, sind wir alle wie die Weltmeister in die Pedale gestiegen. Aber das kommt noch. Auf halber Strecke. Und dann gab es noch einen Park im Regendunst hinter einem Wasserschloss, und das alles bezauberte mich, und dort bin ich fast verloren gegangen.

Berlin - Rheine.

Montag, 14. September 1998

Regen zur Einstimmung

In Kladow bestiegen wir das Boot der BVG nach Wannsee. Winkender Abschied von Familienmitgliedern für unsere Crew. Wir sind alle bestens ausgestattet. Moderne Räder. Praktische Gepäcktaschen. Griffbereite Saugflaschen am Rahmen. Wie auf der Tour de France! Kilometerzähler und Regenschutz und bei mir - wegen der maroden Hüfte - auch noch der verkürzbare Wanderstock, der sich auf den Gepäckständer schnallen lässt. Wir kennen uns von früheren Radtouren. Für einige ist es bereits die vierte, für die meisten zumindest die dritte und nur für vier von den fünfzehn Teilnehmern erst die zweite Tour. Große Überraschungen werden wir miteinander kaum erleben, und das ist gut so.

Wir haben Platzkarten für den Interregio mit Fahrradabteil und wir haben immer Stoff zum plaudern, aber ich lese auch eine Zeit lang in Hermann Lenz "Seltsamer Abschied", weil mir der Konflikt mit meiner Stuttgarter Familie noch nachgeht. Lenz hatte nach dem Tod der Mutter auch einen Abschied aus Stuttgart vor Augen. Ich hoffe immer noch auf eine Wende zum Besseren, auf gute Erinnerungen, auf mehr als ein paar Fotos aus dem Familienalbum. Auch diese kannst du heute mit dem Laserdrucker leicht kopieren.

Wir sitzen im Zug warm und gemütlich, aber draußen jagt der Wind die Wolken. Immer dunkler wird es. Wir erreichen um 16.30 Uhr Rheine. Im strömenden Regen müssen wir das Gepäck zunächst auf den nassen Perron legen. Alle pellen sich wasserdicht ein. Wichtig sind die Gamaschen oder regendichten Hosen. Doch nur eine kurze Probefahrt, dann haben wir bereits unser Hotel erreicht. Glück gehabt. Ursprünglich war geplant, noch 15 Kilometer bis Salzbergen zu radeln. Doch dort hatten wir für unsere Gruppe kein gemeinsames Quartier gefunden. Drei Frauen brauchen Einzelzimmer. Das macht zusammen neun Zimmer. und diese sind auch in der Nachsaison nicht überall frei.

Im Hotel begrüßen uns Elsa und Emil Cauer, die aus dem Hunsrück angereist sind. Umständlicher als wir.

Rheine - Salzbergen - Lingen.

Dienstag, 15. September 1998

Warten auf die Sonne im Heimatmuseum

Die Innenstadt von Rheine ist weitgehend verkehrsberuhigt. Wir haben gut geschlafen. Hier gäbe es einiges zu besichtigen. Jede dieser alten Städte hat ihren eigenen Reiz. Doch der Tag beginnt wieder mit Dauerregen, und wir haben nun mal eine normale Tagestour vor uns. Dennoch wage ich es, den Besuch des unmittelbar benachbarten Heimatmuseums vorzuschlagen. Ingrid Laudien hatte auf dessen Existenz hingewiesen. Ich griff es auf - trotz der gruppenspezifischen Bedenken von Ruth. Wenn wir dann zu spät wegkämen und unser Kilometerpensum nicht schafften, wäre ich

verantwortlich. Auch andere meinten: Wir müssten erst mal was tun und uns dann der Historie zuwenden. Doch mein stärkstes Argument für das Museum war der noch immer anhaltende Regen: Der Himmel könne ja inzwischen aufhellen. Das leuchtete allen ein, denn nun sofort in den Regen hinein zu radeln war eine wenig begeisterte Perspektive. Eine gute Stunde wird also der Heimatkunde (im Trockenen) reserviert.

Ich mag diese kleinen Museen. Sie bergen fast immer eine Überraschung, meist mehrere. Ich fotografiere eine lateinische Inschrift im ehemaligen fürstbischöflichen Amtshof in der Herrenschreiberstraße und notiere die deutsche Übersetzung:

*Sonne, du schienst zum 26. Mal uns im Juni,
als es vom Himmel im Sturm regnete Fische herab.
Schwimmen soll er, der Fisch! Drum bringt den Wein jetzt auf's schnellste!
Schwimmen soll er, der Fisch! Füllet den Humpen mit Wein!
Aber was ihr im Scherz und im ernsten Gespräch dabei redet,
berge als Geheimnis schweigsam und stumm wie der Fisch!*

Weitere Sehenswürdigkeiten sind ein Kamin mit Delfter Kacheln, die das Leben Jesu zeigen wie sonst nur die Graphiken von Dürer bis Callot. Eine anrührende Holzplastik "Christus in der Rast" von Heinrich Meiering (Rheine um 1650).

Die Spezialitäten des Hauses sind eine Waffensammlung (mit einem ersten Gewehr, das nur auf 6 Meter zu treffen vermochte und aus einem Holzstumpen und aufgesetztem, kurzem Eisenrohr mit Pfanne bestand) und eine ganz friedliche Sammlung von Imkerausrüstungen. Strohstülper und Klotzstülper und ein Bienenwagen aus dem Kloster Lorsch.

Nach der Museumsstunde hat der Regen noch nicht aufgehört, aber immerhin merklich nachgelassen. Wir fahren in der Regenkluft los, können sie aber bald schon lockern und uns frei entfalten.

Ich bin von der Schönheit der Strecke überrascht. Erwartet habe ich schwarzweißes Rindvieh hinter Elektrozäunen. Aber der Radweg folgt der Ems unter Eichen und Buchen. Gut geschützt unterm Cape ist die herbstliche Nässe sogar erfrischend. Ab Mittag dann nur noch gelegentliche Schauer, aber kein Dauerregen.

Wir passieren das Atomkraftwerk Lingen. Weiträumig eingezäunt - wie zu erwarten. Daneben ein Stahlwerk. Kurz zuvor haben wir eine Datschen-Siedlung passiert. Was sich die Leute dabei denken, weiß ich nicht. Das sind alles so Projekte in sogenannten "strukturschwachen" Gebieten.

Stöbern im Antiquariat in Lingen

Unser Tagesziel ist Lingen. Im Stadtzentrum sind wir im Kolping-Haus gut untergebracht. In der benachbarten Buchhandlung des russischen Emigranten J. H. Blanke kaufe ich die Werke Mark Twains in zwei Bänden im Hanser-Verlag, München 1971. In dieser schönen Ausgabe fehlen die Reisen durch Europa, die ich mir im Mai in Chicago im Original und dann auch noch in deutscher Übersetzung gekauft habe. Die Hanser-Dünndruck-Ausgabe war für DM 20 verlockend billig. Landet unten in der Gepäcktasche. Ein Kilo. Sei's drum.

Lesen werde ich darin unterwegs aber sicher nicht. Mein einziger Beitrag zum Amüsement der

Gemeinschaft könnte das Vorlesen von "Der Negerpastor" aus Hans-Ulrich Treichel "Heimatkunde oder Alles ist heiter und edel. Besichtigungen" (Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1996) bilden. Ruth war da von Anfang an skeptisch. Ich solle mich zurückhalten, aber ich habe das Buch mal eingepackt.

In memoriam

Beim Abendessen unterhältst du dich mit deinen unmittelbaren Nachbarn. Vorlesen geht da nicht, höchstens mal was direkt zum Ort oder zur Strecke. Emil Cauer hat aus einem alten Lexikon die Einwohnerzahlen notiert, Katholiken und Evangelische - und immer auch die Juden. Aber auch beim Gespräch mit den Tischnachbarn findest du auf einer Radtour dankbare Zuhörer für deine Lieblingsgeschichten, für die Berichte von deinen Hobbies. Ich erzähle gerne von meiner Chodowiecki-Sammlung, den spannenden Momenten bei Auktionen und der Freude des immer erneuten Betrachtens der kleinen Blättchen und der Rückentdeckung der Geschichten, die sie illustrieren sollen. Sowas kennen die anderen nicht und finden es interessant. Sonst liest man in der Zeitung nur von Sotheby's, und da geht es dann immer gleich um Millionen. Dabei kannst du in Berlin bei Bassenge für ein paar hundert Mark zu museumsreifen Graphiken gelangen. Du musst dich nur hineindenken und dich für die früheren Zeiten und ihre Helden begeistern.

Und dann erinnert man sich als Gruppe auch an alte Freunde, die inzwischen gestorben sind. An Roland Albroscheit, der zu bestimmten Zeiten immer "etwas zwischen die Kiemen brauchte", und dessen Laienpredigt über das Kirchengesangbuch ich in so lebhafter Erinnerung habe, weil er von der Kanzel herab den Text auch schon mal vorgesungen, uns dann aber auch beruhigt hat. Er werde jetzt nicht jede Strophe, die er zitiere, auch sogleich vorsingen. Es sind bestimmte Redeweisen, die wir uns bei unseren Freunden einprägen. Jeder hat da so seine Lieblingsworte. Mir fällt in bestimmten Situationen ein, was mein Vater nun wohl gesagt hätte. Aber nicht auf Kommando. Ein Beispiel? Schade, so auf Anhieb funktioniert es nicht. Aufschreiben muss ich mir solche Redewendungen! Hermann Lenz hat das wohl getan. In "Der Fremdling" lässt er ein Kapitel lang den alten Vater über seinen Sohn, den Eugen Rapp reden.

Ich habe mir vorgenommen, auf der Radtour ein paar Pfund abzunehmen zur Entlastung der Hüfte. Ich bestelle darum zum Abendessen nur eine Kohlroulade und ein alkoholfreies Bier. Hinterher bin ich noch hungrig, aber vor allem müde. Und in dieser Kombination kann ich auch mit halb leerem Magen gut schlafen.

Lingen - Meppen - Lathen.

Mittwoch, 16. September 1998

Der falsche Rat der Jugend

Heute zum zweiten Mal die Morgenlesung aus dem Alten Testament. Rehabeam holt sich Rat bei den Alten und den Jungen. Es kommt zur Teilung in das Nord- und das Südreich. Elsa Cauer macht noch einige Anmerkungen zum Problem der Teilung von Völkern. Mich hätte noch interessiert, wie es zu den unterschiedlichen Ratschlägen der Alten und der Jungen gekommen ist und wie man das zu verstehen hat.

Eicheln und Brombeerpower

Die Sonne scheint immer wieder. Man könnte auch sagen, ab und zu gibt's noch einen Regenspritzer. Aber wir ärgern uns nicht, freuen uns vielmehr an der einsamen Radlerspur zwischen Kartoffel- und Maisfeldern - unter einzeln stehenden Eichen. Apfelbäume findet man hier nur neben den Gehöften, aber nicht auf freiem Feld. Dafür weit ausladende Brombeerhecken, an denen wir

auch schon mal anhalten. Statt Fallobst eben Brombeerpower und ein wenig Verlüften für das vom Sattel malträtierte Hinterteil. Die meisten haben zwar moderne Gelfüllungen im Sattel, aber nicht alle sind so leicht wie Ruth und Monika Isbarn. Mir macht auch noch der Sand auf den Waldwegen zu schaffen, weil bei meinem Rad der Abstand zwischen Reifen und Schutzblechen zu gering ist. Wenn es plötzlich verstopfen sollte, könnte ich vornüber stürzen. So fahre ich immer mit den Händen an den Hebeln der beiden Felgenbremsen.

Bei Pingel-Anton

Am Ortsausgang von Groshespe ein passender Gruß "Koamt guot öwer!", und so geht es uns auch. Wir strampeln brav und erreichen am späten Nachmittag die Kleinstadt Lathen. Unser Quartier liegt an einem Bahnhof und nennt sich "Beim Pingel Anton". Pingel steht für Kleinbahn und die Gaststube ist wohl gefüllt mit Eisenbahnererinnerungsstücken. Signallampen und Warnungshörnern und vielen gelblichen Fotos kleinerer und auch gewaltiger Zugmaschinen. Das ist eigentlich Emil Cauers Hobby, aber er ist da zurückhaltender als ich. Wir haben heute auch ein richtiges Thema, das alle interessiert. Ingrid Laudien war unmittelbar vor unserer Radtour in Odessa. Es gibt da eine Partnerschaft unter Kirchengemeinden und Laienschauspielern. Und davon berichtet sie uns, stellt sich dazu auf einen Treppenabsatz. Die anderen Gäste müssen so wohl oder übel mithören, aber - auf Nachfrage - tun sie dies gerne. Man weiß so wenig über den heutigen Alltag in der früheren UdSSR. Die Gastfreundschaft ist überschwänglich und erfinderisch. Und Essen und Trinken gehört nun mal unbedingt dazu, gewissermaßen systemübergreifend. Es hält Leib und Seele zusammen, sagt man so, und falsch ist das gar nicht. Wir Radler lassen es uns im übrigen bei Pingel-Anton auch schmecken, auch wenn ich beim alkoholfreien Bier und der Gemüseplatte bleibe.

Pingel-Anton ist im Bettentrakt eine moderne Anlage für Geschäftsreisende und Urlauber. Ich mache nur ein schiefes Gesicht, als ich die getrennten Betten bemerke. Kein Problem. Heike Luther hat im Einzelzimmer ein Ehebett und tauscht gerne mit uns. Das finde ich einfühlsam, Ruth auch.

Lathen - Dörpen - Papenburg.

Donnerstag, 17. September 1998

Ortstermin beim Transrapid

Wir hoffen auf einen Altweiber- respektive Altmännersommer, aber es wird nichts draus. Immer wieder Schauer, doch wenigstens kein Dauerregen. Doch am Abend bin ich erledigt. Es waren doch wieder mehr als 60 Kilometer. Doch dies nur vorweg.

Zunächst sind wir gar nicht weit gefahren, denn wir wollten die Versuchsstrecke der Magnetschwebbahn kennen lernen. Leider sind jetzt im Herbst keine Probefahrten mehr möglich, so müssen wir uns quasi "vollabern lassen", wie unsere Kinder früher gesagt hätten. Aber wir Berliner sind kritisch geimpft, begucken uns im hochstieligen Pavillon in Dörten zwar den Shop, in dem es auch Transrapid-T-Shirts und sonstigen Transrapid-Nippes zu kaufen gibt, aber der Mathematiker in unserer Gruppe, Erich Rinnert, frage dann auch nach dem Energiebedarf. Dieser muss pro Sektion doch recht erklecklich sein. Ich verstehe davon nicht genug.

Ich bin von der Erfindung des Ingenieurs Hermann Kemper durchaus beeindruckt, aber ich betrachte mir dann die Mappe, in der die mutmaßlichen Abnehmer dargestellt wurden. Und da finde ich mich in meiner Skepsis bestätigt. Ernsthafte Interessenten gibt es praktisch nicht. Die Phantasie wird angeregt mit Transsibirischem und Transchinesischem, aber dafür fehlt doch das Geld! Auch

ein Transrapid zwischen Mekka und Medina wird "angedacht", wie man heutzutage so schön vage zu sagen pflegt. Ich fürchte, dass wir Deutschen eine teure Strecke zwischen Berlin und Hamburg bauen, dann aber keine Aufträge aus dem Ausland eingehen, und dieser Parallelbetrieb zur Schiene nach ein paar Jahren im Unterhalt einfach zu teuer wird. Und dann wird man nach zwei Jahrzehnten alles wieder abreißen, denn einen Transrapid kann man ja nicht weiterfahren lassen wie eine Kleinbahn im Harz. Und so haben wir dann Steuermilliarden, für die wir einen Zivilen Friedensdienst hätten aufbauen können, in den märkischen Sand gesetzt. Schwachsinn auf Stelzen nannte es meines Wissens die schleswig-holsteinische Ministerpräsidentin Simonis, aber bei ihr schafft der Schwachsinn auch keine Arbeitsplätze.

Um Arbeitsplätze geht es auch beim Ausbau der Meyer-Werft in Papenburg. Das Problem ist, dass hochseetaugliche Schiffe auf der Ems in die Nordsee bugsiert werden müssen. Es wäre eigentlich sinnvoller die Schiffe nicht im Binnenland, sondern am Meer zu bauen, aber in Papenburg ist nun mal die leistungsfähige, traditionsreiche Werft - und so hilft das Land Niedersachsen, indem es - angeblich um des Überschwemmungsschutzes willen - die Ems aufstaut. Aus Steuermitteln wird ein Privatbetrieb subventioniert. Das ist so, aber ich sehe jetzt auch keine andere Möglichkeit. Ich habe nur keine besondere Lust, mir dies am Radlerfeierabend, d.h. nach unserer Ankunft im Hotel Graf Luckner, auch noch anzusehen. Das hätte bedeutet, noch einmal 8 km hin und 8 km zurück. Und was habe ich davon, wenn ich dann sehe, wie man Inselfähren und Luxusdampfer baut?

Probelesen der Geschichte vom Negerpastor

Ich lege mich um 16 Uhr aufs Bett und schlafe sofort tief. Als ich wieder erwachte - die Besichtigung der Werft hatte um 18 Uhr begonnen - lese ich zwei Mal laut die Geschichte vom Negerpastor. Ruth ist vor zwei Tagen beim ersten Probelesen nicht sehr beeindruckt gewesen. Doch sie hat eingeräumt, sie sei bereits ziemlich müde gewesen. Es ist ein Risiko: Einmal laut lesen dauert volle dreißig Minuten. Kann ich nach einem Radlertag die Aufmerksamkeit so lange aufrecht erhalten für einen Text, der gar nicht vordergründig spannend, sondern in einer sehr feinsinnigen Weise ironisch ist und seinen Witz zuweilen fast verbirgt zwischen einem ganz harmlos klingenden Bericht aus dem protestantischen Gemeindeleben?

Ruth ist von der Besichtigung der Werft angetan. Beim Innenausbau wird handwerklich Beachtliches geleistet. Gebaut werden Luxusliner für englische und indonesische Auftraggeber. Die Abendnachrichten im Fernsehen zeigen, wie in Emden heute die (angebliche) Hochwasserschleuse in Angriff genommen wurde - gegen Proteste der Umweltschützer. Jos. Meyer Papenburg braucht nun mal eine Fahrwinde für Schiffe mit 7.20 m Tiefgang und dies 60 km emsabwärts. Es geht nun mal um 2.000 Arbeitsplätze auf der Werft und um die 90 Zulieferbetriebe.

Papenburg - Leer - Emden.

Freitag, 18. September 1998

Das Geschenk eines Sammlers

Emil Cauer hatte uns die Kunsthalle in Emden als verlockendes Tagesziel vor Augen gestellt. Da hatte er Ruth und mich ganz auf seiner Seite, aber auch die anderen hatten Lust, rechtzeitig dort zu sein. Wir wussten, dass die Kunsthalle um 17 Uhr schließen würde, und darum mussten wir uns sputen. Und tatsächlich wir schafften es bis 15.45 Uhr. Und wir wurden nicht enttäuscht. Henri Nannen, der langjährige Leiter der Illustrierten "Stern" hat großartige Kunstwerke der klassischen Moderne und auch einige aus der Gegenwart zusammengetragen. Ein ganzer Raum mit Aquarellen von Nolde und eines so wohl gelungen wie das andere. Auch Rohlf's ist mit mehreren Arbeiten

vertreten. Ansonsten immer wieder hervorragende Einzelstücke, ob nun von Franz Marc oder Jawlensky oder den Brücke-Malern. Wenn es da ein Tagebuch der Geschichte der Erwerbungen und der Gedanken von Henri Nannen zu seinen Bildern geben würde. Das würde mich interessieren. Aber die Zeit war zu knapp. Ich konnte mich nicht mehr nach der Geschichte der Sammlung erkundigen. Dabei kennen Emil und Elsa Cauer zumindest Frau Nannen - ich meine, sie hat den Vornamen Eske aus unserer Kirchengemeinde am Groß Glienicker See. Aber es war wohl keine intensive Bekanntschaft. Vielleicht könnte es dennoch gelingen, Frau Nannen mal für einen Bericht über die Entstehung und Pflege der Sammlung zu gewinnen. Ich konnte mich auch im Museumshop nicht mehr umsehen, so dass ich nicht weiß, wieweit man sich aus Büchern informieren kann. Ich hatte den Eindruck, dass die Kunsthalle viele qualifizierte Mitarbeiter hat und dass in überlegter Weise weiter gesammelt wird. Gezeigt wurden in der ständigen Sammlung auch Gemälde der Berliner Maler Hoedicke und Thiel. Eine Sonderausstellung präsentierte Landschaftsbilder eines Fotorealisten der Gattung "neue Prächtigkeit".

Am Abend bin ich dann so erschöpft, dass ich mich nur noch ins Bett lege und auch auf das Abendessen verzichte. Während der Mittagspause in Leer hatte ich auf einem Spaziergang durch die Stadt - rund um die in sich geschlossene, strenge Backsteinanlage der Reformierten Kirche - zwei mit Käse überbackene Brötchen gekauft.

Emden - Greetsiel - Norden.

Samstag, 19. September 1998

Unsichtbarer Naturschutzpark

Diesig und dann noch Sprühregen. Immer den Deich entlang. Möwenschreie aus dem Dunst. Vom naturgeschützten Wattenmeer ist fast nichts zu sehen. Einige Strandläufer - gewissermaßen die Spatzen unter den Wattvögeln - stochern im Schlick, finden auch immer etwas. Wir kommen an ein großes Pumpwerk mit sehr konventionellen Bronzefiguren des Großen Kurfürsten und des Alten Fritz, damit auch jeder merkt, dass es hier einst historisch zugeht. Die Brandenburger haben von hier aus das Meer befahren. Die Seefahrt gehörte seinerzeit wohl zu einem Herrscherhaus, das etwas darstellen wollte.

In der alten Teestube

An der Schleuse von Greetsiel müssen wir ein Stück zurück radeln, um den Ort selbst zu erreichen. Greetsiel wirkt einheitlich wie das holländische Viertel in Potsdam. Man könnte auch sagen: Es sieht aus wie ein ostfriesisches Disneyland, ist aber echt. Es war seinerzeit eine subventionierte Ansiedlung. Heute allüberall schmucke Fassaden, Haus für Haus auf Urlauber eingestellt. Kitsch und Kunst, Tee auf Stövchen und Eis in der Waffel. Und so lassen auch wir uns eine alte Teestube empfehlen. Tatsächlich schön alt, schwarze Balken, weiß gekalkte Wände mit gelblichen Familienfotos. Doch die Preise sind ganz en jour. Ein paar Teeblättchen aus Indien ins heiße Wasser, Geschirr mit Zwiebelmuster und dann kostet die ostfriesische Ermunterung DM 7.80 wie auf dem Kudamm in Berlin. Doch die Stube ist warm und voll, und die Kasse klingelt. Und eins muss man den Greetsielern lassen: Die Kuchenstücke - Rhabarber, Pflaume, Käse, Apfel und Kirsch - sind etwas Habhaftes und wirklich lecker, auch ohne Sahne. Ich frage: Durchmesser 48 cm. Und wir sind hungrig.

Ein Siel ist eine Art Schifffahrtsgraben für Krabbenkutter und zugleich Entwässerungsanlage. Bei Ebbe öffnet sich das zweiflüglige Tor, das in Richtung Nordsee eine Spitze bildet, unter dem Binnendruck, und das Wasser läuft ab. Aber es bedarf gemeinsamer Anstrengungen. Es bedarf

ständiger Wartung. Es heißt "deichen oder weichen".

Kamillenduft vom Feldesrand

Unser heutiges Ziel ist Norden, wohl eine Kreisstadt. Wir radeln durch enorm fruchtbare Marschfelder. Mais. Kartoffeln und natürlich die schwarzweißen Kühe. Quasi typisch. Aber so richtig wahrnehmen tue ich es nicht mehr. Ich bin von meiner Tasse Cappuccino in der Teestube nicht munter geworden. Ich stramble nur vor mich hin. Die meisten fahren paarweise, manchmal auch ich. Doch wenn ich müde werde, radle ich auch schon mal alleine, sechs, acht Kilometer. Ich denke über meine Lektüre nach, suche nach passenden Formulierungen fürs Tagebuch oder memoriere neu gehörte Worte. Kluntjes sind die Kandisstückchen für den Tee. Kleikartoffeln sind die auf dem Marschboden gezogenen Kartoffeln. Habe ich nie zuvor gehört.

Da steigt mir Kamillenduft in die Nase. Die kleinen weißen Blütenblätter, die gelben Körbe in der Mitte. Nicht gepflanzt, einfach nur da. Es überrascht mich. Sonst gibt es doch nur Nutzpflanzen in dieser Gegend. Ich hätte nicht gedacht, dass Kamillenblüten so stark duften. Ich fühle mich ermuntert, herausgefordert. Nicht alles ist nur nützlich. Ich blicke wieder auf und in die Runde, erwidere den Gruß der uns entgegenkommenden Radler. "Moin, moin". Da ist nicht so neutral und distanziert wie das berlinische "guten Tag" und nicht so vereinnahmend wie das schwäbische "Grüß Gott", mehr schon ein Kommentar zur Lage Frieslands, heißt so viel wie "gut so, weiter so". Und schon wieder "Moin, moin", und nur noch ein paar Kilometer bis Norden.

Wir beziehen Quartier im "Hotel zur Post", wohl ein alternatives Projekt einiger grüner Frauen. "Ein verwilderter Garten kann von unseren Gästen genutzt werden," steht auf dem Schild neben dem Unterstand für unsere Räder. An den Wänden im Flur und in den Zimmern finden wir Reproduktionen moderner Kunst, Erinnerungen an die Kunsthalle in Emden. Die Renovierung ist nicht perfekt, aber funktional. Es wurden Bäder eingebaut. Sonst blieb viel erhalten, auch krumm und schief, weiß überstrichen. Gut so. Das reicht. Moin, moin. Ruth und ich haben ein Dachzimmer mit getrennten Betten und schrägem Fenster, doch feste Matratzen und warme Decken, was mir - erschöpft wie ich heute wieder bin - das wichtigste ist.

Abendessen bei Kapitän Renners, in einem guten Fischlokal. Fabelhaft fixe Bedienung. Die meisten entscheiden sich für Schollen. Klein, knusprig, tiefend vom Fett. Ich nehme eine Gemüseplatte darunter auch Broccoli und Bohnen, weil ich ja etwas abnehmen will. Wenn ich erschöpft bin, spüre ich ohnehin keinen Hunger, aber heute kann ich wenigstens noch geradeaus denken und reden.

Von Unterwassergeburten und Tupftaufen

Die Gesprächsthemen sind am Tisch wie immer mannigfaltig. Heinz Stenzel berichtet von Geschäften mit Werkzeugherstellern in Suhl - vor der Wende. Unter Fachleuten verstand man sich gut. Heike Luther erläutert uns die Unterwassergeburt, das neueste Angebot der Hebammenkunst. Solange das Baby an der Nabelschnur hängt, macht es nichts, wenn sein Kopf unter Wasser ist. Den Kindern gefalle es im warmen Wasser. Doch die blutige Brühe könnte die Umstehenden schon irritieren, denke ich mir, vertiefe das Thema aber nicht, da noch Schollen auf der Wärmeplatte liegen. Aber es leuchtet ein: Neugeborene sollte man mit gar zu viel frischer Luft nicht schockieren.

Das bringt mich auf die Vollbad-Kindertaufe in früheren Zeiten. Die tiefen Taufbecken in den kalten gotischen Kirchen. Welch ein Graus! Da lobe ich mir das heutige, mitgliederfreundliche Verfahren. Kürzlich erst habe der kleine Täufling den Pfarrer während der Taufe freundlich angelächelt, ihm die paar Tropfen nicht übel genommen. Ingrid Laudien meinte leicht ironisch - und im Unterton lag

vielleicht auch ein bisschen orthodoxe Missbilligung: Man nennt das Tupftaufe. Ich fand das Wort lustig. Tupftaufe, das gefällt mir.

Norden - Norddeich - Norderney - Norden.

Sonntag, 20. September 1998

Mit der Fähre nach Norderney

Ich sollte Erich Rinnerts "Merian"-Heft über Ostfriesland durchlesen, um mich auf die Geschichte, die Sehenswürdigkeiten und die Eigenheiten dieses Landstrichs einzustimmen. So aber bin ich froh, wenn ich nur das Körperliche durchstehe und nebenbei noch etwas zu sehen bekomme und vielleicht auch etwas in mich aufnehme. Heute soll es aber etwas anders werden, weil wir nur wenige Kilometer radeln und im übrigen nach Norderney übersetzen werden, um uns dann dort umzusehen.

Beim Frühstück hat eine andere Öko-Frau Dienst. Manche aus unserer Radlergruppe fanden ihre Zimmer nicht gerade komfortabel, aber die meisten anerkennen die Leistung, ein traditionsreiches Haus „gerettet“ und der Ökologiebewegung einen Anlaufpunkt geschaffen zu haben. Die Nordener treffen sich abends in der Kneipe der "Post".

Nur 4 Kilometer nach Norddeich zur Fähre. Hier endet auch der Interregio aus Berlin. Schon beim Frühstück und dann noch einmal auf der Fähre habe ich mich ganz müde gefühlt. Ich hätte - wie man so sagt - auf der Stelle einschlafen können. Ruth bemerkt es: "Du musst etwas für Deine Gesundheit tun!"

Lektüre auf der Weißen Düne

Am liebsten ist es mir, wenn ich mich auf eine Bank setzen und in Hermann Lenz "Seltsamer Abschied" lesen kann. Zu meiner Stimmung passt dieses Buch eigentlich immer, auch wenn es von Spaziergängen im Bayrischen Wald berichtet, während ich hier auf einer Bank an der "Weißen Düne" auf Norderney sitze.

Drei Reiterinnen kommen im leichten Trab durch das flache Wasser. In den Strandkörben blicken sie dünenaufwärts - der Sonne entgegen, die nur noch wenig wärmt. Sobald sie von Wolken verhangen wird, ziehen die Paare in den Körben ihre Pullis über. Ich habe mich von Anfang an eingemummt. Als ich vom Wind kalte Ohren bekomme, ziehe ich auch noch die Kapuze des Anoraks über.

Ich genieße es, beim Lesen die Beine von mir weg in den weißen Sand zu strecken und weit zurück gelehnt in der nach hinten gewellten, mit einer dicken Farbschicht überzogenen Bank zu sitzen. Jetzt noch ein Polster, wie es der neben mir sitzende Siebzigjährige auseinandergefaltet hat, und ein Plaid über den Knien: So könnte ich stundenlang in der frischen Meeresluft sitzen und lesen, egal ob nun die Sonne scheint oder hinter Wolken verschwindet.

Das Reiten im flachen Wasser scheint auf Norderney besonders beliebt zu sein. Schon wieder nähert sich meiner Bank eine Vierergruppe und zwanzig Meter dahinter noch ein Paar zu Pferde. Das schaut sich gut an, wenn man auf einer Bank sitzt. Doch nach einer Dreiviertelstunde, während derer die anderen Kaffee getrunken und Pflaumenkuchen gegessen haben, muss auch ich mich schon wieder - und ich bin noch so steif - auf den Sattel meines Kogo Miyata schwingen und zurück zur Landestelle radeln. Und bei jedem Hopper tut mein Hintern weh. Alles Nachwehen des

gestrigen Tages.

Nach einem halben Tag würde mir diese Bänklehockerei unter Siebzigjährigen vielleicht doch langweilig. Ich wollte auf Norderney nicht Urlaub machen. Da finde ich es abwechslungsreicher, um den Sacrower See zu radeln - auch so von einem Bänkle zum anderen. Aber dort in Sacrow bin ich meist allein und höre die Eicheln fallen. Da hast du Bewegung und Beschaulichkeit und es zieht nicht so wie hier, wo du sogar bei Sonnenschein die Anorakmütze überstreifen musst.

Wir treffen uns in der Reformierten Kirche zur sonntäglichen Andacht. Von der Decke hängen zwei Modelle von dreimastigen Segelschiffen. Das ist hierzulande so üblich. Auffallend jedoch, dass die Schiffe mit Kanonen bestückt sind. Das Mündungsfeuer und den Donner der Geschütze lassen Baumwollbäuschchen ahnen, die auf die Kanonenrohre gesteckt wurden. Den Kindern wird's gefallen. Doch was würde wohl - um dem ehemaligen U-Boot-Kommandanten Martin Niemöller zu zitieren - der Herr Jesus zur Seeschlacht im Kirchenschiff sagen?

Noch eine Stunde Ruhe und Sonne am Strand - nicht weit von dem langjährigen Feriendomizil des Reichskanzlers von Bülow. Das weiße Haus hat einen gestaffelten Giebel und ist daran leicht zu erkennen. Einen großen Tross - quasi ein Kanzleramt - scheint er nicht mit sich geführt zu haben. Dafür war das Quartier viel zu klein.

Als die Rückfahrt naht, merke ich: Du hast deinen Fotoapparat in der Kirche auf der Bank liegen lassen. Aber wer geht am Sonntag Nachmittag schon in eine Kirche? Kaum Menschen, die eine Spiegelreflexkamera 'mitlaufen' lassen würden. Und tatsächlich der Apparat liegt in der siebten Reihe auf dem Sitzpolster. Aber erleichtert bin ich schon!

Auf der Fähre "Frisia V", erbaut bei Meyer-Papenburg, gleich mehrer PKWs mit Pferdeanhängern. Da gab es heute also ein Turnier auf der Insel. Umtrieb muss sein, meinte wohl das Verkehrsamt. Es gibt zu viele Autos auf dieser kleinen Insel. Auf einer drei Kilometer langen Strecke von der Weißen Düne zur Stadt zählte ich am Straßenrand fünf überfahrene Kaninchen. Sie sind hier auch extrem häufig. Außer den Autos haben sie auf der Insel kaum natürliche Feinde.

Norden - Hage - Dornumersiel - Heuharlingersiel - Werdum.
Montag, 21. September 1998

Postkarte Ruths von Norden-Norddeich an die Kinder, die unser Haus Im Dohl 1 während unserer Radtour hüten.

Nordseebad Norden-Norddeich, 20./21.9.1998

Liebe Nadya, lieber Christian, lieber Wolfgang!

Wir freuen uns, dass Wolfgang wieder gut und vor allem auch sehr befriedigt aus Chicago in Berlin gelandet ist. Wir wünschen Euch schöne und auch nicht allzu arbeitsintensive, gemeinsame Tage am Groß Glienicker See.

Gestern verbrachten wir - ohne viel Strampeln - einen sonnigen Tag auf der Fähre nach Norderney und auf der Insel. Diese bietet einen abwechslungsreiche Landschaft mit Dünen und feinem Sandstrand nach Norden und vogelreichem Watt nach Süden. Wir konnten sogar Wildgänse beim Grasen beobachten. Leider bekamen wir keine Seehunde zu Gesicht. Die gibt's nur vorne auf der Postkarte.

Heute radelten wir auf dem sogenannten Störtebeker Radweg den Deich entlang bis Neuuharlingersiel. Es regnete auf unserer Tour nur an den ersten beiden Tagen, jetzt verkündet der Wetterbericht Altweibersommer. Doch die Sonne dringt hier nicht durch den Hochnebel. Zum Radeln ist dies angenehm, und der neblige Dunst hat auch seine Reize.

Das spürten wir besonders in der Parkanlage hinter dem Wasserschloss von Hage, das ein gewisser Fürst Edzard angelegt hat. Eine traumhafte Stimmung auf den einsamen Alleen zwischen riesigen, alten Esskastanien. Die Durchblicke zwischen Buchengruppen und Rhododendrongehölzen erinnerten mich an die Entwürfe Lennées. Weiße Holzbrücken führten über Gräben, in denen die Enten lautlos durch eine dichte Decke von Wasserlinsen ruderten. Sofort schloss sich die Decke wieder hinter ihnen.

Von Heike Luther erhielt ich beim Nebeneinanderradeln auch einige Tipps für die aktuelle Babyausstattung. Doch die Details dann in Berlin. Das Radeln mit der Gruppe macht mir Freude, und auch Theo schafft die Tagesetappen von 60-70 Kilometern.

Viele Grüße

Ruth + Theo

Wir werden am Donnerstag (24.9.) mit dem letzten BVG-Schiff von Wannsee nach Kladow übersetzen.

Pazifismus ist doch ein bisschen mehr als Gottvertrauen

Unsere Pastoren wechseln sich ab bei der Morgenandacht. Elsa Cauer liest heute aus der Zeit des Jorobeam vor. Jerusalem war nicht zu verteidigen. Auf Gott vertrauend und mangelhaft gerüstet ziehen sie den Feinden entgegen. Auf dem potentiellen Schlachtfeld angekommen, stellen sie fest, dass ihre Feinde sich gegenseitig umgebracht haben. Sie können sich darauf beschränken, die Klamotten einzusammeln. Das hätte auch anders kommen können. Ich dachte an Thomas Müntzer und das Abschlagen der Bauern bei Frankenhausen anno 1525.

Nach wenigen Kilometern Fahrt gelangten wir bereits zu dem von Fürst Edzard angelegten Wasserschloss und Park in Hage. Eine halbe Stunde individueller Rundgang durch den Park. Ich kann am Stock nicht so schnell gehen wie die anderen und verliere mich beim Fotografieren in dem Gewirr aus Wassergräben und Inseln mit Rhododendronkuppen und Buchengruppen. Sie rufen mich und Gerhard Rosenau missachtet das Fahrverbot für Räder und sucht mich. Sie haben fast eine halbe Stunde auf mich warten müssen. Hoffentlich kann ich dies später mit schönen Fotos von diesem Nebelpark wieder gut machen.

Mittagspause in Dornumersiel - gegenüber der Insel Langeoog. Unser heutiges Ziel ist das Hotel Werdumer Hof in der Nähe von Neuuharlingersiel. Werdum ist gar nicht so leicht zu finden. Wir sprechen einen Einheimischen an, der auf einem uralten Fahrrad unterwegs ist. Bei der Vorderradbremse wird das Bremsgummi noch von oben auf den Reifen gedrückt. So funktionierte das in meiner Kindheit. Unser ostfriesischer Radler nennt sich Omo, dürfte wohl 75 Jahre alt sein, und lebt auch mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart. Woher wir denn kämen? Ja, von den Seelower Höhen herab hätten sie Anfang 45 auf den Iwan geschossen.

Davon hätte er gerne noch mehr berichtet. Aber wir wollten weiter. Ich hätte schon noch zugehört. Vom politischen Weltbild eines solchen Marschbauern habe ich keine Ahnung. Viel wird von den Fernsehgewohnheiten abhängen.

Hermann Görings Mayonaisenpampe

Heute bin ich noch munterer als an früheren Abenden. Wahrscheinlich hat der geruhsame Tag auf Norderney mir gut getan. Ich setze mich gerne in die frohe Runde, ärgere mich aber über mein

Abendessen im sogenannten Kur-Hotel. Ich habe eine Salatplatte bestellt und erhalte einen großen Teller Mayonaisenpampe ohne Brot. Nach unlustigem Herumgestocher lasse diese angebliche Salatplatte zur guten Hälfte wieder zurückgehen. Der Kellner meint bedauernd, gestern habe ein Gast dasselbe empfunden wie ich. Doch am Nachbartisch hat ein Koloss von Mann - ich schätzte ihn auf gemächliche 70 Jahre - wohl auf Druck seiner Gattin, der es an Volumen auch nicht gebricht - dieselbe Salatplatte bestellt. Er vertilgte alles bis auf das letzte Mayonaisenleckerchen. Er stach mit der Gabel von oben in den gelblichen Berg wie in einen Misthaufen und schob sich dann eine Ladung nach der anderen 'hinter die Kiemen'.

Ach du liebe Güte, ich bin richtig sauer. Ich hatte Hunger und gedacht: Mit einem knackigen Salat plus knuspriger Baguette kommst du auf deine Kosten, aber nicht auf zu viele Kalorien. Denkste! Ich schaue den anderen in der Gruppe auf die Teller. Ihnen schmeckt es, doch alles schwimmt nur so im Fett, die Fische, aber auch das Vegetarische. Alles nur Kalorienbomben. Ich schaue mich in der hohen Halle um und schaue hin zum klotzigen Kamin und assoziierte Karin-Hall und "Hering so fett wie der Göring" und bin so richtig verärgert. Und das ist Unsinn, denn den anderen rings um mich herum geht es gut.

Aber so ist das, wenn man hungrig ist, und die anderen essen. Ich bin überhaupt nicht in Stimmung für Ostfriesenwitze, die im Merian-Heft gewissermaßen völkerkundlich - das heißt, die landsmannschaftlichen Zuordnungen sind austauschbar - erläutert wurden. Ich halte mich an die Montags-Ausgabe der "Ostfriesischen Zeitung" und konstatierte: 6 Seiten Sport und kein Feuilleton. Na, bitte. Typisch Ostfriesland! Idiot, denk doch an die Kunsthalle in Emden! Aber war der Nannen überhaupt Ostfrieser? Und außerdem mit einer Berlinerin verheiratet. Ich sage nichts, aber Ruth kennt mich. Mein Schweigen ist ihr verdächtig. Zeit, ins Bett zu gehen. Ich lese noch ein wenig in meinem Stuttgarter Dichter Hermann Lenz. Da kann ich wieder schmunzeln.

Werdum - Schillinghörn - Wilhelmshaven.

Dienstag, 22. September 1998

Schafzucht am Deich

Morgenandacht und Lied in der protestantisch-kahlen Dorfkirche St. Nicolai von Werdum. Wir fahren rund 50 Kilometer entlang der Deichanlage, zunächst bis Schillinghörn, das im Sommer ein wenig Badebetrieb und einen riesigen Camping-Platz direkt am Meer aufweist. Dennoch würde ich mich hier nicht als Dauerurlauber ansiedeln wollen. Frische Luft, das ist aber auch schon alles. Die Landschaft, Fauna und Flora bieten wenig Überraschungen. Wahrscheinlich sind Urlaubsziele auch Gewohnheitssache, und das Wiedersehen mit Bekannten ein prägendes Element.

Die Deichanlage ist gewiss effizient, aber als Konstruktion langweilig im wahrsten Sinne des Wortes. Nach dem Gezeitenvorfeld steigt der Deich flach an. Zunächst Bruchsteine im festen Verbund, dann etwa eine geneigte, fünf Meter breiter Streifen Asphalt, darüber noch ein etwa genau so breiter Streifen Beton mit eingelagerten, wellenbrechenden Quadern, darüber dann die von Schafen beweidete grüne Dammkuppe. Man kommt auf diesen Deichen gut voran. Man muss nur von Zeit zu Zeit die Gatter, die den Schafen gesetzt wurden, überwinden. Schafe gibt es eine ganze Menge. Wahrscheinlich gehört das Kurzhalten des Grases zur Deichpflege. Den Schafen wird routiniert die Scheide freigeschoren, damit die wenigen Böcke sich nicht in der Wolle verheddern. Dieser Beitrag des Menschen zur tierischen Sexkultur war mir neu. Doch verglichen mit der künstlichen Besamung der Rindviecher finde ich das Verfahren der Schäfer doch noch sehr manierlich, fast altväterlich.

Fehlinvestitionen

Etwa 20 Kilometer vor Wilhelmshaven beginnen weit in das Meer hinausreichende Landungsbrücken, an denen Öltanker festmachen sollten, um über Röhren ihre Ladung in Raffinerien zu pumpen. Doch Rotterdam hat Wilhelmshaven den Rang abgelaufen. Ein einziger Öltanker hatte festgemacht. Hinter dem Deich ein stattliches, auch formschönes, supermodernes Kraftwerk für Öl, Gas und Kohle, aber anscheinend wenig im Betrieb, vermutlich nur ein Spitzenlastkraftwerk. Wirklich genutzt wird Wilhelmshaven nur noch von der Marine der Bundeswehr.

Wilhelmshaven will nun Badeort werden, aber die Meeresbrühe im Jadebusen macht auf mich keinen sehr einladenden Eindruck. Unser Hotel ist genau wie zwei weitere gleichartige Hotels in die Strandpromenade mit Badeanstalt integriert. Mir gefällt das schlichte Ensemble. Wir haben von unserem Zimmer aus einen optimalen Blick auf den Jadebusen. Schiffe können wir jedoch keine beobachten.

Wilhelmshaven - Bad Zwischenahn.

Mittwoch, 23. September 1998

Eine wohlthätige Reparatur an meinem Fahrrad

Wir kehren auf den Radweg am Deich zurück. Seit gestern Nachmittag schleift mein Hinterrad am Schutzblech. Ich meine, dass es sich um einen Achter handelt, obgleich ich mir nicht so recht erklären kann, wie es zu diesem gekommen sein könnte. Nach 10 Kilometern Fahrt zeige ich in Neuenburg einem Fahrradhändler mein Hinterrad. Nachdem es heraus montiert wurde, wird klar: Der Reifen ist zu voluminös und er ist bereits zerrissen. Ich hatte ihn doch vor der Tour noch erneuern lassen. Nun läuft das Hinterrad ohne Acht in der Spur, und nach der Montage einer schmaleren Decke kann ich ohne Beeinträchtigung weiterfahren. Die Sache hätte übel ausgehen können, wenn mir der Reifen unterwegs geplatzt wäre. Und viel hatte nicht gefehlt. Hielt man die kaputte Decke gegen das Licht, sah man die Risse in der Leinwand ganz deutlich.

Für die Gruppe hat die Reparatur eine Dreiviertelstunde Aufenthalt bedeutet. Da es um die Mittagszeit war, haben die meisten die Zeit für Einkäufe in einer Bäckerei genutzt, und nebenbei wurden auch noch zwei weitere kleinere Montagen an Fahrrädern vorgenommen. Unser Lob des Fahrradhändlers und seines Gehilfen war einhellig.

Die richtige Kaffeepause gab es dann in Westerstede, neben dessen Kirche noch ein einzeln stehender Glockenturm - gleichfalls aus Backsteinen gemauert - sich erhebt. Ich hätte darüber gerne etwas mehr gewusst, aber auch ich war so pausenbedürftig, dass ich nur noch entspannt Kaffee und Kuchen genieße.

Im übrigen ist man beim Radeln immer in der Versuchung: Soll man den Empfehlungen der Radwanderkarte folgen und sich auf hübschen Seitenpfaden, aber dann über Betonverbundpflaster oder gar altes Ziegelpflaster dem Ziele nähern oder soll man die asphaltierten Radwege parallel zu den Bundesstraßen genießen? Wenn mir der Hintern weh tut, werde ich zum Anhänger des Asphalts.

Lektüre im Kurpark

Wir stehen heute etwas unter Zeitdruck, da wir in Bad Zwischenahn um 17.30 Uhr in dem

Traditionslokal "Spieker" zum Räucheraalessen mit Schwarzbrot und Schnaps aus dem Zinnlöffel angemeldet sind. Tatsächlich erreichen wir - dank eines asphaltierten Radweges - das Zwischenahner Meer bereits um 16 Uhr und können noch den Park des Badeortes unter Kurgästen genießen. Beim Promenieren begrüßen sich einige von uns wechselseitig mit Herr und Frau Kurgast. Ich setze mich auf eine sonnige, weiß gestrichene Bank und lese weiter in "Seltsamer Abschied" von Hermann Lenz.

Sein beschauliches Leben in Stuttgart nimmt eine bittere Wende: Er wird als Sekretär des Stuttgarter Schriftstellerverbandes nicht wiedergewählt, und seine Mutter stirbt. Es folgen Querelen ums Erbe. Seine Verwandten kommen in der Autobiographie nicht gut weg.

Mit dem Schwager Emil macht er eine Altstadttour durchs Stuttgarter 'Nachtleben'. Lenz ging es wie mir, als nach bestandenerm Abitur eine solche Tour in corona 'angesagt' war. Das Flitterige war schäbig, die schleiertanzenden Schönheiten etwas teigig und gut fünfzehn Jahre älter als wir jungen Spunte. Der einzige, der mir wirklich imponierte, war ein Fünfzigjähriger mit nacktem, behaartem Oberkörper und einer Matrosenmütze. Er spie nicht nur Feuer, sondern knabberte auch genießerisch an einer alten Schellackplatte und biss kräftig in eine Glühbirne, die er dann knirschend zerkleinerte, bevor er sie mit einem Glas Bier hinunter schwenkte. Das war unter Männern eine echte Leistung. Ich stellte mir die Ansammlung in seinem Straußenmagen vor und fand solches Nachtleben auf längere Sicht doch sehr ungesund. Wir waren wohl auch in zu billige Lokale geraten; doch mehr als ein paar Mark hatten wir nicht in der Tasche, bekamen darum die knackigen Starlets der Szene nicht zu Gesicht, und mir ging es wie Lenz, ich investierte meine paar Märker lieber in Bücher.

Räucheraal im Spieker

Das Aalessen in dem riedgedeckten "Spieker"-Lokal war schon ein Spaß, besonders weil uns am Nachbartisch ein Damenkränzchen von Siebzigjährigen die Sache vormachte. Ich beschreibe im folgenden nur die Beobachtungen, weil ich mich auf ein Rauchfleischbrot beschränkte und mich nur am Schnapstrinken aus dem Zinnlöffel beteiligte.

Die frisch geräucherten Aale kommen in einem ganzen Bund (mit Preisschild im Maul) auf den Tisch. Du greifst dir einen und ziehst ihm die Haut ab. Das geht leicht, aber deine Hände glänzen vom Fett. Dann werden die Hände mit Schnaps gewaschen und dann kommt der Verdauungsschnaps in Folgen nach gusto. Der Zinnlöffel wird in die linke Faust genommen und bis zum Rand gefüllt. Und nun der Trinkspruch, der vom zuvor verteilten Spickzettel abgelesen werden darf.

Ick seh di! - Dat freit mi!

Ick sup di to - Dat do!

Prost!

Ich hab di tosapen -

Hest'n Rechten drapen!

In der Aufregung haben wir das nicht sofort alles verstanden. In aller Ruhe ins Hochdeutsche übersetzt, heißt es wohl:

Ich seh dich! - Das freut mich!

Ich trink dir zu! - Das tu!

*Prost!
Ich hab dir zugetrunken -
Da hast'n Rechten getroffen!*

Der Spruch gefiel uns. Diesen könnten wir beim nächsten Bibelabend mit Gerhard Rosenau auch schon mal mit Orangensaft wiederholen. Ick seh di! - Dat freit mi! Es muss ja nicht unbedingt Schnaps sein. Im übrigen läpperte sich dieser Spaß im Spieker zu einer hübschen Rechnung zusammen. Aber die Aalesserie war schon eine urige Geschichte, und wir radelten die restlichen zehn Kilometer zum Hotel in Ofen in guter Stimmung, obwohl wir uns eigentlich hätten darüber ärgern müssen, dass uns der Hotelier nicht darauf hingewiesen hatte, dass unsere Unterkunft so weit außerhalb von Bad Zwischenahn und bereits auf halbem Weg nach Oldenburg (unserem morgigen Ziel) lag. Wir hätten im Spieker gar nicht zu später Stunde einkehren können, wie wir ursprünglich vorgehabt hatten.

Der Negerpastor

Ein beschaulicher Abschluss im "Tourist"-Hotel in Ofen, wo wir den großen Gastraum für uns haben. Ich bestelle mir eine Weißweinschorle und finde doch noch Gelegenheit, aus der Sammlung der Besichtigungen von Hans-Ulrich Treichel die Erinnerungen an den Negerpastor vorzulesen. Ich freue mich über den Heiterkeitserfolg, den ich damit erziele.

Ruth meinte nachher, es sei schon wichtig gewesen, dass ich das Vorlesen geübt hätte. Ihr waren bei meinem ersten ungeübten Vortrag die Augenlider schwer geworden. Darum hatte sie mich gewarnt. In der Gemeinschaft hatte sie nun auch ihren Spaß an der Geschichte, und auch ich konnte zweimal vor Lachen kaum weiter lesen, was einem geübten Vorleser nicht passieren dürfte, aber hier nun mal dazugehörte. Es war jedenfalls ein ganz harmlos lustiger Abschlussabend, bei dem auch Heinz Stenzel noch einmal für seine Vorbereitungen gedankt wurde. Und er führte stolz seine Radler-Fitness-Unterhemden vor, die wir ihm geschenkt hatten.

Ofen - Oldenburg - Berlin.

Donnerstag, 24. September 1998

Auf Wiedersehen!

Von Ofen nach Oldenburg - vorüber an der Carl von Ossietzky-Universität – ist es wirklich nur noch ein Katzensprung. Wir verabschieden uns von Emil und Elsa, die mit mehrfachem Umsteigen nun wieder Dhaun im Hunsrück ansteuern. Anfang November werden wir uns bei Monika und Holger Isbarn wiedersehen. Dann wird Erich Rinnert uns seine Dias unserer Radtour zeigen. Er ist immer wieder in die Pedale gestiegen und vorauszufahren, um uns dann, wenn wir um eine malerische Ecke bogen, zu fotografieren.

Reisebeschreibungen aus Ostfriesland und Brandenburg

Noch eine Stunde Einkaufszeit im Zentrum von Oldenburg. Ruth schaut nach einer Ecke für den Kaffeetisch - im hierzulande angesagten Zwiebelmuster; ich verdrücke mich - wie könnte es anders sein - in eine Buchhandlung. Dort hätte ich eine Menge Ostfriesisches zur Vorbereitung unserer Tour finden können. Wenn wir älter werden, radeln wir pro Tag eben nur noch 40 Kilometer und erzählen uns in den längeren Pausen dann mehr über Land und Leute. Das ist doch auch eine Möglichkeit, im Alter noch auf Tour zu sein, denn dies möchten wir schon. Wenn du mal über siebzig bist, denkst du doch daran, dass du vielleicht das nächste oder übernächste Mal nicht mehr

mitkannst, wenn das Pensum nicht ermäßigt wird.

Es gibt auch in Brandenburg, genau gesagt in Zernikow einen Lentz, der märkische Wanderungen beschreibt. Dieses Buch muss ich mir gelegentlich besorgen. Ansonsten entdeckte ich einen Erinnerungsband von Rechtsanwalt Heinrich Hannover, der mit mir in den 60er Jahren im Bundesvorstand des Verbandes der Kriegsdienstverweigerer war: Die Republik vor Gericht, 2 Bände, Berlin: Aufbau Verlag. Jeweils DM 49.50.

Und immer noch ein wenig Hoffnung auf einen Altweibersommer für die Mutter

Auf der Rückfahrt lade ich Gerhard Rosenau ein, sich neben mich zu setzen. Ich will ihm in Ruhe meine Stuttgarter Familiengeschichte zu Ende erzählen. Sie hatte mit der seltsamen Behauptung meiner Mutter begonnen, dass mein Vater nach seinem Autounfall im November 1964 nicht mehr hätte schreiben und rechnen können.

Gerhard hört mir aufmerksam zu, wird dann aber doch müde, was ich ihm nachfühlen kann. Es handelt sich bei diesem Familienroman doch um eine verzweigte Geschichte, die man dann auch schon wieder fälschen würde, wenn man sie allzu geradlinig erzählen wollte.

Nach dem Mittagsschlaf erzähle ich die Geschichte zu Ende, vielmehr bis zum gegenwärtigen Stand. Er zeigt Verständnis und rät mir zur Geduld. Ich meine: Weniger einsam hätte ich mir den Lebensabend meiner Mutter gewünscht, ein wenig mehr Altweibersommer, wie man unter Radlern so sagt. Doch zur Zeit sieht es finster aus. Man muss schon Optimist sein, um noch von Hochnebel zu sprechen, für den Realisten ist es nur noch eine ganz trübe Suppe.

Heimkehr

Wir haben ein wenig Verspätung, erreichen aber den Bahnhof Wannsee noch so rechtzeitig, dass wir das vorletzte Schiff nach Kladow ohne alle Hetze besteigen und im Sonnenschein übersetzen können. Nadya und Christian erwarten uns vor dem Hoftor. Es geht ihnen gut. Das Kindlein wächst, Nadya ist mit der Dissertation voran gekommen, und Christian hat mein ehemaliges Arbeitszimmer für eine erste Ausstellung vorbereitet. Er hat die pseudorustikalen Imitationen von Deckenbalken abgenommen. Doch es werden noch einige Monate vergehen, bis es dann so weit ist. Zunächst wird eine Ausstellung von Arbeiten mehrerer Schüler Lothar Fischers in einer großen Düsseldorfer Galerie vorbereitet. Christian hat mehrere neue Wandreliefs begonnen: nicht mehr genagelt, sondern verzapft und beschliffen. Gediogenes Handwerk dürfte dem künstlerischen Eindruck nicht schaden, meine ich. Aber Nadya und Christian sind nun in Eile. Nach dem Abendessen fahren sie in die Nehringstraße 28 zurück. Sie wollen die letzten sieben Wochen bis zur Geburt ihres Kindes so gut wie möglich nutzen.

Eine Radtour ist eine Radtour.

Main-abwärts und Tauber-aufwärts von Bayreuth bis Rothenburg

4.9. - 14.9.2000

Spandau - Bayreuth.

Montag, 4. September 2000

Nächtlicher Aufbruch: Durch Pfützen zum Bahnhof Spandau

Während der letzten Tage hat es immer wieder mal heftig geregnet, und kalt und feucht ist es jetzt, als wir Kladower Radler uns um 4.45 Uhr vor dem Aldi-Markt am Ritterfelddamm treffen. Nach der ersten tiefen Pfütze, die ich forsich durchschneide, funktioniert mein Dynamo nicht mehr, und ich muss im Dunkeln meinen Weg finden. Reinhard Schütz strahlt von hinten mein Rücklicht an. Als Kinder sprachen wir von Katzenaugen. Die Rücklichter waren noch nicht mit dem Dynamo verbunden und blinkten nur, wenn Licht auf sie fiel.

Auf dem Ritterfelddamm benutzen wir noch den Radweg - entlang der Potsdamer Straße. Ein paar Autos preschen mit hoher Geschwindigkeit an uns vorbei. Die müssen wohl früh zur Arbeit, und jetzt blitzt die Polizei sie noch nicht. Doch mir wird's zu riskant, so ohne Licht zu fahren. Ich steige ab und bringe den Dynamo auch glücklich wieder in Gang. Er war nur mit halbem Druck auf dem Reifen mitgelaufen.

Ich bin erleichtert, denn hinter Kladow - auf dem Weg durch die ehemaligen Rieselfelder - verlassen wir den Radweg und benutzen die asphaltierte Straße, weil der Radweg, der mit Verbundpflaster aus Beton durch den Wald gelegt ist, vom Herbstwind mit Ästen bedeckt wurde. Und das ist noch gefährlicher als die Benutzung der Straße. Gerät ein Ast zwischen Speichen und Vorderrad oder auch nur ein Ästchen unglücklich zwischen Radmantel und Schutzblech, kann das Rad von einem Moment auf den anderen blockieren, und du fliegst im hohen Bogen über den Lenker, - wenn es dir reflexhaft nicht doch noch gelingt, mit beiden Händen und mit aller Kraft die Felgenbremsen zu ziehen. Ruth und ich haben diese schlimme Erfahrung alle beide auf Waldwegen bereits gemacht. Mein dünnes Schutzblech (aus mit Plastik ummanteltem Aluminium) hatte sich wie eine Ziehharmonika zusammengefaltet. Also, auch die gut gemeinten Radlerpisten haben im Walde und erst recht im Dunkeln so ihre Tücken. Die Vorsichtigen in unserer Gruppe tragen ohnehin luftdurchlässige Sturzhelme.

Es tröpfelt zwischendurch. Wir lassen es darauf ankommen. Die Regencapes bleiben noch in den Gepäcktaschen. "Griffbereit!" Das ist eines unserer Lieblingsworte. Helmut Luther begleitet uns im Kombi auf der etwa 12 Kilometer langen Strecke zwischen Kladow und dem neuen Bahnhof in Spandau. Im Falle einer Panne könnte er den Unglücklichen einladen und rechtzeitig nach Spandau bringen.

Doch alles geht glatt. Wir haben exzellente Räder, meist sehr stabil und doch leicht - dank Alurahmen. Heike Luther fährt ein Peugeot Sportrad und Ruth und ich etwas vergleichbar Leichtes von Kogo Miyata, Kombinationen von Sport- und Tourenrädern. Den leichteren Lauf dieser schmalbereiften Räder spürst du, wenn du bergab oder auf ebener Strecke dahinrollst und die anderen überholst, ohne etwas dafür zu tun. Dafür leiden wir Schnittigen auf Schotterwegen, die den dickbereiften Alurädern nichts anzuhaben vermögen.

Ab Bahnhof Zoo können wir uns entspannt auf die reservierten Plätze - neben dem Fahrradabteil -

setzen. Mit wenigen Handgriffen lassen sich unsere Gepäcktaschen abnehmen. Welch eingespieltes Team wir sind, zeigt sich bereits am ersten Aus- und Einladen der Räder. Die Frauen schnappen sich das Gepäck, die Männer die Räder. Das geht gut auf: fünf Frauen, fünf Männer. Ruth und ich sind das einzige Ehepaar. Wir kennen uns alle aus der Evangelischen Kirchengemeinde am Groß Glienicker See, sehen uns das Jahr über im Gottesdienst und die meisten auch noch im Arbeitskreis Altes Testament, den Gerhard Rosenau fachkundig leitet. Der scheut sich nicht vor Parallelen zur aktuellen Lage. Studium bei Karl Barth und dreißig Jahre DDR, das prägt 'nachhaltig', wie man neuerdings sagt.

Das Durchschnittsalter unserer Radlergruppe liegt mittlerweile über 65. Heinz Stenzel, früher Ingenieur bei Siemens, der die Tour geplant hat, ist bereits 75, aber einer der fittesten. Täglich tragt er mit einer Gruppe jüngerer Frauen (so um die 50) um den Sakrower See. Allemal zehn Kilometer. Er ist groß und schlank. Sein neues Stahlross hat einen verstärkten Rahmen und wiegt fast doppelt so viel wie meines.

Gerhard Rosenau hat ein komfortables Alu-Rad von Kettler. Ich erinnere mich daran, wie er mich auf unserer ersten Radtour von Passau nach Wien - und das ist nun schon sechs Jahre her - auf seinen gelgepolsterten Sattel umsteigen ließ, als ich auf dem meinen nicht mehr sitzen konnte. Es ist schön, dass er wieder dabei sein kann. Vor vier Monaten hat er noch im Spandauer Waldkrankenhaus gelegen, um sich ein künstliches Hüftgelenk einsetzen zu lassen. Totalendoprothese - wie bei mir im vergangenen Jahr. Er hat trainiert. Teststrecke vierzig Kilometer um einen Brandenburger See. So hatte ich es auch gemacht. Da gibt es kaum Radwege, sondern manchmal nur platt getretenes Gras. Bestanden. Es geht ihm gut. Er ist 72, doch man sieht ihm das hohe Alter nicht an. Braunes Haar, nur ein bisschen Grau an den Schläfen. Mit meinen 63 Jahren bin ich hingegen fast weißhaarig. Doch auch ich fühle mich der Tour - die größte Tagesdistanz beträgt etwas über 70 Kilometer - gewachsen. Mein Problem ist, dass mir immer noch - trotz zusätzlicher Gel-Satteldecke nach zwanzig bis dreißig Kilometern der Hintern anfängt weh zu tun und ich beim Abwärtsrollen des Fahrrads schon mal aufstehe, um 'das Fiedle zu lüften', wie wir als Kinder auf der Schwäbischen Alb sagten.

Ruth hatte in den letzten Wochen noch Rückschmerzen. Das machte ihr Sorgen. Doch die Schmerzen sind wieder verschwunden, seit sie aufgehört hat, unsere Enkeltochter Hannah hochzuheben und auf den Arm die Treppe rauf- und runter zu tragen. Christa Wessel, eine Freundin aus der Tschernobyl-Gruppe und gelernte Apothekerin, hatte ihr eine Schmerztablette empfohlen. Ausnahmsweise. Die Pille hat geholfen. Die Muskulatur hat sich wieder entkrampft.

So haben wir alle unsere Zipperlein. Wir sind deutlich älter geworden, seit unsere Gruppe 1995 die Donau entlang geradelt ist. Gerade darum sind wir aber auch froh, dass wir uns wieder - und der eine oder die andere denkt vielleicht 'noch einmal' - auf den Weg machen dürfen. Ich vermisse Monika und Holger Isbarn, die auch heuer wieder Termenschwierigkeiten hatten. Bei ihnen sind es keine gesundheitlichen Gründe. Sie sind beide 'fit wie ein Turnschuh' - auch so eine Lieblingsformulierung unter uns Alten - , aber anders als die meisten von uns noch berufstätig und können nicht so frei planen wie wir. Ich arbeite auch noch zwei Jahre an der Universität, aber in den Semesterferien kann ich meine Zeit nach Belieben einteilen. Wehmütig denken wir an diejenigen, die nicht mehr dabei sein können. Altershalber. An Emil und Elsa Cauer. Elsa schafft es nicht mehr. Und wie ist sie uns auf der Donau-Tour noch vorausgesprochen! Sie ist dieses Jahr siebzig geworden. Herzrhythmusstörungen und gelegentlich Gicht. Da fehlt die Sicherheit am Lenker. Immerhin hat Emil einen Weg gefunden, ihr den Spaß einer Radtour doch noch zu ermöglichen. Er hat im Frühsommer mit Jutta Andreae und Ingrid Laudien - in ganz kurzen Etappen und mit Erholungspausen - die Mosel-Tour wiederholt. Jutta und Ingrid waren vor drei Jahren noch nicht dabei gewesen. Die andere Veteranin unserer Radlergruppe, Annelore Rinnert, kann sich nur auf den Video-Bericht ihres Mannes freuen und Helmut Luther, der nach seiner ersten Tour (von

Rothenburg nach Regensburg), die ihm schwer gefallen war, lieber keine zweite mehr riskierte, wird dann auch per Video dabei sein. Wer einmal dabei war, ist Radler, gehört noch dazu.

So eine Radtour ist nicht das reine Vergnügen. Es ist zuallererst eine körperliche Anstrengung, für den älteren Menschen eine Probe auf das, was er sich noch zumuten darf. Und wenn du es geschafft hast, weißt du am Abend: Noch gehörs du nicht zum alten Eisen. Doch einmal werden wir alle aufhören müssen und dann nur noch in der Erinnerung in die Pedale treten und über den Lenker in die Runde blicken.

Der Interregio - nur dieser führt spezielle Fahrradabteile - fährt über Leipzig und Werdau. Dort hätte ich gerne mal Georg Meusel im Martin Luther King Zentrum - Am Torbogen 5 - besucht. Doch solche Extravaganzen sind bei einer Gruppenreise nicht möglich. Immerhin gut zu wissen, dass es einen solch frühen, direkten Zug nach Werdau gibt. Ich würde mit Georg gerne über die neueste Fassung von "Indienreise. Auch der Suche nach Gandhis Vermächtnis" sprechen. Sie ist unmittelbar vor der Abreise noch fertig geworden ist. Er war 1997 mit Ruth und mir sechs Wochen in Indien unterwegs. Von Dorf zu Dorf mit öffentlichen Verkehrsmitteln. Im Vergleich dazu ist die uns jetzt bevorstehende Radtour wirklich nur eine harmlose Vergnügungsreise.

Gegensätze: Die französische Markgräfin und der fränkische Dichter

Dank des frühen Starts erreichen wir bereits um die Mittagszeit Bayreuth, wo wir in der Nähe des Bahnhofs im Hotel Weihenstephan untergebracht sind. Im Frühstücksraum hängt noch ein Foto vom spanischen König Juan Carlos. Ob der zu den Wagner-Festspielen hierher gekommen ist, als nirgends sonst ein Raum in der Herberge? Passt scho, würden die Franken wohl sagen, auch für einen König, und für einen mit leutseligen Qualitäten, der nach der Diktatur Francos die Demokratie auf den Weg gebracht, allemal. Also, das alte Hotel hat gute Betten und wir haben sogar einen Fernseher (für den Wetterbericht!), auch wenn es keine Fürstensuite ist und wir die Schallschutzfenster zur Bahnhofsstraße geschlossen halten müssen. Jetzt ist das Hotel nur noch eine Frühstückspension; sie wird im Radtourenbuch unsereinem empfohlen. Die traditionelle Gaststätte unten wird anderweitig bewirtschaftet. Sehr gepflegt, wie wir dann am Abend noch feststellen.

Doch zunächst wollen die meisten etwas Nachtschlaf nachholen, bevor gegen Abend die Führung durch eine Kulturreferentin der Stadt beginnen wird. Auch Ruth ist müde. Ich habe im Zug gedöst und bin nun neugierig, mag jedenfalls nicht liegen. Ich will die freie Zeit nutzen, um einem speziellen Interesse nachzugehen, für das sich in unserer Gruppe nicht so leicht hätte ein Kompagnon finden lassen.

Zu Fuß suche ich den Weg durch die Innenstadt zum Jean Paul Museum, das ich im unteren Stockwerk eines massiven, alten Sandsteinbaus, unmittelbar neben der Villa Wahnfried von Richard und Cosima Wagner, finde. Auf mein Klingeln öffnet eine städtische Angestellte mir die Museumsräume und liest so vor sich hin - nichts Klassisches, eher einen Heftchenroman - , während ich ganz allein durch die Ausstellungsräume an Vitrinen und Stichen vorbei durch das Leben Friedrich Richters pilgere. Es gibt einen 90-seitigen Katalog der Exponate, den man eigentlich im voraus studieren sollte, denn man hat nicht die Zeit, alle bibliophilen Kostbarkeiten so schön der Reihe nach einzeln anzusehen und gar noch die Handschriften zu entziffern. So freue ich mich an den Erstdrucken und an den Portraits von Freunden und Verehrerinnen Jean Pauls. Das eine oder andere dieser Portraits habe ich in der eigenen Sammlung, so das von Charlotte von Kalb.

Du fühlst dich wohl in solch blitzblank arrangierten Dichterstuben, in denen es einst sicher viel spartanischer und unordentlicher zugegangen ist. Doch darfst du Frau Caroline auch nicht zu nahe treten. Sie hat auf bürgerliche Wohlanständigkeit Wert gelegt und noch ihrem kranken Ehemann auf dem Klavier vorgespielt. In einem sonnigen Raum, den auch zeitgenössische Sitzmöbel zieren, erinnert ein prächtiger Sekretär an die guten Tage des Schriftstellers, der allerdings in der

Rollwenzlei - umsorgt von der bodenständigen Wirtin - lieber gearbeitet hat.

Ich störe meine Bewacherin beim Schmökern, weil ich diesen Sekretär gerne fotografieren möchte. Dagegen sei nichts einzuwenden. So bei'n bisschen Blitzlicht könne ihm nichts anhaben, und der Wunsch sei ohnehin selten. Sie zeigt mir zuvorkommend in dem repräsentativen Schreibmöbel aus dem Hause Richter sogar noch die Geheimfächer: Hinter den senkrechten (hohlen) Verstrebungen der Schubfächer.

Sonst darf man selbstverständlich nicht blitzen. Die Bücher, Handschriften und Radierungen bleiben in mildes Halbdunkel gehüllt. Ich bin ja schon dankbar, dass die Originale und nicht nur Faksimiles ausgestellt werden, obwohl ich bei den Handschriften auch für letzteres Verständnis hätte. Doch diesen Räumen werden keine Touristenmassen zugemutet wie Goethes Weimarer Haus am Frauenplan.

Ich kaufe mir noch einige Postkarten mit dem Pastell-Gemälde Lorenz Kreuls vom alten Jean Paul aus dem Jahre 1823 und eine nachempfundene Zeichnung Horst Jansens. Das bekannte Pastell, das auch den Museumskatalog ziert, zeigt den Dichter zwei Jahre vor seinem Tod noch als stattlichen Mann. Eindringlich schauen seine blauen, wachen Augen dich an. Ein vortreffliches Portrait, mag sein, ein wenig klassizistisch geschönt. Doch er verdient's. In Wirklichkeit hat ihn wahrscheinlich in seinen letzten Jahren das viele Bier recht wampert erscheinen lassen. Zum Ende hin war das viele Bier dann wohl auch das wahre Gift.

Aus der Beschreibung des Krankheitsverlaufs bei Günter de Bruyn schließe ich, dass Jean Paul zuckerkrank gewesen sein könnte. Dazu passen die Erblindung, der starke Durst und der schließliche Gewichtsverlust, verbunden mit dem Anschwellen der Beine. Ähnliches war bei Ossip Flechtheim zu beobachten. Doch dieser hat nur Tee getrunken und wurde fast 90. Bei den heutigen Behandlungsmethoden hätte Jean Paul leicht zwanzig Jahre älter werden können. Er hat sich jedenfalls völlig falsch ernährt. Mich ärgert's immer noch, wenn Dichter zu früh sterben. Die blöden Zigaretten bei Heinrich Böll und bei Jean Paul das blöde Bier.

In jungen Jahren muss Jean Paul ein schmaler Hecht gewesen sein. So soll er 1797 von Pfenninger für die "Physiognomischen Fragmente" Lavaters portraitiert worden sein. Ich bin gespannt, ob ich wieder zu Hause diese Radierung in einem der vier Bände finden werde. Bisher war mir die Radierung Pfenningers nicht aufgefallen. Doch bei Lavater fehlen häufig - und ich weiß nicht, ob dies absichtlich geschah - die Hinweise auf die Identität der Portraitierten.

Ich will beim Schulmeisterlein Maria Wuz aus Auenthal nach der Stelle suchen, wo dieses seine eigenen "Physiognomischen Fragmente" verfasst, um auf diese Weise das teuerste Buch der Zeit sein eigen zu nennen. Am liebsten würde ich aus beiden Büchern vorlesen - oder vorlesen lassen -, wenn im März das Kunstamt Spandau meine Sammlung von Radierungen Chodowieckis zeigen wird.

Meine extravagante Exkursion zu Jean Paul hat mir gefallen. So richtig happy kehre ich zum Weihenstephan zurück und wecke die noch bleiern schlafende Ruth.

Die offizielle Stadtführung einer munteren blonden Fränkin in mittleren Jahren, die sich mit Ethusiasmus und in passablem Hochdeutsch ihrer Aufgabe widmete, stellte die Bautätigkeit von Wilhelmine, der Markgräfin von Bayreuth, Schwester Friedrich II., in den Mittelpunkt. Vor Jahren habe ich eine Biografie der Markgräfin gelesen, die Ruth von Amadea Sachs geliehen worden war. Dieses populäre, doch kundige Buch wird heute noch in Bayreuth als Taschenbuch angeboten - allerorten, nicht nur in der Markgrafen-Buchhandlung, wo ich nach Jean Pauls Werken gesucht und fast nur Antiquarisches vorgefunden hatte.

Höhepunkt unserer Stadtführung war der Besuch des markgräflichen Opernhauses. Eine Antiquität. Innen alles Holz. Gut für die Akustik, schlecht fürs Überdauern. Fast alle Opernhäuser dieser Zeit sind abgebrannt. Es wurde alles mit Kerzen beleuchtet.

Doch im Vergleich zu den lichten, weiten zeitgenössischen Kirchen, den fürstlichen Festsälen und Spiegelkabinetten finde ich die Oper eher scheußlich. So dunkel, so überladen. Ich fühle mich wie in einem Sack. Doch wer weiß, wie es mir in dem - zu Goethes Lebzeiten - abgebrannten Weimarer Theater ergangen wäre, das zu besuchen, Goethes Christiane nie zu viel werden konnte. Uns wird im Opernsaal eine Sound- and Light-Show geboten, aufgezogen als Gespräch zwischen Voltaire und der Markgräfin. Jener war tatsächlich mal hier. Das Gespräch: nicht schlecht gemacht, doch ohne alle sozialkritischen Akzente. Ein Licht könnte dem Besucher aufgehen, hörte er den Philosophen und die Gräfin im Originalton französisch parlieren und verfolgte den Gang einer italienischen Oper.

Doch diese künstliche, importierte Welt trennten nur wenige Jahrzehnte von der Weimarer Klassik. 1731 bis 1758 hat Wilhelmine Friederike Sophie in Bayreuth gelebt. Nach dem Tod der Markgräfin heiratete der Witwer eine Schwester des Herzogs von Weimar. Ohne erkennbare Auswirkungen. Kurios! Ihre Vorgängerin hatte 85 Prozent des Staatshaushalts in ihr ganz spezielles Verständnis der Kultur des Rokoko investiert. Was hätte es bedeutet, wenn sie Vergleichbares für die hiesige Universität, die Fabrikation, das Gesundheitswesen und die allgemeine Schulbildung - gar für Mädchen! - getan hätte? Vorzeigen ließe sich dies wahrscheinlich heute nicht mehr.⁽¹⁾ Was ist von Goethes Bemühungen um den Ilmenauer Bergbau geblieben außer einer memorabilen Ansprache? Ich sollte die Memoiren der Markgräfin Wilhelmine lesen. Die dürften auch noch im Original zu haben sein.

Ich weiß nicht, welche Verbindung es gab zwischen den Aktivitäten der Markgräfin Wilhelmine und Jean Pauls späteren Leben in Bayreuth und seinen Sympathien für die Französische Revolution. Hat er die Bautätigkeit und das Opernleben der Markgräfin kommentiert oder karikiert? Ich erinnere mich nicht daran, bei de Bruyn dazu etwas gelesen zu haben, und das Gesamtwerk Jean Pauls überblicke ich nicht. Also nochmal nachschauen und auch Wolfgang Harich konsultieren! Die Inszenierungen der Markgräfin Wilhelmine und Jean Pauls Spaziergänge zur Rollwenzelai, die auf halbem Wege zur Eremitage der Markgräfin zu finden sein soll, waren wohl zwei verschiedene Welten am selben Ort.

Günter de Bruyns Biografie Jean Pauls wird neben Philipp Hauser "Jean Paul und Bayreuth" im Museum angeboten. Das freut mich. G. de Bruyn kann an die Lektüre Jean Pauls heranzuführen. Ein solch tüchtiges, einfühlsames, zensurkritisches und sehr viel Arbeit erfordernendes Buch konnte wohl nur in der DDR entstehen, in Distanz zum Regime, aber doch in einer vom Regime gewährten (und das heißt nur passabel finanzierten) Nische. Die SED-Kritiker unter meinen Kollegen mögen den Begriff Nische nicht. Sie mögen recht haben. Nische klingt zu gemütlich. Der Kampf mit der Zensur war hart. Doch im Kapitalismus könnte sich ein gestandener Schriftsteller die Zeit für solch umfangreiche, vorbereitende Lektüre kaum nehmen. Und wer weiß, ob die von der Marketing-Abteilung anvisierten Leser es zu goutieren wüssten, dass ein Dichter keinen Roman schreibt,

¹ Nachdem ich dies notiert, fand ich in Hermann Lenzens letztem Band der Erinnerungen seines alter ego Eugen Rapp eine Antwort auf meine Frage. Nach einem überraschenden Gewitter führen er und Hanne überstürzt von einem Empfang der Landesregierung zurück nach München: „So etwas wie das Schleißheimer Schloss kann sich sehen lassen... Wenn das Volk damals geherrscht hätte, was wäre zurückgeblieben? Kasernen und Kartoffeläcker.“ (Freunde, S. 49) In einer Hinsicht gebe ich Lenz recht. Kasernen hat Wilhelmine nicht gebaut und an einem Krieg hat sie sich meines Wissens auch nicht beteiligt. Mit solchem Unfug hat ihr Bruder sich das Leben vermiest. Und ob man nun Pyramiden oder Eremitagen baut, nach Keynes schafft beides Arbeitsplätze und hinterlässt Ansehnliches.

sondern ein Sachbuch, eine aus den Quellen gearbeitete Biografie, mit einem bibliografischen Nachwort, das sich unter Germanisten sehen lassen kann. Als 'westliches' Pendant zu de Bruyns Unternehmen kommt mir nur Peter Härtling in den Sinn, der gerade an einer romanhaften Biografie E. T. A. Hoffmanns schreibt. Jean Paul und Hoffmann sind sich in Bamberg begegnet. Ob sich Härtling und de Bruyn kennen, ob sie über ihr biografischen Forschen und Schreiben miteinander gesprochen haben?

Doch wer liest heute noch Jean Paul - außer den Germanisten? Du brauchst eine stupende klassische Bildung und viel Geduld. Schon allein um die Vorworte zu lesen! Man vergleiche Jean Paul mit dem Geschreibsel einer Doris Dörrie! Mit ihrem Dünnpfiffbuddhismus ist sie gleichsam die literarische Exponentin unserer Spaßkultur. Lies nur "Der Vater der Braut", wofür sie von der Frauenzeitschrift "Brigitte" den Bettina-von-Arnim-Preis einheimste, dann weißt du, woran du mit solchen Autorinnen bist und was den Witz eines Jean Paul von den Sottisen einer Dörrie unterscheidet. Doch zu Jean Pauls Zeiten gab es auch einen Kotzebue. Der wäre längst vergessen, hätte ein fanatischer Student ihn nicht ermordet. Ein Verbrechen und eine Dummheit!

In der größten Bayreuther Buchhandlung, eben der 'Markgrafen-Buchhandlung', finde ich wenig von und zu Jean Paul. Ich empfehle den flotten Mädchen am Computer, doch mal bei den Reclam-Bändchen nachzusehen. Das passt scho. Dort finde ich als Radler-Lektüre "Dr. Katzenbergers Badereise". Im Museum waren mir mehrere zugehörige Illustrationen aufgefallen. Auf die Grafiker hat Jean Paul anscheinend zu allen Zeiten inspirierend gewirkt. Ein gutes Zeichen!

Auf dem Rückweg von der Stadtführung zum Hotel in der Bahnhofstraße fotografiere ich noch des Denkmal Jean Pauls - ein pompöser Klotz ohne bildhauerisches Genie, nicht vergleichbar dem von Grass beschriebenen Fontane-Denkmal in Neuruppin - und zwei (der sieben) Häuser, in denen Jean Paul gewohnt hatte. Im Sterbehaus befindet sich heute eine Apotheke, die seinen Namen trägt, obwohl sich die Apotheker um seine Gesundheit keine Verdienste erworben haben. Die Rollwenzlei hätte mich mehr interessiert als die stattlichen Sandsteinbauten, die durch auffallende Inschriften ausgewiesen sind.

Bayreuth - Kulmbach - Altenkunstadt.

Dienstag, 5. September 2000

Ein Exkurs zur Eremitage der Markgräfin von Bayreuth

Wir radeln nach dem kräftigen Frühstück nicht sofort los, sondern wollen auch von Richard Wagners Bayreuth noch etwas sehen. Es gilt sich zu entscheiden zwischen dem Inneren von Haus Wahnfried und dem Festspielhaus. Erich Rinnert, dessen Tochter Filine im Winter (nach mehreren Praktika in Hamburg, Mannheim und Luzern) ihr Studium als Bühnenbildnerin beginnen wird und Ruth, die sich nun mal seit ihren Zeichnungen auf dem Schnürboden der Theaters im Neuen Palais in Potsdam für Theatertechnik interessiert, gewinnen die anderen für die Besichtigung des Festspielhauses.

Bei einer Aufführung werden wir alle es kaum noch zu sehen bekommen. Man muss regelmäßig um Karten eingeben, dann hat man (als Nicht-VIP) nach 10 Jahren eine Chance berücksichtigt zu werden. Die meisten von uns sind für die Warteliste bereits zu alt, und der jüngere Rest hält sich auch besser an TV-Arte oder an das in reichem Maße Wagner-haltige Berliner Opernangebot.

Reinhard Schütz, mit 50 Jahren der jüngste in unserer Gruppe, locken nicht die Wagneriana. Er möchte die frische Luft, den blauen Himmel genießen und schon mal losradeln und die Eremitage aufsuchen. Mich sticht der Hafer und ich schließe mich spontan ihm an und bereue es am Abend dann auch nicht, mir und meinem Fiedle noch einige Kilometer extra zugemutet haben.

Die Eremitage, die versteckt im Wald auf der Höhe über Bayreuth liegt, ist Rokoko in einer nicht mehr überbietbaren Übersteigerung. Im Grundriss ist das neue Schloss mit dem vorgelagerten weiten Wasserbecken und seinen Fontänen auch noch wohl gelungen. Man wird an Sanssouci in Potsdam erinnert. Doch die Ausführung der Säulen mit Glasbesatz ist nur noch Kitsch. Wenn man unmittelbar davor steht, ist es schlimmer, als wenn man von der anderen Seite des Teichs auf das Schloss blickt und die bunten Details verschwimmen. Wer ist nur auf diese verrückte Idee gekommen, ein Schloss zu bauen im Stile einer Glasperlenstickerei? Ich kenne kein Pendant.

Großen Gefallen finde ich am Laubengang aus blaugrünen, dichten Gitterstäben, der gegenüber dem Schloss auf der rechten Seite das Bassin der Wasserspiele einfasst. Diese Gitterlauben mit steinernen Amphoren in hochgewölbten Nischen erinnern mich an einige der schönsten Radierungen Chodowieckis. Dieser grundsolide Nachfahre des Rokoko verstand es meisterhaft, die Menschen seiner Zeit - und das waren dann schon Bürgerskinder - in solchen Lauben zum Gespräch zusammenzuführen. Und entzückend künstlich sind auch die schwungvollen Skulpturen am Übergang zu den Waldwegen mit ihren mittlerweile bemoosten Grotten. Zwei nackte, doch umso markigere Heroen stemmen vor den Gartenpfaden ihre leicht gewandeten Geliebten in die Höhe - den besorgten Blick auf imaginäres Gewürm oder Gekläffe zu ihren Füßen gerichtet. Mag sein, dort schiebt er sich am Boden bereits heran der dritte Stand des Frankenlandes, der solch adlige Spielchen nicht mehr goutieren und den Damen die Röcke lüften möchte.

Der gelungenste Teil der Anlage sind die Wasserspiele, die auf unsere Nachfrage für ein paar Minuten vom Personal des Cafés in Gang gesetzt werden. In einem tiefer gelegenen Teil des Lustgeländes findet sich - umrahmt von Grotten und gewaltigen Buchen, durch deren Geäst der Sonnenschein bricht - noch ein weiteres Springbrunnenbecken. Das Besondere dieser Anlage ist, dass das Wasser nicht nur aus Fontänen aufsteigt, sondern auch von hohen Speiern aus den Grottenwänden springt und im weiten Bogen in das Becken fällt, wo gleichfalls Wasser sprüht aus den Nüstern von Drachen und den Busen üppiger Damen. Alles erinnert an die Lebensgier des immer unnützer, immer extravaganter werdenden Adels. Mir erscheint's als die kräftezehrende Inszenierung einer schönen Frau, deren Genie der Feudalismus in diesem abgelegenen Duodezfürstentum keine wirkliche Aufgabe eröffnete. Hier im unteren Teil des Gartens hat sich der Markgraf noch ein winziges Reduit gebaut - *privatissime et solo*. Wahrscheinlich fand er die holde Wilhelmine bisweilen anstrengend und bedurfte einer wahren Eremitage. Dieser Rundbau, der einem Vogelbauer glich, gefiel mir im Schatten unter einer riesigen Buche. Da konnte man sinnieren oder auch Memoiren schreiben.

Um die Mittagszeit sammeln sich alle zehn Berliner pünktlich wieder vor der Fahrradgarage unserer Frühstückspension. Und dann wird es ernst. Wir starten. Wir haben alle praktische Packtaschen und Getränkeflaschen am Rahmen. Mit wenigen Griffen könnten wir uns und das Gepäck auch vor schwerem Regen schützen. Etwa dreißig Kilometer geht es heute den Roten Main entlang bis Kulmbach. Von dort noch weitere zehn Kilometer bis Altenkunstadt, wo wir in dem Radlerhotel "Gondel" angemeldet sind. Das sind keine beängstigenden Distanzen. Das schaffen wir locker!

Oh Täler eng, oh Höhen...

Doch wo die Flüsse noch nicht so mächtig sind, dass sie breite Täler hobeln, hat es der Radler schwer. Er kann dem Bachlauf nur selten folgen, sondern muss immer wieder seitlich ansteigen und kaum oben auch schon wieder abwärts fahren. So geht es auch uns: immer rauf und runter. Doch schöne Ausblicke bieten sich. Und das wissen wir Berliner zu schätzen, die wir in der Mark meist nur dann einen weiten Blick haben, wenn wir an ein Seeufer oder an den Dünenhang der Havel gelangen und von dort etwas Fernsicht genießen. Hier in Franken wechseln die Ausblicke auf kurze Distanz. Der Rote Main schlängelt sich zwischen Obstbaumkuppen, und über uns stehen dunkle Wälder.

Und um ein Übriges zu tun, verwechselten wir an einer Stelle auch noch den Radweg mit dem Main-Wanderweg und auf diesem wurde es - dem M des Wanderzeichens folgend - immer malerischer. Wir schoben kräftig den Berg hinan, griffen unter Apfelbäumen zu, fanden das Angebot jedoch meist noch zu sauer und gerieten dann unter fortgesetztem Schieben und Plaudern mehr und mehr auf einen Pfad, den wir den Spuren zufolge schließlich nur noch für einen sumpfigen Wildwechsel, doch für keinen Radweg mehr halten konnten.

Ruth versteht etwas vom Kartenlesen, aber sie ist zurückhaltend und mag nicht führen, ohne gefragt zu sein. Sie hatte den Pfad von Anfang an nicht auf ihrer Radlerkarte gefunden. Doch sie hatte geschwiegen. Wir hätten an der Kreuzung nicht auf den alten Bauern auf seinem Traktor mit den Milchkanen hören sollen. So ganz verstanden hatten ihn ohnehin nur Ruth und ich, aber die meisten fanden es wohl zünftig, auch mal auf einen Einheimischen zu hören. Der musste sich doch auskennen! So glitschten wir nun auf der Höhe unter Buchen durch den Lehm und waren froh, als wir aus dem Walde tretend den Roten Main im Tale wiedersahen. Doch wie gesagt ein schöner Ausblick. Oh Täler weit, oh Höhen... Noch konnte uns dies erfreuen. Und wer schiebt, lüftet das Fiedle. Au net schlecht.

Gelobet sei die sanfte Gerade!

Weiter ging's. Schon ein wenig matt schenkten wir uns in Kulmbach den Aufstieg zur Plassenburg, zeigten auch kein Interesse an einem Brauerei- und am einem Zinnfigurenmuseum, sondern tranken am Luitpold-Brunnen mit Blick auf die Burg kännchenweise Kaffee und genossen den Zwetschkuchen. Wir waren dann soweit gestärkt, dass wir den nunmehr flachen Radweg, welcher der Bahnlinie entlang geführt wurde, bis Altenkumdstadt mühelos zurücklegten.

Was uns angenehm erschienen, erwies sich für unsere Wirtin in der "Gondel" in Altenkunstadt als existenzbedrohend. Trotz ihres Einspruchs war der früher abwechslungsreiche Radweg an Altenkunstadt vorbeigeführt und schnurgerade verlegt worden. Wir waren im rechten Winkel vom neuen Radwege abgebogen, um noch zu unserem Quartier zu gelangen. Die junge Wirtin beklagte einen Rückgang der Radlergäste auf ein Drittel der früher üblichen Zahl. Das war sicher hart, denn der Gasthof hatte ausgebaut. Wir lobten das Quartier und das Essen, das wir à la carte um einen großen Tisch versammelt einnahmen.

So ganz glatt war die Fahrt nicht gegangen. Ingrid Laudien und Erich Rinnert hatten Schwierigkeiten mit der Gangschaltung. Sie funktionierte entweder nicht oder knackte gelegentlich besorgniserregend. Es gab in Altenkunstadt nur einen ehemaligen Fahrradhändler. Der hatte nach dem Feierabend in der Fabrik keine Lust mehr, uns zu helfen, und machte nur noch blöde Sprüche, über die sich Erich und Ingrid ärgerten. Eigentlich gehört zu einer ausgewiesenen Radlerherberge auch die Vermittlung von Fahrradreparaturen. Sonst kommt man nicht ins Verzeichnis der empfohlenen Quartiere. Das hatten wir uns im vergangenen Jahr von einem Wirt erläutern lassen. Anscheinend gibt es da Herbergstester, die sich als normale Radler anmelden und dann das Angebot prüfen, so wie man das Verfahren - aus einem komischen Film mit Luis de Funes - für Feinschmeckerlokale kennt.

Das Handicap durch die defekte Schaltungen ist jedoch nicht so gravierend, dass wir morgen nicht weiterfahren könnten. Die wichtigsten der Gänge der beiden Räder funktionieren noch so einigermaßen.

Altenkunstadt - Lichtenfels - Vierzehnheiligen - Rattelsdorf.

Mittwoch, 6. September 2000

Mit geschwungener Feder

Der sonnige Tag beginnt mit einer Morgenandacht in der katholischen Stadtkirche "bei Unser Lieben Frauen". Altenkunstadt ist seit der Merowingerzeit als Siedlungs- und Missionsgebiet bekannt. Ursprünglich lebten hier Wenden, die unter Kaiser Ludwig dem Frommen mit der christlichen Kultur vertraut gemacht wurden. Da es aus dieser Zeit keine erzählenden Quellen gibt, wissen wir fast nichts darüber, wie es bei solcher Christianisierung zugeing. Der Kirchbau und der Kult spielten von Anfang an eine wichtige Rolle. Was dabei vom Evangelium mitgeteilt und aufgenommen wurde, wissen wir nicht.

Wenn man die Skulpturen sprechen lässt, dann mischt sich auch Menschenfreundliches unter all das Herrscherlich-Kultische der alten Frankenzeit. Mein Wohlgefallen gilt der Sandsteinmadonna, die 500 Jahre nach der Christianisierung (um 1360) entstanden ist. Marias fast lebensgroße Gestalt trägt eine Krone. Das Haar fließt lang über ihre Schulter, und diese Bewegung wird vom Faltenwurf der Toga aufgenommen. Ihr Körper bildet durch eine leichte Wendung nach rückwärts das Gegengewicht zu dem Jesuskind, das sie auf dem linken Arm hält und dem sie mit ihrer Rechten ein Vöglein zeigt, nach dem das Kind mit beiden Händen greift. Dies soll laut Führer auf die 'Entsündigung der Welt' durch Jesus hinweisen, kann aber auch als Ausdruck mütterlicher Zuwendung und Zeichen menschlicher Wärme und der Freude an allem Lebendigen gedeutet werden. Scheint mir. In seiner edlen Haltung war mir dieses schlichte Kunstwerk sofort aufgefallen. Es bildet nicht den Mittelpunkt, ziert nicht einmal eine Nische, sondern steht auf einem Wandvorsprung über dem Seiteneingang. Ansonsten glänzt die Kirche im barocken Schmuck. An der Kanzel schwingen die vier Evangelisten die Feder, dass Hermann Lenz daran seine Freude hätte, wo der doch meinte, das mit dem Gänsekiel oder der Stahlfeder Konzipierte überdauere eher die Jahrhunderte als das hopplahopp in die Maschine Getippte - vom e-mail ganz zu schweigen.

Später las ich im Kunstführer des Schnell-Verlages (und dessen reich bebilderte, lesenwerte Heftchen fanden wir an vielen Orten unserer Tour), dass dieses Madonnenbild dem Meister des Grabmals von Bischof Friedrich II. Graf v. Truhendingen (1363-1366) im Bamberger Dom zugeordnet wird.

Wir sitzen bei unserer Andacht in den ersten Bänken der Kirche und lesen zusammen Luthers Morgensegen im Evangelischen Gesangbuch für Soldaten, das wir bereits im vergangenen Jahr benutzt haben, weil es so handlich und mit seiner grünen Plastikbindung strapazierfähig, quasi feld- und radlertauglich ist. Provozierend militaristisch ist es nicht. Eigentlich viel zu harmlos. Jedenfalls kein Versuch für ein letztes Gebet nach dem ersten Atomschlag, was doch zeitgemäß wäre. Just time to say cheerio, formulierten 1962 meine Londoner Freunde.

Gar nicht aus diesem Vademecum, sondern als Lehrtext aus dem Evangelium des Lukas - und man blicke dabei zur Kanzel, wo er schriftstellernd am Werke ist - hören wir die Geschichte des Hauptmanns von Kapernaum. Ingrid Laudien kommentiert sie nicht. Die autoritäre, die römische Besatzungsmacht hofierende Grundhaltung der Geschichte und der Vergleich zwischen Kirche und der militärischen Struktur von Befehl und Gehorsam ist nun so gar nicht nach meinem Geschmack. Doch ich halte den Mund. Aber was lehrt uns denn solch ein Lehrtext? Glaubensstärke? Das ist auch einer der Begriffe, die mir nicht weiterhelfen. Das Schönste an den Andachten sind vielleicht doch die Lieder. Und die großartige Akustik der Barockkirchen verleiht selbst unseren schwachen Stimmen Stärke.

Auf der Rückfahrt zum Main-Radweg passieren wir in Altenkunstadt ein Schild, das uns den Weg zur Synagoge weist. Sie wurde wieder hergerichtet und wird jetzt vom Diakonischen Werk genutzt. Ein schönes Haus aus Sandstein ohne äußere Hinweise auf die frühere fromme Nutzung. Die Gemeinde hat außen ein Tafel mit folgender Inschrift angebracht:

DIESE SYNAGOGUE WURDE IM JAHR 5486/1726 EINGEWEIFHT. BIS ZUR POGROMNACHT 1938 BILDETE SIE DAS ZENTRUM DER JÜDISCHEN GEMEINDE VON ALTKUNSTADT, DIE ZEITWEISE AUS 400 MITGLIEDERN BESTAND. AM 24. APRIL 1942 WURDEN DREIZEHN DER HIER VERBLIEBENEN NACH OSTPOLEN DEPORTIERT UND DORT IN DEN KONZENTRATIONSLAGERN ERMORDET. IHR SCHICKSAL SOLL NICHT VERGESSEN WERDEN - GEMÄß DEM ALTEN PSALMVERS: "DAS GEHEIMNIS DER ERLÖSUNG HEIßT ERINNERUNG."

Wenn du im September unterwegs ist, bieten dir die Bauergärten und auch die Hängegeranien den schönsten natürlichen Schmuck, den du dir vorstellen kannst. Es scheint der ganze Stolz der Alten zu sein, uns zu zeigen, wie wohl sie sich noch unter uns fühlen und wie es ihnen mit Hilfe der Sonne und speziellen Düngern wieder einmal gelungen ist, diese vielfarbigen Blumen in ihren Steingärten und neben ihren Ruhebänken zum Leuchten bringen. An einem Hang verschnaufe ich vor einem solchen Haus mit grünen Fensterläden, über dessen helle Wände und moosigen Mauern die Blumenkaskaden wie ein blühender Brunnenschwall mir entgegenfließen.

Und wer sind die vierzehn Heiligen?

Hinter Lichtenfels, wo wir uns mit Brezeln oder Schneckenudeln für die Mittagszeit versorgt haben, beginnt nicht die *Auffahrt*, vielmehr der *Aufstieg*, also das Hinaufschieben unserer Räder zum Kloster Vierzehnheiligen durch Fichten und Buchen und vorbei an Waldwiesen. Warum finde ich diesen Weg erst jetzt? Ich kenne doch die Bahnstation Lichtenfels von mehreren Jahrestagungen des Versöhnungsbundes auf Schloss Schney. Immer war ich so eingespannt gewesen in Diskussionen, Referate oder Trainingsprogramme oder Planspiele, musste letzten Endes auf meine Wiederwahl in den Vorstand bedacht sein - schon um des Fortbestandes der immer gefährdeten und kritisierten Zeitschrift "Gewaltfreie Aktion" willen. Nie hatte ich Zeit für einen Ausflug nach Vierzehnheiligen gefunden. dass mir dies im Alter noch vergönnt sein würde und dass ich nun diesen Berg mein Fahrrad hinaufschieben würde, daran hatte ich früher nie gedacht. Wahrscheinlich ist dies alles eine späte Frucht meiner Nichtwiederwahl in den Vorstand im Jahre 1993 auf Burg Schney. Ich hatte gewissermaßen Flagge gezeigt, war als Korreferent zu einem modernen Heiligen aus der französischen Kommune "Die Arche" angetreten und hatte sehr offen über die Möglichkeiten und eben auch die Grenzen einer Verbindung von gewaltfreien Handeln und bürgerlichem Berufs- und Familienleben gesprochen. Sie hatten's als blasphemisch empfunden. Die Jungen hatten sich verschworen und es dem Altvorderen gezeigt, dass sie es anders zu machen gedächten. Heute sind sie mit mir wieder gut Freund und halten's selber mit den Nichtsoganzsoheiligen der Zivilgesellschaft.

Nun stehe ich verwundert inmitten dieser Komposition aus Säulen und Licht. Die Kirchenmauern haben sich aufgelöst vergleichbar dem Gesprenge der spätmittelalterlichen Altarbilder. Ein architektonisches Meisterwerk. Einmalig! Unübertrefflich! Doch ad maiorem dei gloriam? Die Malereien sagen wenig, sind nur Dekor, dienen der virtuosen Architektur. Es ist wunderbar, aber ich empfinde kleinkariert: Meine Kirche ist das nicht. Und die vierzehn Heiligen sind nur Figuren, gehen mir nicht zu Herzen. Da nutzen auch die vielen Schilder der Mönche nichts, die unsereinen darauf hinweisen, dass er sich hier in einem Gotteshaus befinde. Vierzehnheiligen ist ein Museumsstück, ist Historie. Und dies ändern auch gelegentliche "Kriegerwallfahrten" nicht. Auf einer Bank neben einem Obelisk, der an die kürzliche siebente dieser Kriegerwallfahrten (Was soll ich mir nur darunter vorzustellen?) erinnerte, hatte ich mein Mittagsbrot verzehrt und dazu ingrimmig - und meiner Ökosünde und der Krieger eingedenk - eine Büchse "Alsterwasser" getrunken, die ich in Berlin für den besonderen Durst bei Aldi für 49 Pfennig eingekauft und bis hier herauf geschoben hatte.

Unser Radlerführer "bike line" (o tempores, o linguae) sah als Variante auch einen Weg über Kloster

Banz vor. Steil sei's, holeprig ginge es zu und es sei eine 'Pilgerfahrt'. Nein danke. Banz kennen wir aus der "Tagesschau" als Ort der Klausuren der Christlich Sozialen Union, der aufs Regieren des Freistaats Bayern seit Jahrzehnten abonnierten Partei. Da trachtenjankern sie also die Konservativen. Da zog's mich nicht hin und auch die anderen ließen diesen Tagungsort der CSU-nahen Hans-Seidel-Stiftung rechts liegen. Ich stieg nur ab vom Fahrrad und fotografierte das Kloster aus dem Talgrund. Es reizte mich, im Vordergrund einen Traktor auf riesigen Reifen ein Maisfeld umpflügen zu lassen. Einen übriggebliebenen Kolben, dessen weiche, weißgelben Kerne noch ein Blättermantel schützte, steckte ich ein und nagte immer wieder mal daran - in Gedanken bei den Maiskolbengirlanden an den Bauernhäusern von Pleidelsheim am Neckar. In meiner Kindheit bildeten sie - zwei und zwei zusammenbunden an den zurückgeschlagenen Kolbenblättern - den herbstlichen Schmuck unter den Fenstern des ersten Stocks und an den Strängen über dem Scheunentor am Geburtsort meiner Großmutter Anna Gerni. Für den Opa war's Hühnerfutter, für meine Zähne waren die gelben Körner nach der Girlandentrocknung viel zu hart. Und jetzt wird alles zu schlabbrigen Silage, zum Kraftfutter für die monströsen Euter gewaltiger, kasernierter Milchproduzentinnen.

Am Abend trübt sich der Himmel ein. Doch noch trocken erreichen wir Rattelsdorf. Unser Quartier ist der Gasthof Rotlauf. In seinem Innenhof stehen Klappbänke und ebensolche Tische. Sie sind mit Planen überdacht. Demnächst wird hier neuer Wein mit Zwiebelkuchen angeboten werden. Noch ist es nicht ganz so weit. Mich beunruhigen die Planen. Werde ich heute Nacht den Regen darauf niederprasseln hören?

Wir treffen uns nach dem ersten anstrengenden Radlertag in der alten Wirtsstube. Es gibt kräftige Hausmannskost. Wir können's vertragen. Doch das Schönste am Abend einer solchen Tour ist das heiße Duschen und danach das Ausruhen in den frischen Betten. Dann erwachen die Lebensgeister allmählich wieder, und man hört den Magen knurren. Die meisten bestellen sich große Biere oder - wie Ruth und ich - einen halben Liter Weinschorle sauer. Wir klären die Nicht-Franken auf: Sauer bedeute, dass trockener Weißwein zu gleichen Teilen mit Sprudel gemischt werde. Manchmal ist die deutsche Sprache schon kurios: Sauer ist trocken und das Gegenteil von lieblich. Aber es schmeckt!

Ein versierter Dichter

In Rattelsdorf gab es nicht viel zu besichtigen, und so nutzten wir den langen Abend, um den in Berlin bereits angekündigten - und wie wir bald merkten - zwar einerseits ganz unzeitgemäßen, aber gerade darum besonders bemerkenswerten Vortrag zu hören. Erich Rinnert sprach über den Dichter Friedrich Rückert zu hören, dessen Geburtsstadt Schweinfurt wir übermorgen erreichen werden. Erich ist 71 und war bis zu seiner Pensionierung Direktor des Friedrich-Rückert-Gymnasiums gewesen. Und obwohl Mathematiker und nicht Germanist, hatte ihn doch seine Leidenschaft für das Theater und den dramatischen Vortrag und im speziellen die Feiern zum 200. Geburtstag Rückerts an seiner Schule zu einem Rückert-Kundigen gemacht. Ein Übriges taten die Recherchen eines Germanisten an seiner Schule, welcher der Resonanz auf Rückerts Dichten nachgegangen war. Erich zitierte diese widersprüchlichen Einschätzungen. Besonders verständnisvoll und selbstkritisch Heinrich Heine, bei dem sich auch so vieles reimte. Für uns war das alles neu und durch und durch bemerkenswert!

Erich fesselte uns durch seinen schwungvollen Vortrag. Es ertönte deutsche Sprache, aber er verschwieg auch nicht, dass Rückert durch die schiere Masse seiner Reimereien bei einigen deutschen Dichtern in Verruf geraten war. Doch schon allein der Umstand, dass viele seiner Gedichte von bedeutenden Komponisten vertont wurden, sichert ihm seinen Platz in der deutschen Kulturgeschichte. Auch ich würde auf ein Lied "Wie die Schwalbe sang..." (und ich habe noch nie eine singen hören!) durchaus pfeifen und im Vergleich mit Mörike bei der Lyrik allemal der Qualität vor den Quantität den Vorzug geben, aber Erich Rinnert machte deutlich: Friedrich Rückert hat seine Meriten, und sein Sprachgenie kam nicht zuletzt bei den Übersetzungen aus uns schwer

zugänglichen orientalischen Sprachen und dem Sanskrit zur Geltung. Der Insel-Verlag hat zum 200. Geburtstag die Orientalistin Annemarie Schimmel mit der Herausgabe einer Auswahl von Rückerts Werken beauftragt. Eine kluge Entscheidung! Zwei schmale Dünndruckbände wurden es. Der zweite besteht nur aus Übersetzungen - aus dem Persischen, aus dem Arabischen, was doch kein deutscher Dichter jemals lesen konnte.

Erich spricht dank eines langen Aufenthalts an der deutschen Schule in Ankara das Türkische recht gut und er ist hochmusikalisch. Zwei seiner Söhne sind Musiker und Komponisten. Sein Urteil lautet: Rückert vermag die Melodie der orientalischen Gedichte aufzugreifen. Dabei boten ihm die fremden Sprachen doch den Widerstand, der ihm beim Deutschen fehlte. An den Übersetzungen musste er wirklich arbeiten. Die Verse flogen ihm nicht zu. Und das tat ihnen anscheinend gut.

Ich fühlte mich an Gespräche mit Martin Kämpchen zur Übersetzung Rabindranath Tagores erinnert. Jedenfalls interessiert mich der Übersetzer Rückert mehr als der deutsche Original-Dichter. Schwalben zwitschern nun mal und singen nicht!

Im übrigen scheint Rückert auch ein humorvoller Sprachspieler gewesen zu sein. Wir amüsierten uns über Erichs Vortrag eines Gedichtes, das vom Wettstreit einiger Dichter berichtete, von denen jeder der deutscheste sein wollte. Wenn ich daran denke, dass wir gestern an einem Frisör vorbeigekommen sind, der 'die Maiden und die Purschen' seines Dorfes nicht mit einem blanken Barbiermesser sondern mit der Inschrift "hair port" anzulocken suchte, dann werden demnächst auch bei uns die Künste der Rückübersetzung in ein deutsches Deutsch wieder gefragt sein.

Einige Rattelsdorfer waren - wie wohl so manchen Abend - in den Gasthof Rotlauf gekommen und hatten sich vor den Fernseher gesetzt. Erich war nicht zu überhören. Die Bauersleut waren sehr höflich. Sie drehten den Ton leise, behielten zwar den Bildschirm immer im Auge, folgten wohl aber mehr und mehr dem Vortrag Erichs. Diese friedliche, parallele Wahrnehmung zweier kultureller Angebote durch fünf behäbige Rattelsdorfer verwunderte mich.

Rattelsdorf - Bamberg - Maria Limbach - Mainberg.

Donnerstag, 7. September 2000

Schlechtwettertest

Unser Wirt muss heute früh in Hallstadt - und das liegt auf unserem Weg nach Bamberg - zum Zahnarzt. Er nimmt Erich Rinnert und Ingrid Laudien im Auto mit, damit sie dort ihre Gangschaltungen reparieren lassen können. Es bedurfte dort auch nur weniger Handgriffe des Fachmannes und zwei kleiner Ersatzteile.

Wir anderen brachen etwas später auf - im strömenden Regen. Es hatte nachts auf die Planen zu prasseln begonnen und wollte nicht enden. Doch wir packten's wohl bedeckt. Die Luft war lau, so dass ich unter dem Cape nur das bloße Hemd trug. Dies wurde auf den 20 Kilometern bis Bamberg zwar nass, aber ansonsten überstand ich - wie auch die anderen - die Regenstrecke ohne Beschwerneis. Wir trugen alle Gamaschen mit Klettverschluss. Trockene Füße, das ist wichtig.

Bei der Einfahrt nach Bamberg hörte der Regen auf, und ich wechselte das Hemd, bevor wir den Kaiserdom betraten. Wie gesagt: Alles griffbereit.

Der Kaiserdom oder Eine Radtour ist eine Radtour

Doch der Aufenthalt im Kaiserdom war viel zu kurz - jedenfalls mir ging es so. Ich betrat den Dom über Treppen aufsteigend durch die Marienpforte und stand sogleich vor den Sandsteinreliefs der disputierenden Propheten an der Rückseite des Georgenchores. Man nennt das 'Chorschranken', eine etwas irreführende Bezeichnung, weil man sich unter einer Schranke heutzutage meistens

etwas vorstellt, das man überblicken, doch nicht überschreiten kann. Hier handelt es sich jedoch um eine massive Wand, die den wiederum über Stufen zu erreichenden, also nochmals erhöhten Georgenchor einfasst.

Ich finde nicht die innere Ruhe das ganze gewaltige Gebäude - dieses Zusammenspiel von Frömmigkeit und Machtdemonstration - auf mich wirken zu lassen. Was bedeutet der Prophet mit dem ausgestreckten Zeigefinger dem anderen? Ich eile von Skulptur zu Skulptur und lichte ab, was mir ins Auge fällt, düster ahnend, dass das Blitzlicht die Skulpturen viel zu flach erscheinen lassen wird. Ich müsste mit einem Stativ und einem besonders empfindlichen Film arbeiten. Am besten nur schwarz-weiß, um die Schattenzeichnung aufzugreifen. Doch dann würde die Besichtigung erst recht zur Fotoexpedition. Und dazu fehlt es mir auch an Erfahrung. So blitze ich und eile weiter. Ach du liebe Zeit!

So gelangte ich im nördlichen Seitenschiff bis zum sogenannten "Riemenschneider"-Altar. Weiter nicht. Bevor ich auch nur herausgefunden hatte, was es mit der 'gefassten' (also grundierten und bemalten) Statue des Heiligen Sebastian, die Riemenschneider beziehungsweise seiner Werkstatt zugeschrieben wird, auf sich hat - und ich hatte in der Loge des Diözesan-Museums um ein umfangreicheres Werk als den kleinen Dom-Führer gebeten -, waren die anderen bereits wieder abfahrbereit. Ich hatte dies geahnt, war noch zum Nürnberger Weihnachts-Altar von Veit Stoß geeilt, hatte im Vorbeimarsch noch zwei Grabstelen von Bischöfen abgelichtet, aber dann gar nicht mehr wirklich bewusst wahrgenommen, dass gerade das Kaiser-Grab ein Werk Riemenschneiders ist und zwar mit Sicherheit ein eigenhändiges. Und Ecclesia und Synagoge im südlichen Seitenschiff hatte ich überhaupt nicht mehr wahrgenommen. Und dennoch kam ich als letzter aus dem Dom. Es war Mittagszeit, und wir hatten noch zwei Drittel der Strecke vor uns, und es konnte auch noch einmal zu regnen beginnen.

Ich habe wohl etwas traurig dreingeschaut, weil es schon weitergehen musste. Doch Ruth erklärte kategorisch, als ich in mich hineingrummelte, dass es hier doch noch so viel zu sehen gäbe: "Das ist eine Radtour!"

Ich sehe es ja ein, aber man darf doch wenigstens ein bisschen traurig sein, weil man schon wieder weiter muss. Am liebsten würde ich bald zurückkehren. Bis Mitte Oktober läuft eine Ausstellung über die Zeit Karl V. Und das E.T.A. Hoffmann-Haus am Schillerplatz 6 würde ich auch gerne besuchen.

Durch die Altstadt müssen wir unsere Räder schieben. Ein Glück! So bemerke ich aus Sandstein wohl gestaltete, barocke Bürgerhäuser und eine größere Zahl gut bestückter Antiquitäten-Geschäfte. Das Angebot meist unerschwinglich, doch Ansehen kostet nichts. Noch ein Blick auf Klein-Venedig, die Nachen vor den Fischerhäusern an der Regnitz, und dann geht die Fahrt weiter, und ich kann die nächsten zwanzig Kilometer an das denken, was ich hätte sehen können, wenn wir mehr Zeit gehabt hätten.

Wir radeln im Sonnenschein. Das stimmt versöhnlich. Ich erinnere mich an den Ausflug, den Ruth und ich 1965 kurz vor unserer Verlobung nach Bamberg gemacht hatten. Sie trug ein hellblaues Strickkleid mit einem weißen Streifen über dem Rocksaum und hatte ihr langes Haar ziemlich streng, gewissermaßen sittsam um den Kopf gesteckt. Aber so streng war sie gar nicht.

Also nimm's leicht. Du kannst bald hierher zurückkehren und dir dann einen ganzen Tag für's 'Nachbesichtigen' reservieren. Bamberg liegt doch fast auf dem Weg zur deiner Mutter in Stuttgart oder zu deiner Schwiegermutter in Bad Windsheim oder auch zu Hanne Lenz in München.

Aber wie wird es dir dann ergehen, wenn du allein im Dome stehst oder aus einiger Entfernung auf

dieses gewaltige Bauwerk blickst? Wirst du nur den Baedeker memorieren? Wie haben denn unsere großen Dichter die Dome unserer Vorfahren beschrieben? Man erinnert sich an Goethes Begeisterung für das Straßburger Münster. Was schrieb Fontane zum Brandenburger Dom? [Zurück in Berlin habe ich dann nachgeschlagen. Nichts hat er über den Dom geschrieben! Ob er ihn überhaupt besucht hat? Doch beim Nachschauen habe ich wenigstens bemerkt, dass der Aufbau-Verlag aus dem Nachlass Fontanes zwei weitere Bände mit Wanderungsnotizen und auch ausgearbeiteten Stücken herausgegeben hat: Band 6. Dörfer und Flecken im Lande Ruppin und Band 7: Das Ländchen Friesack und die Bredows.] Und gibt es eine Beschreibung des Doms von Lübeck bei Thomas Mann und etwas Vergleichbares zu Danziger Kirchen bei Günter Grass?

Und wie steht's bei Hermann Lenz, meinem liebsten Begleiter? Dem kommt es in seinen Romanen auf die Kleinigkeiten an. Auf schmiedeeiserne Türklinken zum Beispiel, auf das Moos und den Farn an den Mauern und er berichtet von den Bewohnern der Schlösser, er baedekert nicht. Doch halt: In den zwölf Jahren seiner Beiträge zu "Stuttgarter Leben" müsste sich doch auch die Beschreibung einer alten Kirche finden. Das Medium forderte beschreibende Disziplin, und Hermann Lenz war nun mal gelernter Kunsthistoriker.

"Die Stiftskirche" beginnt mit dem Satz: "Zunächst gehen Sie um sie herum, und dann schauen Sie ihr Inneres an, denn an ihr und in ihr ist allerlei zu entdecken." Aha! Diesen Satz hätten wir uns vor der Fahrt zum Bamberger Dom hinter die Ohren schreiben sollen! Und gegen Ende des vierseitigen Berichtes über die älteste Stuttgarter Kirche steht noch so ein wehmütiger Satz für's Album mit den flach geblitzten Skulpturen der Propheten und ausgemergelten Greisenbilder der stabgestützten Bischöfe: "So wirkt sie sich aus die Zeit, und hinterläßt Spuren als gemeißelte Steine."

Und schuf ein letztes Kleinod

So radelte ich vor mich hin. Sinnierend, mit Hermann Lenz alias Eugen Rapp dischkurierend. Und so gelangten wir zur Wallfahrtskirche Maria Limbach, wo meine kunsthistorischen Geister wieder erwachten und mich dieses späte Werk des bereits 68-jährigen Balthasar Neumann bewundern ließen. Wir haben es dem unermüdlichen Genie dieses Architekten und der Energie eines Dorfpfarrers, eines gewissen Martin Markard, zu verdanken, dass dieses Kleinod barocker Baukunst entstanden ist. 1751 wurde mit dem Bau begonnen. Immer wieder ging das Geld aus. Balthasar Neumann baute schon mal auf eigene Kosten weiter. Der Kirchenschatz und gotische Bildwerke mussten veräußert und Spender gewonnen werden. So bestand das Mitbringsel des Bamberger Fürstbischof Philipp Anton von Franckenstein bei einem Besuch in Limbach aus zehn großen Stämme Eichenholz und fünf starke Böden Weichholz. Au net zu verachten.

Solcherlei Details verdanken wir dem Kunsthistoriker Professor Ernst Reuther, der über den Bau der Kirche zu Maria Limbach promoviert, später eine Monografie über Baltasar Neumann verfasst und schließlich 1986, wahrscheinlich kurz vor seinem Tode, noch den kleinen Kirchenführer des Verlages Schnell und Steiner in Regensburg verfasst hat, 1999 in vierter Auflage erschienen, so ganz nach meinem Geschmack, auch so eine Perle unter den Kirchenführern.

Was macht den besonderen Reiz dieser - im Vergleich zu Vierzehnheiligen - doch eher heimeligen Wallfahrtskirche aus? Das kleine Format lässt uns das Ganze überschauen, läßt uns frei atmen und bedeutet einen Verzicht auf allen Triumphalismus. Die weiße Farbe im Inneren und an der Außenwand und der Emporengang, der um das ganze Kirchenschiff schwingt, verleiht der Kirche bei aller Strenge der Gliederung doch einen leichten Schritt. Mich faszinierte die hochragende Eingangsfassade, wie man sie sich auch an der einem Marktplatz zugewandten Stirn eines Rathauses vorstellen könnte. Kein auffälliges Heiligengeprunke und doch an der Frontseite zum Main eine erhabene Größe, die vergessen lässt, dass die Kirche vom hügeligen Hinterland und von der Chorseite her betrachtet und im Blick auf den Turm an eine bescheidene Dorfkirche denken lässt. Du bist eingeladen, dich ihr zu näher. Doch Balthasar Neumann hat die spätgotische, ländliche

Wallfahrtsstätte auch gehört. Das rechtfertigt, dass die alte Kirche abgerissen und durch eine himmelstragendere ersetzt worden ist.

Im Inneren passt der gleichfalls durchsichtige Hochalter und das luftige Gesprenge des Johann Peter Wagner (errichtet 1761) zu den mitreißenden oder auch einschmeichelnden Wallfahrtchorälen, die hier erklingen haben mögen. Ich suchte sie in mir zu hören.

Als ich diesen hellen Ort verließ, war ich wieder guter Dinge. Mit dem raschen Verlassen Bambergs hatten sich bei mir Gedanken an alles mögliche im Leben Versäumte verbunden. Das war verfliegen. Doch wie es so ist, in solcher Hochstimmung und nur das nahende Tagesziel im Sinn und ohne alle Not, denn die anderen Radler hätten gewiss auf mich gehört, vergaß ich eine leicht erreichbar Attraktion. Ich dachte nicht mehr daran, dass sogar in unserem kunsthistorisch eher unterbelichteten "bike line" Führer darauf hingewiesen wurde: In der Pfarrkirche von Hassfurth sind Skulpturen Tilman Riemenschneiders zu betrachten.

Als ich dies am Abend feststellte, mopste es mich. Wir hatten vor Hassfurth gut in der Zeit gelegen. Doch zugegeben, ich spürte mein Hinterteil und war für jeden Abkürzungskilometer, wie ihn eine neue Streckenführung ermöglichte, dankbar. Da habe den Riemenschneider ganz einfach vergessen. Ach, macht nichts. In den nächsten Tagen werden wir seine schönsten Altarbildnisse zu sehen bekommen. Und er ist Handwerker und das wiederholt sich das Typische.

Die letzten zehn Kilometer ging's unterhalb der Bahnlinie auf schattigem Weg den Main entlang. Immer parallel zur Bahn und das bedeutete: keine Zwischenbuckel, immer schön gleichmäßig Main-abwärts. Das surrt der Freilauf. Und vom Autoverkehr oberhalb der Bahnlinie ist bei der Fahrt durch die Mainaue nichts zu merken. So lässt sich das Radeln genießen - wenn man sich seine Gedanken macht und darüber das Fiedle vergisst.

Auf der Veranda des "Schwarzen Adlers" zu Mainberg

Noch im hellen Sonnenschein erreichten wir Mainberg, wo wir im "Schwarzen Adler" angemeldet waren. Das war einst das erste Haus am Platze. Die Speisekarte zierte etwas von Rückert auf diesen Flecken am Main Gereimtes. Na ja. Und der "Schwarze Adler" wies auch einen "Rittersaal" und Fotos von Festivitäten in den 20er Jahren auf. Doch nunmehr war der Rittersaal eher eine große Abstellhalle für buntes Allerlei, darunter auch Historisch-Dekoratives, Hellebarden und Humpen und ausgestopftes Getier für's ritterliche Gemütsleben. Ganz echt und stimmungsvoll sind jedoch die alten Fotografien in schweren dunklen Rahmen. Und so stimmt's auch: Der Saal verdankt seinen Namen gar nicht der häufigen Einkehr von Helden lobebären, sondern dem gutbürgerlichen Eigennamen der Inhaber, einer gewissen Familie Ritter, die den Gasthof seit 1887 betreibt und im Rittersaal manche Hochzeit und manchen Leichenschmaus ausgerichtet hat. "A schöne Leich isch's gsei", sagten dazu meine Verwandten auf der Schwäbischen Alb. Das gilt wohl auch Mainfranken und den Abschied im Rittersaal.

Es fällt den jungen Besitzern schwer, das alte Gemäuer und Fachwerk zu modernisieren. Zu unseren Zimmern gelangten wir über verwinkelte Gänge. Unsere Kemenate haben die tüchtigen Rittersleut mit Nut- und Federbrettern ausgeschalt und da das Fenster zum Hintehof winzig ist, denkst du im ersten Moment, du trittst in eine Kiste. Unser Bett hatte einen fast unanständig breiten Rand für ausufernde gymnastische Veranstaltungen aller Art und allen Antriebs. Doch nimm's leicht. Du musst bei solcher Heimwerkerei an der Zimmerdecke und solchen Entgrenzungen bei der Stellage nicht gleich an Särge oder sonstwas denken. Vermutlich war das Bett ein Schnäppchen bei einem Totalausverkauf in Schweinfurth. Darauf tippt Ruth. Das haben wir auf unserer Tour noch des öfteren in den Radler-Herbergen so angetroffen. Bei rustikalem Ikea-Look wie in Rattelsdorf wollten wir ja nicht meckern. Doch den Vogel abgeschossen hat drei Tage später in Karlstadt ein vergoldetes Gitterbett für Erich Rinnert und Reinhard Schütz. Zu ihren Häupten war das Doppelbett

mit einem Leonardo da Vinci nachempfundenen Abendmahl geschmückt. Diesem präsierte Marilyn Monroe und als ihre Jünger hatte sie Hollywood Größen um sich versammelt, darunter Humphrey Bogart und John Wayne. Heidenei, da guckscht! Also der übliche mainfränkische Kommentar: Passt scho, blieb uns da im Halse stecken.

Doch wie jeden Abend war auch hier nach getaner Stramperei das heiße Duschen wieder ein Genuss. Das Abendessen erhielten wir auf einer verglasten Veranda an langer Tafel so richtig radler-rittermäßig. Wir ließen es uns gut gehen, hofften auf noch besseres Wetter, tranken Federweißen - hier am Main aus welchem Grunde auch immer 'Bremser' genannt - und aßen dazu Zwiebelkuchen mit Speck. Letzteren wollte ich lieber los werden und so leistete ich mir eine Forelle blau mit Petersilienkartoffel und Salat und noch einer Weinschorle sauer. Damit fühlte ich mich rundum wohl und plauderte mit den anderen über dieses und jenes. Vergnüglich die Berichte von Kindern und Enkeln. Doch es gibt auch ernste Themen, sogar mit direktem Bezug zum Radeln. Da berichtete Ingrid Laudien von einem pensionierten Pfarrer der nach der Wende die neue Radlerfreiheit genutzt und zigtausend Kilometer im West Deutschlands zurückgelegt habe, nun aber vom Krebs bezwungen in einem Hospiz auf das Sterben warte, sich aber über Besuch und die Sonnenstrahlen, die in sein Zimmer fielen, noch freuen könne. Und wichtig sei es ihm, auf Bäume blicken zu können. Ja, man sterbe nicht nach dem Kalender und nach Fahrplan. Solche Hospize seien eine geglückte Erfindung, weil man in diesen - sobald man 'austherapiert' sei, wie die Ärzte dies formulierten - in Begleitung von Christenmenschen den Tod abwarten und - so es der Zustand erlaube - auch für gewisse Zeit nach Hause zurückkehren könne. Die Hospize seien kostengünstiger und leidlicher als Krankenhäuser, die eher auf geschwinde Todesfälle und dramatische Abläufe ausgelegt seien. Das war nun wirklich kein spaßiges Thema, aber interessiert hat es uns alle und ein gewisser Trost lag auch darin.

Das Versäumnis

Im Bett las ich in Hans Reuthers Führer durch die Wallfahrtskirche Maria Limbach und nahm dann - immer noch den raschen Abschied aus Bamberg bedauernd - auch den Führer durch den dortigen Dom noch einmal zur Hand: Wie mager dieser doch ausfiel! Mehr Fotos als Text! Der Führer diene offenbar nur dazu, sich im Dom nicht zu verirren und die bekannten Bildwerke zu finden!

Mein Blättern im Führer steigerte nur noch einmal das Gefühl, heute viel versäumt zu haben. Es muss ein nächstes Mal geben! Mir ist eines klar: Zum Dom sollte man sich eine große Monografie anschaffen, die alle Monumente in großformatigen Fotografien zeigt. Alles andere wäre nur ein dürftiger Behelf. Und dann sollte man noch bei dem an der Technischen Universität lehrenden R. Suckale nachlesen, was er im Münchener Jahrbuch der bildenden Kunst, 3, F. 38, 1987, S. 27-82 über die Bamberger Domsulpturen schreibt. Das wäre angemessen! Ruth hat im Rahmen ihres BANA-Studiums die Vorlesung Suckales über "Kunst in Deutschland" gehört, einsetzend beim Dombau zu Aachen. Doch jetzt schläft sie und das ist gut so.

Ich wüsste gerne mehr über die Menschen, die im 13. Jahrhundert den Bamberger Dom besuchten und als erste auf dieselben Bildwerke blickten wie wir heute - fast acht Jahrhunderte nach ihnen. Wie haben sie ihre Gedanken und Gefühle zur Sprache gebracht? Die Geschichtsschreibung war damals noch ganz unterentwickelt. Dokumentiert wurden in erster Linie Besitzübertragungen. Erst die Kreuzzüge führten dann zu ausführlichen Reisebeschreibungen und Schlächterberichten. Doch die Dichtung erlebte damals in deutschen Landen einen ersten Höhepunkt. Mir ist im Bamberger Dom aufgefallen, dass die schönsten Gestalten keine Waffen trugen, auch der Bamberger Reiter nicht. Ein gutes Zeichen. Da könnten auch Friedenstexte entstanden sein, nicht nur das metzelige Nibelungenlied.

Als ich wieder in Berlin war, habe ich in Georg Ried "Wesen und Werden deutscher Dichtung" nachgeschlagen, was um 1230 - der Entstehungszeit des Bamberger Reiters und der Maria und der

Elisabeth der 'Heimsuchung' und der Frauengestalten Synagoge und Ecclesia - sich in der deutschen Literatur getan hatte. Damals - man sagt um 1200 - ist in Bayern das Nibelungen-Lied verfasst worden. Doch nicht allein dies. 1170 wurde Wolfram von Eschenbach, der Dichter des Parzival, nahe Ansbach geboren. Er starb 1220. Gottfried von Straßburg hat um 1210 "Tristan und Isolde" geschrieben. Und in der Blütezeit der romanischen Skulptur - und es wird immer wieder in der Kunstgeschichte auf Parallelen zu Reims und Straßburg verwiesen - entstanden auch die Minnelieder des Walter von der Vogelweide. 1220 erhielt er von Kaiser Friedrich II. in Würzburg das langersehnte Lehen und damit eine Heimstatt im "Abendfeld" seines Lebens. Dort stirbt er um 1230.

*Diu werlt ist ûzen schoene, wiz, grûen unde rôt,
und innan swarzer varwe, vinster sam (wie) er tôt.*

War es da nicht sehr wahrscheinlich, dass der Vielgereiste - wenn nicht bereits zuvor - so doch in seinem letzten Lebensjahrzehnt in den Bamberger Dom gekommen und dabei auch die Propheten in den Chorschranken betrachtet und über ihre mutmaßlichen Gespräche nachgedacht hat? Die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts war eine Zeit, in der menschliche Lebensgefühle nach einem adäquaten sprachlichen Ausdruck suchten, auf Mittelhochdeutsch oder auch im Vagantenlatein. Um 1225 wurden im Kloster Benediktbeuren die Carmina Burana aufgezeichnet.

Wir hätten uns also in Bayreuth auch mit den Stoffen Richard Wagners (und meinerseits auch Carl Orffs) befassen können. Wagner hat einen (auch literarisch ernst zu nehmenden?) Versuch unternommen, sich in den Geist des Mittelalters zu versetzen. Das haben wir in Bamberg - unvorbereitet wie wir waren - weitgehend versäumt. Ruth hatte mich, als ich beim Wegradeln aus Bamberg so traurig dreinsah, zwar damit getröstet, dass ich doch alles Kunstgeschichtliche nachlesen könne und dass es an guten Fotos nicht mangle und diese manchmal sogar deutlicher seien als die diffuse Wahrnehmung aus der Mitte der Touristenschwärme. Und doch bin ich auch beim Nachbereiten in Berlin das Gefühl nicht los geworden: Der unmittelbare Eindruck, das Umschreiten der ganzen Anlage und das Verweilen vor den Skulpturen ist durch Nachträgliches kaum zu ersetzen. Da hast du was versäumt. Doch eine Radtour ist eine Radtour.

Tröste dich: Goethe ist es auf der Italienischen Reise auch zu geschwind gegangen! Am 17. Oktober 1786 notiert er etwas wehmütig nach der Abreise aus Cento: "Mir ist aber sehr lieb und wert, dass ich auch diesen schönen Kunstkreis gesehen habe, obgleich ein solches Vorüberrennen wenig Genuss und Belehrung gewährt."

Bis hierher hatte ich das Radlertagebuch im September und Anfang Oktober 2000 ins Reine geschrieben. Dann begann das Wintersemester. Der Rest des Tagebuches bestand zu diesem Zeitpunkt aus ersten Notizen und einigen halbfertigen Passagen, hatte jedenfalls noch keine gültige Form. Zum Teil handelte es sich nur um Stichworte, Gedächtnisstützen im Notizbuch in der Tramperhosenaufentasche. Wahrscheinlich kann es 8 Monate später nicht mehr gelingen, die Eindrücke wiederzubeleben. Doch ich will an der einen oder andere Stelle den Versuch machen, schon um des Experimentes willen und um beim nächsten Mal zu wissen, was verloren geht, wenn man sich nicht am Abend eines anstrengenden Radlertages noch einmal das Notizbuch vornimmt und wahllos notiert, was einem in den Sinn kommt und nicht vergessen werden soll. (3. Juni 2001)

Mainberg - Schweinfurth - Grafenrheinfeld - Volkach - Münsterschwarzach - Kitzingen.
Freitag, 8. September 2000

Zu Füßen Friedrich Rückerts

Schon nach kurzer Fahrt erreichen wir Schweinfurth und blicken nach dem Unterqueren der Bahngleise auf den Neubau des Georg Schäfer Museums. Quadratisch, großzügig, helle Natursteinplatten. Dahinter das renovierte Rathaus, von dem aus man auf den Marktplatz blickt, in dessen Mitte das Denkmal Friedrich Rückerts sich erhebt. Der Dichter und Übersetzer sinniert im

Sessel - auf hohem Sockel über die Schweinfurth hinweg in weite Fernen träumend. Zu seinen Füßen zwei weibliche Gestalten im Bronzeguss. Die eine entrollt ein Pergament, unter dem die Büste eines Mannes sich zeigt, wohl eine Anspielung auf "Die Weisheit des Bramahnen". Doch das Haupt gleicht eher dem eines Assyrers, trägt jedenfalls einen für Indien untypischen, geflochteten Bart. Auf der anderen Seite eine in die Saiten greifende Jungfrau, eine weitere Anspielung auf eine populäre Dichtung Rückerts, die "geharnischten Sonette". Doch die militante Dame trägt gefälligerweise kein Kettenhemd, geschweige denn einen Panzer, sondern ein fließendes Gewand und zeigt auch blanken Busen. Au net schlecht, gewissermaßen ein Beitrag des Bildhauers Friedrich von Thiersch (1820) zur Rüstungskonversion. Insofern passend, als Schweinfurth sich nicht daran hielt und im Zweiten Weltkrieg wegen seiner Kugellagerfabriken ein Ziel heftiger Luftangriffe war und schwer getroffen wurde.

Nun wurde mit dem neuen Georg Schäfer Museum ein weiterer Ort der Schönheit und des Nachdenkens geschaffen. Der Fabrikant Schäfer, der nach dem Krieg sein Vermögen noch nicht mit Rüstung verdienen konnte, hat eine große Sammlung von Kostbarkeiten deutscher Malerei des 19. Jahrhunderts zusammengetragen. Er bevorzugte die kleineren Formate. Schwerpunkte der Sammlung: Carl Spitzweg und Adolph Menzel. Ich hatte gehofft, dass wir heute die Sammlung besichtigen könnten. Doch leider wird erst in ein paar Tagen eröffnet. Noch ein Grund ins Maintal zurückzukehren! Am liebsten mit Helmut Börsch-Supan, dessen Darstellung der Malerei des 19. Jahrhunderts ich besonders schätze und dessen Begeisterung ich mir angesichts dieser Sammlung lebhaft vorstellen kann.

Kriegsfolgen in Grafenrheinfeld

Die Kriegsfolgen begleiten uns auch noch in der Umgebung Schweinfurths. Keine Panzer ohne Kugellager. Anscheinend wurde im Zweiten Weltkrieg und besonders gegen dessen Ende flächendeckend bombardiert. Auch die Kirche von Grafenrheinfeld, die wir auch besuchen, wurde am 24.2.1944 durch Bomben zerstört. Dreimal wurde dieses Dorf bombardiert. Welche kriegswichtige Produktion wurde hier vermutet? Oder wurden von der auf vollen Touren laufenden Kriegsmaschinerie der Amerikaner am Ende nur noch Bomben abgeladen? 85 Prozent der Gebäude von Grafenrheinfeld wurden zerstört. Die Deckengemälde von Januarius Zick, die Seitenaltäre und der zentrale Kreuzesaltar von Johann Peter Wagner, Höchstleistungen des fränkischen Barock wurden unrestaurierbar vernichtet. Der Kirchenführer von Dr. Ludwig Weth, der am Eingang ausliegt, zeigt noch einige Schwarzweißfotos, die ahnen lassen, was hier - wie an vielen anderen Orten Deutschlands, aber nota bene auch in den von Deutschland angegriffenen Staaten - unwiderbringlich verloren gegangen ist. Die Kirche und die historischen Gebäude in ihrem Umkreis stehen wieder. Und so sehen wir wieder auf einen schmucken Platz. Dies alles in einem Dorf wieder aufgebaut zu haben ist eine achtbare Leistung! Doch was würde in einem nächsten Krieg geschehen? Zwei Säulen Wasserdampf stehen über dem Atomkraftwerk Grafenrheinfeld. Ein doppeltes Memento. Würde das AKW im Kriegsfall getroffen, bedeutete dies Tschernobyl inmitten von Franken. Da gäbe es keinen Wiederaufbau, nur das totale Räumen eines ganzen Landstriches. Davor gibt es keinen Schutz. Kein Raketenabwehrprogramm kann einen Treffer ausschließen. Moderne Atomkraftwerke sind allenfalls in Friedenszeiten relativ sicher. Vor Terroranschlägen von Selbstmordkommandos gibt es keinen zureichenden Schutz. Die 'geharnischten Reden' des CSU-Vorsitzenden Stoiber, mit denen er für den wahnsinnig teuren Aufbau eines Raketenabwehrsystems plädiert, versprechen eine Sicherheit, dies es nicht geben kann.

Ich fotografiere die beiden Kühltürme von Grafenrheinfeld, die hinter weitem, braunem Feld und hinter einem grünen Wald in den Himmel ragen. Seit Jahrzehnten opponiert eine Bürgerinitiative unermüdlich gegen das AKW und seit Jahren schickt sie mir ihre Mitgliederrundbriefe. Heute habe ich es zum ersten Mal selbst vor Augen, was diese wenigen Unverzagten belastet und sie nicht wegblicken lässt.

Aber am Main wohnen auch andere. Auf unserer Strecke passieren wir eine Restauration mit Tischen und Stühlen im Freien, die als besondere Attraktion Militaria ausstellt, darunter das erste Jagdflugzeug der Bundeswehr, dem Vorgänger des Starfighter. Während die Eltern hier 'gemütlich' Kaffee trinken, können die lieben Kleinen in einer phantasieanregenden Bunkeranlage das Vaterland verteidigen. Die anderen Berliner sind vorbeigeradelt. Ich habe mir diesen Gruselpark zumindest über den Zaun angesehen. Noch nie habe ich so nah vor einem Kampfflugzeug gestanden. Wie klein und primitiv diese ersten Flieger der Bundeswehr noch waren! Man produzierte viele Jäger, hatte wohl in Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg auch keine Hemmungen, solche Maschinen mitsamt den Piloten en masse zu verlieren. In der Zwischenzeit hat eine Kostenexplosion stattgefunden. Material und Mensch sind teurer geworden, letztere durch die hohen Ausbildungskosten.

Riemenschneider und die Madonna im Rosenkranz

Um die Mittagszeit erreichen wir "Maria im Weinberg", eine Kapelle, die etwas abseits der Straße auf der Höhe eines Weinberges liegt und heute ein Wallfahrtsort von Bewunderern der Schnitzkunst Tilman Riemenschneiders ist. Über die Mittagszeit bleibt sie geschlossen. Wir müssen eine Stunde warten. Wir ahnen nicht, dass die Maria im Rosenkranz, eines der letzten großen Arbeiten Riemenschneiders oder auch seiner Gesellen, sich der Besichtigung weitgehend entzieht. Der Rosenkranz aus hellem Lindenholz hängt im Gegenlicht hoch über unseren Köpfen. Die Einzelheiten des biblischen Geschehens auf den fünf Medaillons, welche in den Rosenkranz gefügt sind, lassen sich von unten kaum erkennen. Kein Zweifel, es ist eine wunderschöne Komposition mit Strahlenkranz und Engeln und Lauten spielenden Putten, eine Meisterstück sakralen Handwerks. Ich kaufe Fotos und Dias und will zu Hause die Einzelheiten - insbesondere die Medaillons - in Ruhe betrachten. Hier in der Kirche geht es um den Gesamteindruck. Du spürst innere Sammlung und neigst zum ruhigen Nachdenken. Eine günstige Gelegenheit, einiges zum Werk Tilman Riemenschneiders zu sagen.

Ich hatte die Mittagsruhe bis zur Wiederöffnung der Kapelle zunächst zu einem Spaziergang durch die Rebenhänge genutzt. Die bevorstehende Ernte war so überreich, dass ein Teil der Trauben kürzlich ausgeschnitten worden war und nun am Boden vertrocknete. Die Verbleibenden sollten wohl alle Süße und Kraft empfangen. Trotz solchen Überflusses waren die Winzer darauf erpicht, die Vögel vom Herumpicken abzuschrecken. Aus Lautsprecheranlagen ertönten den Main entlang die schrillen Schreie der Sperber oder Schüsse aus Jägerbüchsen. Die Nachahmung der Sperber war mir sympathischer, die Knallerei aus Lautsprechern ganz widerlich. Wie das eine oder das andere wirkt, konnten wir nicht feststellen. Starenschwärme sahen wir nirgends.

Während die anderen Radler sich noch Nüsse und Schokolade austeilten und dazu an sauren Äpfeln nagten, war ich etwas abseits gegangen und hatte - auf einer Weinbergmauer sitzend - noch einmal in das Manuskript über Leben und Wirken Tilman Riemenschneiders geblickt. Ich überlegte: Sollte ich es jetzt - hier an Ort und Stelle - vortragen? Viele andere Touristen sind nicht da, und wenn wir uns in die hinteren Bänke der Kapelle setzen, stören wir niemand. Und wer zuhören will, kann es tun - so wie vorgestern die Rattelsdorfer im Gasthof Rotlauf.

Ziemlich genau vor vierzig Jahren hatte ich in Würzburg auf der Marienfesten auf einer ähnlichen Mauer gesessen und bei einer Exkursion des Tübinger Historischen Seminars von Ernst Walter Zeeden diesen Vortrag über Tilman Riemenschneider gehalten. Ich hatte ihn als Handwerker im Rahmen der Zunftordnung und als Kommunalpolitiker dargestellt und dann gefragt, ob bei dem 'leidvollen Sinnen' auf den Gesichtszügen der Zeitgenossen ein zeittypisches Verständnis des Christentums oder gar persönliche Erfahrungen zum Ausdruck kämen

Ich hatte mein Vortragsmanuskript damals in Tübingen von Hand geschrieben. In großen Buchstaben. Sie waren im Halbdämmer der Kirche Maria im Weinberg noch gut zu lesen. Damals

hatte ich befürchtet, beim Aufblicken und Abgehen vom Manuskript den Anschluss nicht wieder zu finden und mich beim Satzbau zu verhaspeln. Jetzt fiel mir das Ergänzen und Zusammenfassen leichter, doch ich fand es schon kurios, auf ein solch angejhrtes Manuskript zurückgreifen zu können und darin einiges Brauchbare zu finden. Die Worte des Mystikers Seuse schienen mir immer noch geeignet, uns die Bildersprache Riemenschneiders vernehmbar zu machen.

Ich hatte über die Jahre hin auch immer wieder Informationen dem ersten Manuskript hinzugefügt, so dass jetzt nicht alles aus der Mottenkiste kam. Den Freunden schien es zu gefallen und Stoff zum Sinnieren zu geben. (Überarbeiteter Text des Vortrags im Anhang.)

Für mich war es nach dieser Exkursion des Seminars zu einer dramatischen Wende gekommen. Zeeden hatte meine Förderung durch die Studienstiftung des deutschen Volkes vorgeschlagen. Daraus ist nichts geworden, weil man mich ausgerechnet in meine alte Schule, das Eberhard-Ludwigs-Gymnasium in Stuttgart, zur Begutachtung verwiesen hatte. Der neue Rektor, der mich nicht kannte, legte seinen Maßstab an. Sollte ich ihm sagen, wie erleichtert ich nach dem Abitur gewesen war, endlich mal der Schule den Rücken zu kehren und frei heraus studieren zu können, was mich wirklich interessierte, und nicht das, was in irgendwelchen Lehrplänen stand? Und genau diese ausschweifende Konzentration auf das mir Gemäße missfiel dem Schulmeister, vor allem, dass ich in London und Paris meine Zeit in den Museen und im Theater, auch in Antiquariaten und Bibliotheken, doch kaum in den Vorlesungen am Queen Mary College und an der Sorbonne verbracht hatte. Non multa sed multum, fasste der Lateiner seinen weisen Rat zusammen. Ich ärgerte mich. Ich hasste diese Sprüche. Doch es ist genau so gekommen. Ich wurde Pazifist, wurde Politologe und konzentrierte mich die nächsten Jahrzehnte - nicht wegen dieses wohlfeilen Spruches, sondern weil ich meinte, es käme auf meinen persönlichen Einsatz an - auf ein einziges Thema mit Variationen. Wenn man in das Literaturverzeichnis meiner Festschrift zum 60. Geburtstag blickt, liest es sich wie eine Fuge des Multums der gewaltfreien Aktion.

Und jetzt? Nun erinnere ich mich, dass ich auch schon mal anderes im Sinn hatte. Ich wollte als Schriftsteller das Leben in all seiner Vielfalt ansprechen, ein Zeuge meiner Zeit sein. Also multa! Und mit Emphase! Doch egal, was ich auch schreibe, für das eine wie das andere finde ich keine Leser, jedenfalls keinen Verleger. Du schreibst nur noch für dich selbst, oder vielleicht für die Enkel, falls die mal durchs Maintal radeln sollten. Und das ist doch vorstellbar. Ein schöner Gedanke. Ich will Hannah eine Zeichnung von der Radtour schicken! Opa und Oma auf der Fahrrad und Fische im Fluss und eine Kirche auf dem Berg. So ist das Leben.

In Volkach, das am rechten Ufer der äußersten Ausbuchtung einer Mainschleife liegt, machten wir Kaffeepause in einem alten Gasthof, der seinen Gästen - abgeschirmt vom Verkehr - längliche Tafeln und runde Tische mit rot-weiß-karierten Decken unter Weinlauben offerierte. Mit dem Kaffee und dem Zwetschkuchen brachten wir uns wieder 'auf Touren'. So aufgemuntert wollten wir vorankommen. "Eine Radtour ist eine ..." Also keine Stadtbesichtigung. Im Rathaus, wo man insbesondere für den einheimischen Wein warb, aber auch Schrifttum bereit hielt, hatte man mich mit Informationen zur Frankenkunde versehen und eine Besichtigung der St. Bartholomäuskirche mit Barockaltären von von Johann Peter Wagner und Georg Anton Urlaub empfohlen. Mir schien dieses Städtchen ein idealer Ort für einen Urlaub zu zweit. Dieser Gedanke kam mir bereits, als wir das untere Tor passierten und uns dem Markplatz näherten. So viele alte Geschäfte, schmucke Konditoreien, gewissermaßen freundliche Angebote ohne aufdringlichen Kommerz. Wir hatten am Brunnen mit einem achtseitigen Becken aus dem Jahre 1420 (erneuert um 1720) unsere Räder abgestellt und uns in der Sonne stehend umgesehen - ohne den Ehrgeiz einer planmäßigen Besichtigung. Und dieser Gedanke an einen schönen Urlaub an der Mainschleife begleitete und verträstete mich, als wir nach einer guten Stunde über holperiges Pflaster durch das obere Tor, dessen Turm früher das Stadtgefängnis war und darum heute noch 'Diebenturm' heißt, wieder aus der Stadt radelten. Richtung Kitzingen, unserem heutigen Ziel.

Neue Aufgaben für Benediktiner

An einer Kirche machten wir noch Halt. Doch es war mehr als eine Kirche, ein wahres Münster, wenn auch ein ganz modernes, das der Benediktiner-Abtei Münsterschwarzach, früher ein Zentrum der Ausbildung und Entsendung von Missionaren, heute wohl eher der Entwicklungszusammenarbeit auf jesuanischer Grundlage.

1913 war Münsterschwarzach durch die Missionsbenediktiner von St. Ottilien in Oberbayern wiedergegründet worden. Und dann haben sie sogleich gewaltig geklotzt. Das Münster ist bombastisch gequadert. Wie passte dies damals - und heute - zu der Armut der Angesprochenen in den Missionsgebieten? Der Monumentalismus des Münsters hätte die Nazis verlocken können, hier irgendwelche nordischen Weihungen zu zelebrieren. Doch der äußere Eindruck kann trügen. Im Missionsshop glich das Angebot demjenigen der mir bekannten protestantischer Dritte Welt Läden - plus die üblichen Devotionalien mit einem gewissen Missionsgeschmacke. Ein Besucher, dessen Erregung ich nicht verstehen konnte, beschimpfte die Benediktiner laut als Heuchler. Ich sah keinen Grund zur Aufregung.

Im Prospekt der Abtei las ich, dass zur Abtei heute 200 Mönche zählen und etwa sechzig als Missionare ausgesandt sind. Das ist kein Schleckhafen. Was gibt es denn da zu heucheln? In Tansania, Kenia, Südafrika, Togo, Südkorea, Philippinen, Venezuela und Kolumbien hätten Mönche der Kongregation von St. Ottilien Klöster gegründet. Diese seien heute "Zentren religiösen Lebens, sozialen und wirtschaftlichen Fortschritts". Auf den Fortschritt werden sie manchmal nur hoffen. Doch Heuchelei könnte ich solche Hoffnung nicht nennen.

Wir überqueren bei Schwarzenau den Main, unter der Brücke fährt gerade ein schwer beladener Kahn hindurch. Schiffbar gemacht ist der Main für solchen Schwerlastverkehr durch Staustufen. Ich blicke zurück zur Benediktiner-Abtei Münsterschwarzach. Gewaltig lagert sie sich ins weite Tal. Doch aus der Distanz betrachtet fügt sie sich in die Landschaft. Was hat die Mönche nur dazu gebracht, gerade hier im Jahre 1913, also ein Jahr vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs, als Deutschland noch Kolonialherr war, sich hier zu platzieren? Wie sind sie mit dem so genannten Verlust der deutschen Kolonien umgegangen? Eigentlich ist die kurze Geschichte einer solchen Abtei nicht weniger spannend als die uralte, lange Geschichte des Kaiserdoms in Bamberg. Und für die Wiedergründung von Münsterschwarzach gibt es bestimmt viele Quellen. Lesenswerte, nehme ich an. Es ist merkwürdig: Unser bike line Führer erwähnt die Benediktiner-Abtei überhaupt nicht. Man muss anscheinend auch das Offensichtliche, das eigentlich Unübersehbare noch entdecken!(²)

Angeln im Main

Wir haben weiter leichte Fahrt bis Kitzingen. An einer schilfbestandenen Einbuchtung des Mainufers stoppe ich. Ein etwa dreizehnjähriger Junge blinkert nach Hechten. Er hat eine vorzügliche schwarze Kohlefaserrute mit einer fein surrenden Stationärrolle. Der Junge ist kaffeebraun, doch sicherlich kein Flüchtling. Wie käme er zu einer solchen Rute und einer Angelkarte? Er spricht deutsch. Als sich sein Spinner im Kraut verhakt und er durch ruckartiges Hochreißen ein Abbrechen seiner Rutenspitze riskiert, warne ich ihn. Er dürfe nur in gerader Linie mit der Rute an der Nylonschnur ziehen. Eine Seerose gebe schließlich nach und ein Schilfhalm könne aufgeschlissen werden. Nur wenn der Blinker sich unter Wasser in einen versunkenen Baum verhakt habe, sei der Blinker verloren. Hechte bevorzugten solche Standorte. Das wüssten die Angler. Darum würde sich hier bei Gelegenheit selbst das Tauchen lohnen. Mein Sohn habe an solch heimtückischen unterirdischen Ästen und Stämmen seinen Blinkervorrat schon um hübsche Exemplare, sogar um mehrgliedrige Wobbler samt Drahtvorfach ergänzt.

² Später habe ich erfahren: In der Abtei gibt es ein Missionsmuseum. Man könnte sich also fürs erste leicht informieren. Auf viele Fragen fände man also eine museumsdidaktisch aufbereitete Antwort.

Das fand er verlockend. Doch zunächst versuchten wir - die Zugkraft langsam steigernd - unser Glück. Doch noch bevor der Blinker sich löste oder das Vorfach riss, kam sein Vater, ein großgewachsener Franke, vielleicht ein Ingenieur, den Fluss herauf und übernahm meinen Part bei den Lockerungsversuchen. Ich musste auch eilends den Vorsprung der anderen Radler einholen. Doch es war eine nette Begegnung, so unter Anglern. Petri Heil! Petri Dank! Und ich trat in die Pedale und schaltete auf den größten Gang.

Übrigens, der Vater trug am Gürtel statt eines Käschers ein Gaff, diesen Haken, mit dem man Hechten in die Kiemen fasst, um sie zu landen. Da hofft er also auf kapitale Burschen! Doch die meisten Angler, die ich sonst beobachten konnte, schienen sich von vornherein mit Friedfischen zu bescheiden, in der Regel Brassens und Plötzen, die langsam fließendes oder stehendes Wasser mögen und keine großen Ansprüche an die Wasserqualität stellen. Genießbar werden sie noch sein. Der Main führt kein sauberes Wasser. Baden sollte man in ihm nicht. Doch es ist auch keine stinkende Brühe voll schillernder Ölschlieren. Mit Kläranlagen scheinen die Anrainer das Größte aufzufangen. Fatal sind immer die Schwermetalle, die man nicht sieht und nicht herausfiltern kann. Eine Selbstreinigung des Flusses durch Auenflächen und Riedfelder gibt es kaum noch. Im allgemeinen fließt oder staut sich der Main in einem tiefen Bett, ist also ein allseits gedämmter und - wenn man es freundlich formuliert - ein 'kultivierter' Fluss.

Was ist ein Schäufele?

Wir erreichen Kitzingen im Abendsonnenschein - ohne ganz und gar erschöpft zu sein. Wir sind gut untergebracht im Hotel "Deutsches Haus". Nach der üblichen Dusch- und Erholungspause von einer Stunde bummeln wir durch die Innenstadt. Es gibt einen malerischen Schiefen Turm mit einer Sammlung von Narrenmasken in einem Fastnachtmuseum. Doch was mir in Volkach sofort gefiel, vermisse ich in Kitzingen. Es fehlt das besondere Flair des ein wenig Antiquierten, liebevoll Konservierten. Ich weiß nicht, ob es im Zweiten Weltkrieg Bombenschäden gab. Die Kreisstadt Kitzingen hat jedenfalls ihre Gründe, nicht mit der eigenen Schönheit, sondern mit den hübschen Orten des ganzen Landkreises zu werben. Kitzingen hat 20 000 Einwohner und wohl auch etwas Industrie. Es ist Verwaltungs- und Einkaufszentrum. Doch was den Stadtkämmerer freut, langweilt den Touristen. Eisdielen gibt es in der Innenstadt diverse, das immerhin. Doch die meisten Radler gelüstete es nach Deftigerem aus Franken, und so kehrten wir bald zum Abendessen in unser Hotel zurück.

Fleischgerichte gibt's in der Regel mit Kartoffelknödeln. Das kennen die Berliner Radler nun schon. Doch Ruth soll erklären, was Schäufele sind. Vom Schwein, wohl von der Schulter, jedenfalls ein doppelter Muskel, der auf einem durch einen Grat geteilten Knochenblatt aufliege. Dieses Knochenblatt bleibe bei manchen Formen der Zubereitung auch dran und werde - zumindest in ländlichen Gaststätten - mitserviert. "Wer das bestellt, wird bestimmt satt. In Franken", meint sie, "ist es in den meisten Wirtschaften - zumindest in den Dörfern - kein Zeichen von schlechtem Betragen, wenn man den Wirt um etwas Alufolie bittet, um die Hälfte des Schäufeles für das nächste Vesper einzupacken." Wir können diese Gepflogenheit auf einer Radtour nicht nutzen und so testen wir auch nicht, wie man im Hotel "Deutsches Haus" auf die entsprechende Bitte reagieren würde. Doch die Sitte als solche gefällt den Berlinern. Esset und trinket und schecket au oi. Des isch zwar schwäbisch, aber s'passt scho, moin i.

Kitzingen - Würzburg.

Samstag, 9. September 2000

„Am Kran“ mit Blick zur Marienfeste

Nur noch eine leichte Fahrt bis ins 35 km entfernte Würzburg. Wir passieren ohne Aufenthalt Ochsenfurth, wo heute am Mainufer ein Trödelmarkt stattfindet. Selbst Kinder verhökern hier ihre

Spielsachen, vielleicht um sich den neuesten Modeartikel, einen zusammenklappbaren Aluroller anschaffen zu können. Wir streben eilig Würzburg zu, weil wir dort einiges vorhaben. Den ganzen Nachmittag haben wir für die Besichtigung der Marienfeste reserviert. Ich hatte das Mainfränkische Museum auf der Feste mit seiner großen Sammlung von Plastiken Tilman Riemenschneiders und der Rokoko-Bildhauer Wagner und Tietze und van der Auwera gerühmt.

Unser Quartier liegt direkt am Main. Hotel garni "Am Kran". Der alte zweiarmige Kran, dessen Kern dem abgesägten Oberteil einer Windmühle gleicht, steht unmittelbar davor. Hier wurden also vor alters Mainkähne entladen. Der Hafen liegt heute mainabwärts. Nur noch Ausflugsschiffe legen in der Nähe der berühmten, alten Brücke mit ihren Heiligenfiguren aus Sandstein an. Und als Reminiszenz an früheres städtisches Leben auf dem Wasser wird noch ein altes Waschboot gezeigt. Auf seinen ausladenden Brettterrändern haben früher die Würzburgerinnen nur wenige Zentimeter über dem Strom gekniet. Auf einer Tafel steht: "Um das weiche Mainwasser zu nutzen, wuschen Würzburger Hausfrauen noch bis in die 40er Jahre ihre Wäsche in solchen Schiffen."

Wir hatten im "Deutschen Haus" ausgiebig gefrühstückt und begnügen uns nun in Würzburg zur Mittagszeit mit dem mittlerweile üblichen Knabberzeug, Nüssen, Müsli und etwas Obst, und steigen zu Fuß zur Marienfeste hinauf, eine gewaltige Zwingburg, welche die Herrschaft der Fürstbischöfe auch in schweren Zeiten - gerade auch im Bauernkrieg - sicherte. Am liebsten hätten die Zünfte 1525 diese Bevormundung abgeschüttelt. Warum hätte sich der mit vielen Aufgaben und Aufträgen bedachte Ratsherr und Bürgermeister Tilman Riemenschneider sonst den Bauern angeschlossen und sich gegen die Fürsten aufgelehnt? Riemenschneider hatte jahrelang unter bischöflicher Protektion eine Fülle von Aufträgen erhalten und ihm war entgegen der Zunftordnung eine starke Erweiterung der Zahl seiner Gesellen zugebilligt worden. Seine Werkstatt scheint vor dem Bauernkrieg ungefähr zwanzig Mitglieder umfasst zu haben.

Ein Teil unserer Gruppe ist von der Festungsanlage selbst so fasziniert, dass sie einmal oben angelangt, nicht hinter Gemäuer verschwinden, sondern in der Sonne verweilen und auch eine Tasse Kaffee trinken wollen. Und für die äußere Anlage wird auch eine sachkundige Führung mit persönlichen Akzenten angeboten. Die Außenbesichtigter werden geführt von einer Kunststudentin, deren spezielles Interessengebiet die Heraldik ist. Und danach lässt sich ein fränkischer Hochzeitszug samt Spalier im Trachtenlook beobachten.

Gartenskulpturen in geschlossenen Räumen

Die anderen zieht es ins Innere der Festung, ins Fränkische Landesmuseum. Dessen Attraktionen sind eine große Zahl von Stein- und Holzplastiken Tilman Riemenschneiders und der Skulpturen von Wagner und Tietze aus Veitshörsheim. Eigentlich gehören sie alle nicht ins Museum, sondern vor die Kirchenportale, auf Altäre oder in die Gärten von Veitshörsheim. Doch aus konservatorischen Gründen geht es nicht anders. Wir werden am Nachmittag an der Marienkirche in Würzburg und morgen im Park von Veitshörsheim sehen, wie es wirkt, wenn statt der Originale, die vom sauren Regen zerstört würden, nun wetterbeständige Kopien aufgestellt werden.

Ich hatte bei früherer Gelegenheit ein von Max H. von Freeden herausgegebenen Führer zu ausgewählten Werken des Museums erstanden und konnte nun Wiedersehen feiern. Doch auch das Bekannte sieht man neu, weil man inzwischen zur Entstehung der Werke mehr erfahren hat oder neue Vergleiche anstellen kann.

Nahe geht mir ein Selbstportrait des Georg Anton Urlaub, weil er so jung sterben musste und sein Altarbild in Grafenrheinfeld 1944 und seine Fresken in der Würzburger Augustinerkirche 1945 zerstört wurden.

Am Abend noch in der Marienkirche. Rechts und links des Portals stehen Adam und Eva, Kopien

der Originale aus dem Museum auf der Marienfeste, wie einstens auf ihren Sockeln. Auf den hinteren Bänken der Kirche drei Stadtstreicher, die sich mit ihren Plastiktüten voller Bierbüchsen ganz in der Nähe eines noch originalen Grabmals von Riemenschneider niedergelassen haben. Seltsame Nachbarschaft. Aber so ist das Leben. Was mir nun wirklich missfällt, ist der weinrote Außenanstrich der Kirche. Doch was ist hier überhaupt noch Original, was ist restauriert? Das Zentrum von Würzburg wurde am Ende des Zweiten Weltkriegs bombardiert. Es entstand eine scheckige Mischung aus Neubauten und weiß-goldenen Rokoko-Restaurationen. Gegenüber riesige Schaufenster von Modegeschäften. Da passt kaum etwas zusammen.

Doch dies ist heute abend nicht unser Thema. Wir suchen ein Gartenlokal. Es ist ein lauer Abend. Wir setzen uns unter Kastanien. Zünftig. Einheimischer Massenbetrieb. Wir werden zügig bedient, fast ein wenig zu routiniert. Und warum bin ich verstimmt? Es ist zu laut, mein Salatteller ist teuer, schmeckt wie Hasenfutter und jede Scheibe Brot ist extra zu bezahlen. In jeder Pizzeria wäre mir's besser ergangen. Doch das ist nicht wichtig. Was hast du heute nicht alles gesehen! Erwinnere dich an die allegorischen Gruppen der Jahreszeiten von Ferdinand Tietz. Die wussten zu leben. Freue dich doch auf den morgigen Besuch der fürstbischöflichen Residenz, denk an das Deckengemälde von Tiepolo! Sei dankbar, dass es nicht zerstört wurde und vergiss doch das Hasenfutter! Und Ruth an deiner Seite ist doch auch glücklich und genießt unsere komfortable Unterkunft im Hotel zum Kranen. Gute Nacht. Schlaf schön, Ruth! Sie kein Miesepeter!

Würzburg - Veitshöchheim - Karlstadt.

Sonntag, 10. September 2000

Das Bildungserlebnis im Portemonnaie

Die Marienfeste liegt im Nebel, ist nicht einmal in Umrissen erkennbar. Doch in zwei Stunden wird die Sonne den Dunst vertrieben haben. Am Mainkai graue Angler im Nebel. Ihre Kescher haben lange Griffstangen, die es erlauben, gewissermaßen von langer Hand die Brassen auch zwei Meter tiefer ins Netz zu bugsieren.

In der Residenz schieben sich die Besucher. Die Führung gehört dazu. Erfolgt routiniert. Die Besucher werden gebeten, im Treppenhaus doch mal ins Portmonnaie zu greifen und einen Fünfundzwanzigmarschein zu zücken. Der darauf zu erkennen, sei Balthasar Neumann, der leitende Architekt dieser Anlage. So verschafft der Führer dem bunten Völkchen der Besucher gewissermaßen ein Bildungserlebnis.

Alles ist so groß. Ich vermag mir kaum etwas einzuprägen. Zu Hause fühle ich mich erst in einer Ausstellung aller 24 Radierungen der Flucht nach Ägypten von Giovanni Domenico Tiepolo. Ich hatte die Blätter bisher nur immer einzeln gesehen. So werden sie immer wieder im Auktionshaus Bassenge angeboten. Durchschnittlicher Schätzpreis pro Stück DM 4.500.

Auf der Gartenfront verliere ich den Anschluss an die Gruppe. Macht nichts. Wir haben einen Abfahrtermin vereinbart. Heute ist Tag des Offenen Denkmals. Mein Interesse gilt den alten Universitätsgebäuden. Ich fotografiere im Vorübergehen auch noch das Dienstleistungsangebot der Evangelischen Kirche, so wie es sich aus den Türschildern ergibt und nebenbei das Haus, in dem Gneisenau seine Jugend verbrachte.

Mit den Inlineskatern nach Veitshöchheim

Morgenandacht von Gerhard Rosenau in der gotischen Dorfkirche von Maria Schnee. Unser nächstes Ziel ist Veitshöchheim. Auf dem vorzüglich asphaltierten Radweg sind viele Inlineskater unterwegs und zwar à tempo. Man muss sich als Radfahrer in acht nehmen. Die Inlineskater können schlecht bremsen. Doch elegant ist's schon, wie sie so paarweise so schwingend dahingleiten.

Andere Würzburger sind auf dem Maindampfer nach Veitshöchheim getuckert. In der Sonne ruht das Schlösschen. Breite Treppen auf deren Delphinen nicht Putten, sondern Sonntagskinder sitzen, von ihren Eltern fürs Foto noch einmal zurechtgezupft, widerwillig gekämmt werden. Mich lockt der Park. Ruth zeigt mir Durchblicke im Buchenspalier. Die Figuren von Tietze passen gut. dass es sich um Kopien handelt, stört nicht, weil sie ein wenig Grün angesetzt haben. Anders ist es mit den Putten von Wagner auf der Balustrade des Schlosses. Sie sind blendend weiß gestrichen. So wirken sie künstlich, aufgesetzt. Das ist schade, denn es sind wahre Kunstwerke, die mich ferne an in Moritzburg Gesehenes erinnern.

Wir denken an Damen in Reifröcken und lustwandeln in Radlershorts unter oben geschlossenen Buchenhecken und genießen zwischendurch auch wieder die Sonne auf freien Flächen und beobachten, wie Kinder die Fische im Springbrunneteich füttern, darunter riesige Goldfische, die mehrere Kilo wiegen dürften. So genießen wir wie andere Ausflügler den sonnigen Sonntagnachmittag im Park. Wir setzen uns zum Gruppenfoto in eine Laube und ich denke an Chodowieckis Radierungen vom Sonntagsspaziergang in den Zelten im Berliner Tiergarten.

Heute keine Hetze. Wir haben nur eine kurze Strecke vor uns. Ich gehe auch noch durch den Kräutergarten, zerreiße die Blättchen zwischen den Finger und rieche daran. Rosmarin. Oregano. Dill.

Schwalbennester am First und Riemenschneider hinter Gittern

Am Abend in Karlstadt noch ein Spaziergang zur alten Stadtmauer, welche die Stadt zum Main hin schützt. Zurück durch das untere Maintor. An einem alten Gasthof, der langsam verfällt und unter Denkmalschutz steht, viele Schwalbennester. Hungerige Jungen schreien, die Eltern stoßen schrille, hohe Töne aus. Von wegen 'Als die Schwalbe sang'!

In der Kirche ein Heiliger Nikolaus von Riemenschneider. Hinter einem stabilen Scherengitter. Die Stimmen des Kirchenchors, darunter eine hohe Sopranstimmen klingen durch die gelblich schimmernden Fenster. Es wird dunkel. Es ist neun Uhr.

Unsere Zimmereinrichtung im Hotel Weißes Lamm ist "Kitsch hoch drei" wie Ruth anmerkt. Messingbetten und darüber schmolzt Marilyn Monroe. Doch Hauptsache: die Dusche taugt was und die Betten sind gut. Und kein Lärm von der Straße.

Karlstadt - Gemünden - Lohr - Schloss Homburg - Wertheim.

Montag, 11. September 2000

Uns stehen nun die langen Tagesstrecken - mit bis zu 80 Kilometern - bevor. Ich sehe mein Fiedle qualmen. Gleich neben dem "Weißen Lamm" finde ich ein Sportgeschäft, wo ich eine spezielle Radlerhose kaufe. Eine schwarz-glänzende Unterhose mit einem speziellen Einsatz, einem Polster über einem weichen, fein gelöcherten Kunstlederfleck. Früher war das Rehleder. Heute verwendet man ein pflegeleichtes Chemieprodukt.

Der Main schlängelt sich in flachen Kehren. Die lange Distanz macht uns wenig Beschwer, weil keine Steigungen vorkommen und wir im warmen Sonnenschein radeln. Dunkelbraune, geneigte Köpfe von Sonnenblumen. Gelb blühende Rapsfelder. Welche landwirtschaftlichen Kalküle führen zu diesem farbenfrohen Anbau? Rapsöl als Dieselerersatz, Kerne für Multifrutttfrühstücksbrötchen?

In Wertheim befindet sich unsere Unterkunft in einem ganz auf Radler eingestellten "Löwensteiner Hof", in dem nur noch ein genormtes, eher karges Frühstück mit kahlen Billigstbrötchen, wahrscheinlich Aufbackware, serviert wird. In der ehemaligen Gaststätte wurden Billard-Tische

aufgestellt.

Im Katalog des Mainfränkischen Museum fand ich eine Skizze Wertheims, die Ludwig Richter zur Vorlage für einen Stahlstich diente.

Wertheim - Hochhausen - Bad Mergentheim.

Dienstag, 12. September 2000

Das buckelige Taubertal

Einfahrt ins "liebliche Taubertal", das sich aus unserer Sicht jedoch auch als recht buckelig erweist. Ein Bildstock mit Weinrebenmotiv am Radweg. Über dessen Herkunft wüsste ich gerne mehr.

Um die Mittagszeit in Hochhausen. Neubau der Kirche St. Pankratius. Entwurf des erzbischöflichen Baudirektors Rolli in Heidelberg. Ein Band mit Glasfenstern, die das Leben Jesu zeigen, um den gesamten Kirchenraum. Gerhard Rosenau und mir gefällt diese Lösung. Wir sprechen mit einem Bauern mittleren Alters aus dem angrenzenden Hof. Er meint, die Kirche sei zu geräumig und die Einheimischen täten sich schwer, sich darin zu Hause zu fühlen.

In hoc signo vinces?

Bereits am frühen Nachmittag erreichen wir Bad Mergentheim. Unterkunft im vornehmen Hotel "Alte Münze". Kaffeetrinken im Schlossgarten. Ich besuche derweil die Schlosskirche, in welcher der Deutsche Ritterorden im Deckengemälde auf "in hoc signo vinces" verweist. Diese Legende passt den schlagenden Rittern so in den Kram! Heute ist es eine evangelische Kirche. Am Dekor wurde nichts geändert. Richtig. Das ist nun mal ein historisches Dokument. Sonst müsste man alles total ändern.

Im Museum des Ordens könnte man auch Erinnerungsstücke an Mörike sehen. Insbesondere sein hiesiges Haushaltsbuch, von dem auch ein Faksimile-Druck (nebst Übertragung in Druckschrift) angeboten wird. Außerdem ein Büchlein: Mörike in Mergentheim. Wichtigste Quelle für alles Biografische ist die Korrespondenz Mörikes - insbesondere mit seinem Freund Hartlaub.

In Mörikes Blickrichtung

Am Markplatz das gelbe Wohnhaus Mörikes. Man kann sich in seine Sicht zurückversetzen und erkennen, was er bei bestimmten Gedichten unmittelbar vor Augen hatte, wenn er aus dem Fenster schaute oder vor die Haustür trat, zum Beispiel die abfahrbereite Postkutsche. Ich fotografiere in Mörikes Blickrichtungen.

Die anderen hatten den Kurpark aufgesucht und sich Kostproben des salzigen - nach aller Einschätzung scheußlich schmeckenden - Quellwassers gekauft.

Bad Mergentheim - Weikersheim - Creglingen - Detwang - Rothenburg.

Mittwoch, 13. September 2000

Ein Wallfahrtsweg durchs Wiesental

An Weikersheim sind wir vorüber gefahren. Das wird von einigen sehr bedauert. Auch von mir. Doch wir nahmen Rücksicht auf diejenigen, welche angesichts des beschwerlichen Auf und Ab im lieblich-buckeligen Taubertal meinten, wir sollten uns nicht aufhalten, sondern voranzukommen suchen, solange die Kräfte noch frisch sind.

In Creglingen wähle ich mit einigen anderen die Anfahrt zur Marienkirche über den Fußweg, der hinter Creglingen durch blühende Kleingärten und dann durch ein welliges, von Nussbäumen umstandenes Wiesental mit einem schmalen Bach führt.

Der Schnitzaltar ist das großartigste Kunstwerk, das wir auf unserer Tour zu Gesicht bekommen. Die Geschichte seiner Wiederentdeckung sollte ich hier erzählen. Wie der Altar mit vertrockneten und verstaubenden Trauerbestecken bedeckt wurde, dann gezeichnet und in einer Fachzeitschrift den Kunsthistorikern bekannt gemacht wurde, bis er nunmehr zum Wallfahrtsort der Kunstgeschichte avanciert ist.

Der Wächter am Grabe Jesu

Auch in Detwang nehmen wir uns Zeit zur Besichtigung des Riemenschneider-Altars. Hier stand die Grafik Schongauers dem Bildhauer Pate. Doch eine Bilderfindung Riemenschneiders ist der Wächter am Grabe Jesu.

Wir erreichen Rothenburg so frühzeitig, dass wir auch den Heilig Blut Altar in der Jakobs-Kirche noch besuchen können. Auch weitere außergewöhnliche Kunstwerke in dieser Kirche. Der Schnitzaltar ist das alles bestimmende Kunstwerk. Das unterscheidet die kleinen Kirchen wohlthuend von den Münstern, in denen man durch so vieles abgelenkt werden kann.

Am Dritte-Welt-Stand werden Makonde-Schnitzereien aus Tansania angeboten. Ingrid Laudien findet Gefallen an einer Maria mit Kind.

Erinnerungen

Beim abendlichen Bummel durch die Stadt kommen wir an dem Hotel "Zum Löwen" vorbei, in dem wir als Neuvermählte die Neujahrsnacht 1966 verbracht haben. Ruth macht mich darauf aufmerksam. Das trifft mich ganz unvermittelt. Eigentlich müsste ich damit nur freundliche, wenn nicht gar höchst glückliche Erinnerungen verbinden, war ich doch erleichtert die Hochzeit als solche hinter mir zu haben - eine eher passive Erfahrung, die sich mit der Erwartung verband, dass wir uns nun beide von den Müttern lösen könnten. Doch jetzt spüre ich in der Magengrube, dass mir dies zur teilweise gelungen ist. Ich bin sehr schweigsam und froh, dass sich Ruth vornehmlich an die Neujahrsnacht zu erinnern scheint. Wir übernachteten im Gasthof "Zum Schmölzer" - in gewissermaßen erinnerungsneutralen Betten - und schlafen gut.

Rothenburg - Berlin.

Donnerstag, 14. September 2000

Rothenburg hat einen Bahnhof, liegt aber an keiner Fernverbindungsstrecke. Nur eine Stichbahn verbindet es mit Steinach. Dort verlässt uns Ruth. Sie radelt noch für drei Tage zu ihrer Mutter nach Bad Windsheim.

Ich lese auf der Rückfahrt die kleine Schrift über Mörike in Bad Mergentheim, die Reinhard Schütz mir schenkt, und dann von Peter Handke "Die Stunde der wahren Empfindung". Wir haben Glück und alle Kladower erreichen in Wannsee die Fähre, obwohl zwischen unserer Ankunft und deren Ablegen nur 10 Minuten liegen. In der Aufregung springt mir die Kette von den Zahnrädern. Ich verdrehe meine Hose, aber es gelingt mir, sie nullkommanix wieder aufzuziehen und mit den anderen das Schiff zu erreichen. Am Landesteg werden wir erwartet. Ingeborg Rosenau fotografiert, wie wir an Land gehen.

Es folgt im Anhang der Vortrag „Tilman Riemenschneider. Der Handwerker als Künstler“ auf der Marienfeste im Sommersemester 1959, anlässlich einer Exkursion es Oberseminars von Prof. Dr. Ernst Walter Zeeden.

Tilman Riemenschneider.

Der Handwerker als Künstler

I. Die bürgerliche Laufbahn

Die Lukasgilde und das spätmittelalterliche Handwerkertum

Mit der Renaissance und der Erinnerung an die Bildhauer der Antike beginnt die Zeit des modernen Künstlertums. Wer heute Bildhauer werden will, bewirbt sich mit einer Mappe eigener Arbeiten um einen Studienplatz an einer Kunsthochschule. dass jemand erst als Steinmetz tätig wird und Grabsteine behaut und erst später sich um die Aufnahme an einer Kunsthochschule bemüht, ist heute die Ausnahme – beschrieben von Günter Grass im dritten Teil seines neuen Romans „Die Blechtrommel“. Der Lebensweg des Blechtrommlers Oskar Mazerath entspricht zu guten Teilen der Biographie des jungen Grass in der Nachkriegszeit. Der Weg des Handwerkers Günter Grass zum Künstler ist heutzutage die Ausnahme. An die ursprüngliche Laufbahn eines Künstlers der Moderne erinnert allerdings noch, dass das Studium der Bildenden Künste auch mit der sogenannten Meisterschülerprüfung abgeschlossen werden kann. Was früher die Zunftmeister sind an den Kunsthochschulen heute die Professoren. Man wird als Student nach dem Grundstudium in die Klasse eines Professors aufgenommen und die Meisterschülerprüfung ist eine späte Form der Gesellenprüfung. Was es aber heutzutage für den modernen bildenden Künstler nicht mehr gibt, ist die Möglichkeit nun als Meisterschüler bzw. Geselle von einer Werkstatt zur nächsten zu ziehen und im Dienste eines Meisters Auftragsarbeiten zu erledigen, also Altarbilder und Porträts zu malen oder Schnitzaltäre und Madonnenfiguren anzufertigen. Es gibt allerdings noch Restauratoren und Steinmetze, die vergleichbare Arbeiten erledigen.

Seit der Renaissance kennen wir ein neues, selbstständiges Künstlertum, das sich vor allem an den attischen Bildhauern und ihren römischen Kopisten orientiert und von den Aufträgen reicher Mäzene lebt. Ein typischer Künstler der Renaissance ist Michelangelo Buonarroti (1475-1564). Nur fünfzehn Jahre älter ist der bekannteste deutsche Bildhauer bzw. Bildschnitzermeister Tilman Riemenschneider. Er wurde um das Jahr 1460 in Heiligenstadt im Eichsfeld geboren und starb 1531 in Würzburg. Im Unterschied zu Michelangelo verstand sich Riemenschneider nicht als Künstler, sondern als Handwerker im Rahmen der Zunftordnung. Er war eher ein Repräsentant des ausgehenden Mittelalters als der Frührenaissance.

In Würzburg waren die Maler, die Glaser und die Bildschnitzer in der Lukasgilde zusammengeschlossen. Dabei waren die Positionen der Zunftmeister zunächst noch ein Privileg der Maler und Glaser. Über die Zugehörigkeit zur Zunft entschied nicht der höhere oder niedrigere kulturelle Wert der Leistungen, sondern die Art der Werkzeuge. Taschmacher und Bildschnitzer gehörten derselben Zunft an.

Diese spätmittelalterliche Ordnung stellte Riemenschneider zunächst nicht in Frage. Erst spät in seinem Leben erreichten ihn die Einwirkungen der Reformation Martin Luthers. Sein Engagement im Bauernkrieg gegen den Fürstbischof von Würzburg endete in einer Katastrophe und bedeutete das Ende seiner Laufbahn.

Riemenschneider verstand sein Werk nicht als Ausfluss genialischer Eingebungen, sondern als Ergebnis einer gründlichen handwerklichen Ausbildung. Nicht schöpferischer Schaffensdrang lässt ihn zum Schnitzmesser und zum Meißel greifen. Er steht noch innerhalb des mittelalterlichen *ordo*, das heißt, sein Schaffen dient dem Broterwerb und damit auch dem Lobe Gottes. In der Reformation des Kaisers Sigismund aus dem Jahre 1495 heißt es: „Es sint hantwerck darum erdacht, das jedermann sein täglich Brot damit gewinn... So mag sich jedermann ernähren und das ist gottlich.“

Die Einschätzung der Tätigkeit Riemenschneiders als der eines Handwerkers zeigt sich auch daran, dass er wie ein gewöhnlicher Schreiner bezahlt wird. Für den Rothenburger Blutaltar erhält er als Bildschnitzer 50 Gulden; der Schreiner, der das Gehäuse fertigte, hingegen das Doppelte.

In Erinnerung an die Zeit des Biedermeier und die Urteile der Zeit des Sturm und Drang sind wir versucht, bei Handwerkern an Spießbürger und Philister zu denken. Doch ganz so bodenständig und

spießig waren diese Handwerker an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert – gerade auch in ihrer Zeit der Ausbildung – nicht. Elemente der Ungebundenseins und des freien Ausgreifens finden sich im Brauch der manchmal langen Wanderschaft der Handwerksgesellen. Als Tilman Riemenschneider 1483 in Würzburg als „Malerknecht“ in die Lukas-Gilde aufgenommen wird und er damit auch Bürger Würzburgs wird, hat er eine langjährige Wanderschaft in Schwaben und am Oberrhein hinter sich, wenn er auch nicht wie der etwa 15 Jahre jüngere Albrecht Dürer (1471-1528) nach Italien gezogen ist.

Aufstieg und Fall

Zwei Jahre nach der Aufnahme in die Lukasgilde heiratet Riemenschneider die Witwe eines Goldschmiedemeisters, die bereits zwei Kinder mit in die Ehe bringt. Sie stirbt nach zehn Jahren, nachdem sie noch einen Sohn geboren hat. Mit dieser Heirat gehört Riemenschneider zu dem - nach Zünften geordneten - Establishment der Bischofsstadt. Riemenschneider heiratet noch drei Mal, da seine drei ersten Frauen sterben. Möglicherweise haben ihn diese Verluste hart getroffen, aber es ist auch denkbar, dass es sich bei diesen Verbindungen immer wieder um Vernunftehen handelte, die dem Aufstieg in der Gemeinde förderlich waren. Dafür gibt es Beispiele. Im speziellen Fall Riemenschneiders wissen wir nichts von seinen persönlichen Erfahrungen. Zeichnet sich in den Gesichtern der trauernden Frauen auf seinen Altarbildern auch eigene Schicksalsschläge ab oder ist es anderweitig beobachtetes Leid? Es fehlen uns jegliche persönlichen Aufzeichnungen, wie sie bei Künstlern der Renaissance bereits vorkommen. Riemenschneider fand auch keinen zeitgenössischen Biographen. Aus Würzburger Urkunden wissen wir nur, dass Riemenschneider eine Reihe von Ämtern innehatte. Er war Fischermeister, Kapellenpfleger, Steuerverwalter und Spitalpfleger.

Dieser bürgerliche Aufstieg ging Hand in Hand mit seinem materiellen Erfolg als Leiter eines handwerklichen Betriebs mit mehreren Gesellen und Lehrlingen. Riemenschneider besaß in Würzburg schließlich mehrere Häuser.

Der Ruf seines großen, man darf wahrscheinlich sogar sagen überragenden handwerklichen Könnens verbreitete sich in ganz Franken, aber Kaiser Maximilian, der große Kunstfreund, bedankt ihn mit keinem Auftrag, ja, er scheint von ihm – anders als im Falle Albrecht Dürers – gar keine Notiz genommen zu haben.

Der bürgerliche Ehrgeiz Riemenschneiders ist so groß, dass er darüber zeitweilig auch seine Werkstatt wenn nicht vernachlässigt, so doch die Ausführung vieler Aufträge seinen Gesellen überlassen hat. Wir kennen ein ähnliches Verhalten von Lucas Cranach dem Älteren aus Wittenberg, nur dass man bei Gemälden noch leichter arbeitsteilig vorgehen kann als bei Schnitzereien. Lucas Cranach hat manchmal nur die Gesichter gemalt und Landschaft und Gewänder den Gesellen überlassen. Eine solche Arbeitsteilung ist im Falle Riemenschneiders nicht nachweisbar, aber es muss in seiner Werkstatt auch sehr begabte Gesellen gegeben haben. Es war eine Auszeichnung, wenn das Werk eines Gesellen vom Meister signiert wurden. Es gibt Holzschnitte Hans Baldung Griens, deren Meisterschaft Albrecht Dürer dadurch anerkannte, dass er sie mit seinem Signum versehen ließ.

Im Jahre 1504 wurde Riemenschneider in den Rat der Stadt gewählt. Er gehörte diesem zwanzig Jahre lang an und er war von 1521 bis 1524 Bürgermeister. Als Ratsherr und Bürgermeister war er auch in politische Auseinandersetzungen mit dem Fürstbischof, der auf der Marienfeste oberhalb der Stadt residierte, verwickelt. Der Streit eskalierte 1525 während des [Bauernkriegs](#), als sich aufständische Bauern vor der Stadt sammelten und die Würzburger Bürger sich mit ihnen gegen den Bischof verbündeten. Die Festung Marienberg hielt jedoch der Belagerung und den Angriffen aus der Stadt stand. Der Bischof drohte sogar der Stadt mit Zerstörung, was die Bürger in ihrem Kampfeswillen demoralisierte. Zur entscheidenden Schlacht kam es am 4. Juni 1525 außerhalb der Stadt, wo die anrückenden [Landsknechte](#) des [Georg Truchsess von Waldburg-Zeil](#) das Bauernheer vernichteten. Da die Bauern am Vortag von ihrem militärischen Führer [Götz von Berlichingen](#)

verlassen worden waren, mussten sie führerlos in den Kampf und hatten keine Chance. Innerhalb von zwei Stunden wurden 8.000 Bauern getötet. Als die gut ausgerüsteten und kampferprobten Truppen des Bischofs zum Angriff auf die Stadt übergingen, endete auch der Aufstand der Bürger in ihrer totalen Niederlage und Unterwerfung.

Die Anführer des Aufstands – unter ihnen alle Ratsherren – wurden in den Verliesen der Festung Marienberg eingekerkert, gefoltert und zum Teil grausam bestraft. Auch Tilman Riemenschneider war zwei Monate in Kerkerhaft und unterlag der Folter, dass ihm dabei die Hände gebrochen worden seien, dürfte jedoch eine Legende sein. Zusammen mit den anderen Ratsherren kam er schließlich wieder frei und wurde mit der Einziehung großer Teile seines Vermögens bestraft. Große Aufträge blieben aus. Bis zu seinem Tod 1531 führte er mit seiner vierten Ehefrau in Würzburg ein zurückgezogenes Leben. Als Nachfolger Tilmans übernahm sein auch als Jörg bekannter Sohn Georg Riemenschneider aus zweiter Ehe die Werkstatt. Erst im 19. Jahrhundert wurde Tilman Riemenschneider wieder entdeckt.

II. Riemenschneider als Künstler

1. Überblick über das Werk

a) Soziale Bedingtheit

Die Werke Riemenschneiders stammen nicht mehr aus der anonymen Gemeinschaft der hochmittelalterliche Bauhütte, die den Makrokosmos des Doms schuf, sondern aus dem handwerklichen Kleinbetrieb, wo unter einem Meister der Mikrokosmos des Schnitzaltars geschaffen wurde.

Der Handwerker passte sich die Wünsche und nicht zuletzt an den Geldbeutel seiner Auftraggeber an. An die Stelle der monumentalen Steinplastik trat die meist aus Lindenholz geschnitzte Statue. Das Holz ist ein weit gefügigeres Material als der Stein und ihm kann eine feinere Linienführung abgewonnen werden. Doch es besteht so auch die Gefahr des Virtuositums und der Verflachung.

b) Schnitzaltäre

Für die Mikrokosmen seiner Schnitzaltäre, wie wir sie in Meidbronn, Creglingen und Rothenburg finden, ist Riemenschneider besonders berühmt. Anders als seine Vorgänger stellt er nicht Einzelstatuen beziehungslos nebeneinander, sondern er komponiert eine Gruppe, die sich um eine Mitte, wie zum Beispiel die erhöhte Maria in Creglingen, findet. Eine Besonderheit der Riemenschneiderschen Schnitzaltäre ist, dass sie nicht mehr farbig gefasst werden, also von vornherein als Unbemalte konzipiert sind. An die Stelle der Farbeffekte tritt das Spiel von Licht und Schatten.

c) Einzelstatuen

Bei der Herstellung von Einzelstatuen zeigt sich Riemenschneider als erfolgreicher Unternehmer. Besonders gängige Stücke, insbesondere Madonnen im Strahlenkranz und auf der Mondsichel, Apostel und Heilige, werden immer wieder angefertigt. Also Kunstfertigkeit statt Kunst? Erstaunlicherweise hat die künstlerische Qualität unter der Nachfrage nicht gelitten. Das Streben nach handwerklicher Solidität sorgte für gleich bleibenden hohen Standard. Das verdient Beachtung angesichts des aktuellen Verständnisses von Künstlertum, das als Ausdruck des Einmaligen und Unwiederholbaren verstanden wird. Dabei stimmt dies nicht so ganz. Auch Vincent van Goghs Bruder Theo riet diesem seine – hoffentlich – marktgängigen Sonnenblumenstrauß mehrfach zu malen, was dieser auch tat, ohne dass sich die Absatzhoffnungen sofort erfüllten.

d) Steinplastiken

Riemenschneider war nicht nur Holzschnitzer, sondern auch Steinmetz. Als hervorragende

Beispiele dieser Seite seines Könnens finden wir in Würzburg die Statuen von Adam und Eva vom Eingangsportal der Marienkapelle. Die Originale befinden sich im Museum auf der Marienfeste, aber die Repliken am ursprünglichen Standort vergegenwärtigen uns die einstige Wirkung. Im Dom befinden sich die monumentalen Grabplatten der Bischöfe Rudolf von Scherenberg und Lorenz von Bibra. Riemenschneider überträgt seine Technik des Holzschneidens auf den Umgang mit dem Stein. Was uns an dem Grabmal Bischof Scherenbergs beeindruckt, ist nicht so sehr das Monumentale, sondern die fein herauszilierte Einzelheit.

2. Versuch einer Interpretation

a) Der geistes- und kulturgeschichtliche Standort Riemenschneiders

Riemenschneider schafft seine Kunstwerke an einer Zeitenwende, an der Spätgotik, Renaissance und Reformation aufeinandertreffen. Versuchen wir einmal die für unsere Betrachtung wesentlichen Charakteristika dieser drei Kulturformen kurz zusammenzufassen.

In der Spätgotik ist die Kunst noch Mittlerin zum Göttlichen und sie ist damit ein wesentlicher Bestandteil des religiösen und bürgerlichen Daseins.

Mit der Renaissance beginnt die Verabsolutierung der Kunst. Das schöpferische Individuum verlässt den mittelalterlichen ordo.

Die Reformation bringt (nicht flächendeckend, aber doch im Prinzip) die Entgötzung der Kunst. Die Bilderstürmer sprechen der Kunst ihre Mittlerrolle zum Göttlichen ab. Doch in dieser Zeitenwende gelangt auch die religiöse Kunst noch zu Höchstleistungen. Mathias Grünewald ist Zeitgenosse Riemenschneiders und er wirkte in Fußreiseentfernung von Riemenschneider zu ihren höchsten Leistungen.

b) Das Rätsel des Mienenspiels in Riemenschneiders Altarbildern

Eine besondere Anziehungskraft übte Riemenschneiders Werk auf die deutschen Romantiker aus. Sie haben seine Bildnisse wieder entdeckt und wie in Creglingen unter verwelkten Kränzen hervorgeholt. Die Romantiker erblickten in Riemenschneider den typischen Vertreter des mittelalterlichen Kunstschaffens.

Heute ist der kunstgeschichtlichen Forschung steht die bildende Kunst des Mittelalters in ihrer ganzen Breite vor Augen und sie nimmt darum an der romantischen Deutung einige Abstriche vor. Grundsätzlich hat dies jedoch an der großen Bedeutung Riemenschneiders und auch an seiner Popularität nichts geändert. Glücklicherweise die Museumsdirektoren, die einen Riemenschneider oder gar deren mehrere ausstellen können – wie das mainfränkische Museum auf der Marienfeste, aber auch die Museen der Stiftung Preußischer Kulturbesitz in Berlin.

Auffallend an Riemenschneiders Schaffen ist seine Einheitlichkeit. Die Gestalten - zumindest mehrere von ihnen – scheinen sich zu wiederholen und in ihren Gesichtern (die uns heute das Wesentliche am Werk Riemenschneiders sind- und nicht etwa der gesamte Mensch in seiner Einheit von Körper und Geist wie in der Renaissance) scheint der Ausdruck desselben Weltgefühls immer wiederzukehren. Ich will es einmal mit der Formel „leidvolles Sinnen“ zu bestimmen suchen. Welche Stellung Sie als Betrachter dann ganz persönlich zu Riemenschneider einnehmen wollen, was Sie an seiner Kunst besonders anspricht, darf dem Kunsterlebnis jedes Einzelnen überlassen bleiben.

Es gibt jedoch eine bestimmte Frage, die zu überdenken, besonders auch für Historiker, anregend sein dürfte. Professor Schrade wirft sie in seinem Werk über Riemenschneider auf: Ist das leidvolle Sinnen, die Passivität und Melancholie von Riemenschneiders Gestalten der individuelle Ausdruck seines Künstlertums, „oder blieb das Leid, das er gestaltete, eine Stimmung der Zeit, an der er nur Teil hatte, weil er ein Kind seiner Zeit war?“ War das Leid gar nur zur Schau getragen? War es gar eine dekadente Modeerscheinung? Gehörte das Leid zum gesellschaftlichen Gehabe, zum guten Ton? Ist es die verbürgerlichte Form der imitatio Christi?

Uns gilt heute Leid als etwas ganz Persönliches. Im Mittelalter, zum Beispiel im Minnesang galt es als gesellschaftliche Tugend, in der Mystik als Schmuck der Seele. Dafür zwei Passagen aus

Heinrich Seuses „Exemplar“, dieser Zusammenstellung seiner Schriften und Briefe aus dem Jahre 1360:

„Sieh, die edle Seele gedeiht vom Leiden wie die schöne Rose vom Maitau. Leiden bewirkt ein weiches Gemüt und einen erfahrenen Menschen. Ein Mensch, der nicht gelitten hat, was weiß der? Leiden ist eine Liebesrute, ein väterlicher Schlag für einen Auserwählten. Leiden zieht und zwingt den Menschen zu Gott, es sei ihm lieb oder leid. Wer sich fröhlich im Leiden verhält, dem dient Lust und Leid, Freund und Feind.“

Man kann sich bei diesen Worten Susos aus Überlingen am Bodensee überlegen, ob sie nicht akkurat auf die Beschreibung der Gesichter auf den Altarbildern Riemenschneiders zugeschnitten sind. Und eines dieser Worte des Mystikers Heinrich Seuse aus seinem „Exemplar“:

„Ach zarter Herr, dass Leiden dem Menschen so recht weh tut und doch geistlich so schön ziert, das ist ein wunderlich Gefüge von Gott.“

Spürt man diesen mittelalterlichen Zeugnissen, zum Beispiel im Ritus des katholischen Gottesdienstes und den dort vom Priester virtuell vergossenen Tränen weiter nach, so liegt es nahe, wie Professor Schrade zur These der Vergesellschaftung des Leids zu gelangen.

Uns soll es jetzt genug sein, eines der Probleme, vor dem wir beim Blick auf das Werk Riemenschneiders stehen, hier aufgezeigt zu haben. Es ist gut möglich, dass Ihnen persönlich diese Überlegungen, so interessant sie geistesgeschichtlich auch sein mögen, wenig bedeuten, wenn Sie auf einzelnes Werk Riemenschneiders oder auch nur in einziges seiner Gesichter blicken werden. Wahrscheinlich werden Ihnen neue Fragen ausgehen? Wen hatte der Meister aus Würzburg vor Augen, als er diese Gesichter ins Lindenholz schnitt? Eines scheint mir doch sicher zu sein: Bei aller Prägung des künstlerischen Individuums durch seine Umwelt, wäre es doch absurd, ihm nur so etwas wie einen modischen Formalismus zu unterstellen, auch wenn es uns heute immer wieder mal begegnet und nicht gerade selten in irgendwelchen Schmonzetten auf der Leinwand, dass auf die Tränendrüsen gedrückt wird und sich tiefe Empfindung in Kitsch verwandelt.

Mein vorläufiges Fazit aus der Betrachtung der Werke Riemenschneiders ist, dass er so Großartiges und auch in der mittelalterlichen Kunst Einmaliges geschaffen hat, weil er in seinem persönlichen Wesen mit einem gewissen Stilwillen seiner Zeit zutiefst übereinstimmte. Das war eine Zeit in der Johan Huizinga in seinem Buch „Der Herbst des Mittelalters“ neben anderen Wesensmerkmalen auch den „Pessimismus der Gesättigten, Enttäuschten und Ermüdeten“ fand.

Das kann man in den Gesichtern Riemenschneiders auch lesen. Doch passt dies zu den wenigen bekannten Daten aus Riemenschneiders Leben? Sie erinnern sich, wie dynamisch und von welchem brennendem Ehrgeiz getrieben der von auswärts kommende „Malerknecht“ Riemenschneider in Würzburg auf einer bürgerlichen Laufbahn vorwärts gedrängt hat. Was hat dies mit „leidvollem Sinnen“, mit Passivität und Melancholie zu tun?

Ich weiß hier keine Lösung. Doch vielleicht ist es mir gelungen, Ihnen zu zeigen, dass wahre Kunst - und mag es sich dabei auch scheinbar nur um das Schaffen eines biederen Handwerksmeisters, der bei Gemeinderatssitzungen seine Abende verbringt, handeln -, uns doch unlösbare Rätsel aufgibt und wir letztlich dann doch wieder staunend vor dem Geschaffenen stehen.

**Der wiederholende Blick.
Von Flensburg nach Rostock
7.-17.9.2001**

*Heute war ein glücklicher Tag. Danke.
Wann war das? Schon lang ist es wieder her.
Ich trauere. Ach, Bewegung.
Was willst du suchen? Man muss schauen.
Süßes Leben. Ich habe Angst.*

Ist da jemand?

*Peter Handke
Mein Jahr in der Niemandsbucht, S. 342*

Einleitung

Wie erinnerst du dich an Glücksgefühle?

Vor sechs Jahren hatten wir damit begonnen. Mittlerweile ist die jährliche Radtour bereits eine liebe Gewohnheit - solange wir es eben noch schaffen, denn einige sind über siebzig und drei bereits darauf angewiesen, sich von den anderen, die es noch einmal gewagt haben, erzählen zu lassen. Wir sind gewöhnlich zu zehnt unterwegs und wir kennen uns aus der Kirchengemeinde Am Groß Glienicker See. Zehn Tage im Spätsommer. Das ist unser Zeitraum. Dann ist der Ferienbetrieb abgeflaut, und doch dürfen wir noch auf warme Tage hoffen. Anfahrt per Bahn und dann Etappe um Etappe, jeden Tag rund 60 Kilometer, mal etwas mehr, mal etwas weniger. Das ist zu verkraften, und es bleibt zwischendurch genügend Zeit für Besichtigungen und Pausen.

Das erste Mal hatten wir uns an den Lauf der Donau gehalten - immer auf sanft geneigten Wegen durch die Auwälder - von Passau bis Wien. Und noch des Öfteren folgten wir in den folgenden Jahren den Flussläufen: die Mosel hinab und die Nahe hinauf; dann war's die Ems bis zum Strand der Nordsee; es ging durchs Altmühltal, und ein nächstes Mal wieder den Kocher hinab und die Jagst hinauf und dasselbe Flussab-Flussauf im vergangenen Jahr an Main und Tauber.

Wir haben uns an die Empfehlungen bewährter Radwanderführer gehalten und auch an die dort genannten Quartiere. So waren wir nicht auf die Dienste und Reglementierungen eines Reisebüros angewiesen. Wir mussten allerdings auch die Räder und das Gepäck selbst transportieren. Die Reiseplanung hatte von Anfang an Heinz Stenzel übernommen. Er ist der Senior unserer Gruppe, doch immer noch einer der sportlichsten, ausdauernder als ich.

Während bei früheren Reisen sich immer wieder mal einzelne aus der Gruppe - und meist waren es

die Lehrer und Pfarrer - auf die Vorstellung bestimmter Sehenswürdigkeiten vorbereitet hatten, wollten wir dieses Jahr in den Hansestädten die Hilfe von ortsansässigen Führern nutzen. Die Verkehrsämter wollten uns diese vermitteln.

Bei den bisherigen Touren hatte es mir Freude gemacht, ein detailliertes Radlertagebuch zu führen, nur für Ruth und mich, nicht zur Gruppengaudi. Doch den einen oder anderen ließ ich die Notizen auch schon mal lesen, besonders diejenigen, welche nicht mehr mitradeln konnten, Elsa Cauer und Annelore Rinnert zum Beispiel. Doch dieses Jahr hatte ich bis kurz vor Beginn unserer Radtour an einem ausführlichen Bericht über eine andere Reise, eine dreiwöchige Tour durch die USA - auf den Spuren Martin Luther Kings - gesessen. Mit diesem Amerika-Bericht wollte ich mich auch auf ein Seminar zur Bürgerrechtsbewegung und zur Strategie der gewaltfreien Aktion vorbereiten. Das sollte dann mein letztes Seminar am Otto-Suhr-Institut sein - im Sommer 2002.

Das intensive Schreiben hatte mich erschöpft, denn ich arbeitete gegen das Entschwinden der Bilder. Einer vergleichbaren Anspannung wollte ich mich auf der Radtour, die der Erholung dienen sollte, nicht erneut aussetzen. Wenn es überhaupt dazu kommen sollte, dann müsste das Erzählen sich von allein ergeben; das freie Schreiben durfte keinesfalls zur Routine verkommen. Es müsste mich schon danach drängen. Und so hatte ich von vornherein nicht die Absicht, in diesem Jahr unsere Route und die vorgefundenen Sehens- und Erinnerungswürdigkeiten einigermaßen vollständig zu registrieren und zu kommentieren. Nur das nicht! Nein, nur wenn der Blick an etwas hängen bleiben oder ein Anblick mir am Abend und auch noch nächsten Morgen beim Erwachen wieder in den Sinn kommen sollte, wollte ich ein paar Worte aufschreiben.

Ich habe nur ein kleines Heftchen mitgeführt und dann auch tatsächlich - dem Vorsatz folgend - nur ganz sporadisch das eine oder andere notiert.

Doch am Ende des Jahres fing es an mir leid zu tun, dass ich unsere diesjährige Tour - im Unterschied zu den früheren - schon bald vergessen haben würde, so wie man von einem Film, der einen momentan beeindruckt hat, nach ein paar Jahren nicht mehr weiß, ob man ihn schon einmal gesehen hat. Das ist mir schon ein paar Mal so gegangen: Erst nach minutenlangem, sogar halbstündigem Ansehen der Wiederholung im Fernsehen erinnerte ich mich schließlich - und dies nicht immer zweifelsfrei - bei einzelnen Bildern oder Szenen ganz mühsam und ohne meiner Sache ganz sicher zu sein: Diesen Film musst du schon mal gesehen haben. Doch die meisten Orte unserer Ostsee-Tour würde ich im Leben nie mehr wiedersehen.

Vergessen und vorbei? Wahrscheinlich! Das war mir ganz klar, als ich abends an meinem Schreibtisch in der Klinik in Teltow saß, in der ich mich von dem Herzinfarkt am 8. November erholte. Der Gedanke an das Versinken der Ausblicke auf das sonnenblinkende Meer bedrückte mich. Dieses fatale Entschwinden ohne die Chance einer Wiederholung. So machte ich nach einer Woche - und weil ich keinen Sinn darin sah, stumpfsinnig vor dem Fotosequenzen haspelnden Fernseher zu hocken - dann doch den Versuch, aus dem Gedächtnis unsere diesjährige Radtour zu rekonstruieren. Und einige wenige An- und Ausblicke erschienen wieder vor dem inneren Auge, doch meist musste ich mir eingestehen - ohne darum noch traurig zu sein -, dass mir eine Wiederbelebung des erst so kurze Zeit Zurückliegenden nicht mehr gelingen konnte. Ich spürte körperhaft die Zwischenzeiten und Gedächtnislücken. Ich wollte mich partout an Einzelheiten erinnern. Doch ich vermochte das in Partikeln Auftauchende nicht mehr nach Zeit und Ort zusammenzufügen. Doch darauf wäre es angekommen: cartesianisch 'klar und deutlich wahrzunehmen', clare et distincte percipere! Und mein kleines Notizbuch gab nicht viel her. Gegen Ende der Reise enthielt es nur mehr Zufälliges, eher schon Disparates. Die ersten Tage waren ausführlicher geraten. Ich wusste mir diesen Umstand nicht mehr zu erklären.

Blicke ich nun auf das Aneinandergefügte, nun doch chronologisch und geographisch Geordnete

und mit Worten Verleimte, dann bleibt es bei der Empfindung: Es ist unzulänglich, bleibt notdürftig. Und doch besser als nichts? Ja, vielleicht. Die Notizen können in Verbindung mit unseren Fotos und Erich Rinnerts Videofilm ein paar Erinnerungen wach halten. Genügt dies? Ach, die Kalendersprüche. Du solltest dich auf Reisen am Augenblick freuen! Das weiß ich wohl. Und dies war zwischen Flensburg und Rostock auch immer wieder der Fall. Doch wenn du dann glücklich an diese entschwundenen, leider immer weiter verblassenden Augenblicke zurückdenkst, wäre es da nicht schön, es gäbe auch ein paar Sätze, welche dieses Glücksgefühl festhalten und wieder aufsteigen ließen? Schön wär's, doch wie schreibt man solche Sätze?

Teltow, den 17. Dezember 2001

Berlin - Flensburg - Steinberghaff.

Freitag, 7. September 2001

Strichweise Regen

Nach den letzten hochsommerlichen Badetagen hatte der Wetterbericht gewarnt: Wind und Regen und herbstliche Temperaturen! Doch wir zehn Kladower (Ingrid Laudien aus Friedrichshain würde am Bahnhof Zoo zusteigen) starteten im milden, hellen Licht. Ich konnte die Handschuhe in den Taschen des Anoraks lassen. Erst im Zug schlug schon mal Regen gegen die Scheiben. Doch als wir den Kaiser-Wilhelm-Kanal überquerten, erstrahlte die Sonne wieder zwischen den Wolken, sandte ihre scharfen Strahlen durch die stählerne Brückenkonstruktion und spiegelte sich im Kanal tief unter uns. Kanal und Brücke, eine großartige Ingenieurleistung am Beginn des vergangenen Jahrhunderts. Meyer hieß der Konstrukteur, doch genannt wurde die Wasserstraße nach dem Kaiser. Heute gilt das Kürzel: NOK = Nord-Ostsee-Kanal.

In Flensburg fiel der Regen in kurzen Schauern, und alle hofften auf die Rückkehr der Sonnenstrahlen. Die Einheimischen blieben in der Fußgängerzone unter den Sonnenschirmen sitzen. Erich Rinnert empfahl eine Besichtigung der Marienkirche. Wir beeilten uns. Ein kurzer Blick. Mich hätten die Kreuzwegskulpturen eines lebenden Bildhauers mehr interessiert als die Renaissance- und Barockerinnerungen. Doch nicht einmal den Namen des Künstlers habe ich mir notiert. Ein letztes Blatt mit seiner Biographie hinterließ ich nachfolgenden, weniger pressierten Besuchern. Der Bildhauer schien einen versteinerten Baumstamm in Scheiben geschnitten zu haben. In die großen, runden Flächen gravierte er in groben Formen seine Symbole, die einen Abdruck zu verlangen schienen.

Es war inzwischen 16 Uhr und wir hatten noch 40 Kilometer vor uns. Wir mussten uns anstrengen. Vorbei an einer Bundeswehruniversität und an einer Marinefernmeldeschool und an der berühmten Flensburger Strafpunktesammlung für Autofahrer - ein voluminöser Glaskasten. Und dann immer rauf und runter und kein Küstenweg. Mühsam. Wir kamen ins Schwitzen.

Dann der erste Stop, das erste Foto. Die Glückburg, ein Wasserschloss in abblätterndem Weiß. Davor ein Kormoran auf einem Pfahl in der von Linden gesäumten Wasserfläche.

Noch halten die Wolken den Regen. Da will ich nicht meckern, wenn es nach jeder Talfahrt sogleich wieder hügelauflauf geht. Wenn du schiebst, kannst du am Wegrand nach Brombeeren greifen.

Erst fünf Kilometer vor dem Tagesziel setzt schließlich der "strichweise" Regen ein, den der Wetterbericht angekündigt hatte. Alle greifen kurz in die Satteltaschen und streifen routiniert die Regencapes über. Die Gamaschen, die bei einem starken Guss das Spritzwasser abhalten würden, brauchen wir nicht.

Um 19.30 Uhr erreichen wir das Strandhotel am Steinberghaff. Unverbauter Blick auf die

Flensburger Förde. Wir sind alle froh, dass wir es geschafft haben, denke ich mir so, denn ich gehöre nicht zu den Supersportlichen. Das denke ich mir so. "Da gab es schöne Ausblicke und hübsche Dörfer. Schade, dass wir nicht mehr Zeit hatten, uns umzusehen", lauteten die Kommentare.

So eine Radtour mit Freunden ist in erster Linie ein gemeinschaftsbildendes Unternehmen. Da gehören schon die Gespräche in der Eisenbahn dazu und der Austausch von Knabberware an den Haltstationen.

Ingrid Laudien hatte im Zug von ihrer Wohnungssuche in der ehemaligen Stalinallee berichtet. Außen Zuckerbäckerstil, doch innen geräumig und solide - und jetzt grunderneuert.

Mitteilungen aus dem Freundeskreis

Ich fragte sie nach einem mir besonders lieben und werten Mitglied der Kirchenleitung, Günter Krusche, dem früheren Generalsuperintendenten von Ost-Berlin. Ob er weiter an seinen Memoiren schreibe? Er tut's. Doch schweren Herzens. Nun hat sich nach der Tochter auch noch der dreißigjährige Sohn das Leben genommen. Das Studium der Geologie hatte er noch abgeschlossen, doch auf dem Arbeitsmarkt waren seine Kenntnisse nicht gefragt. Sprung aus dem Fenster, als die Polizei den besorgten Eltern die Tür öffnete.

Ingrid Laudien kennt die Krusches gut. Sie wüsste nicht, was diese sich vorwerfen sollten, aber die Eltern denken immer darüber nach und mögen nur noch mit Menschen reden, die ein ähnliches Schicksal erlitten haben.

Der Sohn starb am Karfreitag. Der Vater hatte für Ostersonntag die Predigt übernommen. Er wollte nicht absagen, sprach aber in der Predigt sein persönliches Leid nicht an. Die noch nicht informierten Freunde spürten die Düsternis in der Auferstehungspredigt. Es war so oft vom Tod die Rede.

Ich hatte mich während der vierstündigen Bahnfahrt eine Zeit lang in ein leeres Abteil zurückgezogen, um für den Vortrag am 10. September noch die beiden Manuskripte zu lesen, die mir von Pfarrer Vogelsang gestern zugefaxt worden waren, eine Kritik des Christentums aus der Feder des Philosophen Schnädelbach und eine Zusammenfassung der Interpretation von Sündenbock und Kreuz durch den Ethnologen Girard.

Forget it

Erst gestern hatte ich den Vortrag getippt, den ich während der Radtour bei der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen halten sollte. Während ich noch schrieb, hatten Ruth und Christian, mein Sohn, auch mein Fahrrad in Schuss gebracht. Sie reinigten die Kette und die Zahnräder, fixierten lockere Schrauben und justierten die Gangschaltung. An den Tagen zuvor war ich im Otto Suhr Institut damit beschäftigt gewesen, das Manuskript der USA-Reise auszudrucken und zu kopieren. Meine langwierigen Versuche, es umzuformatieren und per E-mail an Mitreisende zu senden, gelangen nicht. Und gerade vergebliches Bemühen erschöpft. Und am meisten ärgert mich, dass ich bis zum 1. Oktober auch noch in die Bolzmannstraße 3 umziehen muss, nur ein knappes Jahr vor meiner Pensionierung. Mein neues Zimmer hat schätzungsweise 12 Quadratmeter - höchstens. Von meinen schönen Bildern, den Holzschnitten von Grieshaber und den Gruppenszenen aus dem letzten Seminar mit Flechtheim "Zukunftsentwürfe im Rückblick", kann ich nur noch ein einziges hängen. Ich muss die Besucher an einem runden Katzentisch aus Blech empfangen. Ich werde für das letzte Jahr meiner Lehrtätigkeit nur noch das Allernotwendigste mitnehmen können und die Hauptmasse bereits jetzt in mein Kladower Haus transportieren müssen, jedes Mal drei Umzugskartons im hinteren Teil des VW-Golf. Drei weiteren Kollegen geht es ähnlich. Wer nächstes Jahr ausläuft, wird bei dem allgemeinen Revirement im Rahmen der Verkleinerung des Instituts ausgelagert. Das

mag praktisch sein, aber es trifft dich doch, wenn dir auf diese Weise auch die Angestellten der Verwaltung demonstrieren: Lieber Freund, du bist kw-gestellt, du kannst wegfallen.

Ich fragte meinen neuen Zimmernachbarn Arnhelm Neusüß, wie er das Ende seiner Tätigkeit an der Universität gestalten wolle. Abschiedsvorlesung? Er lächelte. Sein Fach ist die Theorie der Politik. Vanitas vanitatum. Ihm schien alles egal zu sein. Er höre einfach auf - sang- und klanglos. Ich habe auch nicht viel vor, aber mir tut es doch weh, wenn ich an die Abschiede denke, welche die Gemeinden ihren kirchlichen Mitarbeitern und erst recht den Pfarrern bereiten. Wenn man sich an der Universität nicht selbst feiert, passiert gar nichts. Schon traurig. Alles kw.

Doch so ist es nun mal. Fast alles entschwindet. Was bleibt von deinem Leben? Nur deine nächsten Angehörigen werden sich noch eine Zeit lang erinnern. Und du kämpfst dagegen, indem du schreibst und schreibst. Gib's auf! Warum bist du nicht gelassener und hältst dich an die Zusage, dass es da einen gibt, der alles im Blick hat und nichts verloren geht? "Gott, der Herr hat sie gezählet, dass ihm auch nicht eines fehlet an der ganzen großen Zahl!" Dein liebstes Kinderlied. Also, dieses Mal kein ausführliches Radlertagebuch. Kein Schreibzwang! Auch davon darfst du dich erholen. Kann wegfallen!

Steinberghaff - Kappeln - Damp
Samstag, 8. September 2001

Härtetest und Vitamine vom Wegesrand

Das Sonnenlicht spiegelt auf der Förde. Wie hell es auf den Wellen blinkt! Solche Klarheit über dem dunklen Wasser. Über den Himmel jagen helle Wolken. Und dann schieben sich graue Vorhänge über uns. Doch es regnet nur kurz. Der Wind treibt die Wolkenmassen hinweg. Wir nehmen den Strandweg - über sandige Wege. Es knirscht, es bremst. Doch wir haben allesamt ausgezeichnete Räder, und das Material besteht den Härtetest. Immer wieder Camping-Plätze mit Unmassen von Wohnwagen. Wieviele Deutsche für Wochen und notfalls Monate nomadisieren könnten?

Ein wenig Verpflegung am Rande des Radwegs: Die fleischigen Früchte der niedrigen Heckenrosen mit den stachelpelzigen Ästen. Sie werden am Küstenrand angepflanzt. Die dunkelroten, schon weichen Früchte lassen sich nicht mehr entkernen. Sie werden mehlig in deiner Hand. Doch pflückst du sie rosarot, kannst du die Samen mit den Nägeln herauspulen und dir einen Vitaminschub verpassen - ergänzt um die süßen Früchte der Brombeeren. Und gelegentlich steht am Wegrand sogar ein Mirabellenbaum.

In Kappeln hält Gerhard Rosenau in der Kirche die Andacht über einen Adventstext von Jesaja. Advent wird auf dieser Tour unser Thema sein. Vor uns ein von Figuren nur so wuselnder Altar in weißem Knorpelbarock. Gott der Herr hat sie gezählet, seine wuselnde, seine knorpelige Christen- und Heidenheit!

Im Hafen von Kappeln trinken wir im alten Kontorhaus Kaffee mit Pflaumenkuchen. Ich halte mich an Kakao - wegen des Bluthochdrucks, den ich durch das Radeln zu senken trachte.

Vor der Küste Türme, an die Öltanker anlegen könnten. Doch wir sehen keine.

Bettenburgen

Unser Tagesziel ist Damp 2000, eine grandiose (Kapital)Anlage, eine Bettenburg für den Ferienmenschen, den homo touristicus. Schimpf nicht! Für eine Nacht geht's. Und es ist zweifellos komfortabel.

Ich habe sogar einen Schreibtisch vorgefunden. So bleibe ich auf dem Zimmer und übe meinen Vortrag ein, den ich übermorgen halten muss. Es geht nur noch um Details. Doch ich muss den Text laut sprechen, um zu spüren, ob ich mich so ausdrücken kann und darf. Während der letzten Wochen habe ich beim Autofahren die Predigten Martin Luther Kings gehört, erworben in Atlanta. Gemessen an seinem rhetorischen Talent und Mut bin ich ein Stammler, aber jede seiner Reden ist eine Herausforderung. Zumindest Spurenelemente seiner Redekunst müssten sich auch bei dir finden lassen!

Ich wollte also meinen Vortrag einüben. Doch ich war von dem Pedalretreten so lahm, dass ich nach dem Duschen zunächst eine Stunde mit geschlossenen Augen im Bett liege und mich erhole, bevor ich dann laut zu lesen und zu korrigieren beginne.

Erinnerungen an die Nachkriegszeit

Als wir heute ein gutes Stück parallel fahren konnten, hat mir Heinz Stenzel, der 12 Jahre älter ist als ich, erzählt, wie er als Matrose in englische Gefangenschaft geraten war und in der Hoffnung auf eine nahrhafte Aufgabe, sich selbst zum Lastwagenfahrer ernannt hatte - ohne zuvor an einem Steuerrad gesessen zu haben. Ein Kamerad hatte ihn zu dieser Meldung ermuntert und dann als Beifahrer mitgenommen, bis es dann auch mal ernst wurde. Und es ging. Der Spieß stellte ihm dann - weil der ursprüngliche Führerschein 'in den Wirren des Krieges' verloren gegangen sei - einen behelfsmäßigen aus. Und dabei ist es dann auch sein Leben lang geblieben. Das Lastwagenfahren erwies sich tatsächlich als nahrhaft. Vom KZ Neuengamme, wo nach dem Krieg Nazis inhaftiert worden waren, fuhr Heinz mit zwei Kumpels und zwei Engländern mit Gewehren und je einem Nazi, der in einem Dorf den Ortsgruppenleiter gemimt hatte, aber eben auch Bauer gewesen war, auf dessen Hof, um dort für das Lager Kartoffeln oder auch zwei Schweine zu holen. Die Familie, die hochofret war, den Vater wiederzusehen, versorgte auch die Wachsoldaten und die deutschen Fahrer und Begleiter großzügig. Von solchen Arrangements und Ausflügen hatte ich noch nie gehört. Mir gefiel die Geschichte. Wahrscheinlich war dies ein sinnvoller Umgang mit ehemaligen Feinden. Nach dem Ende von Kriegen bedarf es neuer Formen von "leben und leben lassen", auch wenn es dabei dann mit der Wahrheit und der Gerechtigkeit hapert. In meinem Notizbuch stand auch noch eine Landserweisheit: Wenn wir Wurst hätten, könnten wir jetzt Wurstbrot essen, wenn wir Brot hätten.

Unterwegs beobachteten wir in einem Naturschutzgebiet, an dessen Rand eine Windmühle am Horizont stand, Schwäne oder Gänse. So ganz genau konnten wir es aus der großen Entfernung - trotz des Fernglases, das ich mitgenommen hatte - nicht erkennen. Wir strengten uns an, doch mehr als "Sie sind weiß und haben lange Hälse" wusste keiner von uns zu vermelden.

Damp - Eckernförde - Strande.

Sonntag, 9. September 2001

"... bis ans Ende der Welt"

Unser Tag des Herrn beginnt mit einem Taufgottesdienst in der neben Damp 2000 neu gebauten "Inselkirche". Anscheinend gibt es neben den Ferienmenschen und den Patienten aus der Reha-Klinik auch eine Ortsgemeinde. Aus ihr kommen der Täufling Jörn und seine stämmigen Familienangehörigen, auf deren blonde Schöpfe und breite Rücken wir blicken. Vermutlich sind Landwirte. Die junge Pfarrerin hat den Ablauf mit Eltern und Paten gut vorbesprochen. Alle sollen sich wohl fühlen und sie tun es auch. "Ich bin bei euch bis ans Ende der Welt". Doch wer denkt schon Eschatologisches bei der Taufe eines Kindes? Auch wir waren gerne dabei.

Nun gut, die Predigt kam zu kurz. Da gab es kaum mehr als die guten Wünsche, welche die Feen an der Krippe von Dornröschen auch so ausgesprochen haben dürften. Die begleitenden Kinder streuten aus kleinen Körben Blumen auf den Altar. Viele, bunte Blütenköpfe. Die Tante machte

dabei ein paar Blitzlichtaufnahmen, was mich aber in diesem Falle nicht störte. Es war ohnehin alles so familiär. Die Taufe war nun mal das Ereignis des Vormittags. Und solch ein Foto gehört doch ins Familienalbum! Da stand sie: die Runde der massiven Gestalten, rote Backen, freundliche Gesichter. Da wünschst auch du dem kleinen Jörn, der die Taufe still über sich ergehen ließ, alles Gute und Jesus möge ihn auf seinen Wegen geleiten, bis ... ach, daran wollen wir jetzt nicht denken.

Weiter. Wir kommen an einem großen Gehöft vorbei, das man durch ein wappengeschmücktes Backsteintor betreten kann. Im Innenhof werden Brötchen verkauft - frisch gebacken, allerdings elektrisch. Doch ich decke mich ein mit Vollkorndreiecken, die man von Hand auseinanderbrechen und auch von Hand mit Camembert belegen kann. Dazu Brombeeren vom Wegesrand. Sowas schmeckt mir!

Eine Glocke als Taufbecken

Über die Mittagszeit in Eckernförde. Ich fotografiere am Marktplatz ein Jugendstilhaus, dessen unteres Drittel durch einen modernen Umbau zum Modehaus unbegreiflich verschandelt worden ist.

Nach dem Ende einer Abschiedsfeier für einen Dekan können wir auch die St. Nicolai-Kirche besichtigen. Etwas Besonderes: ein Taufbecken in Glockenform aus dem Jahre 1588. Die ungewöhnliche Form lässt sich damit erklären, dass sie von einer Flensburger Glockengießerei geschaffen wurde.

Auf dem letzten Stück zwischen Eckernförde und Strande beginnt es zu regnen. Ich kämpfe mich mit mittlerweile schmerzendem Po (trotz gepolsterter Radlerhose!) die Steigungen hinauf - die Kilometer zählend. Ich denke nur noch: Bald haben wir es geschafft.

Das Yachthafen-Hotel in Strande bietet eine gepflegte Unterkunft, aber es ist eben auch alles ziemlich teuer.

Heike Luther liest nach dem Abendessen noch plattdeutsche Gedichte vor. Sie stammt aus der Gegend. Doch ich ziehe mich zurück, weil ich meinen morgigen Vortrag weiter einüben und noch Kleinigkeiten korrigieren muss.

Strande - Benediktinerkloster Nütschau - Kalifornien.

Montag, 10. September 2001

Martin Luther King predigte im Autoradio

Pfarrer Vogelsang von der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen Hamburg (wohnhaft in Bad Segeberg) holt mich während des Frühstücks mit einem Kleinbus ab. So wird mein Fahrrad und Gepäck heute transportiert. Er bringt mich direkt zum Benediktiner-Kloster Nütschau. Hier trifft sich zu einem Studientag die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen, zu der auch die kleinen Friedenskirchen gehören. Gerade diese habe ich aus den USA in bester Erinnerung. Gekommen sind weniger die Fachtheologen als die Aktiven von der Basis. Das ist mir recht, denn für ein christologisches Fachgespräch bin ich nicht der richtige Mann. Etwa 40 Gesprächsteilnehmer - im Alter zwischen 40 und 80 Jahren, nein, es gab auch zwei jüngere Gesichter.

Das vorgegebene Thema "Die Kultur des Friedens und das Kreuz" habe ich etwas abgewandelt. Ich wollte im Blick auf die ökumenische Dekade zur Überwindung der Gewalt keine christologischen Aussagen machen und mich lieber auf die Erfahrungen der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung beziehen.

Das war erst mein zweiter ausgewachsener Vortrag in diesem Jahr. In den 70er und 80er Jahren habe ich pro Jahr zwischen dreißig und fünfzig Vorträgen gehalten, natürlich mit Wiederholungen,

das heißt ich habe ein halbes Dutzend Entwürfe variiert und aktualisiert. Doch ich denke, die wenigen Vorträge der letzten Jahre haben mehr Substanz, mit mir sind auch die Reden reifer und hoffentlich nachhaltiger geworden.

Ich hatte im Autoradio in der vergangenen Woche einige Predigten Martin Luther Kings gehört. Das gab mir beim Niederschreiben des Vortrags den Schub, auch mal etwas deutlicher und drastischer als gewöhnlich zu formulieren.

Mein Vortrag wurde freundlich aufgenommen. Es gab viel Zustimmung und Interesse am Zivilen Friedensdienst. Ein FDP-Politiker (im Ehrenamt vermute ich) wandte ein, dass Selbstverteidigung und auch körperlicher Einsatz bei der Hilfe für einen bedrohten Mitbürger im Alltag doch erlaubt sein müssten. Ich sagte nur, so ganz genau wisse keiner, wie er sich in einer Schrecksekunde verhalten würde. Erfahrungsgemäß sinnvolle gewaltfreie Verhaltensweisen ließen sich zwar trainieren, aber es bedürfte erheblicher und ausdauernder Anstrengungen, bis eine gewisse Verhaltenssicherheit einträte und man dann quasi spontan etwas Unerwartetes und doch der Situation Angemessenes unternehmen könne. Was uns beiden aber doch wohl gemeinsam sei, wäre der Umstand, dass wir es bewusst unterließen, uns durch Bewaffnung auf die Selbstverteidigung vorzubereiten. Er gab natürlich sofort zu, dass er keine Waffe besitze und dass er es auch nicht für sinnvoll halte, sich eine solche zuzulegen.

In der Mittagspause fand ich in einer Kiste mit ausrangierten Büchern der Bibliothek einen von E. Sommer herausgegebenen Sammelband: Die zornigen alten Männer der Kirche - mit Beiträgen einiger von mir sehr geschätzter protestantischer und katholischer Christenmenschen. Das wird meine Radlerlektüre nach durchstrampeltem Tage bilden. Irgend ein Buch muss ich immer dabei haben.

Vogelsang brachte mich mit dem Bus zur nächsten Station unserer Radtour: Kalifornien, ein Name, der den Touristen eingefallen war, wahrscheinlich im Gedanken an den feinen Sandstrand und in der Hoffnung auf Sonnenschein. Den gab es heute nur mitunter, aber wenigstens keinen anhaltenden Regen. Ich war am Abend kurz vor unseren Radlern im modernisierten Haus der Naturfreunde-Jugend eingetroffen.

Ruth berichtete mir nur kurz von der heutigen Fahrt nach Kiel und dem Besuch des Marinemuseums in Laboe. Das habe ich halt versäumt, aber der Ruhetag hat mir auch gut getan. Ich habe mich in meinem Metier wohl gefühlt und meine, so zwischendurch etwas Sinnvolles getan zu haben.

Theodor Ebert

*"weil du die Zeit nicht erkannt hast,
in der du gnädig heimgesucht worden bist."
Luk. 19,44*

Das Vermächtnis Martin Luther Kings für die ökumenische Dekade zur Überwindung der Gewalt

Vortrag auf dem Studientag der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen Hamburg am 10. September 2001 im Benediktinerkloster Nütschau

Jüngste Eindrücke aus den USA

Mitte August bin ich von einer dreiwöchigen Studienreise durch die USA zurückgekehrt. 16 Mitglieder des deutschen Zweiges der International Fellowship of Reconciliation und befreundeter pazifistischer Organisationen waren auf den Spuren Martin Luther Kings von Atlanta, über Montgomery, Birmingham und Memphis nach Washington und Philadelphia, nach New York und Boston gereist. Unsere Gruppe verband langjähriges Engagement in der Friedensbewegung in der Bundesrepublik und in der DDR, Hochachtung für Martin Luther King als eloquenten Vertreter der gewaltfreien Aktion und der Wunsch, etwas über die Nachwirkung der großen Kampagnen der Bürgerrechtsbewegung zu erfahren.

Ich will die Eindrücke dieser Reise heranziehen, um die mir gestellte Aufgabe zu bearbeiten. Ich soll untersuchen, welche Bedeutung das Kreuz für das politische Engagement der Christen hat. Da ich von Beruf Politologe und nicht Theologe bin, werde ich keine christologischen Aussagen machen und in der Regel diejenigen Worte und Begriffe gebrauchen, die wir im Alltag und in der Politik in den Mund nehmen und nur gelegentlich die Bibel zitieren, wenn uns solches 'Verfremden' des Gewohnten vielleicht weiterhilft. Ich habe in über zwanzig Jahren kirchlicher Gremienarbeit und synodaler Tätigkeit und auch durch Lektüre so manche Diskurse unter Theologen verfolgen können. Meist waren sie geistreich, doch ich hatte gelegentlich auch den Eindruck, dass sie zum Selbstzweck werden können. Man merkt manchmal erst so richtig, was gemeint ist, wenn die Fachtheologen es wagen, sich auf die Agora zu stellen und direkt zu den Athenern zu sprechen. Der Test der Theologie ist dann die Mikrofonprobe. Ich habe aus den USA und aus seinen Bürgerrechtsmuseen drei Sammlungen von Tonbandaufnahmen Martin Luther Kings mitgebracht. Es sind zum einen Predigten und zum anderen politische Reden. Die Unterscheidung ist etwas willkürlich, denn King hat bisweilen in Kirchen hochpolitische Reden gehalten und an säkularen Orten als Prophet der Kirche gesprochen. Predigten und politischen Reden unterscheiden sich kaum durch ihren Inhalt und ihre Sprache. Sie unterscheiden sich durch den Umstand, dass sich King bei den Predigten auf Bibeltexte bezieht und bei den politischen Reden auf die Verfassung der Vereinigten Staaten - und manchmal eben auch auf beides. An letzteres, also die Mischung der beiden Elemente, werde ich mich im Folgenden halten.

Wer den Spuren Martin Luther Kings folgt, stößt ständig auf Stätten, an denen Mitglieder der Bürgerrechtsbewegung ermordet wurden. Ich will die Namen der Toten hier nicht alle aufzählen, obwohl dies noch möglich wäre, denn die Zahl ist mit etwa dreißig Namen überschaubar - und dies unterscheidet sie von den Opfern von Bürgerkriegen oder auch nur von gewalttätigen Gettoaufständen wie dem von Watts bei Los Angeles im Jahre 1965, wo innerhalb weniger Tage mehr Menschen erschossen wurden als in der ganzen Bürgerrechtsbewegung.

Es gibt in Montgomery vor dem Southern Poverty Law Center - unweit der Dexter Avenue Baptist Church, also Martin Luther Kings Gemeinde zur Zeit des Busboykotts - einen Brunnen aus schwarzem Granit, in den all die Namen der bis 1968 Ermordeten eingemeißelt sind. Die

Genannten sind keine Opfer; sie wollten auch nicht zu Märtyrern werden. Das sind Menschen, die gestorben sind, weil sie es nicht länger ertragen wollten, wegen ihrer Hautfarbe gedemütigt zu werden, oder weil sie es als Weiße nicht mit ansehen wollten, dass ihre Mitmenschen und Mitchristen wegen ihrer Hautfarbe diskriminiert werden. Sie haben sich nicht geopfert; sie wurden ermordet. Sie wollten leben. Sie haben sich für ein besseres Amerika engagiert und sie hofften dies selbst zu erleben. Und jedes dieser Menschenleben bedeutete einen großen, unersetzlichen Verlust.

Zum Selbstverständnis der Ermordeten

Nicht alle Ermordeten waren in der Theorie der gewaltfreien Aktion soweit bewandert, dass sie eine strategische Begründung dafür gehabt hätten, dass ihr Tod nicht umsonst war. Vielleicht haben auch nicht alle gewusst, in welche Gefahr sie sich begeben, wenn sie Orte aufsuchen, an denen die Bürgerrechtsbewegung aktiv ist und die darum auch Attentäter anzogen wie das Licht die Motten. In Birmingham wurden vier Sonntagsschülerinnen in der Kirche ermordet, von denen die Proteste ausgegangen waren. Die Kinder kannten das Risiko eines Gottesdienstbesuches wahrscheinlich nicht in der gleichen Weise wie die Mutter von Martin Luther King, die an Orgel der Ebenezer Kirche in Atlanta ermordet wurde. Doch selbst die Kinder waren keine ahnungslosen Opfer sondern Teil einer gewaltfreien Bewegung, die bewusst gewaltsame Mittel aus ihrem Instrumentarium ausgeschieden hatte und die sich von dieser Grundsatzentscheidung auch durch keinen Mordfall abbringen ließ.

Wenn man vor diesen Gedenkstätten steht, dann geht es nicht allein um das Gedenken an die Person der Ermordeten, sondern es geht auch immer um die Frage: Aus welchem Grunde haben weder sie, noch ihre Angehörigen sich von ihrer gewaltfreien Strategie abbringen lassen?

Im einzelnen ist dies bei den meisten Ermordeten noch nicht erforscht. Da steht dann immer wieder die Person Martin Luther Kings für die anderen; da spricht dann der Prophet für die Gemeinde. Ich denke, dass man richtig ansetzt, wenn man von Jesu Wort "Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun" ausgeht. Das ist jetzt nicht im juristischen Sinne die Frage nach der Zurechnungsfähigkeit. Die Mörder waren in der Regel schuldigfähig.

Doch Martin Luther King und andere Sprecher der Bürgerrechtsbewegung haben immer wieder darauf hingewiesen, dass diesen Mördern gerade das Bewusstsein für das fehlt, was sie tun. Durch das selbstbewusste Auftreten der Schwarzen, die als Sklaven nach Amerika verschleppt worden waren, wurden die Weißen in ihrem Selbstbild so verunsichert, dass einige ihre Unsicherheit und ihren Mangel an Ichstärke in gewalttätigen Aggressionen abreagierten.

Die Wut auf die Verunsicherten steigert sich bis zur Weißglut, wenn diese Kritiker auch noch auf die Diskrepanz zwischen den öffentlichen Bekundungen und den Taten der Regierenden hinweisen. Und je höher gestellt diese als Heuchler Entlarvten sind, desto heimtückischer ihre Reaktionen.

Die Motive der Mörder

Martin Luther King wurde nicht von einem ordinären Südstaatler auf der Straße erschlagen. 1968 hatte möglicherweise der eine oder andere arme Weiße bereits begriffen, dass der sogenannte Nigger auch seine Interessen wahrnahm und dass es beim Widerstand gegen den Vietnam-Krieg und bei der Poor People's Campaign auch um seine Sache ging. Das Attentat auf Martin Luther King am 4. April 1968 hatte die weißglühende Wut des amerikanischen Präsidenten Lyndon B. Johnson über Kings Kritik am Vietnamkrieg und an der Armut in Amerika und in der Welt zum Hintergrund. Das FBI hat systematisch im Auftrag des Präsidenten an der psychischen und wahrscheinlich auch an der physischen Vernichtung Martin Luther Kings gearbeitet. Ich sage nicht, dass Johnson direkt den Auftrag zu Ermordung Kings gegeben hat, aber im moralischen Sinne kann man durchaus zu Johnson wie zu Nathan zu David sagen: Du bist der Mann!

Ich kann dies hier im einzelnen nicht ausführen. Im Bastei-Lübbe Verlag ist eine detaillierte, seriöse Untersuchung der Ermordung Kings erschienen. William F. Pepper: In der Schusslinie. Die wahren Hintergründe der Ermordung von Martin Luther King, Mai 1998.

Ich spreche hier über die moralische Verantwortung für die Ermordung Martin Luther Kings und ich siedle sie ganz oben an und dies scheint mir auch passend zu sein im Blick auf die Verantwortung für den politischen Mord an Jesu. Das war ein übler Deal zwischen der Oberschicht in Jerusalem und der Besatzungsmacht. Mit den Juden als Volk und ihrer Religion hatte dies so viel und so wenig zu tun wie die Ermordung von King mit dem amerikanischen Volk und der amerikanischen Verfassung. Wer die Wut von Lyndon B. Johnson auf King kennen lernen will, greife zur besten King-Biographie, die es es gibt und die als Taschenbuch im Heyne-Verlag erschienen ist: Stephen B. Oates: Martin Luther King. Kämpfer für Gewaltlosigkeit, München 1986.

King als Ikone

In den USA hat man nun eine anderweitig bereits erprobte Lösung für den Umgang mit dem schärfsten Kritiker amerikanischer Regierungspolitik gefunden. Man hat aus King ein Idol gemacht. Sein Geburtstag, der 15. Januar, wurde zum Nationalfeiertag. Das ist fast so absurd wie die Verwendung des Kreuzes auf den Schilden römischer Legionäre. Man kann zwar in den Museen der Bürgerrechtsbewegung die Schriften Kings kaufen und es gibt seine politischen Reden und Predigten auf Tonband - und diese zu hören, ist schon sehr eindrucksvoll - , aber es besteht die Gefahr, dass der aggressive, kritische Baptistenprediger Martin Luther King von dem amerikanischen Idol, dem auf einem Sockel stehenden Doktor King verdrängt wird.

Wir kennen diesen Vorgang aus der Geschichte des Christentums zur Genüge. Aus dem Bergprediger wurde ein Kyrios. Es ist die Frage, ob man die Idole von Zeit zu Zeit mit der Realität konfrontieren kann, indem man die Idole verfremdet. Man stelle sich vor, amerikanische Bischöfe würden statt eines goldener Kreuzes eine Giftspritze um den Hals tragen, um damit gegen die Todesstrafe zu protestieren, oder amerikanische Gemeinden würden am Altar statt eines Kruzifixes einen elektrischen Stuhl oder die Nachbildung eines Trident-U-Bootes aufstellen.

Die Kreuze in den bayrischen Schulen halte ich zwar für eine Heuchelei, aber wenn sie dort schon hängen, dann sollten darunter auch täglich von den Schülern - in Eigenverantwortung - passende Zeitungsausschnitte geheftet werden, Berichte über die Ermordung von Menschen, die ihren Überzeugungen gemäß in Frieden leben wollten. Und wenn ein deutscher Bischof schon meint, er müsse die Konsequenzen seines Glaubens um den Hals tragen, dann soll er sich eben statt mit einem Kreuzes mit der Ablehnung eines Asylgesuches dekorieren.

Das mag mag dem einen oder anderen im Einzelfall unpassend erscheinen, aber auch diese werden mir wahrscheinlich darin rechtgeben, dass wir beim Anblick eines Kreuzes und selbst beim Anblick des gekreuzigten Jesus - und er begegnet uns in der Regel heute als Kunstwerk - gar nicht mehr an eine reale, sich stundenlang hinziehende Hinrichtung denken. Eigentlich denken wir uns fast nichts mehr dabei. Wenn man sich in die Situation des Gekreuzigten hineindenkt, dann wird man dabei fast wahnsinnig oder man fängt hemmungslos an zu heulen. Und wenn einem das in einem Karfreitagsgottesdienst - gewissermaßen unvorbereitet - passiert, ist es einem richtiggehend peinlich. Mir ist das jedenfalls so gegangen und ich war erleichtert, dass neben mir ein ziemlich frommes Gemeindemitglied saß, das mir wie selbstverständlich ein Taschentuch zusteckte.

Die Bedeutung des Kreuzes

Ich rechne mich ja nicht zu den Frommen und an meinem Arbeitsplatz habe ich es nur in Ausnahmefällen noch mit Christen zu tun. Ich muss christliche Worte und Symbole in aktuelles Deutsch übersetzen. Das Kreuz ist gewissermaßen der symbolische Ausdruck für das Risiko, das

man eingeht, wenn man versucht, mit der Bergpredigt Politik zu machen - oder man könnte auch sagen, wenn man versucht, mit gewaltfreien Mitteln Politik zu machen.

Es geht darum, dass man sich um eine wahrheitsgemäße Analyse der gesellschaftlichen Lage bemüht und konstruktive Vorschläge macht. Natürlich hofft man, dass diese Analysen und diese Vorschläge gut ankommen, und dies ist auch manchmal der Fall, sogar dann, wenn Analysen und Vorschläge unbequem sind. Dann spricht man von einer lernfähigen Gesellschaft. Das ist das, was wir uns wünschen. Und wir haben alle die Absicht, unsere Kinder so zu erziehen, dass sie ihrerseits lernfähig werden. Und das Ganze in ein System gebracht nennen wir Demokratie.

Aber das funktioniert eben nicht immer. In der Gesellschaft als Ganzer, aber auch in gesellschaftlichen Subsystemen bis hinab in die Familie gibt es eben immer wieder Lernblockaden, die du mit klugen Argumenten und patenten Vorschlägen nicht überwinden kannst. Da beißt du scheinbar auf Granit und die Analysierten und Ermahnten greifen zu Sanktionen, um sich die Kritiker vom Hals zu schaffen. Und erforderlichenfalls eben mit Gewalt.

In meinem Bücherregal steht ein Broschüre des American Friends Service Committee, wir nennen sie gemeinhin Quäker und sie tragen das längst mir Humor. Diese Broschüre hat den Titel "Speak Truth to Power", also: Sag den Mächtigen die Wahrheit! Damit fängt's an. Und da denkst du dir: Das ist doch kein Problem. Aber das ist verkehrt. Den Mächtigen die Wahrheit zu sagen, ist gar nicht so einfach. Denn du kannst da nicht verfahren nach dem schwäbischen Rezept: Ma sagt ja nix, ma red ja bloß. Da muss man erst mal recherchieren, was die Wahrheit ist, und dann muss man sie auf den Punkt bringen. Und das macht zum einen Mühe und zum anderen muss man damit rechnen, dass die Angesprochenen pikiert reagieren, also ein süßsaureres Gesicht machen und dir bedeuten: Wenn du mir nochmal so kommst, dann werde ich dich demnächst, wenn du einen Wunsch hast, wahrscheinlich nicht mehr unterstützen. Das heißt, unsereiner zögert, die Wahrheit zu sagen, weil er es mit den Mächtigen nicht verderben will. Man will dazugehören und man rechtfertigt seine Feigheit, indem man sich sagt: Wenn ich jetzt schweige, dann kann ich demnächst für eine gute Sache mehr erreichen. So funktioniert die Fraktionsdisziplin in Parteien, so funktionieren wahrscheinlich Aufsichtsräte und so funktionieren mitunter sogar Kirchenleitungen.

Von der Harthörigkeit der Mächtigen

Doch nehmen wir mal an - und dies ist eine kühne Annahme: Man hat den Mächtigen, also denjenigen, die über Sanktionen verfügen, die Wahrheit gesagt und man hat sich von den noch nicht-gewaltsamen, den eher sozialen Sanktionen nicht aufhalten lassen und man hat dann feststellen müssen, dass die Mächtigen nicht hören wollen, dann gibt es die weitergehende Möglichkeit, dass man den Mächtigen die Zusammenarbeit verweigert oder gar - und das ist die radikalste Konsequenz - dass man ihre Anordnungen und ihre ungerechten Gesetze ignoriert und übertritt. Darauf reagieren sie dann in aller Regel ziemlich sauer und greifen zu harten Sanktionen.

Darum findet der Zivile Ungehorsam in der Literatur zur gewaltfreien Aktion auch große Aufmerksamkeit. Für seine Überzeugungen ins Gefängnis zu gehen, kann die erste Station eines Kreuzweges sein - und Gandhi und King waren des öfteren im Gefängnis - und ihre Briefe aus dem Gefängnis gehören zu den eindrucksvollsten Zeugnissen der politischen Literatur. Aber ich will Ihre Aufmerksamkeit noch einmal zurücklenken auf das Aussprechen der Wahrheit, auf den Widerspruch, der noch vor dem Widerstand kommt. Es gibt Situationen, in denen das Aussprechen der Wahrheit und die zu befürchtenden sozialen Sanktionen Menschen härter treffen können als eine Gefängnisstrafe. Eine Gefängnisstrafe kann nur der Staat aussprechen. Doch wenn Sie in einem Betrieb oder in familiären Konfliktsituationen unangenehme Wahrheiten aussprechen, kann dies intern zu Sanktionen führen, die schmerzlicher sind als eine Gefängnisstrafe. Man denke an die Polizisten, die es wagen, extrem gewalttätige Kollegen zu kritisieren oder gar anzuzeigen.

Solche Sanktionen können jeden von uns treffen. Manchmal vollkommen überraschend. Weil ich der geschönten Familiengeschichte meiner Mutter - nach viel zu langem Zögern - schließlich widersprochen, peinliche Fragen gestellt und sie zu einer Verhaltensänderung zu bewegen versucht hatte, hat sie ohne Aussprache gegen mich soziale Sanktionen verhängt, die mich sehr schmerzten und die meinen Blutdruck in eine Höhe trieben, die eine ärztliche Behandlung erforderlich machten. Und wer mit Seelsorge mehr zu tun hat als ich, wird wissen, dass solche schmerzhaften Reaktionen auf das Aussprechen von Wahrheiten oder das bloße Nachfragen Legion sind und sie die große Masse der Sanktionen und der Verletzungen ausmachen. Die blutige Gewalt als Sanktion fällt besonders auf. Vielen Menschen fehlt die Fähigkeit, zu ihren seelischen Verletzungen bewegende Worte zu finden. Doch ich denke, dass die Erfahrung, um der Wahrheit willen auch anerkannten Autoritäten - seien dies nun Schriftgelehrte oder Väter und Mütter - zu widersprechen, am Anfang des Kreuzweges steht, der dann viele Stationen umfassen kann, wobei man immer hoffen darf, dass es nicht zum Äußersten kommt.

Risiken des Widerspruchs und des Widerstands

Die Frage ist natürlich: Warum soll ich mich überhaupt auf das Risiko des Widerspruchs und des Widerstandes einlassen? Gehört man von Geburt zu den Privilegierten, dann kann man mit den Wölfen heulen. Oder man gehört zu den Unterprivilegierten, dann ist es in der Regel immer noch bequemer, sich anzupassen und sein Schäfchen ins Trockene zu bringen. Martin Luther King hat es gelegentlich ausgesprochen: Die meisten schwarzen Pfarrer in den Südstaaten haben sich nicht in der Southern Christian Leadership Conference engagiert, sondern die Bürgerrechtspolitik aus dem Gemeindeleben herauszuhalten gesucht. Und es war schließlich bekannt, mit welchen Sanktionen die Rassisten gegen engagierte Gemeinden vorzugehen pflegen. Mit Attentaten war zu rechnen. Mehrere Kirchen sind von Bomben zerstört worden.

Gelegentlich wird Stillehalten und politische Abstinenz auch theologisch begründet. "Wie Gott will, ich halt still." So zu argumentieren, wäre zu banal. Dies zu erörtern, schenke ich mir. Persönliche Bescheidenheit in Ehren, aber das Stillehalten kommt eben nicht in Frage, wenn die Leidtragenden andere Menschen sind. Dann ist Intervention geboten.

Man kann politische Abstinenz auch eschatologisch begründen und die Endzeit beschwören. Wenn jemand dies glaubt, ist er argumentativ schwer zu erreichen. Ich denke nur, dass wir das nicht wissen können und wahrscheinlich auch nicht wissen sollen, und dass wir darum eine Verpflichtung haben, für die Erhaltung des Lebens in menschenwürdiger Form einzutreten. Das will ich jetzt nicht begründen. Da könnte man zu Hans Jonas "Ethik der Verantwortung" greifen. Die Frage ist für den Einzelnen dann immer: Hat dieser Einsatz auch Aussicht auf Erfolg? Martin Luther King hat dies auf die Formel gebracht: Das Universum hat eine innere Anlage zur Entfaltung der Gerechtigkeit und darum stößt alles, was wir mit gewaltfreien Mitteln in dieser Richtung unternehmen, auch auf Resonanz und wird sich kurz- oder langfristig auch auswirken, jedenfalls nicht vergeblich sein.

Das ansprechbare Programm des Universums

Ich denke, dass man eine solche Aussage nicht beweisen kann, dass sie aber den Urgrund der Religion darstellt. Wenn man sagt, Gott sei die Liebe, dann ist damit wohl gemeint, dass die Menschen darauf angelegt sind, auf Liebe zu reagieren und dass es im Universum wie im Computer ein Programm für Gerechtigkeit gibt, das entsprechende Inputs zu speichern und zu verarbeiten vermag.

Mir ist es unheimlich, wenn Menschen zu wissen behaupten, was Gott will. Deus vult. Gott mit uns usw. Wenn solche Ansprüche mit der Bereitschaft, Gewalt anzuwenden, gepaart sind, dann wird es ganz furchtbar, egal ob im Mittelalter Kreuzzüge veranstaltet wurden, oder ob heutzutage, Selbstmordattentäter annehmen, ihre Tat bringe sie im Sofortverfahren ins Paradies. Die Vorstellung, dass Gott die Liebe ist, lässt sich jedenfalls mit dem Töten um der Gerechtigkeit willen

nicht vereinbaren. Damit würde man Gott unterstellen, dass seine Schöpfung eine Fehlkonstruktion ist, ja dass er gar nicht existiert. Im sinnlosen Chaos kann man nicht annehmen, dass eine gewaltfreie Tat, die zum Tod des Täters führt, ihren Sinn darin hat, dass sie den Lauf des Universum mit ihrer Energie bzw. ihren Daten nachhaltig beeinflusst. Genau dies nimmt aber ein Martin Luther King an.

Vorläufig noch mit Gewalt?

Nun gibt es in unseren Kirchen Menschen, die dies alles nicht grundsätzlich bezweifeln, aber nun argumentieren: 'Das mag ja alles so sein, und grundsätzlich vertraue ich auch darauf, aber es gibt eben schwierige Situationen, in denen man vorübergehend noch etwas Gewalt androhen oder einsetzen muss, um etwas ganz Schreckliches - also zum Beispiel Völkermord - zu verhindern.' Und sie fügen dann beschwichtigend hinzu: 'Das gilt alles nur vorläufig, aber noch geht es nicht anders.' Das ist das berühm-berüchtigte Noch der Heidelberger Thesen.

Ich habe das Noch von Anfang an für eine Ausrede gehalten, aber an der Formulierung der Heidelberger Thesen waren immerhin Leute wie Gollwitzer und C. F. v. Weizsäcker beteiligt, die sich auf dem Noch nicht ausgeruht, sondern sich bemüht haben, in dem, was sie vielleicht als Gnadenfrist begriffen haben, wirkliche Fortschritte auf dem Weg zur Eliminierung der Gewalt zu erzielen.

Doch die Situation ist heute anders als zum Zeitpunkt der Abfassung der Heidelberger Thesen. Mit dem Ende der Konfrontation von NATO und Warschauer Pakt bestand eine Riesenchance, die Drohung mit Waffengewalt aus dem Instrumentarium der Politik zu eliminieren und stattdessen die gewaltfreien Mittel zu entwickeln. Die Erfolge gewaltloser Aufstände in vielen Ländern des Warschauer Paktes und die Abwehr des gegen Gorbatschow gerichteten Staatsstreiches waren große Zeichen für die politische Kraft der gewaltfreien Aktion.

Es war in den 90er Jahren ziemlich deutlich, dass es sich bei der gewaltfreien Aktion um ein entwicklungsfähiges Instrumentarium handelt und dass man hier investieren sollte - statt die NATO so umzurüsten, dass sie in Zukunft an vielen Orten mit militärischen Mitteln intervenieren kann.

Die Waffenrüstung Gottes

Ich will hier nicht den Propheten spielen, aber ich will doch meinen persönlichen Eindruck von dieser weltpolitischen Konstellation aussprechen. Am Ende des 20. Jahrhunderts ist der Menschheit von Gott gezeigt worden, was mit gewaltfreien Mitteln möglich ist. Gott hat den Menschen seine Waffen gezeigt - im Sinne des Epheser-Briefes: "Deshalb ergreift die Waffenrüstung Gottes, damit ihr an dem bösen Tag widerstehen und alles überwinden und das Feld behalten könnt. So steht nun fest, umgürtet mit Wahrheit und gerüstet mit dem Panzer der Gerechtigkeit, und tragt als Schuhe die Bereitschaft, das Evangelium des Friedens zu verkünden. Vor allem aber ergeift den Schild des Glaubens, mit dem ihr alle feurigen Pfeile des Bösen auslöschen könnt, und nehmt den Helm des Heils und das Schwert des Geistes, das ist das Wort Gottes." (Eph. 6, 13-17)

Was hier steht, klingt nach Erfolgsgarantie: "alle feurigen Pfeile auslöschen". So optimistisch bin ich nicht. Die Pfeile können verletzen und uns liebe Menschen entreißen. Und manchmal trägt man daran auch eine Mitschuld. Man kann auch mit gewaltfreien Mitteln Niederlagen erleiden, nicht zuletzt aufgrund strategischer und taktischer Fehler. Doch soweit meine ich dem Epheserbrief folgen zu können: Die Kampfkraft der gewaltfreien Aktion und auch die Wandlungsfähigkeit von Menschen und Regimen ist uns allen in großartigen Beispielen demonstriert worden. Auf die Propheten und Praktiker Gandhi und King folgten an anderen Stelle der Erde neue gewaltfreie Massenbewegungen - ohne dass es außerordentlicher Persönlichkeiten bedurft hätte. Die Tauglichkeit der gewaltfreien Aktion für die Durchschnittsmenschen, gewissermaßen die Gemeindetauglichkeit, wurde demonstriert. In dieser Gemeindetauglichkeit sah ich gewissermaßen

die Auferstehung, die Präsenz des Bergpredigers. Da musste nicht ein Messias erscheinen, sondern wir mussten nur die Augen aufmachen und erkennen, was die Stunde geschlagen hat.

Doch was würde Jesus sagen, wenn er heute in die USA oder nach Europa käme? Wir können das lesen bei Lukas 19, Verse 41-44. "Und als er näher kam, sah er die Stadt und weinte über sie und sagte: Wenn doch auch du an diesem Tag erkennen würdest, was zum Frieden dient." Sie wissen, wie der Text weitergeht und es widerstrebt mir, ihn zu zitieren. Ich belasse es bei dem letzten Halbsatz "weil du die Zeit nicht erkannt hast, in der du gnädig heimgesucht worden bist." Ich denke wir Deutschen, die Balten, die Polen, die Ungarn, die Tschechen und Slowaken und auch andere Völker gnädig heimgesucht worden sind. Vor allen anderen hätten wir Deutschen allen Grund gehabt, die Zeit zu erkennen und unser Bestes zu tun, die Waffenrüstung Gottes zu entwickeln. Wir haben schmachvoll versagt, und ich weiß nicht, wie lange die Gnadenfrist jetzt noch währt.

Die Ökumene hat sich mit ihrer Dekade gegen die Gewalt zehn Jahre gegeben. Ich hoffe auch, dass wir hier eine zweite Chance haben. Doch wir müssen sie auch nutzen.

Der Geist der Feigheit

Ich möchte mich im letzten Drittel meines Referates dieser zweiten Chance zuwenden - in der Interpretation eines Bibelwortes, das Ihnen vertraut ist - in einer ganz bestimmten Übersetzung. Ich verwende die Übersetzung, die mich kürzlich in einer Predigtsammlung Sören Kierkegaards überrascht hat.

Gott gab uns nicht den Geist der Feigheit, sondern den Geist der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit. (2. Tim. 1,7) Üblicherweise wird in den Übersetzungen des zweiten Briefes von Paulus an Timotheus nicht vom "Geist der Feigheit", sondern vom "Geist der Furcht" gesprochen. Sich zu fürchten, wäre nicht ehrenrührig, und für denjenigen, der das peinliche Thema anspricht, bedeutete die Rede von der Furcht noch keine Selbstverpflichtung zur Tapferkeit. Doch es geht Paulus nicht um kluge Furcht, sondern um feiges Ausweichen vor dem, das als richtiger Weg einsehbar ist.

So gibt es auch heute noch Bibelworte, die einen anspringen und die ganze Staffage, die wir um uns uns aufgebaut haben, einreißen. Und ein solches Wort ist hier das Wort von der Feigheit. Es stach mir ins Auge, als ich in der Bücherkiste eines Antiquars vor der Mensa der Freien Universität Berlin stöberte und auf eine Sammlung von Predigten Sören Kierkegaards stieß, darunter die eine "Gegen die Feigheit".³

Wenn man dieses Wort des Paulus und seine Auslegung durch Kierkegaard nun bezieht auf die Ökumenische Dekade gegen die Gewalt, dann richtet sich dieses Wort zunächst an jeden einzelnen von uns, also an den furchtsamen Timotheus in uns. Doch das Wort richtet sich auch an unsere Kirchen in Deutschland und an die Ökumene, an unsere sogenannte Gemeinschaft der Heiligen.

Ob diese Dekade sich als eine heuchlerische Inszenierung oder als ein ernsthaftes Experiment unter existenziellem Einsatz erweisen wird, ist noch offen. Wir haben noch 9 Jahre Zeit, um zu beweisen, dass wir es ernst meinen und nicht feige kneifen. Es ist zu befürchten, dass es bei den wohlintenzierten Gesten bleiben wird. Den TV-Gottesdienst in der Berliner Kaiser Wilhelm Gedächtniskirche zur Eröffnung der Dekade empfand ich als eine solche farbenprächtige, wohlintonierte Multi-Kulti-Inszenierung mit klerikalem Pomp.

³ S. Kierkegaard: Über die Geduld und die Erwartung des Ewigen. Religiöse Reden. Deutsch von Theodor Haecker, Leipzig 1938, S. 91-126

z.B. Ziviler Friedensdienst

Das Problem sehe ich darin, dass wir wissen, was getan werden müsste, aber die öffentlichen Risiken und die finanziellen Konsequenzen scheuen. Ich möchte dies am Beispiel der Evangelischen Kirche in Berlin-Brandenburg zeigen, deren Kirchenleitung ich bis Ende 1996 zwölf Jahre lang angehörte.

Als wiedervereinigte Kirche, in der Erfahrungen ostdeutscher bürgerrechtlicher Resistenz und westdeutscher Friedensbewegung und Friedensforschung amalgamierten, machten wir uns Gedanken zur Überwindung der Androhung bewaffneter Sanktionen in der Politik. Wir wussten um das machtpolitische Potenzial der Methoden der gewaltfreien Konfliktbearbeitung in der Innen- und Außenpolitik, wie es uns in den Experimenten Gandhis, Martin Luther Kings und vor unserer eigenen Tür, ja in unseren Kirchen demonstriert worden war. Wir hatten in Synoden, in Ausschüssen und in Akademien über die gewaltfreie Formen der Sicherheitspolitik beraten. Anfang der 90er Jahre war zum Beispiel in den baltischen Staaten zu beobachten gewesen, wie junge, wiedererstandene Republiken sich gegen Staatsstriche und eine übermächtig scheinende Besatzungsmacht betend zu behaupten vermochten. Ich war im Sommer 1992 mit einer Delegation des Bundes für Soziale Verteidigung, der Dachorganisation pazifistischer Friedensverbände, durch Litauen und Lettland gereist. Ich habe mit den Menschen gesprochen, die in Vilnius und Riga ihre Parlamente mit einer Mauer von Unbewaffneten, von Betenden verteidigt hatten. Hier hatte er gewaltet, der Geist der Kraft, der Liebe und der Besonnenheit.

Wir wussten also Bescheid, und als die Evangelische Kirche in Berlin-Brandenburg ihre Denkschrift zum Zivilen Friedensdienst vorlegte, war allen Beteiligten ziemlich deutlich, was getan werden müsste, damit diese Alternative zum bewaffneten Einsatz zu Stand und Wesen kommt. Die EKIBB hat auch noch ein entsprechendes Gutachten zu den Formen der Ausbildung und des Einsatzes bei dem deutsch-amerikanischen Pädagogen Uwe Painke eingeholt.

Praktisch ist dann aber kaum mehr geschehen als das Weiterreichen dieser Vorschläge, Überlegungen und ersten Trainingserfahrungen an die Bonner, später an die Berliner Politik. Dies erfolgte in der Hoffnung, dass man dort die kirchlichen Anregungen aufgreifen und gesetzgeberisch und richtungweisend umsetzen würde. Dies ist aber nur in unzulänglicher Weise geschehen, und wir haben auch nicht viel Druck gemacht. Die EKIBB hatte zum Beispiel vorgeschlagen, dass zunächst allen Wehrpflichtigen die Option eröffnet würde, sich an Stelle der militärischen Ausbildung für eine gleichberechtigte und in vergleichbarer Weise qualifizierende Ausbildung in gewaltfreier Konfliktbearbeitung zu entscheiden.

dass die Politiker diese kirchlichen Vorschläge rasch aufgreifen und umsetzen würden, durfte man nicht erwarten. Es war schon ermutigend, dass einige überhaupt zuhörten und in begrenztem Umfang auch Unterstützung signalisierten. Das Problem war, dass sie das militärische Instrumentarium und auch den Einsatz der Polizei als letzte Stütze der Inneren Sicherheit nicht in Frage stellen wollten. Der Zivile Friedensdienst wurde von einer 'Alternative' in eine 'Ergänzung' uminterpretiert und somit zur neuen Legitimierung des fragwürdigen militärischen Instrumentariums herangezogen. Das schloss im übrigen nicht aus, dass der Zivile Friedensdienst in seiner bescheidenen Dimensionierung gute Arbeit leistete.

Ergänzung oder Alternative?

Vielleicht hätte man angesichts eines kooperativen oder auch konkurrierenden Nebeneinanders von Bundeswehr und Zivilem Friedensdienst nicht unbedingt den Streit um die Worte 'Ergänzung' oder 'Alternative' führen müssen. Fatal war meines Erachtens, dass die Kirchen sich nicht für die jesuanische Linie der gewaltfreien Konfliktbearbeitung entschieden, sondern im Kosovo-Krieg auf die alten Denkmuster der gerechtfertigten Kriegführung zurückgefallen sind. Das war auch eine Konsequenz unserer Versäumnisse. Wir hatten zwischen 1992 und 1996 nicht genug dafür getan,

dass der Zivile Friedensdienst zu Stand und Wesen kam, wie unser Bischof Martin Kruse zu sagen pflegte. Gemessen an der Energie eines Gandhi und eines Martin Luther King haben ältere Friedensforscher wie ich viel zu zögerlich agiert. Ich habe mich durch die Ablehnung von Förderungsanträgen, Schwierigkeiten beim Training von Pilotgruppen und die Bedenkenträgerei meiner pazifistischen Freunde, welche die Zusammenarbeit mit staatlichen Stellen scheuten wie der Teufel das Weihwasser, entmutigen und dämpfen lassen. Man kann zwar die Hunde nicht zum Jagen tragen, aber die Leistung eines Martin Luther King und seiner Freunde in der Souther Leadership Conference bestand darin, dass diese jungen, dynamischen Pfarrer unglaublich Druck gemacht und auch Krakeel veranstaltet haben. Hören Sie sich mal eine Predigt von Martin Luther King an und dann vergleichen sie das mit dem Gesäusel unserer Sonntagspredigten, dann wissen Sie was der Unterschied ist zwischen einer Posaune, die die Mauern von Jericho zum Einstürzen bringt, und einem schögeistigen Lahmarsch, der nur an den Mauerblümchen schnuppert.

Ein Elektrokonzern kann möglicherweise Atomkraftwerke und Windräder bauen, aber ich denke, dass die Kirche Jesu Christi nicht beides kann, einerseits die Kriegführung und die ganzen dazugehörigen Rüstungsmaßnahmen rechtfertigen und andererseits den Aufbau der Kapazitäten für die gewaltfreie Konfliktbearbeitung befördern. Die Kirchenleitungen und insbesondere die Bischöfe, die medienwirksam vorpreschen mit ihren Stellungnahmen, wollen es gerne allen recht machen, einerseits den Pazifisten und andererseits den mit gewaltsamen Mitteln Regierenden. Den Pazifisten versichern sie, dass sie ein Herz hätten für den Zivilen Friedensdienst und den Regierenden zeigen sie, dass sie auch Verständnis haben für die Staatsräson und die Bundeswehr. So schreibt der Berliner Bischof Dr. Wolfgang Huber in einem Geleitwort zu Tilman Evers (Hg.): Ziviler Friedensdienst. Fachleute für den Frieden: "Die Rede von militärischer Gewalt als 'letztem Mittel' ist unglaubwürdig, wenn davor, daneben und danach nicht zahlreiche andere, gewaltfreie Mittel und Instrumente der Streitbeilegung bereit stehen und entwickelt werden."

Das ist elegant formuliert und gemeint ist dies gewiss als Unterstützung des Zivilen Friedensdienstes. Doch aus der Sicht der Befürworter der militärischen Mittel bedeutet dieser Satz doch auch: Für die Unterstützung des Zivilen Friedensdienstes sind bekannte kirchlichen Kritiker der Bundeswehr bereit, an der Lehre vom gerechtfertigten Krieg als letztem Mittel festzuhalten bzw. diese Lehre wieder aus der Versenkung zu holen, in die sie angesichts atomarer Kriegführung bereits geraten war. Mich erinnert der von Wolfgang Huber angedeutete Deal an den Satz von Henri Quatre: Paris ist eine Messe wert. Doch im Blick auf den aktuellen und geplanten Umfang des Zivilen Friedensdienstes ist das Paris von Wolfgang Huber noch ein winziges Dorf, gewissermaßen ein Weiler, der sich schwerlich zur Stadt auf dem Berge stilisieren lässt.

Für den Zivilen Friedensdienst stehen jährlich 16 Millionen DM bereit. Das ist ein schlechter Witz im Vergleich zu den Mitteln für die Bundeswehr. Doch was macht die Bundeswehr in Mazedonien, wenn die UCK ihre neuen Waffen nicht abliefert und die albanische Zivilbevölkerung mit Straßenblockaden die Rückkehr von nicht-albanischen Flüchtlingen verhindert? In Mazedonien geht es um Bürgerrechte und um das Zusammenleben von Bevölkerungsteilen unterschiedlicher Herkunft. Das Problem lässt sich doch von deutschen Soldaten nicht bearbeiten. Das kann auch ein Ziviler Friedensdienst nicht so ohne weiteres, aber unbewaffnet könnte er sich zumindest vor Ort mit einheimischen Nicht-Regierungs-Organisationen bemühen, den Problemen auf den Grund zu gehen. Die deutschen Soldaten sitzen vorläufig in ihren Lagern und gucken mit den Ferngläsern nach außen und warten ab.

Ausbildung und Einsatz des Zivilen Friedensdienstes

Der Zivile Friedensdienst bedarf einer ganz anderen Ausbildung als Soldaten oder auch Polizisten. Eine solche gewaltfreie Einsatzgruppe muss innerhalb der Bevölkerung und mit dieser arbeiten. Er muss sich wie der Fisch im Wasser bewegen. Wenn in einer Gegend gewalttätige Gruppen die Bevölkerung einschüchtern und einzelne terrorisieren, wie dies zum Beispiel auch innerhalb

Deutschlands in sogenannten 'national befreiten Gebieten' geschieht, dann würde ein Ziviler Friedensdienst sich nicht auf irgendwelche Aufmärsche der NPD kaprizieren und Gegendemonstrationen inszenieren, sondern er würde das Umfeld der Rechtsextremisten und der rechts Orientierten zu verändern trachten und auch mit diesen sogenannten Rechtsextremisten und ihren Angehörigen selbst Kontakt aufzunehmen suchen. Mit einschüchternden und strafenden Maßnahmen ändert man rechts orientierte Jugendliche nicht.

Wahrscheinlich wären wir als Christen in einer glaubwürdigeren Position, wenn wir öffentlich erklären würden, dass wir jetzt und in Zukunft auf Seiten der gewaltfreien Konfliktbearbeitung stehen und dass etwas anderes von uns nicht länger zu erwarten ist. Eine solche Position wäre für manche in der Regierung und auch für manche kirchlichen Amtsträger, die sich mit dem Militär arrangiert haben, ärgerlich; sie würde aber auch die Befürworter eines konsequenten Pazifismus der gewaltfreien Aktion zu erheblichen Anstrengungen organisatorischer und finanzieller Art verpflichten.

Doch dann könnten wir nach einer ökumenischen Dekade auch Bilanz ziehen und darüber Auskunft geben, wie wir mit den anvertrauten Pfunden gewuchert haben. Das Eingeständnis des Scheiterns und eigener Schwäche - trotz Anstrengung - fände ich dann immer noch besser als weiter im politischen mainstream zu schwimmen und dennoch so zu tun, als ob wir Christen etwas Eigenständiges zu sagen hätten. Der mainstream mündet dann auch wieder nur in einer Inszenierung und in keinem spontanen Dankesfest für das, was uns von Gott gewährt wurde.

Wenn ich Kierkegaard richtig verstanden habe, dann erwartet er von uns, den Nachfahren des Timotheus, nicht, dass wir kühne Entschlüsse fassen und großspurige Erklärungen abgeben, sondern dass wir begreifen: Die eigentliche Gefahr besteht darin, die Risiken des angepassten Durchwurstelns und Karrieremachens zu verkennen. Stattdessen sollten wir zusehen, wie wir unseren Entschluss zur Nachfolge im Alltag, aber - das wäre meine Hinzufügung - auch in einem pazifistischen Design wie einem kräftigen Zivilen Friedensdienst vorleben.

Das Gerechtigkeitsdefizit

Wenn man in einer Welt, in der seit Menschengedenken mit Gewalt gedroht wurde und Gewalt auch immer wieder eingesetzt wurde, um Vorteile zu erlangen, nun einseitig bewaffnete Mittel ausscheidet und sich auf seine gewaltfreie Widerstandskraft und Gottes Hilfe verlässt, dann ist das zweifellos riskant. Man muss mit Bedrohungen rechnen und man wird nicht alle Bedrohungen vorhersehen können. Doch man muss auch sehen: Der andere Weg, die bewaffnete Gewalt - quasi sicherheitshalber - vorzuhalten ist auch riskant. Meines Erachtens ist er sogar sehr viel riskanter. Wenn die Stabilisierung der herrschenden Verhältnisse nicht gelingt - und ich denke diese Stabilisierung der ungerechten Verhältnisse auf dem Globus wird immer aufwendiger werden -, dann kann es zu einer enormen Katastrophe kommen. Und es gibt neben der Gefahr der Katastrophe eines Atomkrieges auch die schleichenden Katastrophen, die bereits im Gange sind, wie zum Beispiel die Klimaveränderungen. Ich war entsetzt, wie in den USA Energie verschwendet wird. Auch das Bürgerrechtsmuseum in Memphis ist bei einer Außentemperatur von 42 Grad im Schatten auf weniger als 20 Grad heruntergekühlt worden. Die Klimaanlage verbrauchen Strom in astronomischen Mengen, weil die Gebäude zudem schlecht isoliert sind. George W. Bush ist mit seiner industriehörigen Politik ein Heuchler, wie ihn sich schlimmer kaum vorstellen kann. Doch es sind zu wenige, die dies aussprechen. Aber sind die sozialdemokratischen Ministerpräsidenten, welche das Dosenpfand torpedieren denn ein Jota besser?

Die Umstellung auf eine Politik mit gewaltfreien Mitteln wäre unbequem. Es wäre auch nicht billig, weil man für mehr soziale Gerechtigkeit sorgen müsste. Der gegenwärtige Verschwendungskonsum wäre im Rahmen gewaltfreier Politik nicht 'darstellbar'. Wir müssten anders leben und solidarischer handeln. Die Notwendigkeit solcher Veränderungen würden wahrscheinlich viele nicht sofort

einsehen. Es würde zu erheblichen Friktionen kommen und diese würden von der Opposition mit Zeter und Mordio begleitet werden. Damit eine Regierung, die solche Risiken eingeht, nicht alsbald wieder abgewählt wird, müsste für einen gewissen moralischen Rückhalt gesorgt werden. Das wäre auch eine wichtige Aufgabe der Kirchen. Diese müssten jetzt schon zu erkennen geben, dass auf sie Verlass ist und dass sie sich besonnen für Ausdauer bei der Umstellung einsetzen werden.

Es ist sicher sehr schwierig, eine solche Umstellung durchzuhalten. Da lässt sich nicht sofort eine große Friedensdividende ausschütten. Doch, je länger wir die Aufgabe vor uns herschieben, desto schwieriger wird es werden.

Und darum lautet die Frage jetzt in der Dekade: Habt ihr die Courage, Euch auf eine Politik mit gewaltfreien Mitteln einzulassen und die notwendigen Investitionen zu tätigen und an anderer Stelle die erforderlichen Abstriche zu machen?

Ich kann für den Umgang mit dieser Aufgabe jetzt nicht mit Pathos ein Patentrezept verkündigen, sondern kann nur noch einmal das zitieren, was Paulus an den jungen Timotheus, der noch nicht viel Erfahrung hatte, einst geschrieben hat und wir wissen nicht, wie Timotheus es aufnahm und ob er den in ihn gesetzten Erwartungen entsprechen konnte: Gott gab uns nicht den Geist der Feigheit, sondern den Geist der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit. (2. Tim. 1,7)

Kalifornien - Hohwacht - Oldenburg - Heiligenhafen.

Dienstag, 11. September 2001

Das Attentat auf das World Trade Center

Unser Radweg führt durch Naturschutzgebiete, entlang an flachen Gräben und vorbei an Binnenseen. Auf Sandbänken und grasigen Inseln beobachten wir Graugänse, Kiebitze, Kormorane und Reiher.

In Oldenburg halten wir unsere Andacht auf den ortsabgewandten Stufen der um 1300 erbauten Backsteinkirche. Es ist ein ruhiger Ort. Niemand stört uns. Wir blicken hinab auf den von alten Eichen umstandenen Kirchhof.

Erst nach unserer täglichen biblischen Besinnung und einem Lied berichte ich, was ich im Stadtcafé gehört hatte - beim Händewaschen auf der Toilette aus einem über dem Waschbecken montierten Lautsprecher. Darum war ich auch verspätet zum Treffpunkt gekommen. "Das World Trade Center

in New York ist durch zwei Passagiermaschinen, die sich in die beiden Türme gebohrt haben, zum Einsturz gebracht worden."

Im ersten Moment hatte ich gedacht, es könne sich um eine fiktive Horrormeldung handeln. Dafür gab es Präzedenzfälle. Orson Welles hat mit einer solchen bereits vor Jahrzehnten einmal die amerikanischen Radiohörer geschockt und genarrt. Doch dann hörte ich im Originalton eine bekannte Politikerstimme; es war Gerhardt, der Fraktionsvorsitzende der FDP, der sein Entsetzen über das Attentat äußerte. Und da war auch die Stimme des amerikanischen Präsidenten Bush. So gab's Gewissheit. Ich stand immer noch unter dem kleinen Lautsprecher am Handwaschbecken. Ich sortierte meine Gedanken. Entsetzlich! Doch als Möglichkeit - wenn auch nicht in dieser Form - hatte ich solche Anschläge in der Einleitung zu meinem Pazifismus-Buch angesprochen: Wahrscheinlicher als Raketenangriffe von 'Schurkenstaaten' und nahe liegender als ein Krieg der Sterne seien Terroranschläge mit vergleichsweise primitiven Mitteln.

Nun wird - ähnlich wie in Israel bei Selbstmordattentaten von Palästinensern - nach Vergeltung gerufen werden. Bush verspricht, die Terroristen 'zur Strecke zu bringen'. Das ist Jägersprache, Trapper-Slang aus dem Wilden Westen. Bush spricht von Krieg gegen den Terrorismus. Und das ist mit Sicherheit der falsche Ton. Die Attentäter wollen gerade den Krieg - ihren heiligen Krieg. Unser Entsetzen beeindruckt sie nicht. Man müsste im Rahmen ihrer Denkschemata die Sinnlosigkeit ihres Tuns nachweisen. Das wäre vor allem die Aufgabe islamischer Geistlicher.

Am Abend sitzen wir alle vor den Fernsehgeräten und sehen immer wieder die Sequenz, auf der das zweite Passagierflugzeug eine Kurve fliegt und sich in den zweiten Turm des World Trade Centers bohrt; es verschwindet in der Stahl- und Glaskonstruktion. Durch das brennende Kerosin entsteht eine Höllenhitze, welche den Stahl erweicht. So stürzt der ganze Bau in sich zusammen und begräbt alles unter sich, auch Hunderte von Feuerwehrleuten, die Hilfe zu leisten suchten.

Heiligenhafen - Dahme - Kellinghusen - Cismar - Grömitz.

Mittwoch, 12. September 2001

Sanktionen gegen Afghanistan?

Vor dem Frühstück im Fernsehen die neuesten Meldungen aus den USA. Schmidt-Enboom, Geheimdienstexperte der Grünen, rechnet mit einem Auslieferungsgesuch der USA an Afghanistan. Die Taliban gewähren Osama bin Laden, der angeblich ein weltweites Terrornetz dirigiert, eine Basis für seine Schulungen. Dieses Auslieferungsbegehren wird mit Sanktionsdrohungen verbunden sein. So kann der Konflikt um bin Laden zum Krieg gegen Afghanistan eskalieren.

Doch wir radeln weiter. In Kellinghusen sitzen wir in der Mittagssonne im Strandcafé. Einige von uns schwimmen. Nur eine kurze Bahn, und dann wärmen sie sich wieder bei uns in Pullover und Anorak.

Wir sind am Vormittag gut vorangekommen und nutzen nach der Andacht in der neuen Kirche, zu der uns Jutta Andreae führte, die gewonnene Zeit zu einem Ausflug zum Kloster Cismar. Es wird von der Landesregierung unterhalten. Ausstellungen werden veranstaltet. Stipendiaten haben hier ihre Ateliers.

Johannes und der Bogenschütze

Ein eindrucksvolles Zeugnis der großen Vergangenheit des Klosters ist ein dreiflügliger Altar. Er wird von den Kunsthistorikern auf das Jahr 1250 datiert. Im Altarschrein wurden Reliquien aufbewahrt. Eine Attraktion sondergleichen. Doch als der Bischof der Heilig Blut Reliquie die Authentizität aberkannte, führte dies zu einem Versiegen des Pilgerstroms und zum Niedergang des Klosters.

Erinnerenswert aus dem Flügelaltar die Szene, die den Evangelisten Johannes auf Patmos im Gespräch mit einem Bogenschützen zeigt. Dieser hatte sich gewundert, dass der Vielbeschäftigte mit einem zahmen Rebhuhn spielt. "Großer Meister, wie kommt es, dass ihr vor der Tür sitzt und mit einem Vogel spielt. Ich dachte, ihr seid fortwährend am nachdenken und grübeln, am schreiben und verkündigen. Wenn ihr hier sitzt und spielt, nützt dies doch niemandem." "Meinst du?", antwortete Johannes. "Dann nimm deinen Bogen und spanne ihn - und lasse ihn dann schön gespannt!" "Aber nein, das geht nicht lange gut, entweder wird mir der Arm lahm oder der Bogen bricht!" - "Eben", sagte Johannes, "man darf nicht nur immer angespannt sein, man muss sich auch mal entspannen."

In Grömitz übernachteten wir auf der Höhe in dem zum Wellness- and Fitness-Hotel aufgepeppten "Hof Krähenberg". Wir nutzen die Fitness-Gerätschaften nicht. Strampeln auf dem Standrad gefällig? Absurd! Der wichtigste Einrichtungsgegenstand ist für uns heute das Fernsehgerät mit den Nachrichten aus den USA. Die NATO hat den Bündnisfall erklärt. Bundeskanzler Schröder spricht von "uneingeschränkter Solidarität" mit den USA. Das sind doch Überreaktionen!

Grömitz - Neustadt - Timmendorfer Strand - Travemünde.

Donnerstag, 13. September 2001

Innere Erschütterungen

Da es während des Frühstücks regnet, der Wetterbericht jedoch angekündigt hat, dass der Wind den Regen vor sich hertreibt, fragt Ingrid Laudien, ob ich weiter aus dem Tagebuch der Martin Luther King Reise durch die USA vorlesen könne. Mein Vorschlag war dann, dass wir Andacht und Vorlesen zusammenlegen und ich den Vortrag im Kloster Nütschau vom 10.9. vorlese. Es passte. Als ich zu der Passage kam, in dem ich den Konflikt mit meiner Mutter erwähnte, blickte ich zu Ruth hinüber. Sie konnte die Tränen nicht zurückhalten. Erst beim Abendessen trug ich dann einige Erklärungen nach. Doch diese schlimme Geschichte lässt sich in ein paar Minuten nicht erzählen.

In Neustadt besuchen wir die Kirche, die wegen der Anschläge in den USA heute ausnahmsweise zum Gebet geöffnet ist. Gerhard Rosenau verliest ein Friedensgebet.

Steilküste

Die bislang schönste Strandstrecke erleben wir kurz vor Travemünde. Der Radweg führt die Abbruchkante der Steilküste entlang. Tief unter uns robuste Strandwanderer. Wir blicken hinaus auf die weißen Segel einiger Boote und hinüber zum (135 m langen) Fährschiff nach Malmö.

Unser Quartier ist eine etwas altertümliche, mit viel Nippes ausgestaffierte Frühstückspension, die gerade unserer Gruppe Platz bietet. Wir werden betulich umsorgt.

Autoritäre Erziehung

Zum Abendessen radeln wir an den Hafen. Hotel zur Sonne. Heinz Stenzel erzählt von der strengen Erziehung seines Vaters. Dieser war rigoros, ein Gesundheitsfanatiker und er machte seiner Familie extreme Ernährungsvorschriften. Wahrscheinlich ahnte der Vater seine Gefährdung. Er starb mit 53 Jahren an Krebs, als Heinz 13 Jahre alt war. Da waren wir beim Stichwort "autoritäre Erziehung", und ich konnte die Passage zum "Widerspruch" in meinem Nütschauer Vortrag etwas näher erläutern.

Unser Zimmer in der Pension liegt in einer umgebauten, separaten Garage. So kann ich noch bis Mitternacht Nachrichten und Kommentare hören.

Wo sind die sogenannten Schläfer?

Was ist in den Köpfen der Attentäter vorgegangen? Was hätte sie abhalten können? Zwei Attentäter haben jahrelang an der Universität Hamburg studiert; einer hat dort sogar sein Diplom gemacht. Der Rektor der Universität hat ganz kurzfristig und spontan zu einer Versammlung ins Audimax der Universität eingeladen. 1200 kamen innerhalb einer halben Stunde zusammen.

Der Radiosprecher teilt mit - as a matter of fact -, es gäbe Tausende solcher ausgebildeter Terroristen in aller Welt. Die sogenannten Schläfer könnten durch Mordbefehle Osama bin Ladens jederzeit aktiviert werden. Ich halte dies für übertrieben. Hochqualifizierte Selbstmordattentäter gibt es es vielleicht zu Dutzenden, aber nicht zu Tausenden. Wahrscheinlicher ist, dass fast alle, die für ein solches Attentat in Frage kamen, am 11. September bereits eingesetzt wurden.

Doch eines ist klar: Wer aus einer solchen eingeschworenen Gruppe aussteigen wollte, wäre hochgradig gefährdet. Und wer wollte schon mit der (bislang verhassten) Gegenseite, in diesem Falle also mit dem CIA, zusammenarbeiten?

Travemünde - Lübeck - Travemünde.

Freitag, 14. September 2001

Warnung vor Vergeltungsschlägen

Bei den Grünen (und erst recht bei der PDS) einzelne kritische Stimmen, die eine Eskalation befürchten. Wer Terror mit militärischen Schlägen bekämpfe, tue das, was die Terroristen erwarteten. Der Berliner Bischof Wolfgang Huber rät auch von Vergeltungsschlägen ab, doch eben nicht konkret. Da muss dann schon ausdrücklich gesagt werden, dass Bomben und Raketen auf Afghanistan das Problem nicht lösen, sondern wahrscheinlich Zivilisten töten und Flüchtlingsströme auslösen werden.

In New York werden etwa 5000 Personen vermisst. Schlimm, doch Luftangriffe können sehr schnell noch mehr Tote zur Konsequenz haben, und dann wird wieder das Bild der USA als arroganter, auftrumpfender Weltmacht bestätigt.

Rundgang in Lübeck

Um 10 Uhr fahren wir mit dem Schiff von Travemünde nach Lübeck, wo uns eine ehemalige Lehrerin erwartet. Sie zeigt uns Innenhöfe, die wir allein kaum gefunden hätten. Ich lasse mich zum Haus von Günter Grass führen. Unten eine Weinhandlung.

Im Buddenbrook-Haus amüsiert mich ein Brief von Samuel Fischer, in dem er dem jungen Autor allen Ernstes vorschlägt, den Roman um die Hälfte zu kürzen. Bemerkenswert auch die (bornierte!) Einschätzung der schriftstellerischen Tätigkeit der Söhne Heinrich und Thomas durch den Vater.

Ökumenischer Gottesdienst mit Bischöfin Wartenberg

Um 19.30 Uhr ökumenischer Gottesdienst in der Marienkirche mit der Bischöfin Bärbel Wartenberg-Potter. Tendenz: Gegen Vergeltung und für Vergebung und Feindesliebe.

Die große Kirche ist bis in die letzte Reihe gefüllt und hinter den Stühlen liegen noch zerschellt aus dem Zweiten Weltkrieg die riesigen Glocken, die beim Brennen der Türme in die Tiefe gestürzt waren und dort seitdem geborsten zum Frieden mahnen.

Ich notiere aus der Predigt der Bischöfin einige Stichworte. Zusammen mit Frau Hollop hatte ich sie vor der Berliner Bischofswahl in Stuttgart-Botnang besucht und sie - im Auftrag der Kirchenleitung - gefragt, ob sie zur Kandidatur bereit sei. Sie war damals noch nicht so weit. Jetzt spricht sie klar und deutlich. Verfliegen sei das Hirngespinnst der Unverwundbarkeit. Doch Vorsicht: Durch den Ruf nach Vergeltung und Rache werde die Welt jetzt wieder eingeteilt in Gute und Böse.

Und die Predigerin fragt: Warum haben uns die Attentate mehr erschüttert als Naturkatastrophen mit einer vergleichbaren Zahl von Opfern? Wir erkennen die langfristige Planung. Wir sehen in das nackte Gesicht des Hasses. Und wir müssen einsehen: Die hochtechnisierte Welt ist verletzlich.

Ihr Fazit zur aktuellen Situation: Diese Katastrophe ist eine Zäsur. Auch wir stehen vor der Frage: Wozu bin ich auf der Welt? Unser gegenwärtiges Befinden ist gekennzeichnet durch eine Mischung aus Hektik und Nachdenklichkeit.

Und nun das konstruktive Thema des Gottesdienstes, der im Rahmen der ökumenischen Dekade zur Überwindung der Gewalt konzipiert wurde: die Feindesliebe, so wie sie von Jesus in der Bergpredigt formuliert wurde.

Wir befinden uns zur Zeit in einer ganz schwierigen Situation. Von den Politikern werden Vergeltungsaktionen beschlossen, zugleich wird aber auch viel gebetet. Plötzlich scheinen wir wieder Feinde zu haben. Es geht darum, die zu lieben, die nicht liebenswert sind.

Feindesliebe ist eine Frage der Nüchternheit. Wir müssen uns fragen: Welches ist unser Anteil am Zustandekommen des Konflikts? Seid wahrhaftig, wenn ihr den Ursachen auf den Grund geht!

Aus Ohnmacht erwächst Hass und Fanatismus. Sicherheit ist nur zu gewinnen durch das Streben nach mehr Gerechtigkeit. Feindesliebe heißt jetzt, den Weg der Gerechtigkeit gehen.

Da stimme ich ihr zu und erinnere mich: In der Bildzeitung habe ich heute eine Überschrift gelesen, mit der sich dieses Blatt den arabischen Attentäter Atta, der in Hamburg studiert hat, in die tiefste Hölle wünscht. Umkehrung der Frömmigkeit!

Ich verabschiede mich von Frau Wartenberg an der Tür und sage kurz, dass wir auf Radtour sind. Zum letzten Mal hatten wir uns bei der Feier von Rolf Lüpkes 60. Geburtstag in Kladow gesehen.

Travemünde - Wismar.

Samstag, 15. September 2001

Und was zieht uns nach Wismar?

Die Segelschulschiff Passat liegt im Hafen von Travemünde vor Anker. Auf Dauer. Ohne Segel. Ein Verein wirbt für die Erhaltung. Bis auf Heinz Stenzel sind wir alle Landratten und kennen uns nicht aus.

Und weiter so. Geschichts- und geschichtenblind, auf unsere Räder und die Kilometerleistung konzentriert, fahren wir von Hansestadt zu Hansestadt.

Wir erreichen am späten Nachmittag Wismar, wo wir im Hotel Altes Brauhaus übernachten. Im Frühstücksraum eine Barockholzdecke aus dem Jahre 1742. Ein Nackedei reitet auf einer flügel-schlagenden, wenn nicht gar fliegenden Gans. Ich denke an Nils Holgersohn und bedauere, dass wir zur Besichtigung der Stadt rein gar keine Zeit haben. Nur auf dem Weg zum Abendessen in einem Fischlokal am Marktplatz passieren wir alte Mauern und blicken hinauf zum viereckigen Glockenturm, dem Wahrzeichen der Stadt. Auch ich bin müde und hungrig und doch rüttelt es mich: Jetzt müsstest du weiter durch die Straßen gehen, in den Winkeln suchen, ja bis dir in einer Gasse, unter dem Spitzbogen eines Spitals ein hünenhafter Störtebeker begegnet und dich finster anblickt. Du hast ihn dir immer als Ritter vorgestellt, in einem Schuppenpanzer und mit einem langen Schwert. Als ich in Stuttgart die Geschichte von Vitalienbrüdern las, da wäre ich gerne nach

Wismar gefahren. Dann hätte ich nicht schlafen können, bevor ich im Hafen und in alten Straßen nicht Spuren aus Störtebekers Zeiten gefunden hätte. So aber saß ich in der Wärme des Fischlokals am mit weißem Leinen gedeckten Tisch und trank - anständig und kalorienbewusst - ein alkoholfreies Bier und knabberte wie ein Strandhase meine Salatplatte.

Wismar - Rerik - Kühlingsborn - Rostock.

Sonntag, 16. September 2001

Konformismus

In den Frühnachrichten warnen ein russischer Afghanistan-Veteran und ein russischer Journalist vor einem Bodenkrieg in Afghanistan. Gegen Stellungen im Fels und gegen Höhlensysteme sei mit konventionellen Bomben wenig auszurichten.

Aus den USA kommen Töne, die Militärschläge erwarten lassen. Ich vermisse Anfragen von Journalisten bei denjenigen Senatoren und Abgeordneten, die gegen eine Bevollmächtigung des Präsidenten gestimmt haben. Im deutschen Fernsehen hat wenigstens der Rechtsanwalt Ströbele, Urgestein aus Apo-Zeiten, die Chance, von militärischer Vergeltung abzuraten. Erich Rinnert zeigt mir in der Ostseezeitung die Voten von Walter Jens, Horst-Eberhard Richter und Arnulf Baring. Erstere befürchten eine Eskalation des Militärischen, letzterer beschwört das Urböse und die Abwehrkräfte im Kulturkampf. Zum Verstehen der Motive der Attentäter trägt dies gar nichts bei.

Noch ein paar Fotos im alten Wismar. Dies zumindest. Dann geht es wieder weiter. Eine Radtour ist eine Radtour. Ruths Worte. Und die heutige Strecke ist bedeutend länger als die vorherigen. Es sind 72 km bis Warnemünde. Ein Trost: Von dort können wir dann mit der Stadtbahn nach Rostock fahren.

Die Fahrt verläuft flott. Bis auf wenige Kilometer Kopfsteinpflaster haben wir angenehme Radwege. Die Sonne scheint - zumindest immer wieder. Am schönsten waren die letzten 15 km bis Warnemünde. Wir passieren die Gaststätte Wilhelmshöhe - ein beliebtes Ausflugsziel. Ich wünschte, ich könnte hierher wandern, altmodisch, auf Schusters Rappen - unter dem Arm die Erzählungen von Thomas Mann und dann auf der Terrasse sitzen und stundenlang Tee trinken und lesen. Die Steilküste fällt hier acht bis zehn Meter ab. Und obenauf stehen lichte Buchen - fast ohne Unterholz. Die äußeren, an der Bruchkante zur See hin stehenden, glatten, glänzenden Stämme vom Winde kahl gezaust.

Es ist ein beschwingtes Fahren auf diesem letzten Stück. Wir werden nicht müde und in Warnemünde entschließen wir uns, auch die letzte Strecke bis Rostock mit dem Fahrrad zurückzulegen. Keine Steigung und glatter Asphalt, so kommen wir rasch voran. Wir waren stolz auf unsere Gesamtleistung. Über 90 km! Und es war uns nicht einmal sonderlich schwer gefallen. Neun Tage Training haben sich ausgewirkt.

Rostock - Berlin.

Montag, 17. September 2001

Mäßigung durch Backsteine

Wir sind am Ziel. So haben wir musse für eine letzte Stadtbesichtigung. Ein Student der Geschichte, einen Regenschirm schwingend, führt uns durch Rostock. Es wurde im April 1942 drei Nächte lang bombardiert. Ziel waren die Heinkel Flugzeugwerke. Getroffen wurden in erster Linie Wohngebiete.

In den 50er Jahren wurde als Sinnbild des aufstrebenden Sozialismus in der Langen Straße großzügige Wohnungen gebaut. Stalins Zuckerbäckerstil wurde zwar nachgeahmt, doch gemäßigt

durch den roten Backstein als Werkstoff. Das Ergebnis ist bis zum heutigen Tage recht ansehnlich.

Und noch ein Gedicht von Goethe

Auf dem Hopfenmarkt der Brunnen der Lebensfreude. Diese zeigt sich nackt im Wasserstrahl. Nicht schlecht. Also hätte auch der Sozialismus freizügig sein können. Die sozialistische, die anarchische Lebensfreude, der homo ludens Rostockiensis im Potentialis. Doch die Geschichte mit all ihren autoritären Zügen wirkte auch hier nach. Vor der Universität ein plumpes Standbild des ollen Blücher mit einem Goethe-Gedicht, über das ich mich wundere. Zu den Haudegen und ihren blutigen Siegen hatte der Weimarer doch zeitlebens Distanz gewahrt, gewitzt und geschunden durch die Campagne in Frankreich.

In Harren
Und Krieg
In Sturm
Und Sieg
Bewußt und groß
So riß er uns
Vom Feinde los.
1815

Zum Abschluss besichtigen wir die Marienkirche. Unser Führer schätzt darin ein Wunderwerk von Uhr und daran besonders den immerwährendem Kalender. Alles ist darauf vorzuberechnen und abzulesen. Mir ist dies einerseits zu kompliziert und andererseits ist mir das, was sich im Leben im Voraus berechnen lässt, das langweiligste daran. Da vertiefe ich mich lieber in die Skulpturen des bronzenen Taufbeckens, eine gewaltige Erzählung in biblischen Bildern. Und überraschend: Der von Johannes getaufte Jesus trägt ein Wellengewand. So ist er auch hier der genius loci, einer der uns in der Welt des Unberechenbaren vorangehen kann.

"Im Gestern halb und halb im Heute" Auf den Spuren Annette von Droste-Hülshoffs im Münsterland

16.-26. September 2002

Berlin - Münster.

Montag, 16. September 2002

Noch einmal dieselbe Gruppe

Es ist die 8. Radtour unserer Gruppe aus der Kladower Kirchengemeinde am Groß Glienicker See. An der Zusammensetzung hat sich seit dem vergangenen Jahr nichts geändert. Wir sind wieder zu elft. Heinz Stenzel hat wieder die Vorbereitungen, insbesondere die Buchung der Übernachtungen in den vom Bikeline-Atlas empfohlenen Gastehäusern und Hotels übernommen. Jutta Andreae, die in Hamm aufgewachsen ist, hat Heinz bei der Planung beraten. Erich Rinnert hat in Münster Mathematik studiert. Allen anderen ist das Münsterland unbekannt. Ingrid Laudien, Generalsuperintendentin von Berlin i.R. und Gerhard Rosenau, Pfarrer i. R., haben bis 1989 in der DDR gelebt und sind immer noch neugierig auf diesen anderen Teil Deutschlands, dem man den Wohlstand auf Schritt und Tritt ansieht, in dem man aber auch - je näher man dem Einzugsbereich der englischen Bomber kommt - an die Schäden des Zweiten Weltkriegs erinnert wird und sei es auch nur durch die aufwändigen Rekonstruktionen zerstörter Gebäude oder ganzer Innenstädte. In dieser Hinsicht steht uns in Münster einiges bevor.

Ingrid Laudien und Gerhard Rosenau werden - wie bereits auf den zurückliegenden Touren - täglich eine Andacht halten - in der Regel über die Mittagszeit und in einer Kirche. Katholische Kirchen, die zum Gebet einladen und in denen man auch fast immer brennende Kerzen vorfindet, sind - im Unterschied zu protestantischen Kirchen - während der Woche geöffnet. Bis auf Ingrid Laudien sind oder waren in unserer Gruppe alle verheiratet. Bei mehreren können die Ehepartner nicht mitkommen, weil das Radeln für sie zu anstrengend ist. Dies gilt nicht nur für Heinz Stenzel und Erich Rinnert, sondern auch für Heike Luther und Reinhard Schütz. Doch unsere Solisten telefonieren regelmäßig mit zu Hause. Jutta Andreae ist Witwe. Ihr Mann ist vor einigen Jahren an seiner - nach einem Infarkt - immer weiter fortschreitenden Herzschwäche gestorben. Es sind also nur zwei vollständige Paare mit auf der Tour. Neben Irmgard und Günter Schindler sind dies Ruth und ich. Wir alle sind zwischen 58 und 77 Jahren alt.

Ein Test, doch mit begrenztem Risiko

Für mich ist diese Radtour nach meinem Herzinfarkt am 8. November vergangenen Jahres ein Test. Doch ich trete ihn nicht unvorbereitet an. Ruth hatte mit mir eine eintägige Probetour von rund 40 Kilometern in die Umgebung Potsdams unternommen. Die Kardiologin hatte mich gründlich untersucht und ein Belastungs-EKG aufgenommen. Es gab keine Besorgnis erregenden Befunde. Und für alle Fälle: Wir radeln in einer zivilisierten Gegend. Mit Blaulicht dauert es nie länger als eine gute halbe Stunde bis zur Universitätsklinik in Münster und ihrem Herzkatheder, und mehrere in unserer Gruppe haben Handys dabei. Mein Risiko ist kalkulierbar.

Ich habe hier alle Teilnehmer genannt, weil Ruth und ich uns vielleicht in ein paar Jahren nicht mehr exakt erinnern werden und weil ich mich auch von der Aufgabe entlasten möchte, ein Gruppentagebuch zu führen. Ich werde die Orte nennen, durch die wir gekommen sind und die eine oder andere persönliche Anmerkung zu unserer Route machen. Es wird sich also um eine subjektive Auswahl von Erinnerungsfetzen handeln. Insofern unterscheidet sich dieses Radlertagebuch nicht von meinen anderen täglichen Notizen. Sie erfolgen immer in Eile. Ich darf auf das Tagebuch nicht zu viel Zeit verwenden. Es gibt Wichtigeres zu schreiben. Und wer wird es schon lesen? Reiseeindrücke mischen sich mit Anmerkungen zu meiner Unterwegslektüre und zu den politischen Ereignissen, von denen wir aus Zeitungen in Gaststätten oder abends aus dem Fernsehen erfahren. Das besondere Merkmal dieser Tour wird sein, dass am Sonntag, den 22. September die Bundestagswahlen stattfinden werden. Wir alle haben schon vor der Abfahrt unsere Stimmen per Briefwahl abgegeben.

Um 8 Uhr radeln wir zusammen von Kladow nach Spandau, nehmen dort den Interregio und treffen bereits nach gut drei Stunden Fahrt (ohne Umsteigen) in Münster ein. Dies ist eine Stadt der Fahrräder, der Alleen und der Kirchen. Dicht am Stadtkern ist die Aa zu einem langgestreckten See gestaut worden, auf dem man sogar segeln kann. Umzogen wird er von einem Jogging-Pfad. Direkt am Aasee - nahe bei der Mensa der Universität - liegt das neu und wie hier üblich aus roten Backsteinen erbaute Jugendgästehaus. So nennt man heutzutage die früheren Jugendherbergen. Es handelt sich tatsächlich mehr um ein Jugendhotel als um ein Herberge alten Stils, wie ich sie als Vierzehnjähriger auf meiner ersten Radtour zum Bodensee, zum Beispiel auf Burg Wildenstein bei Kloster Beuron, angetroffen hatte. Das war noch wildromantisch: Es gab eine Zugbrücke und Schießscharten, aber eben auch kalte Sammelwaschräume mit einem langen Zinntrog und zum Abendessen eine Art Kommissbrot, dazu eine undefinierbare rötliche Marmelade aus großen Töpfen oder Streichkäse. Der eigene Schlafsack war des Wanderers Grundausstattung. Hier in Münster erhalten wir Bettwäsche und Handtücher und wir könnten uns am reichhaltigen Buffet bedienen. In den Vierbettzimmern gibt es ein Bad mit Duschkabine. Doch man muss den Komfort auch bezahlen. Wir pensionierten Wanderer können es, aber für kinderreiche Familien sind solche

Jugendgästehäuser wahrscheinlich zu teuer, wie ja ohnehin das Radwandern in Deutschland kein billiges Vergnügen ist. Der hauptsächliche Vorteil gegenüber dem Pauschalurlaub besteht darin, dass die Anreisezeit kürzer ist als bei einem Ferienflug und dass man für die beträchtlichen Flugkosten auch die höheren deutschen Hotel- und Gaststättenpreise bezahlen kann. Alles in allem kostet eine (selbstorganisierte) Radtour etwa so viel wie ein gleich langer kostengünstiger Pauschalurlaub in einer Bettenburg am Mittelmeer.

Erste Eindrücke von der Universität im Barockschloss

Erich Rinnert ist am Nachmittag unser Stadtführer. Er hat in Münster sogleich nach dem Krieg, als die zu achtzig Prozent zerstörte Innenstadt wieder aufgebaut wurde, das Studium der Mathematik und Physik begonnen. Er musste wie auch die anderen Studenten ein Jahr Aufbauhelferzeit nachweisen, um sich immatrikulieren zu können. Es gab also nicht nur wie in Berlin Trümmerfrauen, es gab auch Trümmerstudenten.

Erich führt uns auf direktem Weg zum Schloss. Es hat damals und es tut dies auch noch jetzt den Kern der hiesigen Universität gebildet. Im ersten Stock - erreichbar über eine dieser breiten, berühmten Barocktreppen, dort wo früher der Conseil der preußischen Herren, um nicht zu sagen Besatzer, tagte - trifft sich jetzt der akademische Senat. An den Wänden eine lange Reihe von Porträts der Rektoren. Dieses bisschen Ruhm ist die Entschädigung dafür, dass die Professoren für einige Jahre auf die eigene Forschung zugunsten des allgemeinen Wohls der alma mater verzichtet haben. An diesen Verzicht muss ich denken, wenn ich in die Gesichter dieser Gelehrten blicke.

Unten in der Eingangshalle eine Ausstellung über den Staatssicherheitsdienst der DDR – mit für uns Berliner leider verflucht-vertrauten Informationen. Ich wende mich bald den Zeichnungen des Wiener Bildhauers Alfred Hrdlicka (geb. 1928) zu, die in den Fluren des Schlosses hängen. Die Lithographien stammen aus den Jahren 1993 und 1998 und zeigen Ausschnitte aus der Geschichte der Wiedertäufer in Münster. Warum Hrdlicka auf dieses historische Thema zurückgekommen ist? Ihn schien die Mischung aus Gewalttätigkeit und orgastischer Sexualität angezogen zu haben. Doch waren diese merkwürdigen Züge denn wirklich so typisch für die Versuche in der Reformationszeit, an das Gemeinschaftsleben der ersten Christen anzuknüpfen? Oder hat die Polemik gegen die sogenannten Schwärmer die Realität verzerrt? In dieser Hinsicht waren sich die Katholiken und die Lutheraner merkwürdig einig. Und unsereiner muss heute schon in die USA reisen, um bei den Mennoniten und anderen Nachfahren der Täufer die andere, die pazifistische Seite dieser angeblich schwärmerischen Tradition kennen zu lernen. Ich höre von Erich Rinnert, dass Barbara Beuys, die Droste-Biographin, im Merian-Heft über das Münsterland einen einfühlsamen, kundigen Bericht über die Wiedertäufer geschrieben hat, der die ganze Zeit der Reformation berücksichtigt und auch die Repressalien gegen die Täufer berücksichtigt. Und sie zitiert einen Satz Martin Luthers aus dem Jahre 1528: "Doch es ist nicht recht und mir wahrscheinlich leid, dass man solch elenden Leute so jämmerlich ermordet, verbrennt und gräulich umbringt. Man sollte einen jeglichen glauben lassen, was er will."⁽⁴⁾

Das Schloss ist im Zweiten Weltkrieg ausgebrannt. Doch die Fassade und der Baukörper blieben erhalten. Als Universität wurde das Schloss nach dem Krieg zum ersten Mal volksnah genutzt. Seinen ursprünglichen Zweck hatte das Schloss nämlich von Anfang an verfehlt. Es sollte den Fürstbischof von Köln nach Münster ziehen - zumindest zeitweise. Ohne Erfolg. Entworfen hatte das Schloss der vielseitige, einheimische Architekt Johann Conrad Schlaun. Erbaut wurde es dann als letztes Barockschloss Deutschlands in den Jahren 1767-1773. Doch nun zeigte sich im Wirtschaftswunderland, was die Bomben nicht geschafft hatten: Der saure Regen setzte der Fassade

4

Barbara Beuys: Der blutige Himmel. In: Merian. Münsterland, Sept. 1986, S. 106-110

nachhaltig zu; die Sandsteinskulpturen verloren ihr Profil und wurden an den immer wieder nassgetropften Stellen immer flacher. Nur die regengeschützten Partien zeigen heute noch das Können der Barockbildhauer. Wie lange noch? Ich photographiere die immer noch ansehnlichen Reste mit Hilfe des gewichtigen Teleobjektivs, das ich mir dieses Jahr für alle Fälle eingepackt habe.

Teure Auslagen unter den Arkaden am Prinzipalmarkt

Am verheerendsten wirkten die Sprengbomben im Stadtkern von Münster. Der Kranz der mittelalterlichen Häuser um den Prinzipalmarkt mitsamt den bekannten Arkaden stürzte ein. Nach über hundert Bombenangriffen war das alte Münster nur noch ein riesiges Trümmerfeld, aus denen die Türme der Kirchen ragten. Doch auch deren Gewölbe waren herunter gebrochen. Was ist in den Hirnen derer vor sich gegangen, welche die militärisch vollkommen sinnlose Zerstörung der Stadt des Westfälischen Friedens planten? Auge um Auge, Zahn um Zahn, Kirche um Kirche?

Wer jetzt die teuren Auslagen in den Geschäften unter den Arkaden betrachtet, denkt nicht mehr an diese Horrorszenarien der Luftangriffe im Zweiten Weltkrieg. Und doch dürfen wir sie nicht vergessen. Und auch nicht diejenigen, welche den Krieg ausgelöst und als deutsche Feldmarschälle und als Hitlers Satrapen die großen Sprüche geklopft haben, allen voran Hermann Göring. Nach diesem Fettsack war die Straße benannt, in der wir als Evakuierte in Münsingen wohnten, gerade noch rechtzeitig dem Hagel der Phosphorbomben auf den Stuttgarter Westen entkommen. Daran muss ich unter den wiedererrichteten Arkaden des Prinzipalmarkts denken. Wie wohl heute in Münster das Geld verdient wird, um sich Armbanduhren für mehr als tausend Euro zu kaufen? Auch die Kleidermoden sind exquisit. Ich staune über das Angebot der Antiquitätenhändler. In der Nähe der Traditionsgaststätte Kiepenkerl bietet Michael Nolte chinesische Vasen und Teller und vor allem Standuhren im Empirestil an.

Beim raschen Wiederaufbau nach dem Untergang des Nationalsozialismus haben die Münsteraner am alten Grundriss der Stadt und am vertrauten Straßennetz festgehalten. Im Stadtzentrum, dessen traditioneller Charakter gewahrt wurde, würde sich ein Rip van Winkel, der das Dritte Reich verschlafen hat, heute leicht zurechtfinden und nur über den Glanz der Auslagen bei den Juwelieren und den Couturiers staunen. Immer noch wird das Stadtbild bestimmt von den romanischen und gotischen Kirchen. Und es gibt auch im Üblen eine fragwürdige Traditionspflege. Hoch im gotischen Turm die drei geschmiedeten Käfige, in denen die zuvor mit glühenden Zangen zu Tode gequälten Anführer der Wiedertäufer den Dohlen und Krähen zum Fraße angeboten worden waren. Die Käfige waren im Bombenhagel zu Boden gestürzt. Doch man hat sie restauriert und zur Schande der Münsteraner Christenheit wieder am Turme aufgehängt. Dieser gnadenlose Hass wird noch heute über der Stadt und an einer Kirche ausgestellt!

Den Raben zum Fraße

Durch diese Kirchen werden wir morgen geführt werden. Der heutige Tag dient mehr der Einstimmung, und wenn man nicht aufgefordert ist zuzuhören, hat man auch mehr Zeit zum Aussuchen der richtigen Perspektiven und Belichtungen beim Photographieren. Ich richte das Teleobjektiv - wie Hunderttausende von Touristen vor mir - auf die Käfige der Hingerichteten.

Predigten gegen die Euthanasie

Und dabei hat Münster auch das Gegenteil zu bieten. In St. Lamberti dokumentiere ich eines der wichtigsten Glaubenszeugnisse der jüngsten Zeit, die Bronzetafel an der Kanzel, von der aus Clemens August Kardinal von Galen 1941 gegen die Euthanasie gepredigt und die Einstellung der Ermordung geistig Behinderter erreicht hat. In den Jahren, in denen viel zu viele geschwiegen und weggesehen haben, hat er Tacheles geredet. Anders als der evangelische Landesbischof Wurm in

Stuttgart hat er am richtigen Ort, in aller Öffentlichkeit protestiert und er hat nicht wie Wurm einen immer noch diplomatischen Brief an Hitler geschrieben und so gegen die Ermordung körperlich und geistig Behinderter protestiert. Mich hat an Wurms wichtigem Brief, der auch sein Ziel erreichte, immer gestört, dass er sich mit der großen Zahl der uniformierten Pfarrer, die in Hitlers Armee gewissermaßen für den Endsieg kämpften und starben, legitimiert hat. Ganz anders von Galen: Dieser jesumäßig sture, erkonservative und autoritär erzogene westfälische Uraltadlige, der in den Jahrzehnten seiner pfarramtlichen Tätigkeit in Berlin nie sonderlich aufgefallen war, sprach ab 1934 die Wahrheit aus, so dass sie alle Christen unter seiner Kanzel verstehen mussten. Er sprach nicht verschlüsselt in der Sprache Kanaans, nicht im Hirtenbriefstil, sondern er benutzte klares und deutliches Berliner Journalistendeutsch, wenn auch in konservativem Tonfall.

Meine Informationen über von Galen habe ich aus einem gewissermaßen ökumenischen Buch, das Bruno Moser zusammengestellt hat: "Große Gestalten des Glaubens". Der westfälische Studiendirektor Hans Gressel aus Minden, mein langjähriger Vorstandskollege in Versöhnungsbund und immer zuverlässige Freund, hat es mir bei einem seiner Besuche am Groß Glienicker See zum Geschenk gemacht. Darin berichtet Günter Beaugrand: "Seine drei großen Predigten hielt er zur Zeit der größten Triumphe des Naziregimes, als es fast ganz Europa erobert hatte und gerade in einem Siegeszug ohnegleichen in die Sowjetunion einmarschiert war. In diesen Tages des Siegesjubels sagte er den Untergang Deutschlands 'an innerer Fäulnis und Verrottung' voraus, als er am 13. Juli 1941 mit den Gewaltmethoden der Nazis hart ins Gericht ging: 'Der physischen Übermacht der Gestapo steht jeder deutsche Staatsbürger völlig schutzlos und wehrlos gegenüber. Das haben viele im Laufe der letzten Jahre an sich erfahren... Keiner von uns ist sicher, und mag er sich bewusst sein, der treueste, gewissenhafteste Staatsbürger zu sein, mag er sich völliger Schuldlosigkeit bewusst sein, dass er nicht eines Tages aus seiner Wohnung geholt, seiner Freiheit beraubt, in Kellern und Konzentrationslagern der Gestapo eingesperrt wird. Ich bin mir darüber klar: Das kann auch heute, das kann auch eines Tages mir geschehen. Weil ich dann nicht mehr öffentlich sprechen kann, darum will ich heute öffentlich sprechen, will ich warnen vor dem Weiterschreiten auf dem Wege, der nach meiner Überzeugung Gottes Strafgericht auf die Menschen herabrufte und zu Unglück und Verderben für unser Volk und Vaterland führen muss.' ... In der letzten seiner großen Predigten am 3. August 1941 beschuldigte er das Regime offen des Mordes an unschuldigen Kranken und Behinderten: 'Eine furchtbare Lehre, die die Ermordung Unschuldiger rechtfertigen will, die die gewaltsame Tötung der nicht mehr arbeitsfähigen Invaliden, Krüppel, unheilbar Kranken, Altersschwachen grundsätzlich freigibt.'"⁽⁵⁾

Es ist schon merkwürdig: In unserem Jugendgästehaus übernachtet auch eine Gruppe geistig behinderter Kinder mit ihren Betreuern. Heute eine Selbstverständlichkeit. Die Kindern sind auch gut versorgt: sie haben mehrere Betreuer an ihrer Seite, sie sitzen in ganz modernen Rollstühlen, und auf dem Parkplatz des Gästehauses steht ein für den Transport optimal ausgestattetes Auto.

Im Himmelreich und beim Kiepenkerl

Vor der ersten Stadtbesichtigung hatten wir am Aasee im Café Himmelreich Kaffee getrunken und Pflaumenkuchen gegessen. Der Name des Lokals ist keine geistliche Anspielung auf paradiesische Genüsse. Himmelreich ist oder war der Name des Besitzers. Infolge des langen ersten Besichtigungsgangs durch Münster waren wir dann bei Einbruch der Dunkelheit auch wieder hungrig. Erich empfahl die Gaststätte Kiepenkerl, in diesem Falle nicht nach dem Besitzer genannt, sondern nach einer westfälischen Figur, die eine Kiepe, laut Duden "einen auf dem Rücken getragenen, hohen Tragekorb", geschultert hat. Die Innenausstattung des Lokals erinnerte an

⁵ Günter Beaugrand: Kardinal Clemens August Graf von Galen. Der "Löwe von Münster". In: Bruno Moser (Hg.): Große Gestalten des Glaubens. Leben, Werk und Wirkung, München 1982, S. 344-345 u. 347

Münsters Zugehörigkeit zur Hanse. Wir saßen und speisten für Teuro-Preise vor dem Ölschinken einer Seeschlacht.

Münster - Rüschaus - Schloss Hülshoff - Münster.

Dienstag, 17. September 2002

Die unterirdische Fahrradgarage

Die Stadtführung, die Heinz Stenzel schon von Berlin aus bestellt hat, beginnt am Hauptbahnhof, weil wir dort unsere Fahrräder in einer gewaltigen Tiefgarage, die kürzlich ausschließlich für Fahrräder erbaut wurde, abstellen können. Im Bedarfsfall lassen sich die Räder auch in eine zweite, schwebende Reihe hochziehen. Die Bewachung kostet eine Gebühr. Weniger kostbare Räder stehen zu Hauf in der am Hauptbahnhof beginnenden Fußgängerzone, doch Dreiviertel befinden sich in der Tiefgarage. Rings um Münster - längs des inzwischen meist zugeschütteten Befestigungsgrabens - zieht sich eine Promenade, die in vier Reihen mit Linden bewachsen und ausschließlich den Fußgängern und Radfahrern reserviert ist. Hier lässt sich in der Mitte der drei von den Linden gesäumten Pfade flott und komfortabel radeln. Auf dieser Mittelbahn sind früher die Offiziere zur Promenade geritten.

Der Hof des Erbdrosten, das barocke Glanzstück Schlauns

Wir passieren einige Gebäude moderner Architekten, zum Beispiel ein Kaufhaus im Stile des Art Deco und eine Stadtbücherei mit Jugendzentrum - angepasst an die alte Gassenführung durch Zweiteilung und mit den schwarzen Rippen von Ferne an altes Fachwerk erinnernd. Doch der architektonische Höhepunkt bleibt der Hof des Erbdrosten, wie das Schloss ein Werk des großen Barockarchitekten Johann Conrad Schlaun. Das Besondere ist, dass das Gebäude schmal und quer über ein Straßenkarrée gebaut wurde. Auf diese Weise wurde vor und hinter dem Gebäude genügend Raum für den Anblick über den Hof gewonnen, nur unterbrochen durch ein kunstvoll geschmiedetes Tor.

Zum Rüschaus der Annette von Droste-Hülshoff

Am Nachmittag radeln wir zu dem Land- und Alterssitz dieses Baumeisters, dem Rüschaus. Seit 1826 war es der Witwensitz von Therese von Droste-Hülshoff, geb. von Haxthausen. Sie war die Mutter der 1797 geborenen Annette von Droste-Hülshoff. Von Münster aus gesehen befand sich dieser Witwensitz auf dem Weg zum Wasserschloss Hülshoff, in dem Annette mit ihrer Schwester Jenny und ihren Brüdern Werner und Ferdinand aufgewachsen war.

Zwischen dem Rüschaus und Schloss Hülshoff lagen drei Kilometer Landstraße. Wenn die Witwe und ihre Töchter vom Rüschaus nach Münster gelangen wollten, mussten sie von der Burg Hülshoff per Boten eine Kutsche erbitten. Wollten Freunde der Dichterin zu ihr gelangen, benötigten sie, so sie über kein Pferd verfügten, auf Schusters Rappen für diese Strecke zwei gute Stunden. Solche, die Lebensumstände bestimmenden Distanzen werden einem deutlich, wenn man nunmehr auf bequemen Radwegen den Weg von Münster zum Rüschaus in einer dreiviertel Stunde zurücklegt.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war das Rüschaus ein einsamer Ort inmitten von Feldern, moorigen Tümpeln und feuchten Waldungen. Annette von Droste-Hülshoff wartete auf einer Aussichtsbank und hielt - wegen ihrer Kurzsichtigkeit - mit einem Fernglas nach Besuchern Ausschau, die sich angekündigt hatten oder regelmäßig erwartet wurden wie die jungen Schriftsteller Jungmann und Schücking. Den Standort dieser Bank hätte ich gerne gekannt. Doch wahrscheinlich haben sich inzwischen Wegführung und Anpflanzung geändert, so dass man sich die

Dichterin, wie sie auf der Bank ihren jungen Freund Levin Schücking wartet, nur noch in Gedanken vorstellen kann.

Das Rüschaus selbst hat noch die von Schlaun gefundene Form. Die geschwungene, barocke Linienführung wurde von dem roten Backsteinmauerwerk aufgegriffen. Das Haus bildet keinen starren Block; durch seine Dreiteilung in ein mittleres Haupthaus und zwei flankierende Seitengebäude wirkt es sehr viel leichter und beschwingter als ein Herrenhaus in Brandenburg. Im vorliegenden Falle hatte Schlaun aus einer bürgerlichen Not eine architektonische Tugend gemacht. Einem Nichtadligen wäre es nicht gestattet gewesen, für sich selbst einen Landsitz in einer Form zu bauen, die Adligen vorbehalten war. Er durfte gewissermaßen nur ein Bauernhaus bauen. Das breite Mittelportal im Hauptgebäude führt auch nicht in einen Festsaal, sondern als Scheunentor auf die Tenne, westfälisch Deele, auf der rechts und links die Pferde und Kühe ihren Platz und über ihnen die Knechte und Mägde ihre Schlafkojen gefunden haben. Therese von Droste-Hülshoff und ihre beiden Töchter Annette und Jenny mussten sich auch tatsächlich um die Viehwirtschaft kümmern und konnten sich nicht nur der geliebten Lektüre oder dem Anfertigen von Scherenschnitten und Näh- und Strickarbeiten widmen. Ich fand Gefallen an dieser Tenne, auf der in den Lehm aufrecht stehende Basaltbruchsteine in Mustern eingelegt worden waren, um bei feuchtem Wetter die Verwandlung der Tenne in eine gefurchte Rutschbahn zu vermeiden.

Von der Küche zum Schneckenhäuschen

Der erste Raum, den man bei einer Besichtigung des Mittel- und Haupthauses betritt, ist die große Küche, wahrscheinlich der einzige Raum, der im Winter angenehm warm gehalten wurde. Hier pflegten sich Herrschaft und Gesinde aufzuhalten und zu essen. Hier wurde aber auch geschlachtet, Metzelsuppe gekocht und Schinken und Würste im „westfälischen Himmel“ über dem offenen Feuer geräuchert.

Annette von Droste-Hülshoff standen drei - über eine Treppe erreichbare - kleine, niedrige Räume zur Verfügung. Sie nannte ihr Wohn- und Arbeitszimmer mit Klavier, Sekretär und Kanapee ihr Schneckenhäuschen. Daneben war ihr Schlafzimmer mit einem auffallend kleinen Bett. Wenn man nur die Portraits kennt, stellt man sich unter der westfälischen Dichterin eine große, schlanke Frau vor. Doch sie maß nur 1,50 Meter. Ihr Bett erinnerte mich an das ähnlich schlichte Bett Johann Wolfgang von Goethes in seinem Haus am Frauenplan. An den Wänden des Schlafzimmers einige Radierungen aus ihrer Sammlung, vor allem Tierbilder Ridingers und - zu meiner freudigen Überraschung - auch zwei Radierungen Chodowieckis, eine davon "Der Geburtstag des Vaters", die ich auch besitze. Wahrscheinlich hat diese Radierung die Gedanken der Dichterin zurück gelenkt zu fröhlichen Geburtstagsfeiern mit ihrem Vater Clemens August. In ihren Versen steht sie beim Gedanken an die Verwandten oft an Gräbern; es ist gut zu wissen, dass sie im Alltag auf die heiteren Radierungen des emsigen Familienvaters Chodowiecki blickte.

In dem dritten Raum konnte sie später Gäste unterbringen; bis zu deren Tod hatte sie dort ihre Amme gepflegt. Wenn man nur auf die Zeiteinteilung der Droste achtet, dann könnte man als ihren Beruf nicht nur den der Dichterin, sondern auch der privaten Krankenpflegerin und Erzieherin angeben. Sie hat diese Aufgaben in der Verwandtschaft immer wieder mit erstaunlicher Ausdauer und - so die Umstände nicht gar zu widrig waren - auch mit Erfolg übernommen.

Wir wurden durch ein hübsches, blondes Mädchen durch die Räumlichkeiten des Rüschauses geführt. Der spiritus rector des Rüschauses ist aber der Germanist Ulrich Wollheim, auf den uns die Führerin bei spezielleren Nachfragen verwies. Ich erkundigte mich dann bei ihm nach dem Verbleib der Graphik-Sammlung der Dichterin. Dies war nun - ausnahmsweise! - nicht sein Spezialgebiet und er konnte nur andeuten, dass ihre Sammlung wahrscheinlich in die Sammlung auf

Schloss Hülshoff integriert worden sei. Hier im Hause befänden sich von Chodowiecki nur die beiden in den Droste-Zimmern hängenden Radierungen. Mich wunderte, dass sie ausgerechnet die Reiterbilder Ridingers gesammelt haben sollte. Die Roman- und Dramenillustrationen Chodowieckis hätten doch weit besser zu ihren Interessen gepasst.

Unsere Führerin im Rüschaus betonte die extreme Kurzsichtigkeit der Droste. Bis auf 10 cm habe sie sich den Manuskriptseiten genähert. Unsere Führerin bzw. ihr Mentor Wollheim sahen darin auch den Grund für die auffallend kleine Schrift und die extrem dichte Beschriftung der Manuskriptblätter. Die Reinschrift der Gedichte scheint ihr große Mühe bereitet zu haben. Wahrscheinlich ist dies der Grund dafür, dass sie diese Tätigkeit immer wieder in ihren Briefen erwähnt. Glücklicherweise hat sie die Mühe des Schreibens nicht davon abgehalten, "ellenlange" Briefe zu verfassen. Sie gehört zu den ganz großen Briefschreiberinnen unter den Dichtern, und ich bin glücklich, dass in meiner Droste-Auswahl, in der Reihe 'Bücher der Rose', die Briefe ein gutes Drittel des Umfangs ausmachen, und wenn ich mir aus den Gesammelten Werken etwas wünschen dürfte, dann wären es die Bände mit ihren Briefen. Man darf sich bei solchen wissenschaftlichen Ausgaben auf die erläuternden Anmerkungen freuen.

Es ist schade, dass man das Stadthaus der Eltern der Annette von Droste-Hülshoff in Münster nicht mehr besichtigen kann. Zu Lebzeiten des Vaters hatten sie es häufig genutzt, um am kulturellen Lebens Münsters teilzunehmen, gerade auch um Theater- und Opernaufführungen zu besuchen. Bisweilen geschah dies mehrfach. So hörte die junge Annette dreimal den Don Giovanni in einer Saison. Und gerade dies konnte ich ihr nachempfinden, ist doch diese Mozart-Oper mir die liebste - und nicht nur wegen Mörikes Erzählung "Mozart auf der Reise nach Prag". Leider wurde das Stadthaus der Familie in Münster im Zweiten Weltkrieg zerstört. In der Rowohlt-Monographie Herbert Krafts habe ich noch eine Abbildung gefunden.

Gartensaal und italienischer Salon

Den Schluss der Führung bildet die Besichtigung der festlichen Wohnräume des Rüschauses, des Gartensaals und des italienischen Zimmers, so genannt nach der Bildtapete, die den Vesuv und den Golf von Neapel in arkadischer Landschaft zeigt. Dieses italienische Zimmer war ursprünglich Schlauns Schlafzimmer; von den Drostes scheint es als den Gartensaal erweiternder Salon genutzt worden zu sein. Der Gartensaal selbst wurde neu tapeziert mit einer nach Originalresten rekonstruierten Tapete. Solche Errungenschaften sind dann der besondere Stolz der Kuratoren, was ich auch verstehen kann, denn dieser Raum, der immer noch für Veranstaltungen genutzt wird, ist schmuck geworden und gestattet einen beruhigenden Blick in den Garten und auf die von Enten bevölkerten Wassergräben, hierzulande Gräften genannt. Eine Besonderheit des Gartensaals bildet der in die vertäfelte Wand eingelassene, mit einem Handgriff ausklappbare Altar, der vom Geistlichen des Schlosses Hülshoff für Gottesdienste genutzt wurde, um den Bewohnern des Rüschauses den beschwerlichen Weg zum Schloss oder zur Kirche in Nienhaus zu ersparen. Neben dem Altar eine Glasvitrine mit Beispielen der Sammlung von Porzellan und Gemmen der Droste. Die immer noch originale Bildtapete im italienischen Zimmer darf nicht fotografiert werden. Die anderen Teile des Hauses habe ich - ohne Blitzlicht, denn ich kenne die Empfindlichkeit der Kuratoren - mit Hilfe eines speziell für diesen Zweck eingelegten hochempfindlichen Films von 800 ASA aufgenommen.

Putten als Gärtner

Die Führung endet auf der Treppe zum Garten. Man blickt auf barock geschnittene Buchsbaumhecken, auch auf Rosen und vier Putten im barocken Stil. Ob es sich hierbei um die originale Ausstattung oder um hübsche Zugeständnisse an die Bedürfnisse der in ganzen Busladungen anreisenden Droste-Verehrerinnen - es sind jährlich 15.000 bis 20.000 - handelt? Ich

vermute, dass im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts hier die Landwirtschaft das Bild geprägt hat und eher Hühner und Gänse am Fuße der Freitreppe zu Gange waren.

In dem kleinen Führer durch das Haus, den ich mir um der Vergewisserung willen zulegte, fand ich später den Hinweis, dass die vier Putten von Johann Christoph Manskirch aus dem Schlaunschen Stadthausgarten stammen und nach dessen Tod 1774 hier aufgestellt wurden. Die Putten sind hübsch, wenn auch nicht so kindlich verspielt wie die Kinder des Johann Peter Wagner, an denen wir uns vor zwei Jahren im Mainfränkischen Museum bzw. an den gar zu weißen Abgüssen im Garten von Veitshöchheim erfreuen konnten. Die Drostes hatten die Putten also immer vor Augen, wenn sie in den Garten blickten, auch wenn dieser zu ihrer Zeit weniger dem Lustwandeln als dem Anbau von Obst und Gemüse diente, das schließlich auch einer der Putten auf dem einen Arm trug, während er den anderen auf einen Spaten stützte. Zu Füßen des Putto balgen zwei Karnickel über einem Kürbis. Ulrich Wollheim, der Verfasser des Hausführers, vermutet, dass die Putti sogar den Anstoß zu dem Gedicht *Die Elemente* gaben. Zu Füßen der Putten findet man jeweils diese Elemente symbolisierende Tiere. Der Fisch steht für das Wasser. Das habe ich mir gedacht. Doch woran erkennt man Feuer und Luft? Ruth und ich haben nur die beiden erstgenannten fotografiert und an die beiden anderen erinnern wir uns nicht. Vielleicht ein Kranich, ein Schwan oder Enten für das Wasser und ein Drache für das Feuer?

Zum Abschied vom Rüschnhaus kaufe ich mir nicht nur den Führer durch das Haus, sondern auch das Droste-Jahrbuch 1, Neue Folge, um für meinen Vortrag über die Dichterin bei nächtlicher Lektüre im Hotel noch etwas hinzuzulernen. Das Literaturangebot im Rüschnhaus ist reizvoll und umfangreich. Bildbände und Biographien. Doch ich vermisse die Werkausgaben. Eine Sammlung der Korrespondenz - insbesondere mit Schücking - oder das Tagebuch der Schwester Jenny hätten mich interessiert. Auch in der neuen historisch-kritischen Ausgabe hätte ich gerne geblättert. Doch welcher der jährlich 20.000 Besucher liest noch die Gedichte der berühmtesten deutschen Dichterin? Später auf Schloss Hülshoff konnte man wenigstens die Reclam-Heftchen mit den Gedichten und der Erzählung „Die Judenbuche“ kaufen. Immerhin gab es im Rüschnhaus die Biographie von Barbary Beuys und einen neuen Moor-Roman, der von Ulrich Wollheim - laut Aussage eines Buchhändlers in Billerbeck - als sehr authentisch bezeichnet wird. Doch wir haben die Radtour noch vor uns und als Abendlektüre reicht mir das Jahrbuch und die Droste-Auswahl in der Reihe Bücher der Rose, die ich im Gepäck mitführe.

Haus Vögeding

Auf der Fahrt vom Rüschnhaus zum Schloss Hülshoff passieren wir ein weiteres Wasserschloss, Haus Vögeding. Wozu das Wasser wohl gut war - außer zum Löschen bei einer Feuersbrunst, zum Karpfenzüchten und als Landeplatz für die Enten, die man - falls einen Jägerstolz und Jagdreglement nicht davon abhielten - aus dem Küchenfenster schießen konnte? Seit dem 16. Jahrhundert boten Burgen doch keinen Schutz mehr vor Kanonenkugeln. Auf dem Eis hätte man auch früher schon diese Gräften überqueren können. So ganz will mir die praktische Seite der Wasserburgenromantik nicht einleuchten. Gehörte die Gräft nun mal zum Herrenhaus wie später der Zylinder zur bürgerlichen Hochzeit? Im Untergeschoss stelle ich mir eine Wasserburg ziemlich feucht vor. Doch vor dem Aufsteigen der Feuchtigkeit wusste man sich anscheinend zu schützen. Statt der Teerpappe, die heutzutage zwischen Fundament und Mauern gelegt wird - und nach einigen Jahrzehnten zerfällt! - wurde eine Lage Ölschiefer eingezogen.

Auf Schloss Hülshoff

Unsere Radler trinken Kaffee im Schlosshof von Hülshoff; ich besichtige schon mal die repräsentativen Wohnräume der Burg, in der Annette doch fast 30 Jahre - bis zum Tode ihres Vaters im Jahre 1826 - gelebt hat und auf der sie bis zu ihrem Tode regelmäßig zu Gast war. Im

Empfangsraum hängen die Portraits der Drosten - und zwei zeitgenössische Gemälde von Anführern der Wiedertäufer - bis ins 20. Jahrhundert und an einem Ehrenplatz das Portrait der Dichterin von Johannes Sprick. Es entstand 1838. Ein Glück, dass die Droste den Maler mit diesem Auftrag förderte, und er bedankte sich mit einem Gemälde, das in die deutsche Literaturgeschichte eingegangen ist und die Dichterin wohl besser zeigt als die Jugendbildnisse, die nur hübsch sind, aber den Charakter dieser eigenwilligen Frau erst ahnen lassen. Gemalt hat Sprick sie wahrscheinlich im Rüschaus oder bei Besuchen in Münster. Im Rüschaus hängt heute nur eine bemühte, allzu scharf konturierte Kopie des Bildnisses von Sprick.

Am stimmungsvollsten ist auf Schloss Hülshoff der große Salon mit dem kleinen Flügel, weil man sich gut vorstellen kann, wie abends und erst recht zum Weihnachtsfest die Familie und ihre Gäste sich hier versammelten, um zu singen oder vorzulesen. Daneben die große Bibliothek, deren Inhalt in den verschlossenen Schränken trotz der Glasscheiben schwer zu identifizieren ist. Man kaufte damals kaum aktuelle Belletristik, sondern lieh sich diese in einer Leihbibliothek. Man abonnierte Zeitschriften in Literaturvereinen. Wahrscheinlich hat auch Annette von Droste-Hülshoff am literarischen Leben ihrer Zeit auf diese Weise teilgenommen. Die Praxis des Entleihens statt des Kaufens von Büchern machte ihr als Autorin zu schaffen, nein, im Gegenteil, es frustrierte sie. Selbst ihre Bekannten kauften ihre Gedichte, als diese 1838 in der Aschendorffschen Buchhandlung in Münster erschienen, eben nicht, sondern sie warteten, bis sie sich ein - mittlerweile bereits ramponiertes - Exemplar von einem anderen Liebhaber der schönen Literatur leihen konnten. Als ihr zweiter Gedichtband dann zehn Jahre später beim renommierten Cotta Verlag in Stuttgart erschien, musste sie bei Aschendorf die immer noch vorhandenen Restexemplare der ohnehin kleinen Auflage aufkaufen, weil sie auch frühe Gedichte in den neuen Band aufgenommen hatte.

Wir haben ausreichend Zeit, Schloss Hülshoff zu umwandern und es von allen Seiten zu fotografieren: die Büste der Dichterin in einem Rosenrondell und die Enten, die Gänse und Schwäne auf dem Wassergraben um die Burg. Ruth steigt sogar über eine niedrige Abgrenzung, um am alten Gärtnerturm über einen Wassergraben hinweg das Reiterrelief von Heinrich I. von Droste-Hülshoff (1500-1570) festzuhalten.

In der Brauereigaststätte Pinkus Müller

Zum Abendessen sitzen wir - auf Empfehlung von Erich Rinnert - bei Pinkus Müller, in den mit dunkel gebeizten Eichenmöbeln ausgestatteten Gasträumen einer der ganz alten Brauereien von Münster. Spezialität ist eine Bierbowle - eine rehbraune Flüssigkeit mit Ananasstückchen. Ich bleibe bei meinem alkoholfreien Bier. Da weiß ich, woran ich bin. Hinter uns ein Küchenschrank in dunkler Eiche mit einem Löffelbrett, also einer Leiste, in die jedes Familienmitglied seinen Zinklöffel einhängt, in der Regel wohl nach ausreichender Reinigung durch sorgfältiges Ablecken. Das geht so lange, bis einer dann am Ende des Lebens "den Löffel abgibt".

Münster - Drensteinfurt - Lüdinghausen.
Mittwoch, 18. September 2002

Entlang der Verse zum Haus Steinfurt

Die eigentliche Radtour, also unser Radeln mit Gepäck und über Land, beginnt mit einer Fahrt unter Bäumen. Zuerst sind dies die Linden entlang der Promenade am Festungsgraben und dann gelangen wir unter die Erlen, die am Ufer der ganz langsam fließenden Verse stehen.

Haus Steinfurt, das erste Wasserschloss, das wir heute zu sehen bekommen, wurde von Johann Matthjias von der Recke bei Lambert Friedrich Corfey in Auftrag gegeben. Die beiden Torhäuschen

stammen von dem Schlüter-Schüler Freyse.

Maisernte und Wintersaat

Unser Weg folgt Wasserläufen. Diese haben so wenig Gefälle, dass es für uns keine Rolle spielt, ob wir flussabwärts oder -aufwärts radeln. Neben Enten beobachten wir immer wieder Fasane, und auch auffallend viele Tauben sind unterwegs. Der Boden ist viel fruchtbarer als in Brandenburg. In ganz großen Schollen wird der Boden von enormen Pflügen umgebrochen und nach einigen Wochen Ruhezeit von Walzen zerkleinert und neu angesät. Auf einigen Feldern ist die Wintersaat bereits ausgebracht. Die wichtigste Erntefrucht ist im September der Mais. Vollerntemaschinen kappen die Pflanzen zehn Zentimeter über dem Boden und verschreddern Stiel, Kolben und Blätter und blasen dieses Gehäcksel auf hochbordige Anhänger. Die Ladung wird zum Hof gefahren und in flachen Mieten zwischen zwei Betonmauern abgeladen, durch das Überfahren mit dem Traktor zusammengepresst und dann mit schwarzen Plastikbahnen, einer dünnen Schicht Erde und alten Autoreifen bedeckt. Eine Heuernte scheint es nicht zu geben. Die Kühe auf den Weiden, die riesige Euter mit sich herumschleppen und sehr unbeholfen wirken, dürften im Winter in erster Linie von diesem Maisschrot leben. Alles ist auf die Viehzucht (Kühe und Schweine, einige Ziegen beim Haus) ausgerichtet. Die Gülle wird in riesigen Bottichen auf die Felder gefahren. Der zugehörige Kuh-Schweine-Mischduft liegt über dem Land. Neben den traditionellen Klinkerbauten der Bauernhäuser erheben sich die blauen Alutürme der Silage.

Ein weiterer Erwerbszweig ist wohl die Pferdezucht, denn wir treffen immer wieder auf schlanke, braune Reitpferde, die auf der Weide stehen und zum Zaun traben, wenn ich stehen bleibe und sie zu photographieren suche. Auf einem Schild steht "Pferdezentrum Theodor Bonkhoff".

Herztest

In Lüdinghausen beziehen wir Quartier im Hotel zur Post. Vom Balkon blicken Ruth und ich senkrecht in einen Bach, an dessen Grund hellgrüne, breitblättrige Wasserpflanzen sich in der Strömung wiegen.

Mit 65 Kilometern Tagesleistung war dies für mich heute der Herztest. Ich spürte nichts Auffälliges, konnte immer gut mithalten. Das Münsterland ist topfeben. Die einzigen Erhebungen sind Autobahn- und Straßenüberquerungen. Die Radwege sind asphaltiert oder mit feinkörnigem Kies auf festem Grunde ausgelegt, also ideale Bedingungen für Radler wie mich. Bei lang anhaltenden Steigungen würde ich vorsichtshalber absteigen.

Wir werden in Lüdinghausen drei Mal übernachten. Das erspart uns das Mitführen des Gepäcks und es gibt denjenigen, die sich nicht fit fühlen, die Möglichkeit, ein oder zwei Tage auszuspannen.

Lüdinghausen - Nordkirchen - Westerwinkel - Ascheberg - Senden.
Donnerstag, 19. September 2002

Ein Schloss für die Finanzbeamten

Der Himmel ist fast bedeckt. Einige schwere Wolken haben einen tiefdunklen Unterrand. Doch es fällt kein Regen. Die Witterung ist angenehm zum Radeln. Zum Photographieren der Wasserschlösser wäre mir strahlend blauer Himmel ohne den Hauch eines Windes am liebsten. Dann würden sich die Türme im Schlossgraben am deutlichsten spiegeln.

Durch eine hohe Kastanienallee fahren wir auf Schloss Nordkirchen zu, ein Werk Schlauns und anderer. Es soll dem Versailler Schloss nachempfunden sein, doch durch die roten Backsteine wirkt

es strenger als das französische Vorbild. Dieser Habitus passt zu seiner heutigen Verwendung als Ausbildungsstätte der nordrhein-westfälischen Finanzbeamten. Polnische Gärtner kümmern sich um den barocken Schnitt der Buchsbaumhecken, die dem Ausblick von der Schlosstreppe das Versailler Gepräge geben und überhaupt erst diesen Vergleich rechtfertigen. Der Unterhalt eines solchen Schlosses ist sehr aufwändig. Für eine jährliche Pacht von einer D-Mark fand sich kein ernsthafter privater Interessent.

Oranienburg

Am besten gefällt mir das nebengelagerte Schloss Oranienburg, dessen Gartenflächen jedoch den Pferden überlassen wurden. Nur die barocken steinernen Figuren im wilden Bewuchs erinnern an die ursprünglichen Anlagen. In diesem Schloss ist die Leitung der Verwaltungshochschule untergebracht. Äußerlich wirkt es sehr repräsentativ. Da kann sich der Dienststellenleiter gewissermaßen „von“ schreiben. Doch die Bequemlichkeit hängt nun mal - und besonders im Winter - von der Qualität der Installationen ab, und in dieser Hinsicht hatten barocke Schlösser wenig zu bieten.

Westerwinkel

Um die Mittagszeit erreichen wir - vorbei an einem Golfplatz - das Wasserschloss Westerkönig, das eine weite wehrhafte Anlage, mit besonders befestigtem und gesichertem innerem Kern aufweist. Im Innenhof rasten wir auf Bänken und verteilen Knabberkost: Trockenobst, Schokoladenwaffeln und Nüsse. Ich mache mich zu Fuß auf zum Photographieren und entdecke reizvolle Ausblicke.

Verschärfter Herztest

Die weitere Fahrt führt über Ascheberg vorüber an befestigten Häusern (Haus Romberg und Haus Byink), die privat genutzt werden und nur aus der Distanz - am besten über abgeerntete Felder - zu besichtigen sind nach Senden. Auch das dortige Wasserschloss, das - so lehrt uns der Blick auf ein Sammelsurium von Briefkästen - von vielen Mietparteien genutzt wird, ist nicht zu besichtigen und müsste dringend renoviert bzw. restauriert werden.

Entlang dem Dortmund-Ems Kanal erreichen wir nach geschwinder, aber - wie der Po signalisiert - letzten Endes doch strapaziöser Fahrt wieder unseren Standort Lüdinghausen. Die heutige Tour war ein strenger Herztest. Die Tachometer zeigten eine Tagesleistung von 78 Kilometern. Abendessen wie gestern in der bosniakischen Gaststätte Mostar, deren Salatbuffet ganz meinen Wünschen entspricht.

Eine Postkarte und Erinnerungen

Mit der Postkarte des Wasserschlosses Hülshoff - adressiert an Marion Thimm - gratuliere ich Lili Flechtheim zum 85. Geburtstag am 22. September. Sie tut mir leid. Ihre Freunde werden sich wie immer zu ihrem Geburtstag treffen. Doch wird sie dieses Jahr außer ihrer Tochter überhaupt noch jemanden erkennen können? Beim Schreiben fällt mir ein, wie ich vor dreißig Jahren in diesen Spätsommertagen bei strahlendem Sonnenschein allein zum Widderstein aufgestiegen war und unterwegs zwischen Murmeltieren ausruhend einen Alpensee auf die Geburtstagskarte für Lili Flechtheim gezeichnet habe. Ich war mit meinem Vater und meiner Mutter für ein paar Tage zu Albert Vonblon nach Baad ins Kleine Walsertal gereist, um auf der (etwas stillen) verglasten Veranda des Bauernhauses einen Aufsatz über den Zusammenhang von Demokratie, Sozialismus und der Fähigkeit zur Sozialen Verteidigung zu schreiben. Diesen Aufsatz über den "dialektischen Prozess zur Sozialen Verteidigung" habe ich danach immer als einen meiner besten empfunden und mich mit ihm um einen Lehrstuhl an der Universität Tübingen beworben. (Die wollten aber keinen Marx und Engels-Adepten, der ich doch nur versuchsweise war.) Ich habe diese Tage im

Kleinwalsertal als bemerkenswert harmonisch in Erinnerung. Ruth hatte ein Foto vom Aufstieg zur Alm der Vonblons jahrelang auf ihrem Schreibtisch stehen, bis die Farben dann völlig verblassten. Auch mein Vater lebte in dieser Umgebung, die ihm seit dem frühen Mannesalter vertraut war, noch einmal auf, auch wenn er sich nicht mehr getraut hatte, wie in jungen Jahren gegenüber seiner Frau auf Wanderkluft, gar auf der Hirschlederhose zu bestehen und statt dessen wie immer in Stuttgart einen braunen, glatten Allzweckmantel und einen Stoffbeutel - wie zum Einkaufen - mit sich trug. Beides ließ ihn alt erscheinen und er spürte dies.

Lüdinghausen - Vischering - Halterer Stausee - Seppenrade - Sythen.
Freitag, 20. September 2002

Bürgerliche Hochzeit auf Schloss Lüdinghausen

Die Tagestour beginnt mit einem Besuch auf Schloss Lüdinghausen, heute als Standesamt im Dienste bürgerlichen Glücks. Und wie für uns gerufen erscheint im weißen Kleid auch die Braut in Rosen. Das ist und bleibt ein rührender Anblick, wahrscheinlich weil man den Moment des Glückes gerne anhalten möchte und doch weiß, dass man ihn später im besten Falle wieder wachrufen kann.

Weiter zum nahe gelegenen Wasserschloss des Drostens von Vischering. Statt Schießscharten gibt es auf der Höhe des Rundgangs ein Eisengeländer, von dem aus man gut über die Gräften blicken kann. Es soll hier Eisvögel geben. Ich hätte gerne einen vorüber schwirren sehen.

In Seppenrade versammelt sich unsere Gruppe in der St. Dionysius-Kirche zur Andacht. "Seid getreu bis in den Tod, so will ich euch die Krone des Lebens geben," lautet unser Tagestext aus dem Johannesbrief. Ich bin von dieser Neugotischen Kirche, erbaut 1882-1885, beeindruckt, empfinde sie merkwürdigerweise als zeitgemäßen Ausdruck des Glaubens. Was stimmt mich heute gegenüber dem Historismus so milde? In Berlin habe ich ihn immer als aufgesetzt und pompös empfunden? Kann es sein, dass man auch beim Nachahmen eines Stils die Wahrheit sagen kann? Ich kaufe mir den Kirchenführer und will darüber weiter nachdenken.

Im Rosengarten von Seppenrade

Seppenrade liegt auf einer steilen Anhöhe und weist an der Stelle, von der aus man weit über das Münsterland blicken kann, einen Rosengarten auf. Ruth ist von ihm begeistert und sammelt einen ganzen Strauß mit der Kamera. Gezeigt werden auch besondere Züchtungen. Die Konrad-Adenauer-Rose und die Helmut-Kohl-Rose in dunklem Rot, die Helmut-Schmidt-Rose hingegen gelb. Ruth erinnert mich daran: "Diese gelben Rosen haben wir doch Semi und Nimet im Flugzeug nach Izmir mitgenommen. Dort werden sie nun auch im Garten blühen!" Auch eine schöne Erinnerung an die Zeit vor Christians und Nadyas Hochzeit respektive Verlobungsfeier in Özdere.

Mir gefällt am Rosengarten am besten der Goldfischteich, der zum Abhalten der Reiher mit Schnüren überspannt ist. Er ist zwischen große Natursteine eingelassen, auf diese Weise von allen Seiten gut einsehbar und nicht wie unser Ökoteich im Garten zu einem guten Teil von Schilf bedeckt.

International bekannt dürfte Seppenrade jedoch nicht für seinen Rosengarten sein, sondern für den größten Ammoniten der Welt, der hier gefunden wurde. Er wiegt 70 Zentner, hat einen Durchmesser von 1,95 m und eine Dicke von 0,4 m. Das Original befindet sich im Naturkundemuseum in

Münster; ein Abguss vor der hiesigen Sparkasse. Der Ammonit lebte vor 200 Millionen Jahren im Paläozoikum. Solche Zeiträume entziehen sich meinem Vorstellungsvermögen. Wie dies wohl Annette von Droste-Hülshoff gesehen hat? Ich werde dazu ihr Gedicht "In der Mergelgrube" lesen.

Das besondere Problem der diesjährigen Radtour ist, dass es in dieser Gegend nicht wie an der Donau oder am Main die eine, von allen genutzte Route, sondern viele Radwege gibt und wir ständig unsere Karten konsultieren müssen, um nicht auf einladendem, ausgeschildertem Wege abzurufen und schließlich ganz woanders als geplant zu landen. Heinz Stenzel und Jutta Andreae überlegen immer wieder gemeinsam und auch Ruth hat ihre Karte griffbereit. In der Regel löst jedoch Erich Rinnert das Problem, indem er Einheimische befragt.

Am Halterer Stausee

Und doch verfahren wir uns. Wir hatten eigentlich einen kürzeren Weg nehmen wollen, weil einige meinten, den Halterer Stausee müssten wir nicht unbedingt ansteuern. Unsere Brandenburger Seen würden es mit einem Wasserrückhaltebecken doch allemal aufnehmen. Doch anscheinend führen hierzulande alle Wege zum Halterer Stausee. Jedenfalls standen wir unversehens davor und fanden dann Gefallen am Radeln unter Buchen und schließlich am Kaffeetrinken auf einer Terrasse an eben diesem Stausee. Wir setzten uns unter ein Sonnendach, weil wir einen kräftigen Guss erwarteten. Die dunklen Wolken mit ihren schwarzen Rändern hingen direkt über uns. Doch es blieb trocken.

Einige Jungen in orangenen Schwimmwesten ließen direkt vor unserer Terrasse ihre Segelübungsboote vom Typ Optimist zu Wasser. Und wir trauten uns nach Kaffee, Kuchen und Eis (für mein Teil) auch wieder unter den schützenden Schirmen hervor.

Erinnerung an Wilderer in Sythen

Das letzte Ziel unserer Tagesrundfahrt ist Sythen. Dort erwartet uns eine Mühle und noch ein Wasserschloss. Doch von letzterem steht nur noch der Mauerkern. Auf diesen sind die Einheimischen stolz und haben ihn aufwändig konserviert. Ich kann nichts Besonderes erkennen, nur auf der Rückseite über der Tür eine lateinische Inschrift in barockem Stil. Sie ist so simpel, dass sogar ich sie auf Anhieb zu übersetzen vermag. "Gott, der Herr, bewacht den Eingang und den Ausgang von nun an bis in Ewigkeit." Vor dem Tor wird auf einem Findling an einen Otto Graf von Westerholt und Gysenberg erinnert, der am 2.5.1920 von Wilderern ermordet worden ist. Wo man diese Geschichte wohl nachlesen kann? Heutzutage wird den Gruselstories und Tragödien der Boden dadurch entzogen, dass ein Bauer, der auf Hirschbraten Wert legt, nicht mehr das Gesicht schwärzt und zur Flinte greift, sondern ein Rudel Damwild im Gatter hinterm Hause hält.

Quer durch den englischen Panzerübungsplatz

Die Heimfahrt geht schnell, weil uns Einheimische darauf hinweisen, dass wir den englischen Truppenübungsplatz auf glatter Straße durchqueren können. An den Rändern stehen hohe Bäume, doch im Zentrum ist das Panzergelände kahl und man hat eine weite Sicht. An den Truppenübungsplatz schließt sich ein kleiner Flughafen für kleine, weiße Propellerflugzeuge an.

Letztes Einüben des Vortrags

Um 17.30 Uhr sind wir bereits wieder im Hotel Post in Lüdinghausen. Ich bin noch frisch und bereite mich in der Abendessenszeit noch einmal auf meinen Vortrag über Annette von Droste-Hülshoff vor. Meine Sorge war immer gewesen, dass ich die Gedichte in einem dafür nicht geeigneten Raum vortragen müsste. Der Besitzer des Hotels, der im Rollstuhl sitzend sich um alles kümmert, hatte für meine Bitte Verständnis. Das Blaue Zimmer sollte mir zur Verfügung stehen. In dessen Mitte stand eine große Tafel, an der wir alle bequem Platz nehmen konnten. Bis zu meinem Eintreffen hatten die anderen hier bereits zu Abend gegessen und das Geschirr bis auf einige

Getränke wieder abtragen lassen. Ich freute mich über diese Umsicht.

Ich hatte auf unserem Zimmer nur ein paar Trockenpflaumen gegessen und dazu Wasser aus dem Zahnputzglas getrunken. Es war mir wichtig gewesen, den Text noch einmal laut zu lesen und insbesondere den Vortrag der Gedichte einzuüben, war ich doch seit meiner Schulzeit ganz aus der Übung gekommen. Und nun diese Gedichte, viel schwieriger zu intonieren als Balladen! Ich hatte Angst davor, dass mir die Stimme umkippen oder schwäbische Anklänge in den Text geraten könnten.

Es ging gut. Von 21 bis 22 Uhr - genau meinem Timing entsprechend - hielt ich den Vortrag, der sehr nüchtern, fast geschäftsmäßig mit dem Blick auf den Zwanzigmarkschein begann und mit dem Gedicht "Im Grase" endete. Meine Freunde waren sehr angetan und bedankten sich herzlich.

Theodor Ebert

Über Annette von Droste-Hülshoff

Auf der Suche nach einem biographischen Zugang zu ihren Gedichten⁽⁶⁾

Bis zur Einführung des Euro war das Konterfei des westfälischen, adligen Fräuleins in aller Deutschen Hände; das Portrait der etwa fünfundzwanzigjährigen Anna Elisabeth von Droste-Hülshoff zierte unsere Zwanzigmark-Scheine. Wir haben diese Scheine allesamt in Euros umgetauscht und weg ist das Fräulein von Droste-Hülshoff. Ich hatte einen Schein in einer ausrangierten Brieftasche vergessen und als ich nun an der Vorbereitung dieses Referates saß, war ich ganz unversehens froh, dieses ungemein populäre Portrait noch einmal betrachten zu können und ich habe es auf Dauer in das in blaues Leinen gebundene "Buch der Rose" aus dem Jahre 1909 gelegt, das eine angenehme Zusammenstellung der Briefe, Gedichte und Prosatexte "der Droste", wie es im Titel einfach heißt, enthält. Doch wie steht es mit der Kenntnis der Dichtungen dieser Droste?

Es gibt das Sprichwort "Aus den Augen, aus dem Sinn". Die 20-DM-Scheine sind verschreddert. Doch war die Droste, weil wir sie im Auge hatten, auch in unserem Sinn? In ihrem Fall galt die Umkehrung des Sprichwortes nicht. Obwohl wir alle Annette von Droste-Hülshoff, die 1797 auf dem Wasserschloss Hülshoff geboren wurde und 1848 auf Schloss Meersburg am Bodensee starb, fast täglich für einen Moment vor Augen hatten, kam sie uns auch zu Lebzeiten der DM und ihrer Zwanzigmarkscheine nicht in den Sinn. Sie gehört zu den am wenigsten gelesenen, wenn auch namentlich allseits bekannten Dichterinnen Deutschlands. Obligatorische Schullektüre war und ist wohl noch ihre Erzählung "Die Judenbuche", ein "Sittengemälde aus dem gebirgigten Westfalen", wie es im Untertitel heißt. Doch auch diese Erzählung, die eine Begebenheit aufgreift, die der jungen Annette von Verwandten berichtet worden war und die in einer Zeit und in einer Gegend spielt, in der die junge Nette nicht gelebt hat, sagt wenig über das Umfeld dieses adligen Fräuleins, welche die meiste Zeit ihres Lebens nicht in einem kleinen Dorf im gebirgigten Westfalen, sondern in der Stadt Münster oder auf den Gütern ihrer adligen Verwandten verbracht hat. "Die Judenbuche" findet man in vielen Anthologien deutscher Erzählkunst und dies zu Recht, denn sie gehört zu den Glanzstücken deutscher Prosa. Doch mit dieser Erzählung bewies sie nur, dass sie auch Prosa schreiben kann, so wie sie mit umfangreichen Versen über die Mönche auf dem St. Bernhard oder über Schlachten des Dreißigjährigen Krieges bewiesen hat, dass sie auch in dieser Gattung der Dichtkunst Respektables, zu ihrer Zeit auch Beliebtetes schreiben konnte. Ihre Größe, auch ihre Einmaligkeit liegt in der Lyrik. Sie hat ganz persönliche, aber doch in ihrer verallgemeinerbaren Menschlichkeit von uns allen nachvollziehbare Erfahrungen in Verse gefasst, die uns heute noch rühren, ja, wenn wir uns auf sie und ihr Leben einlassen.

Ich war kein Liebhaber ihrer Gedichte, bevor wir unsere Radtour nach Münster und um Münster herum planten. Zwar hatte ich wie so mancher Tourist auf der Meersburg schon als Kind - auf meiner ersten Radtour von Stuttgart an den Bodensee - in Begleitung meiner belesenen Tante das Arbeits- und auch Sterbezimmer der Droste auf der Meersburg besucht und als mich Vorträge zu Themen der Friedensbewegung in den 80er Jahren als Fünfzigjährigen wieder an den Bodensee führten, habe ich auch noch das sogenannte Fürstehäuschen, das die Droste oberhalb Meersburgs erworben und in gesunden Tagen bewohnt hatte, besucht. Doch keiner dieser Besuche hat mich dazu gebracht, ihre Gedichte zu lesen - oder wenn ich es tat, haben sie bei mir keinen nachhaltigen Eindruck hinterlassen. Der Grund liegt meines Erachtens darin, dass ich über das Leben dieser Frau,

⁶ Vortrag in Lüdinghausen am 20.9.2002

über ihr Erleben der damaligen Zeit zwischen der napoleonischen Eroberung Deutschlands, den Befreiungskriegen, der Restauration und dem revolutionären Aufbegehren der jungen deutschen Demokraten fast gar nichts wusste. Das Leben eines solchen adligen Fräuleins, das kein Gymnasium besuchen und keinen Beruf erlernen und schon gar nicht studieren konnte, war mir so fremd, dass ich mich beim darüberhuschenden Lesen eines ihrer Gedichte mit dieser Frau nicht zu identifizieren und das Gelesene auf Anhieb nicht nachzuempfinden vermochte. Nun gut, das Gedicht von dem Knaben, der nächtlings, sich gruselnd durch das Moor eilt, hätte mich beeindrucken können, aber komischerweise liebte ich es als Halbwüchsiger in Indianermanier nachts durch den Wald zu streifen und auf Bäume zu klettern und als Student bin ich nachts noch in Waldseen schwimmen gegangen und ich wusste zwischen treibenden Baumstämmen und Wasserleichen durchaus zu unterscheiden. Vielleicht hätte mich dies sogar mit Annette von Droste-Hülshoff verbunden, denn diese wusste zwar Schauergeschichten zu erzählen, war sich aber ihrer Effekte wohl bewusst und dies setzte voraus, dass die selbst die Furcht der Porträtierten nicht teilte.

Ihr bekanntestes Gedicht ist wahrscheinlich ob seines Gruseffektes und der Lautmalereien "Der Knabe im Moor".

*O schaurig ists, übers Moor zu gehen,
wenn es wimmelt vom Heiderauche,
sich wie Phantome die Dünste drehn
und die Ranke häkelt am Strauche.*

Dieses Gruselgedicht ist eine kongeniale Schöpfung zum "Erlkönig" und das Gedicht lässt uns das nächtliche Moor hören und spüren. Doch dieses Gedicht ist noch ein Artefakt. Es ist noch nicht persönlicher Ausdruck dessen, was Annette von Droste-Hülshoff als ihre vornehmsten Empfindungen bezeichnen würde.

Wenn man als erwachsener Mann oder als erwachsene Frau diese Dichterin kennen lernen möchte, dann würde ich nicht zu einem Gedicht wie "Der Knabe im Moor" oder zu der Erzählung "Die Judenbuche" raten, vielmehr empfehlen, sich ihr anzunähern durch die Lektüre einer mit ihren Gedichten durchwobenen Biographie. Ich hatte das Glück, im Vorfeld unserer Radtour durchs Münsterland in einer Buchhandlung zufällig auf eine vorzügliche Biographie dieser Dichterin zu stoßen. Die Verfasserin ist die 1943 geborene, in Köln lebende Journalistin und freischaffende Autorin Barbara Beuys. Der Titel ihrer sorgfältig recherchierten Biographie: „Blamieren mag ich mich nicht. Das Leben der Annette von Droste-Hülshoff“, erschienen im Jahre 2000 im Hanser-Verlag in München und im Mai 2002 im Piper-Verlag als Taschenbuch. Also eine Biographie jüngsten Datums. Ich möchte sie in die Reihe der besten deutschen Biographien, die in jüngerer Zeit erschienen sind, stellen; ich denke an Sigrid Damm: Christiane und Goethe und an Jörg Magenaus Biographie von Christa Wolf. Barbara Beuys stützt sich auf das umfangreiche Briefwerk Annette von Droste-Hülshoffs und die vielfach auch überlieferten Briefe der Verwandten und Freunde. Barbara Beuys stand auch das Tagebuch von Jenny, der zwei Jahre jüngeren Schwester der Droste, zur Verfügung.

Barbara Beuys gelingt es so, immer wieder die Situationen zu erhellen, in denen die Gedichte der Annette von Droste-Hülshoff entstanden sind. Diese Biographie half mir die Gedichte zu verstehen und diese Biographie war spannend zu lesen, weil sie mir ein unbekanntes Menschenleben in vielen Zügen erschloss. Die Briefkultur war zu Beginn des 18. Jahrhunderts hoch entwickelt. Weil man sich nicht so leicht treffen, sich auch nicht von einem Tag auf den anderen einen Brief schreiben und schon gar nicht telefonieren konnte, waren die Menschen in ihren Beziehungen darauf angewiesen, sich in langen Briefen mitzuteilen. Und man hat im Zeitalter der Empfindsamkeit in

diesen Briefen durchaus eine Lippe riskiert, sein Herz geöffnet und sich in die Augen blicken lassen. Es waren aber auch kalkulierte Mitteilungen. Man rechnete damit, dass die Briefe vorgelesen wurden, zumindest einige. Es gab auch das ganz persönliche Schreiben zwischen zwei Menschen, doch in viel höherem Maße als heutzutage waren Briefe ein Lesestoff, der in abendlicher Runde vorgelesen wurde. Sonst wären die Briefe auch nicht so sorgfältig aufbewahrt worden.

Der aus Briefen bestehende Roman ist ein eigenes Genre dieser Zeit. Ich erinnere an "Die Leiden des jungen Werthers", aber auch an ein so populäres Werk wie Bettina von Arnims "Goethes Briefwechsel mit einem Kinde", das sich aus echten und erfundenen Briefen zusammensetzte. Insofern war es für Barbara Beuys sicher eine reizvolle Aufgabe, die Biographie der Annette von Droste-Hülshoff zu schreiben. Ich war erstaunt, wie viel man über das Leben der Dichterin weiß, obwohl sie zu Lebzeiten nicht berühmt war. Erst fünf Jahre vor ihrem Tod sind ihre Gedichte im Cotta-Verlag in Stuttgart erschienen und erst danach konnte man sie als eine anerkannte Dichterin bezeichnen. Doch über die 45 zurückliegenden Lebensjahre haben wir eine große Zahl von treffend formulierten Zeugnissen in Briefform, nicht nur aus ihrer eigenen Feder, sondern auch aus der von Verwandten und Freunden. Insofern ist der Biograph hier - und das gilt für das ganze Zeitalter - in einer glücklichen Lage.

Es war aufregend, diese Biographie aus der Feder beziehungsweise dem Laptop von Barbara Beuys zu lesen. Für Tage lebte ich in der mir so fremden Welt des adligen, westfälischen Fräuleins. Ich spürte, wie merkwürdig es doch war, dass ein junges adliges Mädchen zunächst durch den Unterricht der Mutter, dann durch einen Hauslehrer - noch vor ihren jüngeren Brüdern - gemeinsam mit ihrer Schwester Jenny sich ein hohes Maß an Bildung aneignete. Jenny fing mit 9 Jahren an Tagebuch zu schreiben und ihr verdanken wir viele Informationen über das Leben der jungen Annette. Diese selbst fing früh an für Familienfeiern Verse zu schreiben, aber sie wagte es auch, mit Erwachsenen zu diskutieren und das verstörte einige Männer, unter anderem Wilhelm Grimm, der auch im Westfälischen Märchen sammeln ließ. Was die Männer irritierte war, dass diese junge Frau rasch das dilletierende, damals von den Männern bei Damen geduldete Reimen und dieses Schwelgen in Gefühlen überwand und sich einen Qualitätsmaßstab für gute Literatur erarbeitete. Sie wollte sich vor den großen Dichtern, die sie las, nicht blamieren. Das erklärt den Titel der Biographie von Barbara Beuys "Blamieren mag ich mich nicht", eine für Annette von Droste-Hülshoffs Qualitätsbewusstseins kennzeichnende Aussage.

Dieser Sinn für die Qualität von Erzeugnissen wirklicher Schreibkunst unterschied sie von vielen schreibenden Zeitgenossen und auch Zeitgenossinnen, denn es gab zu Beginn des 19. Jahrhunderts bereits einige Frauen, die nicht nur schrieben, sondern sich - von ihren dann meist gefälligen - literarischen Produkten auch ernährten. Ich bin auf solche Romane und Beiträge zu meist von Damen gelesenen Taschenkalendern gestoßen im Rahmen meines Sammelns von Radierungen Daniel Chodowieckis, der solche Erzeugnisse illustrierte. Da gab es Bestseller, die zu ihrer Zeit durchaus eine emanzipatorische Funktion hatten, die wir aber heute nicht mehr lesen, so wie man in hundert Jahren auch Hera Lind nicht mehr lesen wird, um von Rosamunde Pilcher ganz zu schweigen. Der literarische Maßstab für Annette von Droste-Hülshoff war: Ist das, was ich schreibe, dazu angetan, in hundert Jahren noch gelesen zu werden?

Annette von Droste-Hülshoff hatte eine gebildete Mutter und einen musisch begabten, naturwissenschaftlich interessierten Vater, ein sanften Menschen, das Gegenteil eines Macho. Annette gehorchte ihrer Mutter, aber sie liebte ihren Vater. Und dessen Tod war ein großer Verlust für sie und wenn sie in ihren Gedichten später immer wieder Rat bei ihren Toten suchte und an Gräbern sinnend stand, dann muss man sich vergewärtigen, dass unter diesen lieben Toten ihr Vater und auch ihr zweiter Bruder Ferdinand waren. Die Mutter hat Annette von Droste-Hülshoff

überlebt. Diese Mutter hat die Begabung ihrer Tochter erkannt und in deren jungen Jahren auch tatkräftig gefördert. Doch sie hat die Tochter später auch immer wieder auf Standesschranken hingewiesen. Ihr älterer Bruder Werner, ein Konservativer, hat seiner Schwester Annette das Publizieren in liberalen Blättern in der Zeit des Vormärz direkt untersagt.

Doch Annette ließ sich ihre Kontakte nicht vorschreiben. Die literarischen Interessen verbanden in Münster Adlige und Bürger und man traf sich in entsprechenden Zirkeln. Dennoch blieb die adlige Herkunft für Annette von Droste-Hülshoff zeitlebens eine Schranke, die sie vom literarischen Leben ihrer Zeit zwar nicht vollständig ausschloss, ihre Kontakte aber doch reduzierte. Diese Beschränkungen verhinderten auch, dass sie sich zu aktuellen politischen Fragen äußerte. Ihre kritischen Gedanken hat sie gewöhnlich historisch eingekleidet. Die Begeisterung für die Befreiungskriege einiger Literaten hat sie nicht geteilt. Sie hat kriegerische Mittel abgelehnt, und obwohl treue Katholikin hat sie im Rückblick auf den Dreißigjährigen Krieg die Mörder auf beiden Seiten gesehen.

Die junge Annette spielte gut Klavier und sang angenehm und gerne, ohne dass sie über eine konzertreife Stimme verfügt hätte; sie befasste sich mit Komposition und sie begann Opern zu schreiben. Doch an einer Oper über die Wiedertäufer von Münster interessierte sie dann das Libretto doch mehr als die Musik. Sie schrieb auch ein Trauerspiel "Bertha". Das sind Versuche einer jungen Frau, die ihre Ausdrucksmittel erprobt. Diese Versuche werden heute nicht mehr jeweils für sich als große Literatur geschätzt. Es sind Zeugnisse des Weges einer Dichterin. Wer in diesen Texten sucht, wird darin wahrscheinlich auch beachtliche Passagen finden. Sprachliche Fähigkeit äußert sich früh. Ich hatte vor der Radtour nicht die Zeit, die zweibändige Dünndruckausgabe im Phaidon-Verlag durchzulesen. Die Biographen können an den Gestalten dieser literarischen Versuche die Weltanschauung der werdenden Dichterin ablesen. Ich nenne hier jetzt nicht die Titel dieser Versuche und die von ihr erprobten Gattungen der Dichtkunst. Wir müssen das heute nicht mehr lesen. Dies dürfen wir den Germanisten überlassen; wir dürfen uns für diesen Zeitraum an eine Biographin wie Barbara Beuys halten.

Es gibt jedoch einen Teil des dichterischen Werkes der Droste, den ich in unserer Gruppe besonders kommentieren sollte. Ich mag daraus jetzt keine sogenannte Kostprobe vorlesen, weil solcher referierender Vortrag nicht dem Charakter dieser Dichtung entspräche. Das Lesen aus einem dieser Gedichte könnte vielleicht Teil einer unserer Morgenandachten sein. Es handelt sich bei diesen Dichtungen der Droste, die sie bereits als junge Frau begonnen und der Großmutter gewidmet und dann im reifen Alter zu Ende geführt hat, um Gedichte zu biblischen Texten an jedem Sonn- und Feiertag des Kirchenjahres. Der Zyklus hat den Titel "Das geistliche Jahr". Zum Beispiel war am dritten Sonntage nach Ostern der Evangelientext "Über ein kleines werdet ihr mich sehen." (Joh. 16,16-22) Dies sind Gedichte, die ihre ganz persönlichen Erfahrungen als Christin wiedergeben. Sie haben keinen erbaulichen, eher einen erschütternden Charakter, weil sie auch alle Zweifel, Verzweiflungs- und Schuldenerfahrungen widerspiegeln. Annette von Droste-Hülshoff wurde katholisch erzogen, aber sie ist auch ein Kind der Aufklärung; sie ist eine naturwissenschaftlich gebildete Frau, die zum Beispiel Versteinerungen sammelt und registriert, dass ihr dabei nie ein Hinweis auf menschliches Leben begegnet. Also keine Spur von Adam und Eva im Paläozäikum unter den Ammoniten. Die junge Annette muss naturwissenschaftliche Aufklärung und Glaubenserfahrung zusammenbringen. Um das Problem, das sie hat, aufzuzeigen, will ich wenigstens den Anfang der eben beispielhaft angeführten geistlichen Besinnung zum dritten Sonntag nach Ostern zitieren. Thema ist "Über ein kleines werdet ihr mich sehen." Das Gedicht beginnt:

Ich seh dich nicht!

*Wo bist du denn, o Hort, o Lebenshauch?
Kannst du nicht wehen, dass mein Ohr es hört?
Was wirbelst, was verflatterst du wie Rauch,
wenn sich das Aug nach deinen Zeichen kehrt?
Mein Wüstenlicht,
mein Aronsstab, der lieblich könnte grünen,
du tust es nicht;
so muss ich eigne Schuld und Torheit sühnen.*

*Heiß ist der Tag;
die Sonne prallt von meiner Zelle Wand.
Ein traulich Vöglein flattert ein und aus;
sein glänzend Auge fragt mich unverwandt:
"Schaut nicht der Herr zu diesen Fenstern aus?
Was fragst du nach?"
Die Stirne muss ich senken und erröten,
o bittre Schmach!
Mein Wissen musste meinen Glauben töten.*

Wer diese gereimten Betrachtungen zum geistlichen Jahr liest, begegnet einer Frau, die mit der Theologie und Philosophie ihrer Zeit vertraut ist und mit katholischen Reformern in Bonn, die später von Rom indiziert wurden, sympathisiert. Ihre Gedichte zum Kirchenjahr sind keine fundamentalistischen Ergüsse; sie haben dialektischen Charakter. Ihr Grundtenor ist derjenige der Existenzkrise. Sie sind nicht flott zu lesen. Man begegnet hier einem Menschen in seinem Glaubenskampf. Sie ist geborene Katholikin und sie hat ihre Zugehörigkeit zur katholischen Kirche auch nie in Zweifel gezogen, aber im Blick auf ihre Grundhaltung erinnerten mich ihre Gedichte auch an Glaubenserfahrungen Martin Luthers. Ihre Gedichte zum Geistlichen Jahr und ihr souveränes Herantreten an biblische Texte sind im Sinne Luthers ein Ausdruck des Priestertums aller Gläubigen. Leider habe ich in der umfangreichen Literaturliste von Barbara Beuys, in der es auch eine Rubrik "Religion" gibt, keine Monographie zur Theologie oder zum christlichen Existenzialismus der Annette von Droste-Hülshoff gefunden, wohl aber etwas umfassendere Schriften wie die von J. Osinski: *Katholizismus und deutsche Literatur im 19. Jahrhundert*, Paderborn 1993. Vielleicht wäre die Lektüre des Geistlichen Jahrs der Annette von Droste-Hülshoff mal eine Aufgabe für protestantische Außenseiter wie uns, ein Beitrag zur Ökumene neuer Art, also gewissermaßen eine Hausaufgabe für uns, wenn wir wieder in Berlin sind.

Das "Geistliche Jahr" scheint mir zu den noch ungehobenen Schätzen der deutschen Literatur zu gehören - und vielleicht ist erst jetzt - nach weit mehr als hundert Jahren - die Zeit dafür reif, weil wir jetzt ein Ohr für Gedichte einer Frau haben, die ihre eigenen Bilder entwirft zu biblischen Texten. Ihre Herangehensweise scheint mir modern zu sein; von geistlicher Abhängigkeit von kirchlicher Hierarchie kann keine Rede sein, auch wenn der heutige Leser immer wieder vor der Aufgabe steht, biblische Begriffe, die uns in ihren Gedichten begegnen, in eine säkulare Sprache zu übersetzen. Dietrich Bonhoeffer sah die Aufgabe darin, die biblischen Begriffe in unsere heutige Sprache zu übersetzen. Vielleicht kann dies gelingen, wenn man auf Gedichte von Annette von Droste-Hülshoff zurückgreift, nicht weil sie diese Übersetzungsarbeit bereits geleistet hätten, sondern weil die Droste Erfahrungen mit biblischen Texten in zeitgenössischen Bildern zum Ausdruck brachte, also Begriffe wieder in Bilder übersetzte und damit Erstarrtes wieder zum Leben erweckte. Das ist eine der vornehmsten Aufgaben der Dichter. Bei Peter Handke habe ich diesen kategorischen Imperativ der Poeten kennen gelernt: Keine Begriffe! Möglichst nur Bilder, erblickte oder in der Seele geschaffene.

Und damit bin ich auf dem Umweg oder vielleicht auch auf der Direttissima, denn ihre Beiträge zum Geistlichen Jahr sind das Bleibende aus ihrer Jugend, bei ihrem Werk als Dichterin, im engeren Sinne als Lyrikerin angelangt. (Im Klammer gesagt, ich lasse jetzt auch aus Zeitgründen die Epen und die Balladen zur Seite.)

Schaut man in die Sammlungen ihrer lyrischen Gedichte, so findet man sie geordnet unter den Überschriften "Zeitbilder", "Heidebilder", "Fels, Wald und See", "Gedichte vermischten Inhalts" und dann noch "Scherz und Ernst", und aus letzteren ließe sich an einem bunten Abend des "Alten Pfarrers Woche" zur allgemeinen Erheiterung vortragen, gewissermaßen eine Parallele zu "Der alte Turmhahn" von Eduard Mörike.

Diese eben zitierte Anordnung der Gedichte entspricht der Gliederung, die Annette von Droste-Hülshoff selbst vorgenommen hat. Diese entsprach auch dem Geschmack der damaligen Zeit. Ich könnte euch jetzt, wenn wir die Zeit dazu hätten, für jede dieser Kategorien ein Gedicht vorlesen, aber dies würde meiner eigenen Annäherung an Annette von Droste-Hülshoff widersprechen. Ich sagte eingangs, ich bevorzuge die biographische Methode.

Annette von Droste-Hülshoff hat immer wieder Grunderfahrungen ihres Lebens in Gedichte gefügt. Dafür möchte ich Beispiele vortragen, jeweils mit Blick auf den biographischen Hintergrund. Vielleicht machen diese euch dann Lust, an Hand einer Biographie eigene Erkundungsgänge ins Werk der Annette von Droste-Hülshoff zu unternehmen. Für 10 Euro kann man sich die Gesammelten Schriften im Phaidon-Verlag in einer schönen Dünndruck-Ausgabe, ca. 1.300 Seiten, erwerben. Fabelhaft günstig! Noch handlicher ist das Reclam-Bändchen mit ihren Gedichten. Wer einstens die Erstausgabe bei Cotta erwerben wollte, musste dafür zwei Taler berappen. Dies dürfte nach heutigem Verständnis einer Kaufkraft von etwa 100 - 200 Euro entsprochen haben. Das Einkommen eines Lehrers am Gymnasium wie auch das jährliche Einkommen von Annette von Droste-Hülshoff betrug 300 Taler. Im Vergleich zur damaligen Zeit sind Bücher heute extrem billig.

Doch wie sollen wir die Gedichte von Annette von Droste-Hülshoff zu lesen beginnen? Was verbindet unsere Altersgruppe mit ihr? Alles in allem ist es wohl so, dass Empfindungen, die Menschen damals im Alter zwischen 40 und 50 Jahren hatten, heute von Menschen, die 20 Jahre älter sind, am ehesten geteilt werden. Dies hängt damit zusammen, dass heute die Ausbildung länger dauert, die Berufstätigkeit später einsetzt und wir ein etwa 20 Jahre höheres Durchschnittsalter erreichen. Eine Frau von 45 Jahren fühlt sich heute nicht alt, sondern fast noch in der Mitte des Lebens. Das war zur Zeit der Droste anders. Man heiratete Anfang zwanzig, und es war kaum vorstellbar, dass eine Frau von 45 Jahren sich noch verlieben könnte und dann gar noch in einen 17 Jahre jüngeren Mann, sie von Adel, er bürgerlich. Doch genau dies ist Annette von Droste-Hülshoff passiert und sie musste einen Weg finden, mit dieser sie beglückenden und begeisternden Beziehung umzugehen. Der junge Mann war der 28-jährige Journalist und Schriftsteller Levin Schücking, dessen Mutter eine von Annette von Droste-Hülshoff verehrte Dichterin war. Katharine Schücking war bereits tot, als ihr Sohn Levin und Annette sich in einem Münsteraner Literaturzirkel trafen.

In Annette von Droste-Hülshoffs eigener Sicht befand sich das zeitlebens kränkelnde Fräulein an der Schwelle zum Alter. Das wird deutlich an einem Gedicht, dem sie den Titel gegeben hat:

Abschied von der Jugend

*Wie der zitternde Verbannte
steht an seiner Heimat Grenzen,*

*rückwärts er das Auge wendet,
 rückwärts seine Augen glänzen,
 Winde, die hinüberstreichen,
 Vögel in der Luft beneidet,
 schauernd vor der kleinen Scholle,
 die das Land vom Lande scheidet;*

*Wie die Gräber seiner Toten,
 seine Lebenden, die süßen,
 alle stehn am Horizonte,
 und er muss sie weinend grüßen.
 Alle kleinen Liebesschätze,
 unerkannt und unempfunden,
 alle ihn wie Sünden brennen
 und wie ewig offene Wunden:*

*So an seiner Jugend Scheide
 steht ein Herz voll stolzer Träume,
 blickt in ihre Paradiese
 und der Zukunft öde Räume,
 seine Neigungen verkümmert,
 seine Hoffnungen begraben,
 alle stehn am Horizonte,
 wollen ihre Träne haben.*

*Und die Jahre, die sich langsam,
 tückisch reihten aus Minuten,
 alle brechen auf im Herzen,
 alle nun wie Wunden bluten.
 Mit der armen kargen Habe,
 aus dem reichen Schacht erbeutet,
 mutlos ein gebrochener Wanderer,
 in das fremde Land er schreitet.*

*Und doch ist des Sommers Garbe
 nicht geringer als die Blüten,
 und nur in der feuchten Scholle
 kann der frische Keim sich hüten.
 Über Fels und öde Flächen
 muss der Strom, dass er sich breite,
 und es segnet Gottes Rechte
 übermorgen so wie heute.*

Man spürt diesem Gedicht an, dass die Droste innerlich keineswegs erkaltet oder "versauert" ist, wie Heinrich Heine die Philister zu bezeichnen pflegte, die als junge Spunte mit linken Sprüchen aufgefallen waren und sich dann ins Biedermeier integriert hatten. Bei der Begegnung mit dem jungen Schücking spürte Annette von Droste-Hülshoff die Lust zu dichten neu erwachen. Levin Schücking erkannte sofort die besondere Qualität ihrer Gedichte. Er wurde bald ihr literarischer Manager, wie wir heute sagen würden. Er sorgte für die Veröffentlichung ihrer Gedichte in großen Zeitungen und er vermittelte die Publikation ihrer Gedichte in dem angesehenen Cotta-Verlag, der

auch Goethe und Schiller verlegte. Levin Schücking besuchte die Droste regelmäßig im Rüschaus. Das geschah unter den Augen der Mutter und auch der Münsteraner Gesellschaft.

1841 beschloss Annette, ihre Schwester Jenny in Meersburg zu besuchen. Diese war mit von Lassberg, einem Professor der Germanistik, der sich vornehmlich mit der deutschen Dichtung des Mittelalters befasste, verheiratet. Schücking folgte Annette von Droste-Hülshoff nach Meersburg. Er hatte offiziell den Auftrag, die umfangreiche Bibliothek von Lassbergs zu ordnen. Doch es blieb Zeit für nachmittägliche Spaziergänge des Paares. In dieser Zeit entstanden fast täglich Gedichte.

Es gibt aus dieser Zeit Gedichte, die das Verhältnis der beiden beleuchten, und sogar solche, die direkt an Levin Schücking adressiert sind. Ich wähle im folgenden eines aus, welches das Lebensgefühl der bereits alternden Frau beschreibt, die plötzlich sich in einem bisher nicht gekannten Aggregatzustand erlebt. Der Titel des Gedichtes ist "Spätes Erwachen". Es ist nicht sicher, ob sie bei diesem Gedicht an Levin Schücking oder an eine Freundin gedacht - und ein wenig Camouflage musste nun mal sein. Ich stelle mir als Ausgangssituation der folgenden Gedanken vor: Annette von Droste-Hülshoff wartet auf einer Bank nahe Rüschaus auf das Eintreffen Schückings, der sie dort regelmäßig besuchte.

Spätes Erwachen

*Wie war mein Dasein abgeschlossen,
als ich im grünumhegten Haus
durch Lerchenschlag und Fichtensprossen
noch träumt in den Azur hinaus!*

*als keinen Blick ich noch erkannte,
als den des Strahles durchs Gezweig,
die Felsen meine Brüder nannte,
Schwester mein Spiegelbild im Teich!*

*Nicht rede ich von jenen Jahren,
die dämmernd uns die Kindheit beut -
nein, so verdämmert und zerfahren
war meine ganze Jugendzeit!*

*Wohl sah ich freundliche Gestalten
am Horizont vorüberfliehn;
ich konnte heiße Hände halten
und heiße Lippen an mich ziehn;*

*Ich hörte ihres Grußes Pochen,
ihr leises Wispern um mein Haus
und sandte schwimmend halbgebroschen,
nur einen Seufzer halb hinaus.*

*Ich fühlte ihres Hauches Fächeln,
und war doch keine Blume süß;
ich sah der Liebe Engel lächeln,
und hatte doch kein Paradies.*

*Mir war, als habe in den Noten
sich jeder Ton an mich verwirrt,
sich jede Hand, die mir geboten,
im Dunkel wunderbar verirrt.*

*Verschlossen blieb ich, eingeschlossen
in meiner Träume Zauberturm,
die Blitze waren mir Genossen
und Liebesstimme mir der Sturm.*

*Dem Wald ließ ich ein Lied erschallen,
wie nie vor einem Menschenohr;
und meine Träne ließ ich fallen,
die heiße, in den Blumenflor.*

*Und alle Pfade muss ich fragen:
Kennt Vögel ihr und Strahlen auch?
Doch keinen: wohin magst du tragen,
von welchem Odem schwill dein Hauch?*

*Wie ist das anders nun geworden,
seit ich ins Auge d i r geblickt;
wie ist nun jeder Welle Borden
ein Menschenbildnis eingedrückt!*

*Wie fühl ich allen warmen Händen
nun ihre leisen Pulse nach,
und jedem Blick sein scheues Wenden,
und jeder schweren Brust ihr Ach!*

*Und alle Pfade möcht ich fragen:
Wo zieht ihr hin, wo ist das Haus,
in dem lebendige Herzen schlagen,
lebendiger Odem schwillt hinaus?*

*Entzünden möcht ich alle Kerzen
und rufen jedem müden Sein:
auf ist mein Paradies im Herzen,
zieht alle, alle nun hinein!*

Über das Verhältnis der beiden Liebenden ist einiges spekuliert worden. Annette von Droste-Hülshoff versuchte - eingedenk der Altersdifferenz - ihre Gefühle als mütterliche zu definieren. Dies war die Sprachregelung. Sie bezeichnete sich in Briefen immer wieder als sein "Mütterchen", aber sie war sich wohl darüber im klaren, dass hier auch das erotische Moment eine gewisse Rolle spielte. Nach heutigen Usancen wäre eine Ehe zwischen den beiden nicht ausgeschlossen gewesen. In Berlin haben Rahel Levin und Varnhagen van Ense diesen Schritt gewagt. Eine solche Verbindung war im vergleichsweise liberalen Berlin noch eher möglich als im katholischen Münster; schließlich heiratete ein Adliger die bürgerliche Jüdin und ein Vermögen war vorhanden. Für Annette von Droste-Hülshoff war klar, dass eine eheliche Verbindung mit dem erst aufstrebenden Journalisten und Schriftsteller Levin Schücking nicht in Frage kam. Und so

gefühlvoll sie auch war, sie hatte einen klaren Verstand und wusste, wovon man besser die Finger ließ. Sie wusste die Folgen ihrer Handlungen zu kalkulieren und sie misstraute den körperlichen Ausdrucksformen der Liebe. Dies war sicher auch eine Folge ihrer katholischen Erziehung. Sie hatte diese viel zu sehr verinnerlicht, als dass sie frei gewesen wäre, auch den sexuellen Kontakt zu Schücking zu suchen oder zuzulassen. Sie hat dies nüchtern und präzise formuliert. Prosaisch kommentiert sie den Sex: Diese Art der Liebe stehe "viel zu sehr mit allerlei physischen Dingen in Rapport, als dass ich sie je achten könnte." Sie meint auch noch, dass sie für diese Art der Liebe "kein Organ" hätte. Das sehen Frauen ihres Alters heute anders, aber das Verhalten von Annette von Droste-Hülshoff ist für ihre Zeit sehr kühn.

Wir sollten uns aber Annette von Droste-Hülshof nicht als ein abgeklärtes Mütterchen vorstellen, dem mehr Kalk als Blut durch die Adern rieselt. Diese Dichterin auf der Meersburg ist eine leidenschaftliche Frau, auch wenn sie sich zusammenreißt und die Contenance bewahrt. Ein schönes Zeugnis des Sturms und Drangs im Herzen der 45jährigen ist das Gedicht

Am Turme

*Ich steh auf hohem Balkone am Turm,
umstrichen vom schreienden Stare,
und lass gleich einer Mänade den Sturm
den Sturm mir wühlen im flatternden Haare.
O wilder Geselle, o toller Fant,
ich möcht dich kräftig umschlingen,
und, Sehne an Sehne, zwei Schritte vom Rand
auf Tod und Leben dann ringen!*

*Und drunten seh ich am Strand, so frisch
und spielend wie Doggen, die Wellen
sich tummeln rings mit Geklaff und Gezisch
und glänzende Flocken schnellen.
O, springen möcht ich hinein alsbald,
recht in die tobende Meute,
und jagen durch den korallinen Wald
das Walross, die lustige Beute!*

*Und drüben seh ich die Wimpel wehn
so keck wie eine Standarte,
seh auf und nieder den Kiel sich drehn
von meiner luftigen Warte.
O, sitzen möcht ich im kämpfenden Schiff,
das Steuerruder ergreifen
und zischend über das brandende Riff
wie eine Seemöve streifen.*

*Wär ich ein Jäger auf freier Flur,
ein Stück nur von einem Soldaten,
wär ich ein Mann doch mindestens nur,
so würde der Himmel mir raten.
Nun muss ich sitzen so fein und klar,
gleich einem artigen Kinde,*

*und darf nur heimlich lösen mein Haar
und lassen es flattern im Winde!*

Sie würde gerne kämpfen. Auch für ihre Liebe. Doch es ist schon so: In den Bodenseegedichten überwiegen die elegischen Töne. Das Leben möge im milden Licht erscheinen. Das Gedicht, das diese Stimmung am besten trifft, hat den Titel "Mondesaufgang". Wieder einmal steht sie auf dem Turm und blickt über den Bodensee zu den Alpen hinüber. Der Dichterin wird es gelingen, diese Stimmung in dem Gedicht einzufangen - hoffentlich auch mir als dem Vortragenden. Ich möchte noch nebenbei und voraus bemerken, dass Annette von Droste-Hülshoff eine sehr genaue und kenntnisreiche Beobachterin der Natur ist. Sie weiß in der Lyrik mit geologischer und zoologischer Fachterminologie umzugehen. Im vorliegenden Falle nehme ich an, dass es sich bei den von ihr zitierten leuchtenden Feuerfliegen um Glühwürmchen handelt, mit deren Nennung wir aber heute unweigerlich Operettenklänge assoziieren würden. Ich erwähne dies nur, um anzudeuten, wie schwierig es ist, jenseits der Konvention das Vokabular der Lyrik um Naturerscheinungen zu erweitern. Wie sehr die Lyrik in Konventionen erstarren kann, lehrt mich immer wieder der Blick ins Kirchengesangbuch. In der Sprache unserer neuen Kirchenlieder bewegt sich überhaupt nichts. Da befinden wir uns noch immer wie Columbus im Zeitalter der Segelschiffe. Im Gesangbuch gibt es keine Motoren und keine Moleküle; es gibt kein einziges Auto, obwohl Auto das dritte Wort sein soll, das die Kinder nach Mama und Papa lernen. Ich sage das, weil ich die Droste auch für die Breite ihres lyrischen Vokabulars bewundere. Man muss gelegentlich schon mal zum Konversationslexikon greifen, um zu begreifen, wovon in ihren Gedichten die Rede ist. Zum Beispiel: Was sind Phalänen? Sie beobachtet diese von ihrem Meersburger Turme aus. Ich habe noch nicht herausgefunden, worum es sich bei dieser Spezies handelt. Die Phalänen scheinen in Schwärmen auftretende Fliegen bzw. Abend- oder Nachtfalter zu sein. Ich sage dies, weil im folgenden Gedicht diese Phalänen zweimal vorkommen und wahrscheinlich nur ein Entymologe unter den Dichtern wie Ernst Jünger auf Anhieb sagen könnte, worum es sich bei den Phalänen handelt. Mein heimischer Insektenführer und mein zehnbändiges Fischer-Lexikon versagten mir die Auskunft.

Mondesaufgang

*An des Balkones Gitter lehnte ich
und wartete, du mildes Licht, auf dich.
Hoch über mir, gleich trübem Eiskristalle
zerschmolzen schwamm des Firmamentes Halle.
Der See verschimmerte mit leisem Dehnen,
zeflossne Perlen oder Wolkentränen?
Es rieselte, es dämmerte um mich,
ich wartete, du mildes Licht, auf dich.*

*Hoch stand ich, neben mir der Linden Kamm,
tief unter mir Gezweige, Ast und Stamm;
im Laube sumnte der Phalänen Reigen,
die Feuerfliege sah ich glimmend steigen,
und Blüten taumelten wie halb entschlafen;
mir war, als treibe hier ein Herz zum Hafen,
ein Herz, das übervoll von Glück und Leid
und Bildern seliger Vergangenheit. - -*

Das Dunkel stieg, die Schatten drangen ein -

*wo weilst du, weilst du denn, mein milder Schein? -
 Sie drangen ein, wie sündige Gedanken.
 Des Firmamentes Woge schien zu schwanken,
 verzittert war der Feuerfliege Funken,
 längst die Phaläne an den Grund gesunken,
 und Bergeshäupter standen hart und nah,
 ein düstrer Richterkreis, im Dürster da.*

*Und Zweige zischelten an meinem Fuß,
 wie Warnungsflüstern oder Todesgruß;
 ein Summen stieg im weiten Wassertale,
 wie Volksgemurmel vor dem Tribunale;
 mir war, als müsste etwas Rechnung geben,
 als stehe zagend ein verlornes Leben,
 als stehe ein verkümmert Herz allein,
 einsam mit seiner Schuld und seiner Pein. - -*

*Da - auf die Wellen sank ein Silberflor,
 und langsam stiegst du, frommes Licht, empor;
 der Alpen finstre Stirnen strichst du leise,
 und aus den Richtern wurden sanfte Greise;
 der Wellen Zucken ward ein lächelnd Winken,
 an jedem Zweige sah ich Tropfen blinken,
 und jeder Tropfen schien ein Kämmerlein,
 drin flimmerte der Heimatlampe Schein.*

*O, Mond, du bist mir wie ein später Freund,
 der seine Jugend dem Verarmten eint,
 um seine sterbenden Erinnerungen
 des Lebens zarten Widerschein geschlungen,
 bist keine Sonne, die entzückt und blendet,
 in Feuerströmen lebt, in Blute endet,
 bist, was dem kranken Sänger sein Gedicht,
 ein fremdes, aber o mildes Licht.*

Wir könnten den Abend so ausklingen lassen, aber ich möchte den Eindruck vermeiden, dass Annette von Droste-Hülshoff, die wirklich viele Nacht- und Grabesgedichte geschrieben hat, sich in diesen elegischen Stimmungen verloren hätte. Es gibt bei ihr ein Wort, mit dem sie immer wieder Einspruch gegen ihre eigene Stimmungsmache erhebt: das Wörtchen "Dennoch". Mit diesem Dennoch beginnt die letzte Strophe des Gedichtes "Im Grase", das für mein Ohr das schönste Lied ist, das sie gedichtet hat. Damit möchte ich dann schließen.

Im Grase

*Süße Ruh, süßer Taumel im Gras,
 von des Krautes Arom umhaucht,
 tiefe Flut, tief tieftrunkne Flut,
 wenn die Wok am Azure verraucht,
 wenn aufs müde, schwimmende Haupt*

*süßes Lachen gaukelt herab,
liebe Stimme säuselt und träuft
wie die Lindenblüt auf ein Grab.*

*Wenn im Busen die toten dann,
jede Leiche sich streckt und regt,
leise, leise den Odem zieht,
die geschlossene Wimper bewegt,
tote Lieb, tote Lust, tote Zeit,
all die Schätze, im Schutt verwühlt,
sich berühren mit schüchternem Klang
gleich den Glöckchen, vom Winde umspielt.*

*Stunden, flüchtiger ihr als der Kuss
eines Strahls auf den trauernden See,
als des ziehenden Vogels Lied,
das mir niederperlt aus der Höh,
als des schillernden Käfers Blitz,
wenn den Sonnenpfad er durchheilt,
als der flüchtge Druck einer Hand,
die zum letzten Male verweilt.*

*Dennoch, Himmel, immer mir nur
dieses eine: nur das Lied
jedes freien Vogels im Blau
eine Seele, die mit ihm zieht,
nur für jeden karglichen Strahl
meinen farbigschillernden Saum,
jeder warmen Hand meinen Druck,
und für jedes Glück einen Traum.*

Lüdinghausen - Nottuln - Baumberg - Billerbeck.
Samstag, 21. September 2002

An der Grenze des napoleonischen Königreichs Westfalen

Am Himmel ziehen mit dem Wind einige Wolken, die eine Regenlast zu tragen scheinen. Doch vorläufig bleibt es trocken. Dann die erste Panne. Unversehens weicht die Luft aus dem hinteren Reifen von Heike Luthers neuem Fahrrad. Es liegt am neuartigen Spezialventil, das demjenigen von Autoreifen gleicht. Doch mit einem passenden Adapter lässt sich der Reifen von uns wieder aufpumpen.

Unser erstes Ziel ist heute die Wasserburg Kakesbeck. Weiter als bis zum restaurierten Brückenhaus können wir nicht vordringen. Ein ausländische Bauarbeiter, den Erich vergebens auf türkisch anzusprechen sucht, - es war wahrscheinlich ein Pole - untersagt uns mit energischen Gesten den Zutritt. Der hinzukommende Besitzer, der ungefähr unser Alter hat und allmählich freundlicher wird, begründet uns die ablehnende Haltung mit der Zudringlichkeit von anderen Radlern, die vor uns in die Burg eingedrungen wären und eine Menge Abfall hinterlassen hätten. Das mit dem Abfall halte ich für übertrieben, aber wir müssen schließlich nicht jeden Burghof betreten haben. Wir können uns auch mit ein paar Photos aus der Distanz begnügen. Ein Angler hat zwei Karpfenruten ausgelegt. Neben diese hätte ich mich eine Stunde setzen mögen. Doch auch hier halte ich Abstand und hoffe auf die Schärfe meines Teleobjektivs.

Am Brückenhaus der Burg eine neue Bronzetafel, die darauf hinweist, dass "dieser Steverfluss von 1811-1813 die Staatsgrenze zu Frankreich unter Kaiser Napoleon" gebildet hat. Ich meine mich zu erinnern, dass Napoleons Bruder Jérôme als König von Westfalen fungierte. Die Franzosenzeit war nur Episode. Doch sie hatte weitreichende Folgen. Die Kirchengüter - insbesondere auch die Damenstifte - wurden säkularisiert. Dies hat sich auch auf die Familie Droste-Hülshoff ausgewirkt, wie wir am nächsten Ort, in Nottuln, erfahren sollten.

Festhalten sollte man auch, dass unter der Herrschaft Napoleons die Juden nicht diskriminiert waren, sondern als Bürger wie alle anderen galten. Dies wurde später nur teilweise rückgängig gemacht. Für die Emanzipation der Juden in Deutschland bedeutete die Ausbreitung der Ideen der französischen Revolution - und sei es leider auch nur unter der kriegerischen Promotion Napoleons - einen großen Fortschritt.

Zur Geschichte des Damenstifts Nottuln

Nottuln, unser nächstes Ziel, wurde von der Heiligen Heriburg, der Schwester von Luidger, dem ersten Bischof von Münster (gest. 26.3.809), gegründet. Einer strengen Ordensregel ist man hier aber nie gefolgt. 1493 wird in Nottuln ein freiweltliches, hochadliges Damenstift gegründet. In ein solches Damenstift sollte auch Jenny, die ältere Schwester von Annette, eintreten. Dafür ausersehen war das Damenstift von Hohenholte, das in der Familie besonders geschätzt war, weil seine Leiterin zu ihrem Geburtstag jährlich Theateraufführungen veranstaltete.

Die Damenstifte waren für den westfälischen Adel eine wichtige Institution. Man kaufte seine Tochter in jungen Jahren bereits in ein Stift ein. Der Vater der kleinen Jenny bezahlte dafür 800 Taler und bestritt die Kosten des Festessens aus Anlass der Reservierung ("Aufschwörung") eines Platzes im Stift. Als Stiftsdame sollte Jenny später jährlich 280 Taler aus den Einnahmen des Stifts zustehen. Man lebte im Stift - in Hohenholte standen den Stiftsdamen jeweils ein einzelnes Haus zu - bis zur Heirat oder, falls eine solche nicht zu Stande kam, bis ans Lebensende. Ich habe nirgends in der Literatur gefunden, dass für Annette, die zwei Jahre jünger war als Jenny, auch eine solche Aufnahme in ein Damenstift vorgesehen war. Wahrscheinlich lag dies daran, dass die Damenstifte

kurz nach Jennys "Aufschwörung" offiziell aufgelöst, sozusagen säkularisiert wurden, auch wenn das Leben darin zunächst weiterging wie bisher. Jedenfalls hatte die Familie von Annette von Droste-Hülshoff regelmäßige Kontakte zu den Damenstiften der Gegend: Nottuln, Hohenholte, Freckenhorst und Metelen. In Damenstift von Freckenhorst hatte Annettes Mutter, Therese von Droste-Hülshoff, geb. von Haxthausen, bis zu ihrer Hochzeit gelebt und in Metelen, das wir auch noch besuchen werden, war die Patentante von Annette die Äbtissin.

Wir besichtigen in Nottuln die spätgotische Stiftskirche. Das bedeutendste Kunstwerk ist ein von dem Billerbecker Bildhauer Johann Wilhelm Gröniger aus Sandstein geschlagener lebensgroßer Hiob. Wahrscheinlich ist dieser "arme Job", wie er im Volksmund genannt wurde, um das Jahr 1720 entstanden. Im Mittelalter war Hiob der Schutzpatron gegen Lepra und Pest.

An die Zeit des Kulturkampfes erinnert unter den Wandskulpturen die VII. Station. Jesus bricht unter dem Kreuz zusammen. Einer der römischen Kriegsknechte im Hintergrund trägt die Züge von Reichskanzler Bismarck und den charakteristischen Kürassierhelm. Die Plastik ist 1890 entstanden.

Mittagspause im Café neben der Kirche. An der Wand Versteinerungen von urzeitlichen Fischen. Am Domplatz baute Schlaun mehrere Verwaltungsgebäude. Davor kegelförmig geschnittene Eibenhecken. Schlaun wurde hier in jüngster Zeit ein Denkmal in Bronze errichtet. Es zeigt ihn als kleines, schlankes Männlein mit ausgestellten Rockschoßen, in der Hand die Rolle einer Bauzeichnung. Sehr sympathisch. So kann ich ihn mir auch als Ruheständler im Garten von Rüschaus vorstellen.

In den Sandsteinbrüchen auf dem Baumberg

Weiterfahrt zum Baumberg, wie der Name sagt, eine bewaldete Erhebung, mit 187 Metern die höchste des Münsterlandes. Hier spüre ich beim Schieben meines Fahrrads zwar noch nicht das Herz, aber immerhin, dass das bloße Schieben mich bereits anstrengt. Ich muss also doch vorsichtig sein. Ruth könnte im Berggang die Höhe noch im Sattel bezwingen, doch sie steigt ab und bleibt in meiner Nähe. Sicherheitshalber.

Doch in meiner Phantasie bin ich weniger diszipliniert. Ich schweife aus. Ich stelle das Fahrrad an einem Einschnitt in den Hang ab und dringe in einen mit hohen Buchen bewachsenen Steinbruch vor - in der Hoffnung zufällig eine Versteinerung zu finden. Doch Ruth drängt. "Wir dürfen den Anschluss nicht verlieren!" Ich kann aber doch eine Aufnahme der steil aufsteigenden Sandsteinwand machen und ohne langes Suchen einen Stein auflesen, auf dem ich den Abdruck einer Pflanze zu erkennen meine, ähnlich den Unterwasserpflanzen im Bach unter dem Balkon in Lüdinghausen. Doch so ganz eindeutig ist diese Versteinerung und ihre Ursache nicht. Als wir die anderen wieder eingeholt haben, vermelde ich entschuldigend, ich hätte Annette von Droste-Hülshoffs theologisches Problem mit den Versteinerungen gelöst. "Ich habe den Abdruck von Evas Feigenblatt gefunden." Und ich bewahrte das Fundstück in der Satteltasche auf. Ruth schüttelte den Kopf, doch ich verwies auf die Tradition unserer Ferienreisen. Von diesen hätten wir doch immer einen kleineren oder größeren Stein mitgebracht und auf der Fensterbank abgelegt oder - bei größeren Exemplaren - im Garten in den Steingarten eingefügt.

Longinus-Turm und Windräder

Auf der Höhe des Baumbergs hat der Heimatverein den Longinus-Turm errichtet, so genannt nach dem Spitznamen seines großgewachsenen Vorsitzenden. Neben dem Turm zwei Präsentationswindkraftträder. Ich spare mir den Aufstieg und beobachte Kinder, die ihre Drachen steigen lassen. Da fallen erste Tropfen, doch wir erreichen auf nunmehr abfallenden, asphaltierten Radwegen in kurzer Zeit Billerbeck, unser Quartier für die nächsten Tage.

Billerbeck - Kloster Gerleve - Coesfeld - Lette.
Sonntag, 22. September 2002

Am Luidger-Brunnen

Wir beschließen, den evangelischen Gottesdienst zu besuchen. Das nach dem Kriege gebaute Gemeindezentrum integriert, wie sich dies heute gehört, alle Funktionen in einem vielseitig verwendbaren großen Raum. Nur der etwas erhöhte Glockenturm lässt bereits von außen erkennen, dass es sich auch um eine Kirche handelt. Mich erinnert die Anlage an meine erste Berliner Gemeinde in Alt-Tempelhof-Ost. Dort hatten wir noch nicht einmal einen Glockenturm.

In der Nähe der Kirche befindet sich der Luidger-Brunnen. Inschrift: "Hier wirkte der Heilige Luidger seit 793 als Glaubensbote." Das Quellwasser sprudelt in Stößen aus der Mitte eines kugelförmig in den Boden gelassenen Steins. Die oberhalb der tiefliegenden Quelle sich erhebende, sich zum Brunnen hin öffnende Kapelle wurde 1702 errichtet.

Die 1954 von Bernhard Meyer geschaffene Luidger-Figur trägt die Züge des Kardinals Clemens August Graf von Galen (1878-1946). Dieser hatte hier am 15. April 1934 vor 18.000 Männern und Jugendlichen, die erste seiner großen Predigten gehalten. "Soll man einst von uns sagen, dass wir vergessen und verleugnet haben, was seit Luidgers Zeiten unseres Volkes kostbarster Besitz war? Haltet fest am Glauben, wie eure Väter ihn festgehalten haben!"

Ein überraschendes Wiedersehen

Die evangelische Kirche ist nur wenige Schritte vom Luidger-Brunnen entfernt. Zu unserer Überraschung ist der gastweise predigende Pfarrer Gelau uns bekannt. Er hat in Berlin Werner Schönfisch, den Pfarrer unserer Gemeinde am Groß Glienicker See, konfirmiert und dieser hat ihn gelegentlich als Gastprediger auch zu uns eingeladen. Gelau war (und ist?) als Militärfarrer tätig. Er predigte über Epheser 4, über die Einheit der Kirche. Eröffnet hat er die Predigt mit einer Geschichte aus dem amerikanischen Mittelwesten. Ein Pfarrer war in Verlegenheit geraten, als er einem Hindu das Stadtzentrum mit den Kirchen aller Denominationen zeigte und doch an dem Gedanken festhalten wollte, dass es sich beim Christentum - im Unterschied zum Hinduismus - um eine monotheistische Religion handle. Der Hindu lächelte angesichts all dieser Kirchen für ein und denselben: "Ein Gott, der sich das gefallen lässt, muss Humor haben."

Aus der Predigt habe ich nur einen Satz notiert: "Gott hat sich in einer Vielzahl von Kreaturen kundgetan." Das war ohnehin ein Manko auf dieser Radtour: Ich habe mir bei unseren täglichen Andachten keine Notizen gemacht, sondern erleichtert die Pause zum Ausruhen genutzt; ich habe schon zugehört, aber eben nur so und nicht besonders aufmerksam. Und wenn ich nicht mitschreibe, habe ich nach kurzer Zeit alles vergessen.

Wir standen nach dem Gottesdienst mit Pfarrer Gelau noch eine Weile beisammen, machten ein Gruppenphoto und berichteten aus Berlin. Es war ein freundliches Gespräch. Ingrid Laudien riskierte dann - sekundiert von mir, der noch draufsattelte - eine kritische Anmerkung zur grünen Stola, die sich Gelau über den scharzen Talar gelegt hatte. Ingrid meinte, das sehe zwar hübsch aus, aber die geltende Ordnung habe den Vorzug, dass sie Eitelkeiten, wie man sie besonders bei Bischöfen beobachten könne, mit schlichtem Schwarz-Weiß vorbeuge. Ich meinte, dass ich mir bei der reformatorischen Kleiderordnung nicht sicher sei. Einerseits solle man der Freude und Phantasie keine zu engen Grenzen setzen, andererseits ... und das habe ich dann verschluckt und nur noch resümiert, "solange aus dem Pfarrer kein Pfau werde".

Vesperale Monasticum in Gerleve

Wie gestern schon auf die Baumberge ging es auch heute durch hügeliges Gelände, also auf und ab zur Benediktiner-Abtei St. Joseph zu Gerleve. Die massive Anlage wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts in einem eher klotzigen Stil gebaut. Das geistliche Leben gilt jedoch als modern und die Rüstzeiten-Angebote scheinen auch von jungen Leuten gerne genutzt zu werden.

Im Innenraum der großen, hohen Kirchenhalle lese ich im lateinisch-deutschen Vesperale Monasticum. Warum hat man mir in der Schule nicht ein solches Gebetbuch in die Hand gegeben? So hätte ich wahrscheinlich viel leichter und andächtiger Latein gelernt. Über die vertrauten biblischen Texte wären lateinischen Vokabeln fast nebenbei in mein Gedächtnis gesickert. Warum sollen wir eine Fremdsprache nicht lernen wie Kinder ihre Muttersprache? An der Sprachdidaktik des Humanistischen Gymnasiums muss etwas falsch gewickelt sein. Da habe ich als Zehnjähriger angefangen Latein zu lernen und nach neun Jahren konnte ich immer noch keine lateinischen Texte mit Leichtigkeit vom Blatt lesen. Ich habe in Latein nie eine lebendige Sprache, immer nur eine höchst komplizierte grammatische Konstruktion gesehen. Warum haben wir Kinder mit *amo, amas, amat* und nicht mit Küchenlatein angefangen und uns dann allmählich nach *Gusto* hochgehängt? Latein war für mich während der ganzen Schulzeit ein Alptraum, weil alles exakt konstruiert werden musste und nie drauf losgeredet werden durfte. Alles sollte hundertprozentig richtig sein und mit diesem grammatischen Perfektionismus hat man uns - zumindest mir - den Spaß am Gebrauch der Sprache verdorben.

St. Lamberti

In Coesfeld suchen wir eine offene Kirche für unsere tägliche Andacht. Bei der evangelischen, die dicht neben der katholischen St. Lamberti Kirche steht, ist der Innenraum geschlossen, doch man kann nach dem Öffnen der Tür durch Glas auf den barocken Altar blicken. Die frühere Jesuiten-Kirche war nach dem Krieg wiederaufgebaut und 1969 an die Evangelische Kirche übergeben worden. Ich meine mich zu erinnern, dass auch in Bad Mergentheim die Jesuitenkirche an die Evangelische Kirche übergeben wurde. Zwei katholische Kirchen dicht nebeneinander wäre heutzutage auch sinnlos. Doch warum hat die Societas Jesu zu Zeiten der Gegenreformation bzw. Katholischen Reform, wie sie mein Lehrer Ernst Walter Zeeden in Tübingen bezeichnete, ihre Kirchen unmittelbar neben die etablierten katholischen Stadtkirchen gebaut? Dafür muss es doch einen Grund gegeben haben.

St. Lamberti führt wie der Dom in Billerbeck seine Errichtung auf den Friesen- und Sachsenmissionar Luidger zurück, wenngleich von der ersten Kirche, die um das Jahr 800 gebaut worden sein dürfte, nichts mehr erhalten ist. Erwähnt wird Coesfeld zum ersten Mal in dem Bericht von der Beisetzung von Bischof Luidgers am 26. April 806 in Billerbeck. Heute bestimmt den äußeren Eindruck der Kirche der von 1686 bis 1703 von Gottfried Laurenz Pictorius (1663-1723) erbaute Turm. Dieser ist gegliedert durch sich verjüngende vier Absätze. In die roten Backsteine sind stufenweise Sandsteinbänder eingefügt. Dieser Turm des Pictorius ist das Wahrzeichen der Stadt.

Das Gabelkreuz zwischen Mystik und Realismus

Bekannt ist aus der hiesigen Kirche auch das sogenannte Coesfelder Kreuz, das im Kirchenführer mit der mystischen Bewegung von Köln, mit Meister Eckehart und seinen Schülern Heinrich Seusen und Johannes Tauler in Verbindung gebracht wird. Zitiert wird eine Vision Seusens: "Da ich am hohen Ast des Kreuzes für dich und alle Menschen aus unendlicher Liebe hing, da wurde meine ganze Gestalt gar jämmerlich verkehret." Das Gabelkreuz ergibt sich daraus, dass nicht an einen aufrecht stehenden Balken ein Querbalken angebracht, sondern der Verurteilte an zwei Äste, die

schräg nach oben vom Stamm abstehen, angenagelt wird. Wie auch immer, die Methode ist gleich scheußlich - und ich vermag nicht einzusehen, was an der Coesfelder Methode das Mystische sein soll. Betont wird das Martyrium - gegenüber den romanischen Kreuzen, an denen Jesus gelegentlich allzu herrscherlich hing. Man könnte beim Gabelkreuz von einem mystischen Realismus sprechen.

Während wir in St. Lambertus unsere Andacht halten und uns anschließend im Kircheninneren umsehen, geht draußen ein Gewitter mit Hagelschlag nieder. Als wir die Kirche betraten, saßen Jugendliche davor im italienischen Eiscafé. Wie wir nun wieder nach außen treten, um auch noch die Epitaphien an den Sandsteinfassaden der zuerst romanischen, dann im gotischen Stil erweiterten Kirche zu betrachten, spüren wir, dass die Luft sich um etwa 10 Grad abgekühlt hat. Uns fröstelt und um so mehr wissen wir dann Kaffee und Kuchen im Stadtcafé am Domplatz zu schätzen. Es ist ein merkwürdiges Café. Alles ist im weiß-blauen Zwiebelmuster gehalten, nicht nur das Geschirr, auch die Tischdecken und selbst die Polster auf den Kanapees. Für meinen Geschmack hat die korpulente und alles laut kommentierende Besitzerin beim Dekor etwas zu viel des Guten getan. Doch ihr selbst gebackener Apfelkuchen wird allgemein gelobt und einige lassen sich auch ein zweites Stück kommen oder bestellen selbstgebackenen Stuten. Weitere Obstkuchen - darunter Stachelbeer und Mandarine - werden "mit Schmand" angeboten. Einige Coesfelder kaufen hier auch nur den Sonntagskuchen ein und trinken dann den Kaffee zu Hause mit der Familie - ohne Zwiebelmuster.

Moderne Architektur: Das Verwaltungsgebäude von Ernsting's Family in Lette

Ruth und ich hatten unsere Freunde darauf hingewiesen, dass es sechs Kilometer von Coesfeld entfernt, in Lette, einmal etwas ganz anderes zu besichtigen gäbe als Wasserschlösser und Kirchen, nämlich ein Beispiel preisgekrönter Industriearchitektur, das Verwaltungsgebäude der Textilkettenläden Ernsting's Family, entworfen von dem Londoner Stararchitekten David Chipperfield und in der Durchführung betreut von unserem Sohn Martin. Unsere Freunde waren sehr interessiert. Wir wussten über dieses Gebäude Bescheid, weil uns Martin am diesjährigen Tag der offenen Architektur selbst durch das gesamte Gebäude geführt und auch mit dem Gartenarchitekten und dem Firmenchef bekannt gemacht hatte. An einem Werktag wäre auch eine Innenbesichtigung möglich gewesen, doch wegen der vielen Glaswände und der Unabgeschlossenheit des Geländes würden wir auch am Sonntag alles Wesentliche zu sehen bekommen.

Unsere Radlergruppe wollte sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen, hatte sie doch über meinen Weihnachtsbrief den Werdegang Martins verfolgt und wusste, dass er in Lette die Gestalt der Anlage mit prägen durfte, auch wenn der erste Entwurf und alle letzten Entscheidungen in der Hand von Chipperfield gelegen hatten. Erst kürzlich war in der Architekturzeitschrift "Bauwelt" der ausführliche Bericht eines Architekturhistorikers über diesen Industriebau erschienen. Ruth und ich waren gespannt, wie sich die Gartenanlage inzwischen entwickelt hatte.

Die Fahrt von Coesfeld nach Lette war geschwinder als üblich, weil wir schnörkellos den Radweg parallel zur Landstraße wählten. Die schlichte Eleganz von Stahl, Glas und Beton beeindruckte alle, zumal die feinen Büschel des Lampenputzergrases, wie Heinz Stenzel es nannte, und die geschwungenen, mit feinem Kies bestreuten Wege zwischen den flachen Teichen einen lebhaften, doch wiederum einfachen Kontrast zum anthrazitfarbenen Gebäude bildeten. Wir konnten moderne Arbeitsplätze in geradezu idealer Anlage kennen lernen. Der alte Ernsting hat eine kulturelle Leistung vollbracht, indem er - wenn man so will - den Prototyp des Handelshauses zu Beginn des 21. Jahrhunderts baute. Das ist ein wichtiges Stück Kulturgeschichte, und Ernsting ist sich seiner Rolle auch bewusst.

Der Abend der Hochrechnungen

Auf dem Heimweg nach Billerbeck traten wir kräftig in die Pedale, weil wir punkt 18 Uhr dort eintreffen wollten. Zu diesem Zeitpunkt würden die Wahllokale schließen und die ersten Prognosen zum Ergebnis der Bundestagswahl veröffentlicht werden. Wir haben den Zeitpunkt um ein paar Minuten verfehlt, aber wie es sich zeigte, mussten wir uns ohnehin in Geduld fassen. Das Wahlergebnis war so knapp, dass es Stunden dauerte, bis einigermaßen sicher war, dass Rot-Grün weiterhin Deutschland regieren würde. Edmund Stoiber bleibt uns erspart! Da bin ich schon erleichtert. Und die Großmäuler der FDP und ihr auf antijüdische Ressentiments spekulierender Fallschirmspringer Möllemann mussten sich vom Wähler eines Besseren belehren lassen. Die rechtsextremen Parteien hatten überhaupt keine Chance. Insofern haben sich die deutschen Wähler als einigermaßen mündig und jedenfalls als nicht mehr so leicht verführbar erwiesen.

Die PDS scheiterte an der 5 Prozent Hürde. Das finde ich schade. Ich hätte den paar grünen und sozialdemokratischen Pazifisten eine oppositionelle Fraktion an die Seite gewünscht, auch wenn ich dem Pazifismus der PDS nicht über den Weg traue. Positiv ist zu werten, dass Schröder eingesehen hat, dass er in der Irakpolitik Klartext reden muss, wenn er nicht Friedensstimmen an die PDS verlieren will. Die Friedensbewegung ist in Deutschland eine latente Kraft, die Wahlen entscheiden kann.

Erfreulich ist auch, dass Ströbele, Joschka Fischers Kontrahent in der Friedenspolitik, in Kreuzberg ein grünes Direktmandat erhalten hat. Da haben die Berliner mal schön gezeigt, dass sie das couragierte Auftreten eines Bundestagsabgeordneten zu schätzen und zu belohnen wissen. Auch der württembergische Pazifist Hermann hat es wieder in den Bundestag geschafft, desgleichen mein früherer Mitstreiter im Bund für Soziale Verteidigung Winnie Nachtweih. Mal sehen, ob es ihm gelingt, das Bombodrom in der Prignitz zum Gegenstand des Koalitionsvertrages zu machen. Doch Roland Vogt, auf Platz zwei der Landesliste in Brandenburg, blieb wieder außen vor, womit er ja gerechnet hatte. Da hätten die Grünen in Brandenburg schon mehr als 7 Prozent der Zweitstimmen erhalten müssen, damit aus einem bevölkerungsschwachen Bundesland auch mal ein Mann für die Grünen in den Bundestag kommt. Für Brandenburger Verhältnisse waren 4,5 Prozent schon ein recht erfreuliches Ergebnis. Doch das nützt Roland persönlich nichts. Ende des Jahres wird er parteipolitisch wenn auch noch nicht in den Ruhestand, so doch etwas zurücktreten. Gönnen würde ich ihm ein Mandat fürs Europäische Parlament. Da gehört er eigentlich hin!

Billerbeck - Horstmar - Burgsteinfurt.

Montag, 23. September 2002

Der Kulturkampf und der Dom

Ingrid Laudien hatte wegen einer leichten Erkältung den gestrigen Ausflug nicht mitgemacht, aber den Nachmittag genutzt, um den im 19. Jahrhundert erbauten Billerbecker Dom zu besuchen und um sich auf eine Führung durch die zweite katholische Kirche von Billerbeck, die gotische Johanniskirche, vorzubereiten.

Der Billerbecker Dom ist steingewordene Machtdemonstration der Katholischen Kirche im Kulturkampf mit Bismarck - im neogotischen Stil. Du spürst die Absicht und du bist verstimmt. Oder fällt es nur uns preußischen Protestanten schwer, mit diesem Bauwerk Sympathie zu empfinden? Erfüllt der Dom die Münsterländer Katholiken mit Stolz? Oder sind das alles falsche Fragen und der Kulturkampf eine abgestandene, eine ausgestandene Angelegenheit? Kommt es heute nicht in erster Linie auf die Prediger und die Qualität der Seelsorge und erst in dritter Linie auf das Gehäuse an, in dem das stattfindet? Wenn unser Freund Pfarrer Manfred Richter im Berliner

Dom - und das ist ein Protzbau par excellence - eine Andacht hält und zwar im Blick auf einen Bibeltext und ein modernes Gemälde, das er neben sich auf eine Staffelei gestellt hat, dann lässt er sich seine Worte doch auch nicht vom Triumphalismus einer preußischen Königin mit Blattgold überziehen. Und wie ist das hierzulande? Was wissen wir von den heutigen Predigern des hiesigen Doms? Wir Dombesucher lesen schon mal die Prospekte, die zu Wallfahrten einladen, und blicken in die Festschrift zum hundertsten Geburtstag des Doms. Doch das genügt nicht. Gestehen wir es uns ein: Wir wissen über das geistliche Leben der katholischen Gemeinde in Billerbeck rein gar nichts! Das ist schade. Doch unsereins muss sich dies mal klar machen, besonders wenn er an den bevorstehenden ökumenischen Kirchentag in Berlin denkt. Sonst bleibt es bei den alten Vorurteilen!

Die Johanniskirche

Ingrid Laudien hat sich einen Kirchenführer gekauft und führt uns einfühlsam durch die Johanniskirche. Im Zentrum hängt eine Strahlenkranzmadonna auf der Mondsichel. Dieses Bildmotiv geht zurück auf eine Stelle in der Offenbarung des Johannes. Ingrid zitiert diese, aber ich versäume es, die Fundstelle zu notieren.

Ich habe dann später nachgeschlagen. Im ersten Vers des 12. Kapitels der Offenbarung des Johannes heißt es: *"Und es erschien ein großes Zeichen am Himmel: ein Weib, mit der Sonne bekleidet, und der Mond unter ihren Füßen und auf ihrem Haupt eine Krone von zwölf Sternen."*

Ich fotografiere noch das Denkmal für die Kriegsgefallenen des Ersten Weltkriegs. Es trägt eine zum Nachdenken anregende Inschrift. Ich habe Ähnliches noch auf keinem andern Kriegerdenkmal gelesen.

"Der Gerechten Seelen sind in Gottes Hand. In den Augen der Toren sind sie zwar gestorben, doch sie leben in Frieden."

Weisheit 3,1-3

Den Gefallenen des Amtes Billerbeck.

Überdacht an der Außenwand der Johanniskirche eine fast lebensgroße, farbig gefasste Kreuzigungsszene aus dem 16. Jahrhundert, ein zu Stein gewordenes Gemälde von Dürer oder Lucas Cranach.

Von der Kolvenburg zum Wasserschloss Darfeld

Auch zu Billerbeck gehört eine Wasserburg. Die Kolvenburg wird nun vom Land Nordrhein-Westfalen als Kulturzentrum für Ausstellungen genutzt wird. Montags geschlossen! Es bleibt uns nur die Außenbesichtigung und das Photographieren.

Auf geht's über Land! Unsere Route führt vorbei am Wasserschloss Darfeld, Neorenaissance, wahrscheinlich Ende des 19. Jahrhunderts erbaut. Kein Zutritt. Doch Außenbesichtigung genügt. Das schönste am Schloss ist seine Lage, weite Wiesen, eine breite Wasserfläche, hohe, einzeln stehende Eichen. Die Großzügigkeit der ganzen Anlage versöhnt mit der deplazierten Imitation eines Stils. Ich dachte an den Bayerkönig Ludwig II. Doch der wagte es immerhin (auf Kosten seiner Untertanen!), disziplinos Märchenschlösser zu bauen. Ludwig II. hat nicht imitiert, er hat phantasiert.

In der kleinen Wallfahrtskirche von Darfeld hält Ingrid Laudien die bereits für die Johanniskirche von Billerbeck vorgesehene Andacht. In St. Johannis hatte bei unserem Eintreffen jedoch ein ehrenamtlicher Helfer, ein ganz alter Mann in den 80ern, gerade damit begonnen, das Kircheninnere mit einem riesigen Staubsauger bei entsprechender Geräusentwicklung zu reinigen. Wir durften

ihn dabei nicht aufhalten. Und er gab uns allen ein Heiligenbildchen mit auf den Weg. Ingrid spricht über Jonas Gedanken unter dem Baum in Ninive; sie greift dabei auf einen Morgenandacht im Rundfunk von Bernhard Dasenbrock zurück. Ich finde das legitim, dass sie im Urlaub einen anderen für sich arbeiten ließ und sich auf das Anfordern gekonnter Frühandachten beschränkte.

Am hiesigen Pfarrhaus St. Marien stoßen wir auf einen Geburtstagsulk. Vom ersten Stockwerk ins Parterre hängen in Girlanden lauter alte Zigarettenschachteln und andere Verpackungen, unten aber liebevoll (und das heißt nicht mit Rauchwaren) gefüllte. Dazu über der Eingangstür die Aufschrift: "Happy birthday du alte Schachtel!".

Burgmannshöfe in Specklagentechnik

Wir fahren die Vechte entlang. Nach Horstmar steigt der Weg an und wir haben starken Gegenwind. Im muss kämpfen und es geht langsam, aber das Herz besteht auch diese Probe. Ruth behält mich im Auge.

St. Gertraudis in Horstmar ist eine dreischiffige, gotische Hallenkirche. In der Mitte der Kirche vier frei stehende, enorm dicke, kurze Säulen; die anderen sind seitlich mit Mauern verbunden.

Eine Besonderheit in Horstmar sind besonders stattliche Höfe, die Großbauern oder Herren gehörten, die verpflichtet waren, bei Gefahr im Verzug der Obrigkeit zu Hilfe zu eilen. Der 1561 erbaute Merveldter Hof weist die ortstypische Specklagenbauweise auf, das heißt, auf drei Reihen roter Ziegel folgt eine Reihe heller Sandsteine. Wie wir von einem Hof zum anderen radeln, treffen wir auf einen Horstmarer, der sich einen cremefarbenen Rolls Royce zugelegt hat. Mit hellen Handschuhen wischt der etwa Vierzigjährige, blond Gelockte Stäubchen vom Lack seines Pardestücks. Welch komischer Anblick in einer Kleinstadt mit alten Bauernhäusern! Was macht er nur mit seinem Rolls Royce? Vermietet er das Auto, von dem er jeden Fussel einzeln abwischt, an Hochzeitspaare?

Von Horstmar nach Leer. In der capella privata eine Pietá von Gröninger. Wir übernachteten in Burgsteinfurt im Hotel zur Lindenwirtin.

Burgsteinfurt - Metelen.

Dienstag, 24. September 2002

Wasserburg Steinfurt

Für die Führung durch die Burg von Steinfurt engagieren wir eine Führerin, die ihre Sache gut macht, aber auch entsprechend bezahlt werden muss.

Kirchenpolitisch ist das Besondere an Steinfurt, dass es nach dem gescheiterten Anlauf der Wiedertäufer in Münster das einzige Überbleibsel der Reformation in dieser streng katholischen Gegend ist, eine Folge der zweifelhaften Friedensregel: cuius regio, eius religio. Der Fürst ist auch heute noch Patron der hiesigen Reformierten Kirche. Ein Pfarrer könnte also nur mit seiner Zustimmung in die Kirchengemeinde eingeführt werden, doch der Patron hält sich zurück.

In der Schlosskapelle als Zeugnisse des frommen, reformierten Eifers in Holz gebrannte Bibelsprüche, zum Beispiel an der Kanzel: *"Das Wort vom Kreuz ist eine Thorheit denen, die verloren werden, uns aber, die selig werden, ist's eine Gotteskraft."* Zweifel scheinen diese zur Seligkeit Prädestinierten nicht geplagt zu haben. Wie anders doch die Verse Annette von Droste-Hülshoffs im "Geistlichen Jahr"! Mehr als diese Sprüche beeindruckt mich in der Kapelle die Pietá

von Mauritz Gröninger, ganz ähnlich der gestern abend in Leer erblickten. Der Leichnam liegt drückend schwer über dem Schoß der Mutter Maria, die wie immer sehr jugendlich gestaltet ist, seine trauernde Schwester sein könnte.

Unter den Herren von Burgsteinfurt gilt als der bedeutendste Graf Arnold IV, gestorben 1608. Er gründete in Steinfurt eine Universität, genannt "Hohe Schule des Münsterlandes". Ihm wurde ein Denkmal in Bronze errichtet. Mich erinnert's an den Großen Kurfürsten in Berlin. Hier steht die Büste neben der Schlossmühle fast im Gebüsch verborgen.

Redensarten

Während der Führung durch die Burg mache ich disparate Notizen. Ich lerne im kahlen Rittersaal, dass man dort nicht an festen Tischen, sondern an über Böcke gelegten großen Brettern gesessen und getafelt hat. Anschließend wurde "die Tafel aufgehoben", das heißt die Tischbretter wieder zur Seite gestellt, um für anderes Treiben Platz zu schaffen. Ich notiere mir (auf hochdeutsch) auch noch das (plattdeutsch gebrauchte) Münsteraner Sprichwort: "Wer sich als Pfannkuchen ausgibt, wird auch als Pfannkuchen gefressen." Das müsste mir Heike Luther oder Jutta Andreae ins Plattdeutsche rückübersetzen. Außerdem noch das Unterstreichen der Abneigung gegen einen bestimmten Ort durch die Bemerkung: "Da möcht ich nicht tot übern Zaun hängen".

Die Burg wird auch heute noch von den Fürsten bewohnt. Sie ist Sitz der Verwaltung der Ländereien, die im wesentlichen verpachtet werden.

1164 wird die Burg zum ersten Mal in einer Urkunde erwähnt. Erzbischof Reinhold von dassel deponierte hier als Reliquie einige Partikel der Gebeine der heiligen drei Könige. Ansonsten ging es wenig christlich zu. Die Herren von Aschenberg zerstörten die Burg, und als Revanche wurde dann deren Burg dem Erdboden gleich gemacht - ein für alle mal.

Als bauliche Besonderheit weist das Schloss einen 1559 errichteten Erker auf, ein schönes Beispiel für die Kunst der Renaissance. Ich photographiere diesen streng in sechs Felder (je drei übereinander) gegliederten Erker und meine, dass dahinter die Schlossbibliothek passen würde. Anderes ist nachträglich als schmückendes Element vor dem Schloss aufgestellt worden, zum Beispiel vor dem Tor neben zierlichen Böllerkanonen zwei bauchige gusseiserne Öfen mit Schwanenhälsen. Auf dem Hof vor den Stallungen steht ein barockes Brunnenhäuschen aus Bentheim (1712), oben mit ineinander verschlungenen Delphinen verziert. Der Brunnen ist wirklich schön, doch an dieser Stelle ganz funktionslos - im Unterschied zur Schlossmühle, deren Mühlrad sich heute noch bewegt und erforderlichenfalls seinen Dienst tun könnte.

Das anheimelndste am Schloss war sein Tierleben. Der Schwan hatte seine Schwänin verloren und sich hinfert mit einer Wildgans zusammengetan. Wir konnten die beiden am Schlossgraben beieinander beobachten. Ähnliches wurde uns vom Pferd der Fürstin berichtet. Auch dieses mochte nicht allein auf der Weide stehen und erhielt als Gefährten eine Ziege. Standesdünkel scheint bei den Reformierten klein geschrieben zu werden. Das kinderlose Fürstenpaar hat Kinder adoptiert. Das mit den Tieren und den Menschen, das hat ja alles auch seine biblische Basis, bereits in der Schöpfungsgeschichte: "Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei." (1.Mose 2,18)

Harpyien in Stift Metelen

Das wichtigste Ziel unserer heutigen Rundfahrt ist das Stift Metelen. Seine letzte Äbtissin bis zur Aufhebung des Stifts durch den Regensburger Reichsdeputationshauptschluss im Jahre 1803 war Anna Elisabeth von Droste-Hülffhoff, die Patentante der nach ihr genannten Dichterin. Seit 1788 war sie Äbtissin des Klosters - eine Art Ehrentitel, denn es gab in Metelen seit langem keine

Nonnen mehr, sondern nur adlige Stiftsfräulein. Die letzte Äbtissin muss das Amt in einer schwierigen Zeit übernommen haben, denn noch zwei Jahrzehnte davor hatte das Stift infolge von Kontributionen und Fourage-Lieferungen für den Siebenjährigen Krieg 6634 Reichstaler Schulden aufnehmen müssen.

Die spätromanische Kirche von Metelen ist stattlich und sehr geräumig, doch schlicht. Sie birgt bedeutende kunstgeschichtliche Denkmale. Um einige zu erspähen, tut man gut daran, ein Fernglas oder zumindest eine Kamera mit Teleobjektiv mitzubringen. Das nordwestliche Kapitellfries ist mit Jesus Christus inmitten von Heiligen, Engeln und Kirchenvätern und das südwestliche Kapitell mit Harpyien verziert, diesen griechischen Sagengestalten, halb Mädchen, halb Raubvogel. Wie kommen diese in eine Kirche? Das dürfte doch keine Anspielung auf das Verhalten der im Stift deponierten adligen Fräulein sein! Der Kirchenführer gibt keine Erklärung, wohl aber kommentiert dessen Verfasser, Pfarrer Erich Elpers, ausschweifend und mit Bibelzitaten den Anblick würzend, das nordwestliche Kapitellfries, das ich aber nicht fotografiert habe, anders als die gräulichen Harpyen, an denen ich die Leistungsfähigkeit meines Teleobjektivs erprobte. Die Harpyien sitzen wie Tauben auf dem Kapitell und machen so - denn ihre Krallen sieht man nicht - einen ziemlich harmlosen Eindruck. Pfarrer Elpers hält sich an das andere Fries: "Christus als jugendlicher Herr und Sieger, die Rechte in segnender Gebärde erhoben. Vom Sonnenaufgang her, der Licht, Leben und Wärme bringt, blickt er zur Mitte des Altarraums. Gleichfalls aus Osten kommt der Engel, der 'das Siegel des lebendigen Gottes hält' und 'die Knechte unseres Gottes' dem, 'der auf dem Thron sitzt', zuführt (Offb. 7,2.3.10). Er kommt aus dem Paradies, der Stätte der Seligen. Wie schon auf Katakombenmalereien ist dessen erquickende Herrlichkeit auch hier versinnbildlicht durch die uralte Lebensbaumsymbolik der Palmlätter, die überreiche Früchte tragen, sichtbare Zeichen göttlichen Segens: 'Wer siegt, dem werde ich zu essen geben vom Baum des Lebens, der im Paradies Gottes steht' (Offb 2,7) - Früchte 'der Gerechtigkeit, die Jesus Christus gibt, zur Ehre und zum Lob Gottes'(Phil 1,11). Unter dem schützenden Dach der Palmlätter und zwischen den Trauben des Weinstocks, der da ist Christus (Joh 15,5), erfreuen sich die Stammväter des auserwählten Volkes der Gemeinschaft mit Gott: 'Ich sage euch: Viele werden von Osten und Westen kommen und mit Abraham, Isaak und Jakob im Himmelreich zu Tisch sitzen.'(Mt 8,11)"

Von eindrucksvoller Schlichtheit und keine komplizierte Deutung herausfordernd ist ein lebensgroßes Standbild des Evangelisten Johannes, welcher der Gemeinde sein aufgeschlagenes Evangelium entgegenhält. Die monumentale Sandsteinfigur soll im Jahre 1250 entstanden sein.

Jesus und die beiden Schächer von Metelen

Aus dem zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts stammt der Taufstein, der heute vor der Kreuzigungsgruppe steht, ursprünglich jedoch in der Taufkapelle, die auch mehrere Äbtissinnenkreuze aufweist. Er ist mit einfachen Ornamenten verziert.

An der Kreuzigungsszene im Chor fällt mir auf, dass die Haltung der beiden Schächer unterschieden wird. Der eine wendet sich Jesu zu und glaubt an dessen Zusage: "Noch heute wirst du mit mir im Paradiese sein". Der andere hört auf die Einflüsterungen eines kleinen Teufels. Warum hat sich diese sinnfällige Unterscheidung bei den Kreuzigungsszenen nicht durchgesetzt? Pfarrer Elpers kommentiert dies in seinem ansonsten hoch zu lobenden Führer durch St. Cornelius und Cyprianus nicht.

Um diese Kirche eingehend zu betrachten, hätten wir wahrscheinlich mehrere Stunden reservieren und einen Kunsthistoriker engagieren müssen. Doch zwei Führungen an einem Tag wäre zu viel des Guten auf einer Radtour. Wer jedoch unserem Vorbild folgen sollte, könnte den Versuch machen, sich im voraus kundig zu machen. So könnte der Besuch von Stift Metelen zum Höhepunkt einer

Reise durch das Münsterland werden. Es wäre auch sinnvoll, bei dieser Gelegenheit einiges über die beiden Namenspatrone, Papst Cornelius (gest. nach 253) und über den nordafrikanischen Bischof Cyprianus, der 258 den Märtyrertod starb, zu erfahren. Aus meiner Sicht gehört Cyprian zu den vorbildlichsten Kirchenvätern und man darf sich noch heute freuen, dass nach ihm eine Kirche genannt wurde, zumal er kein Vertreter der hervorgehobenen, gar allein bestimmenden Rolle des Bischofs von Rom war. Wer eine Kirche nach Cyprianus nennt, darf jedenfalls nicht als Papist gelten. Vielleicht hat man gerade - um den Papst nicht zu verärgern - der Kirche von Metelen zwei Namenspatrone verpasst, einen römischen und einen eher selbständigen. Auch dies kommentiert Pfarrer Elpers lieber nicht.

Wasserburg Welbergen

Wir haben heute wunderbares Wetter. Vormittags ist der Himmel kristallblau, erst am Nachmittag zeigen sich einzelne Wölkchen, die gegen Abend sich vermehren und nach unten dunkle Ränder ansetzen. Doch noch im Sonnenschein erreichen wir die Wasserburg Welbergen, die neuerdings von der Bertha Joardaan van Heck Stiftung genutzt und offenbar auch großzügig finanziert wird. Wellbergen zeichnet sich aus durch einen gepflegten Blumen- und Staudengarten und ein bestens saniertes Mauerwerk. Die Burg ist umgeben von einem Wassergraben, den gelbe Seerosen bedecken. Hier fällt mir zum ersten Mal auf, welche ebenmäßigen Sandsteinsockel solche Burgen aufweisen können.

Melkvieh

Wir kommen auf unserer Tour gut, fast mühelos voran und nach einer Woche sind wir auch 'eingeritten'. Die Landschaft ist flach, die Radwege meist asphaltiert und wir genießen den Schatten von Alleebäumen. Die Landwirtschaft dominiert. Auf den Weiden gewaltige Mutterschweine, erkennbar an den Zitzen. Doch Ferkel sehen wir nirgends. Wahrscheinlich bleiben diese in den Ställen. Auch immer wieder Milchkühe mit riesigen Eutern auf den Weiden. Die Kühe sammeln sich am Abend von selbst, um gemolken zu werden.

Sommerabend

*Auf schwarzen Weiden das Melkvieh
Suchet den Pferch auf und immer
Zur nämlichen Zeit. Der zufriedene Landmann
Raucht eine Marlboro während die Milch
Wild in den gläsernen Leitungen strömt.*

(Sarah Kirsch, Erdreich, 1982)

Der tolle Bomberg

Nach dem Abendessen bei der Lindenwirtin liest Erich Rinnert aus dem (von Barbara Beuys editierten) Merian-Heft über das Münsterland einen Bericht über "den tollen Bomberg" vor. Phantasie hatte der Kerl! Doch muss man sich darum ins frühe Grab saufen? Jedenfalls fiel mir auf, dass dieser Bomberg mit knapp über 50 Jahren starb. Josef Winkler, der Überlieferer und Ausschmücker seiner Streiche - ich meine, dass er auch das Buch über den Baron von Münchhausen schrieb - hat ihm à la bonne heure noch zwanzig Jahre dazu gegeben. Nach einem Herzinfarkt schaut unsreiner aber den Dichtern auf die Finger.

Goethe in Münster

Aus einer Sammlung historischer und aktueller Bericht über Münster zitiert Erich danach noch Goethes Bericht über seinen Besuch bei der Fürstin Gallitzin auf der Rückreise von der Campagne

in Frankreich 1792. Dazu konnte ich dann auch noch etwas beisteuern. Ich kommentierte den Charakter von Goethes Kriegsbericht, den Rückzug durch den Schlamm der Champagne und die Leiden von Pferden und Menschen und Goethes nicht zu verkennenden Ärger über einige hochmütige französische Emigrierte. Mir war dies noch präsent, weil wir uns Goethes Bericht in zwei Projektkursen über kritische Reiseberichte von Dichtern vorgelesen und im Detail besprochen hatten. Der Abschnitt über Goethes Ankunft in Münster war allerdings untypisch für den Charakter der Reise, weil Goethe in Münster den Feldzug bereits hinter sich gelassen hatte und sich wieder den Beschäftigungen widmen konnte, die er in Weimar ungern zurückgelassen hatte, um seinen Fürsten zu begleiten. Wahrscheinlich erging diese Bitte an ihn, damit die Feldherrnkünste von Carl August auch ins richtige klassische Licht gerückt würden. Doch dies ist gerade das Auffallende an Goethes Bericht: Die Feldherren spielen darin keine löbliche Rolle; Goethes Aufmerksamkeit gilt dem Schicksal der einfachen Leute und auf dem Rückzug mehr den Pferden als den Feldherren.

Dank an Erich Rinnert und Heinz Stenzel

Es ist heute der letzte Abend mit Erich Rinnert. Morgen früh wird er mit dem Zug nach Münster und von dort sofort weiter nach Berlin fahren. Er und seine Frau Annelore werden übermorgen zu ihrem Sohn nach New York fliegen, um diesem und seiner Familie bei einem Umzug behilflich zu sein. Am 11. Oktober werden die meisten von uns sich bei der Feier des 70. Geburtstags von Emil Cauer im Ermeler Haus in Berlin wiedersehen. Erich ist während der Tour immer wieder ein Stück voraus geradelt, um uns dann zu filmen, wie wir flott an ihm vorbeifahren. Er ist der Dokumentarist der ganzen Reise - mit Ausnahme des bevorstehenden letzten Tages. In etwa zwei Monaten werden die Radler sich bei Reinhard Schütz treffen, um Erichs bis dahin auch vertonten Film zu betrachten. Seine bisherigen Filme über unsere zehntägigen Radtouren hatten in der Regel die Länge eines normalen Spielfilms. Außer Erich haben dann nur noch Gerhard Rosenau, Ruth und ich fotografiert, wobei ich derjenige war, der am großzügigsten knipste, weil ich die Photographien auch als Gedächtnisstütze zu benutzen gedachte - neben den Notizen in den 32 Blättern eines Oktavheftchens, von denen ich während der Reise etwas mehr als die Hälfte mit Beobachtungen füllte.

Zu diesem letzten gemeinsamen Abend in Burgsteinfurt gehörte auch der Dank an Heinz Stenzel, der bei der diesjährigen Planung besondere Rücksicht darauf genommen hatte, dass wir alle älter werden und einige - besonders aber mich - beschwerliche, lange Strecken zu sehr anstrengen könnten. So aber ist die Tour uns allen gut bekommen und niemand wurde allzusehr geschlaucht. Wir überreichten Heinz zum Dank mit unseren Signaturen eine neue, treffend bebilderte Biographie von Günter Grass aus der Feder des Journalisten Jürns. Wir hatten sie in Billerbeck in der Buchhandlung Janning, die sich in der Gegend durch das Organisieren von Dichterlesungen verdient macht, eingekauft.

Burgsteinfurt - Altenberge - Schloss Hülshoff - Rüschaus - Münster.
Mittwoch, 25. September 2002

Nach Altenberge

In der Nacht hat es geregnet. Als wir aufsitzen, ziehe ich die Handschuhe an. Die Luft ist diesig. Es weht ein ganz leichter, mein Gesicht kühlender Wind. Es wird ein schöner, letzter Tag werden. Mir ist es angenehm, dass wir auf der Rückfahrt noch einmal an Schloss Hülshoff vorbei kommen werden und auch am Rüschaus Station machen können. Ich möchte gerne noch etwas Reiselektüre einkaufen, weil ich mich darauf freue, in Berlin den Vortrag über Annette von Droste-Hülshoff noch einmal zu überarbeiten. Ingrid Laudien hatte mich gefragt, ob ich auf dem Konvent der pensionierten Pfarrer von Ost-Berlin, die sich zweimal im Jahr treffen, meinen Vortrag wiederholen

könnte. Das Wiederholen will mir zwar erfahrungsgemäß nicht gelingen, aber ich hätte Lust, noch etwas Präziseres und genau auf diesen Hörerkreis Zugeschnittenes zu formulieren. Dazu müsste ich noch mehr wissen. Einiges Erforderliche wird von Ulrich Wollheim im Rüschaus angeboten. Daran erinnerte ich mich heute früh bei der Abfahrt aus Burgsteinfurt. Es gibt dort ein weiteres, das vierte Droste-Jahrbuch.

Vor diesen Einkauf war jedoch noch der Anstieg nach Altenberg gesetzt. In der Johannes-Kirche hält Ingrid Laudien die letzte Andacht dieser Radtour. Wir sind in dankbarer Stimmung. Ich finde besonderen Gefallen an einem barocken Seitenaltar, der die Taufe Jesu durch Johannes, den Namenspatron der Altenberger Kirche, zeigt:

*Unus Dominus, una fides,
Unum baptisma, unus
Deus et pater omnium.
Ephes. C.4. V. 5,8&6*

Im Schlosscafé Hülshoff

Auch heute vor Schloss Hülshoff noch zwei Reisebusse, wie sich zeigen sollte, mit Schülerinnen und ein paar Schülern aus Deutschland und Frankreich. Doch Ruth und ich schauen uns zunächst im Informationszentrum nach Postkarten und Büchern um. Von Letzteren gibt es nur noch wenige. Es sei Nachsaison. Ich halte das für eine Ausrede. Ich kaufe diejenigen Portrait-Photos, die wir nicht selbst ablichten konnten und dazu noch die für alle Droste-Studien obligatorische Chronologie von Walter Gödden: Tag für Tag im Leben der Annette von Droste-Hülshoff, wichtig auch wegen der vielen Abbildungen von Verwandten und Freunden und mehreren Faksimiles.

Als wir beiden Nachzügler uns zu den anderen auf dem Schlosshof zum Kaffeetrinken setzen, fallen die ersten Tropfen und es folgt ein starker Regenguss. Wir ziehen um in die zum Restaurant ausgebauten Kellergewölbe des Schlosses. An den Wänden Radierungen von Ridinger mit Szenen von Jagden und Pferdedressuren. Ich wundere mich über die halbvollen Platten mit Spagetti und Fleischsoße, welche die schnatternden Schülergruppen zurückgelassen haben. Die Lehrer geben sich Mühe, aber es ist wahrscheinlich witzlos, 14jährigen Mädchen durch einen Besuch des Geburtshauses etwas von der Lebenswelt Annette von Droste-Hülshoffs vermitteln zu wollen. Dann lieber einen Bus voll alter Damen, die nach andächtigem Gang durch die Schlossräume und ein bisschen Adelschronik sich ein Könnchen Kaffee mit Pflaumenkuchen und Sahne genehmigen.

Rezeptionsforschung

Das Rüschaus verlasse ich diesmal schwer beladen mit dem Jahrbuch 4 (2 und 3 sind leider vergriffen) und dem dreibändigen Werk Winfried Woelers: Modellfall der Rezeptionsforschung. Droste-Rezeption im 19. Jahrhundert. Es handelt sich um die Veröffentlichung eines maschinenschriftlichen Manuskripts in einem Dissertationsdruck-Verlag. Doch ich bin fasziniert. Da hat der Herausgeber der historisch-kritischen Gesamtausgabe der Schriften doch eine ganze Fülle von veröffentlichten Rezensionen und auch briefliche Zeugnisse in zwei Bänden dokumentiert.

Ich hatte nur ein paar Minuten Zeit, mich zu entscheiden, weil Wollheim, der Kustos des Rüschauses, mit einer Führung beginnen musste und meine Freunde warteten. Wollheim ermutigte mich zuzugreifen. Ich habe den schnellen Entschluss, die zu einem weit reduzierten Preis angebotene germanistische Schrift aus dem Jahre 1982 zu erwerben, später nicht bereut. Auf mich wirken diese ersten, nunmehr 150 Jahre alten Rezensionen, die zu einem guten Teil von Freundinnen und Freunden der Droste stammen und die zu sammeln eine mühsame und nur von ganz wenigen geschätzte Arbeit war, kein bisschen abgestanden, sondern so frisch, wie wenn meine

Freunde mir heute einen Brief mit ihren Kommentaren zu meinen Pazifismus-Büchern senden. Manche bekannten Autoren behaupten heutzutage, dass sie Rezensionen und schon gar Verrisse ihrer Bücher nicht lesen. Vielleicht ist dies ein Weg des Selbstschutzes und auch angemessen angesichts der Tatsache, dass Rezensionen in Tages- und Wochenzeitungen heutzutage gar zu häufig auf flüchtiger Lektüre basieren und nur mit geringer Sorgfalt verfasst werden. Hingegen waren die Rezensionen aus der Feder Annette von Droste-Hülshoff in der Regel sehr umfangreich und mit längeren Zitaten - manchmal unter vollständigem Abdruck mehrerer Gedichte - belegt. Anscheinend hatte Mitte des 19. Jahrhunderts die Rezension in einer Zeitschrift weit mehr als heute die Funktion, die Leser zu informieren. Man wollte nicht nur zum Kauf anreizen oder davon abhalten. Man kaufte damals nicht einfach Bücher und las sie später, sondern man las eine Rezension und versuchte sich dann - eventuell nach längerer Wartezeit - das Buch zu leihen. Das ist zumindest der Vers, den ich mir auf den erstaunlichen Umfang und den dokumentarischen Charakter der Rezensionen gemacht habe.

Ein Brief der Droste über einen gewaltlosen Aufstand in Münster im Jahre 1838

Unser Münsteraner Quartier ist noch einmal das Jugendgästehaus. Wir bleiben nach dem Abendessen im Speisesaal sitzen, und ich lese einen Brief Annette von Droste-Hülshoffs vom 9.2.1838 an ihre Tante Sophie von Haxthausen vor. Darin wird mit vielen Details davon berichtet, wie es in Münster zu einem weitgehend gewaltlosen Aufstand gegen die Festnahme und Inhaftierung des Kölner Erzbischofs Clemens August und dessen Inhaftierung in Minden kam. "Ich war am Tage des Aufstandes in Münster", beginnt sie ihren Bericht. Mich fasziniert an diesem, wie genau Annette von Droste Hülshoff die vorsichtigen Proteste der Bürger, die Zurückhaltung der einheimischen Soldaten und die Aggressivität der preußischen Offiziere beobachtet und damit vorzüglichen Anschauungsunterricht für eine kleine Studie über frühe Formen des gewaltlosen Aufstands in Deutschland bietet. Zu einer solchen Studie würde allerdings auch das Nachdenken über die Frage gehören, warum die Kölner wenig Neigung zeigten, sich mit ihrem papistischen, erkonservativen Bischof in der Frage der Mischehen zu solidarisieren. Auch die Droste wahrt eine gewisse innere Distanz in dieser Sachfrage, auch wenn ihr das militärische Auftrumpfen der Preußen zuwider ist.

Münster - Berlin-Spandau.

Donnerstag, 26. September 2002

Heimfahrt

Damit nichts schief geht, haben wir das Gepäck noch vor dem Frühstück auf die Fahrräder geladen. Das war gut so, denn es zeigt sich, dass an Heike Luthers Fahrrad ein Reifen platt ist. Er hält aber nach dem morgendlichen Aufpumpen die Luft noch so weit, dass sie bis zum Bahnhof kommt, und in Berlin kann sie dann ihr Rad in das große Auto von Familie Schütz laden, da Reinhard von seiner Frau Heidi am Bahnhof erwartet wird.

Wir umarmen uns zum Abschied und freuen uns auf das baldige Wiedersehen und auf die nächste Radtour - vielleicht von der Schwäbischen Alb abwärts an den Bodensee, nach Meersburg, wo die schönsten Gedichte Annette von Droste-Hülshoffs entstanden sind. Und einiges von dem, was sie dort beobachtete und fühlte ist auch uns Kladowern am Groß Glienicker See vertraut.

Aus:

Die Schenke am See.

An Levin Schücking

*Sieh drunten auf dem See im Abendrot
Die Taucherente hin und wieder schlüpfend;
Nun sinkt sie nieder wie des Netzes Lot,
Nun wieder aufwärts mit den Wellen hüpfend;
Seltsames Spiel, recht wie ein Lebenslauf!
Wir beide schaun gespannten Blickes nieder;
Du flüsterst lächelnd; immer kömmt sie auf -
Und ich, ich denke: immer sinkt sie wieder!*

Von Warnemünde nach Sassnitz

21.-28. Mai 2003

Berlin – Warnemünde – Graal-Müritz – Wustrow – Ahrenshoop.

Dienstag, 20. Mai 2003

Handicaps

Mit dem regulären Schiff der Verkehrsbetriebe setzen wir (Jutta Andreae, Heinz Stenzel, Ruth und ich) um 6.30 Uhr von Kladow-Imcheninsel nach Wannsee über und fahren von dort mit der S-Bahn weiter zum Bahnhof Zoo. Im Regionalzug, der uns direkt nach Warnemünde bringen wird, gibt es mehrere Fahrrad-Abteile. Immer mehr Junge und Alte radeln in die Ferien. Nicht nur Jugendherbergen, sondern auch Drei- und Viersternehotels sind mittlerweile darauf eingerichtet, dass ihre Gäste mit dem Fahrrad anreisen und mit Satteltaschen an der Rezeption erscheinen und für die Nacht einen sicheren Platz für ihre edlen Räder wünschen.

Nachdem wir unsere Räder zum einen mit ausrollbaren Bändern, welche die Bahn vorgesehen hat, und zum anderen mit unseren eigenen Gummibändern festgezurt und angeschnallt haben, klingelt auch schon Heinzens Handy. Emil Cauer erkundigt sich, in welchem Abteil wir sitzen und wo er und Elsa und Ingrid Laudien am Ost-Bahnhof zusteigen sollen. Emil und Elsa haben es nach mehrjähriger Pause wieder gewagt, in unserer Gruppe mitzuradeln. Sie waren an der ersten Tour von Passau nach Wien beteiligt gewesen und auch noch an der zweiten an Mosel und Nahe und an der dritten durch das Emsland. Und dann hatten sie aussetzen müssen. Emil hat Probleme mit den Bandscheiben und Elsa gelegentlich Störungen des Herzrhythmus. Doch wir wollten sie zurückgewinnen und hatten ihnen versichert, dass auch wir jetzt kürzer treten wollten und entsprechende Etappen vorgesehen hätten. Nie wären am Tage mehr als 50 km zurückzulegen. Bei der Donau-Tour waren es nicht selten 80 km und mehr gewesen. Nun, wir sind alle älter geworden. Die Jüngste in unserer Gruppe ist Ruth mit 61 Jahren, der Älteste ist Heinz Stenzel mit 78 Jahren, Jutta Andreae hat mein Alter, Ingrid Laudien ist etwas älter und Elsa und Emil haben vor zwei bzw. einem Jahr ihren 70. Geburtstag mit einem großen Fest gefeiert, und wir waren alle dazu eingeladen gewesen. Was uns verbindet, ist die Tradition des kirchlichen Lebens in der Evangelischen Kirchengemeinde am Groß Glienicker See. Emil Cauer war dort 28 Jahre - bis zu seiner Pensionierung - unser Pfarrer, Elsa war in der nahe gelegenen Klinik als Krankenhausseelsorgerin tätig und gerade bei den psychisch Kranken in ihrer einfühlsamen Art sehr beliebt. Heinz Stenzel hatte Emil bei der Geschäftsführung der Gemeinde auch über Jahrzehnte zur Seite gestanden. Er hat auch dieses Mal unsere Radtour organisatorisch bestens vorbereitet. Von allen Quartieren liegen schriftliche Buchungsbestätigungen vor. Ingrid Laudien, die kurz vor ihrer Pensionierung noch Generalsuperintendentin von Berlin geworden war, gehörte über eine Partnerschaft des Kirchenkreises Spandau zum Kirchenkreis Friedrichshain, dessen Superintendentin sie war, auch schon vor der „Wende“ gewissermaßen zur Kirchengemeinde und mit dem Ehepaar Cauer verband auch sie eine jahrelange Freundschaft und die Mitgliedschaft in einem theologischen Arbeitskreis. Jutta Andreae arbeitet mit Ruth in dem Verein „Ferien für die Kinder von Tschernobyl“ eng zusammen und sie treffen sich auch regelmäßig im Arbeitskreis „Altes Testament“ im Gemeindehaus. Erst vor zwei Tagen haben wir zusammen ihren Geburtstag gefeiert. Man kann also sagen, wir sind eine Gruppe, bei der man annehmen darf, dass sie sich gut verstehen wird und in kritischen Situationen aufeinander Rücksicht nehmen kann. Eigentlich hätten wir zu acht sein

sollen, aber Johanna Ertel, Ingrid's Freundin, hat sich am Knie verletzt und hat ganz kurzfristig absagen müssen.

Legenda aurea auf evangelisch

Wir gingen unsere Radtour in Warnemünde dann auch sehr gemütlich an, und dies war wörtlich zu nehmen. Wir schoben unsere Räder die Mole entlang bis zum grünen Leuchtturm und zurück. Es wehte ein steifer Wind, aber die Wolkendecke riss immer wieder auf und die Sonne blinkte auf den Wellen. Und auch durch die Altstadt Warnemündes radelten wir sehr gemächlich und stiegen bald ab, um die St. Christopherus-Kirche zu besichtigen. Zu Füßen der riesigen Holzfigur des Christusträgers lag ein Blatt mit der Legende von der Wandlung des Ophelus zum Christopherus. In dieser evangelischen Kirche überlieferte auch der Altar die Legenda aurea, indem er Christus mitten zwischen jeweils ein halbes Dutzend weibliche und männliche Heilige stellte. Ingrid Laudien meinte: Das sei schon in Ordnung und nicht un-evangelisch, solange die Mittelposition von Jesus und nicht von Maria gehalten werde. Ich habe hier eine etwas lasche Einstellung, weil ich Dürers und Hans Baldungs Marienbilder besonders mag und mit ihnen gerne meine Weihnachtsbriefe schmücke, wobei ich allerdings darauf achte, dass auch Joseph mit im Bilde ist. Doch im Blick auf die große Zahl der Heiligen bin ich in der Legenda aurea nicht sattelfest. Ich müsste mir mal eine schöne, illustrierte Ausgabe besorgen. Es war zwar ein wichtiger Schritt der Aufklärung in der Zeit der Reformation, dass dem reichlich abergläubischen Anrufen der Heiligen ein theologischer und historisch-kritischer Riegel vorgeschoben wurde, aber mittlerweile würde es nicht schaden, wenn wir uns dieser Legendenwelt wieder erinnerten. Und die Legende vom Christopherus ist doch eine der schönsten!

Am Quai lag ein riesiger Passagierdampfer – und Fachleute behaupteten es sei der größte der Welt. Im Vergleich zu schnittigen Segelschiffen wie Pamir und Passat ist ein solcher Luxusliner kaum mehr ein Schiff zu nennen. Das ist der schwimmende Untersatz einer Kajütenburg. Mich wunderte, dass ein solches Ungetüm am Pier mit einigen wenigen blauen Kunststoffseilen vertäut werden konnte und dass dies offenbar genügte.

Wir setzten mit der Fähre auf die Ostseite über und dann nahmen uns auch schon die Wälder auf. Meist waren es Buchen und Birken, unter denen hoher Farn stand. Und immer wieder dunkle Wassergräben mit den spitzen Blättern der Schwertlilien. Aber noch zeigten sich an ihnen keinen Blüten. Doch der Boden war bedeckt von den kleinen, weißen Sternen einer Waldblume, die ich nicht kannte.

Im Rhododendron-Park

Vor Graal-Müritz kam uns auf einem ganz alten Drahtesel ein abgerissen ausschauender Mann unseres Alters entgegen. Am Lenker baumelte eine große Milchkanne, die ekelhaft riechende, flockige und klumpende Molke enthielt. Das Zeug stank entsetzlich. Doch gerade darauf kam es an. Als wir ihn nach dem Weg fragten, berichtete er uns, dass er zu seinem Wochenendgrundstück unterwegs sei und dass er die Molke in die Maulwurfsröhren gießen und die schwarzen Gesellen auf diese Weise vertreiben wolle. Zum Anbohren der Gänge führte er ein Stück Baustahl mit sich. Doch dieser stinkende Patron, denn einige Klecker aus der Kanne hatte er beim Radeln abbekommen, war ein wortgewandter Mann, offenbar kein Bauer. Er schimpfte auf die überhöhten Preise in den hiesigen Cafés, empfahl uns aber eine Fahrt durch den Rhododendron-Park auf das dringlichste. Wir folgten seinem Rat und fanden uns bald in Blütenduft eingehüllt – und konnten die Molke vergessen. Der süße Wohlgeruch entströmte den gelben Blüten, nicht den lilafarbenen, die in unserem Garten blühen, wenn wir in einer Woche nach Kladow zurückkehren werden. Auch hier in

Graal-Müritz standen noch nicht alle Arten in voller Blüte, aber doch die meisten. Die Kurgäste saßen auf den zahlreichen Bänken, die über den ganzen Park verteilt waren.

An einer besonders sonnigen Stelle waren diese Bänke in noch größerer Zahl in der Runde aufgestellt. Ein Akkordeon-Spieler und ein Sänger mit Gitarre erfreuten das meist ältere Publikum mit dem Aufspielen und Singen alter Volkslieder, angefangen mit „Ein Vogel wollte Hochzeit machen“. Drei Frauen hatten einen Tapeziertisch aufgeschlagen und boten in Plastikbechern Kaffee und auf Papptellern leckeren Kuchen an. Sie hatten die Kuchen auf großen Blechen selbst gebacken. Es gab Streuselkuchen mit Kirschen und Mohn, aber auch noch Käsekuchen, und da ihre Preise weit unter den vom Mann mit der Molkekanne Kritisierten lagen, fanden Kuchen und Kaffee schnellen Absatz. Das Liedgut kam den meist älteren Menschen, von denen mehrere in Rollstühlen heran geschoben worden waren, sehr entgegen. Hier wurde für die allgemein übliche € 1.50 Kurtaxe doch einiges Bekömmliche und Populäre geboten. Auch wir sieben Radler genossen eine Stunde lang das Angebot.

Ein gestrandeter Kutter als Herberge

Es war auch nicht mehr weit bis Wustrow, wo unser drei in dem an Land gezogenen, in eine Rasenfläche gebetteten und zur Herberge ausgebauten ehemaligen dänischen Kutter „Stinne“ übernachten sollten. Jutta und Ingrid erhielten die frühere Kapitänskajüte und Heinz ein Einzelzimmer mit Koje. Zur „Stinne“ gehörte auch ein Feinschmecker-Restaurant im Bauch des Schiffes. Das Ganze war ein Familienbetrieb und dieser lief seit 8 Jahren. Wir bestellten das Abendessen vor und warteten in der Sonne – von Deck auf den Bodden blickend und den aufliegenden Schwänen mit den Blicken folgend – auf unser Abendessen und den Sonnenuntergang. Das Essen - und die meisten wählten Fisch, ich hielt mich an eine Salatplatte – gab es im Schiffsbauch bei Kerzenschein. Bedient wurden wir vom etwa dreißigjährigen Sohn dieser tüchtigen Familie.

Die Ehepaare Cauer und Ebert mussten noch ein paar Kilometer weiter nach Ahrenshoop radeln. Dort wurden wir – wiederum von Emil von der „Stinne“ aus per Handy angemeldet - in der Dorfstraße 36 im „Haus am Meer“, einem neu ausgebauten Hotel, erwartet.

Ahrenshoop – Born – Wiek – Prerow – Zingst – Barth.
Mittwoch, 21. Mai 2003

Ein Wiedersehen

Susi Wiesinger, Elsas Patentochter, frühstückte mit uns. Ich vermute, dass Emil sie wieder mit Hilfe seines Handys eingeladen hat. Susi macht mit ihrer Freundin in der Nähe ein paar Tage Urlaub. Susi betreibt mit Oliver Nawrot in Kreuzberg eine gemeinsame Kanzlei. Sie hat sich auf Arbeitsrecht spezialisiert. Susi war in der Lily Braun Oberschule einige Jahre die Klassenkameradin unseres ältesten Sohnes Martin. Sie vergisst nie, sich nach ihm zu erkundigen und ihn grüßen zu lassen. Ich kenne ihren Vater vom Widerstand gegen ein Großkraftwerk am Oberjägerweg im Spandauer Forst. Er war damals Pfarrer in der Martin-Luther-Kirche in Spandau. Ich notiere mir die Anschrift von Oliver Nawrot, weil dieser, sein Bruder und sein Vater passionierte Fliegenfischer sind, um sie an meinen Sohn Wolfgang weiterzugeben. Die Fliegenfischer sind in Berlin eine seltene Spezies und da macht es Sinn, Kontakte zu stiften.

Von Born nach Prerow

Auf der Fahrt von Ahrenshoop nach Born, wo Ruth und ich 1993 (?) am Bodden eine Ferienwohnung gemietet hatten, überqueren wir weite Weideflächen. Selbst von noch so niedrigen Erhebungen aus hat man einen herrlichen, einen sehr weiten Blick über Wiesen und Weiden und über Entwässerungsgräben hin zum Bodden. In Born sind in den letzten Jahren Häuser neu gebaut und traditionsgemäß mit Reed gedeckt worden. Weiße und blaue Farbe dominieren im ganzen Ort. Radwege wurden mit Betonverbundsteinen gepflastert. Das ganze Dorf hat sich auf den Tourismus eingestellt.

Wir halten an einem der Entwässerungsgräben, weil sich in den grünen Wasserlinsen Dutzende von Fröschen tummeln, die Backen aufblasen, aufeinander klettern und quaken und quaken. Ich fotografiere das Treiben mit dem Teleobjektiv.

Auf dem Friedhof der Seemannskirche

In Prerow treffen wir als erstes auf die alte Seemannskirche, schon von außen kenntlich an den vielen Segelschiffen auf den Grabsteinen. Da ständig Besucher hinein- und wieder herausströmen, suchen wir uns auf dem sonnigen Friedhof eine ruhige Bank für unsere tägliche Andacht. Elsa Cauer zitiert aus dem 5. Buch Mose aus Kapitel 8 den 18. Vers: „Er ist's, der dir Kräfte gibt.“ Das spricht uns an. Wir sind alle nicht mehr taufrisch. Der Vers erinnert uns daran, woher die uns verbliebene Kraft kommt.

Ich fotografiere noch die rings um die Kirche aufgestellten und nun von der Sonne ausgeleuchteten Grabsteine und schreibe mir einige Inschriften ab. Einer trägt als Emblem kein Segelschiff, sondern zwei ineinander greifende Hände. An diesem Stein beeindruckt mich, wie genau jeder Tag der beiden Ehen der Verstorbenen genommen wird. Wahrscheinlich sind von ihr nur noch die hier vermerkten Daten in der Erinnerung haften geblieben. So ist der Grabstein die Kurzform der Biographie:

Hier ruhet Margaretha Dorothee Kraeft, ist geboren zu Prerow den 2. November 1770, in die erste Ehe getreten mit dem Steuermann Jacob Heinrich Dolz zu Zingst den 11ten Januar 1799, lebte mit demselben in der Ehe 5 Jahre 1 Monat 23 Tage nachdem er den 3. März 1805 verstorben. In die zweite Ehe getreten mit Michael Kraeft den 24ten September 1808, lebte mit demselben in der Ehe 26 Jahre 6 Monate 27 Tage nachdem er gestorben den 21ten April 1835. Sie ist gestorben 28ten März 1843.

Auf dem ältesten, um 1690 errichteten Grabstein steht in Reimen:

*Es ist gewiss ein große Gnad,
Wenn Gott dem Menschen gab,
Dass er ein sanft Sterbestündlein hat,
Und wie im Schlaf hinüberfähret,
Dass er sich an seim letzten End
Vernünftig zu sein Hüglein wend.
Solches Gott allein dem giebet,
Der ihn stets geliebet.*

Mir fällt auf, dass mehrere Grabsteine keine Namen und Daten, sondern nur Sinnsprüche tragen. Ein besonders sorgfältig gehauener Stein, der an der Spitze einen Zweimaster und an der Basis zwei Luther-Rosen aufweist, teilt dem Betrachter mit:

*Hat der Tod uns
auch geschieden,
unser Liebe
schied er nicht.
Ewig lobt des
Herzensfrieden
Theure Gatte,
ruh in Frieden
Unser Liebe
stirbt ja nicht.*

Ich wandere um die Kirche und fotografiere, wo immer dies im Sonnenschein möglich ist, einen Grabstein um den anderen. Manche Symbole deute ich vielleicht gar zu eigenwillig. Auf dem Stein für Catharina Pervin, geboren am 19. Oktober 1733 auf Zingst, finde ich oben an der Spitze einen Schmetterling. Ist dies ein Symbol der Fruchtbarkeit und der Lebensfreude? Unten trägt der Stein in eine Nische eingearbeitet eine Urne, man könnte aber auch an eine riesige Suppenschüssel mit Deckel denken. Das würde dazu passen, dass hier an eine Mutter von 7 Söhnen und 6 Töchtern erinnert wird, die entsprechend umfangreiche Mahlzeiten auf den Tisch des Hauses zu stellen hatte. Die gute Frau muss von erstaunlicher Gesundheit gewesen sein, denn sie wurde 79 Jahre alt und schließlich Großmutter von 33 Enkelkindern. Doch des Erzeugers solch gewaltiger Nachkommenschaft wurde auf dem Steine auch gedacht, des Schiffers Hans Schultz aus Zingst.

Um den Bodden bei Gegenwind

Von Prerow auf der Deichkrone schnelle Fahrt nach Zingst. Vor lauter Freude am Rückenwind und unserem Vorankommen übersehen wir die Abzweigung unseres Radwegs und müssen dann bei steifem Gegenwind, doch im schönsten Sonnenschein, um den Bodden herum zurück zum Zingster Hafen fahren, wo wir Kaffee trinken und Kuchen essen oder - wie in meinem Falle – ein gemischtes Eis ohne Sahne. Wir hatten zuvor die Anlegestellen zweier Anglervereine passiert, die hier ihre Boote und vielleicht auch Netze liegen haben.

Soweit war alles gut gegangen, doch nun begann der starke Gegenwind Elsa Cauer den Atem zu nehmen. Sie spürte die befürchteten Herzrhythmusstörungen. Als wir dann aber die Fahrtrichtung ändern und uns auch viel Zeit lassen, säugende Fohlen auf der Weide beobachten und in aller Ruhe auf Elsa und Emil warten, legen sich bei Elsa die Beschwerden wieder und wir erreichen gemeinsam Barth, dessen Kirchturm wir schon von weitem als unser Tagesziel wahrnehmen konnten. Wir sind in dem Viersterne-Hotel „Speicher“ untergebracht.

Der Getreidespeicher als Vier-Sterne-Hotel

Es handelt sich um einen gut hundert Jahre alten, aus Backsteinen errichteten und im Innern durch übereinander geschichtete Bretter in Kammern geteilten Getreidespeicher, dem neben der Kirche höchsten Gebäude von Barth. Der Speicher wurde Ende des vorigen Jahrhunderts wie auch an anderen Orten nicht mehr gebraucht. Doch er prägte nun mal das Bild des Hafens und er war äußerst solide gebaut, ein Abriss darum ein Jammer und seine Umgestaltung in ein Hotel eine faszinierende Herausforderung für die Phantasie von Architekten. Es mussten sich allerdings auch potente auswärtige Geldgeber finden, denn ein solcher Umbau überforderte alle lokalen Möglichkeiten bei weitem. So etwas können sich nur große Hotelketten leisten, welche die Betten- und Tagungskapazität im Verbund vermarkten.

Die Fassade des Speichers war zum Hafen hin durch oben rund zulaufende schmale Bogen geprägt gewesen. In diese wurden nun Fenster eingelassen und hinter diesen auf zwei Ebenen schmale Apartments, die auch nach hinten oben und unten über Fenster bzw. schmale Balkone verfügten. Eine Wand bestand jeweils aus den alten Fichtenbrettern, zwischen denen man sogar noch das eine oder andere Korn finden konnte.

Wir machten noch einen Rundgang durch den Hafen und betrachteten im Dämmerlicht einen Tjalk, ein Plattbodenschiff mit einer Segelfläche von 120 qm.

Caspar David Friedrich als religiöser Landschaftsmaler

Nach dem Abendessen in dem als verglaste Veranda dem Speicher vorgebauten Hotelrestaurant treffen wir uns in Ingrid Laudis besonders großem und komfortablen Zimmer, um uns von Emil Cauer über Caspar David Friedrich informieren zu lassen. Emil hat mehrfach die jetzt nicht mehr im Schloss Charlottenburg, sondern auf der Museumsinsel ausgestellten Bilder Friedrichs besucht und auch einiges Einschlägige von Helmut Börsch-Supan, dem früheren Kurator dieser Bilder in Charlottenburg, gelesen. Emil hat die moderne Technik genutzt und uns kleinformatige, doch scharfe Kopien von einigen Bildern Friedrichs mitgebracht. Mit Scanner und Drucker lässt sich dies bewerkstelligen. Emil Cauer Herangehensweise entspricht seiner Profession: Ja, Caspar David Friedrichs Bilder haben einen ernst zu nehmenden religiösen Charakter, auch wenn sich aus theologischer Sicht einiges gegen diese Sicht des Evangeliums einwenden lässt. Friedrich hat sein umstrittenes Gemälde „Das Kreuz im Gebirge“ im Jahre 1909 im „Journal des Luxus und der Moden“ selbst interpretiert. Jesus Christus ist der sinkenden Sonne zugekehrt. Die Sonne ist das Sinnbild des immerwährenden Vaters. Die um das Kreuz aufragenden Tannen stehen für die Gemeinschaft der Glaubenden. Der Theologe Ramdor kritisiert, dass sich die Landschaftsmalerei in die Kirchen schleiche und auf die Altäre krieche. Emil Cauer meint, dass diese Kritik kaum von der Hand zu weisen sei, dass es aber auch gute Gründe dafür gebe, Caspar David Friedrich als religiös empfindenden, christlich denken Landschaftsmaler zu schätzen.

Barth – Günz – Groß Mohrdorf – Schloss Hohendorf – Stralsund.
Donnerstag, 22. Mai 2003

Es klappern die Störche

Wir wollten die Kirche von Barth besuchen, fanden sie jedoch wegen Bauarbeiten geschlossen. Auf dem Marktplatz von Barth fotografiere ich den Brunnen, aus dessen Mitte drei Fische Wasser speien. Die großspürigen Inschriften erinnern an die Zeiten des Sozialismus und der Vollbeschäftigung – auf niedrigem Einkommensniveau. „Den Fischern wollen wir geben die Boote zu reicher Fahrt. Wir schaffen am besseren Leben im sozialistischen Barth.“ Das war noch der bescheidenste Spruch, weil eine löbliche Absichtserklärung. Dann schon vollmundiger und mit dem Symbol des Zahnrades auch ein paar Zacken schärfer: „Maschinen und Traktoren verleihen Riesenkraft, Gemeinschaft geboren in der Genossenschaft“. Und unter dem dritten speienden Fisch erinnert die Inschrift an eine Industrie, die wahrscheinlich nach der Wende aus Barth verschwunden sein dürfte „Metallströme fließen den Bauern zu dienen, wir formen und gießen die neuen Maschinen“. Vielleicht bezog sich dieser Spruch aber auch auf republikweite Vorhaben. Auf einer solchen Radtour kann man vom Augenschein her nicht herausfinden, welche Strukturänderungen es hier nach 1990 gegeben hat. Ins Auge fallen eben nur die Neubauten, und ich nehme fast an, dass in Barth das Hotel „Speicher“ das einzige nennenswerte Unternehmen neueren Datums ist.

Wir radeln nun über Land. Es bleibt flach. Rapsfelder, die bis an den Schilfrand des Bodden reichen, überwiegen. Das ist einerseits ein schöner Anblick, andererseits aber auch ein Hinweis darauf, dass durch die steuerliche Begünstigung von Biodiesel in begrenztem Umfang versucht wird, unsere Abhängigkeit von den Erdöl fördernden Staaten etwas zu reduzieren. Insofern sind Rapsfelder und Windräder für den Friedensforscher erfreuliche Anblicke.

Wir passieren zunächst die Jugendherberge von Barth, die in dieser flachen Gegend ausnahmsweise an einem Hang liegt. Diesen nutzen dort untergebrachte Zwölf- bis Vierzehnjährige für ihre Fahrten mit großrädigen zwei- und viersitzigen Kettcars.

In den Buchten des Bodden laichen die Brassen, die hier in der Regel doppelt so groß werden wie im Groß Glienicker See. Jugendliche, von denen wir annehmen, dass sie keinen Ausbildungsplatz gefunden haben, blinkern nach Hechten und Zandern, haken aber stattdessen laichende Brassen an den hohen Rückenflossen. Sie bemühen sich nicht, diese Zufallsfänge zu landen.

Wir halten Teestunde in einem kleinen Lädchen in Günz, in dem neben selbstgekochten Marmeladen und selbstgebackenen Kuchen auch Getöpfertes und Handgewebtes angeboten wird. Während wir im Vorgarten sitzen, klappern vom Dach des Nachbarhauses die Störche. Ich hätte sie gerne fotografiert und hatte dazu auch mein Teleobjektiv montiert, aber ein grimmig bellender Hofhund verhinderte meine Annäherung. Auch Ruth versuchte es. Sie wurde von einer mürrischen Bäuerin, die auf den privaten Charakter ihrer Hofeinfahrt verwies, vertrieben. Diese Haltung überraschte uns, denn überlaufen war die Gegend nun wirklich nicht.

Als Kathedrale angelegt

In Groß Mohrdorf besuchten wir die alte Dorfkirche, die liebevoll restauriert worden ist. Die heute sichtbare Kirche – und die Historiker vermögen da immer noch Vorstufen in den Sockeln zu erkennen – wurde im 14. Jahrhundert „als dreischiffige Halle mit gleichhohen Haupt- und Nebenschiffen ausgeführt, die sich in den zum Schiff hin geöffneten Turmhallen fortsetzt.“ So steht es im Prospekt des Kirchbauvereins. Für ein Dorf – und nenne es sich auch *Groß* Mohrdorf – ist die Kirche, die fast wie eine Kathedrale angelegt ist, eigentlich zu groß. Zumindest kommt uns dies heute so vor, doch der Einbau von Emporen in den Jahren 1678 und 1724 lässt vermuten, dass die Kirche damals nicht nur gut besucht war, sondern sogar weitere Plätze gefragt waren. Die sonntägliche Präsenz und die Platzierung waren eine Frage des Prestiges. Im Informationsblatt der (heutigen) Kirchengemeinde heißt es: „Die Emporen und früher nummerierten und mit Ortsnamen versehenen Bankreihen im Kirchenschiff gehörten bestimmten Dörfern des Kirchspieles und wurden wieder nach Männer- und Frauenbänken unterschieden. Die Anzahl der Plätze wurde nach den Hufen der einzelnen Dörfer festgelegt.“

Ruth und mir gefielen der Altar und die Kanzel, die 1700 und 1702 von dem Stralsunder Bildhauer Johann Wendt geschaffen worden sind. Das Zentrum des Altars bildet die Kreuzigung auf Golgatha. Die Figuren sind in derber Weise aus Holz geschnitzt und farbig gefasst. Jesus hängt als der Juden König mit goldener Lendenbedeckung zwischen den beiden Mitverurteilten. Diese beiden sind im Unterschied zu Jesus nichts an ein Kreuz genagelt, sondern mit Stricken und verwinkelten Armen an den Querbalken und den Stamm gefesselt. Das eine Bein der Schächer hängt jeweils ungestützt in die Tiefe, während das andere an einen herausragenden Aststumpf gebunden ist. Der eine Schächer wendet sich Jesus zu. Es dürfte derjenige sein, dem Jesu letzter Zuspruch gegolten hat. Unter dem Kreuz Maria und Magdalena und in deren Mitte und zu Jesu Füßen dann Johannes. Die

ganze Szene ist von einem mächtigen schwarzen und goldenen Rahmen gefasst. Den Hintergrund der Szene bildet ein Blick auf Jerusalem, das mit seinen wehrhaften Türmen eher an eine mittelalterliche, denn an eine mediterrane Stadt in der Antike denken lässt.

Ich bitte Ruth, auch das Krippenbild zu fotografieren. Ich könnte mir vorstellen, mit ihm den nächsten Weihnachtsbrief zu zieren. Die Schnitzereien sind eher derben Charakters, aber sie passen zu dieser ländlichen Kirche und die knallbunte Fassung hat wohl auch den Gefühlen und der zupackenden Art der Gottesdienstbesucher entsprochen.

Das ebenso auffällig bunte Lesepult bildet ein Engel, der die Arme ausbreitet und höchst Erfreuliches mitzuteilen hat. Die Kanzel wird von einer großen Mosesfigur getragen. So zeugt diese Kirche von einer Frömmigkeit, die Erde und Himmel zu verbinden sucht und der dies mit ihren bunten Mitteln auch gelungen zu sein scheint. Man war im Zeitalter des Barock seiner Kirche verbunden und tat auch etwas dafür. In der Kirche hängt eine Tafel aus dem Jahre 1764, die im Detail und goldenen Lettern berichtet, wie der Baron Major von Klot zwischen 1759 und 1764 eine Reihe von Erneuerungen vorgenommen hat. Die Glocken wurden umgegossen, der Kirchturm ausgebessert und neue Fenster wurden eingebaut. „Anno 1762 ist ein neuer eichener, ganz mit Kupfer überzogener und echt verguldeter Stundenzeiger an den Thurm gekommen. Anno 1763 ist ein neuer Beicht und Pastorat Sthul aufgebaut und 1764 völlig zu Stande gebracht worden.“ Bisher waren als verdienstvolle Personen auf der Tafel nur der Patron und der Pfarrer genannt worden, aber nun folgt ein Satz, der gewissermaßen in die Zukunft wies. „Der Küster J. C. Berg, die Vorsteher H. Kasten, G. Tiedmann und G. Schnäcker haben sich bey allen diesen Geschäften auch mühsam und fleißig bewiesen.“ Und dann folgt noch ein schönes Motto, das auch dem Kirchbauverein, der sich heute um die Kirche von Groß Mohrdorf bemüht, gut ansteht, weil es klar stellt, dass die Tempel Gottes weniger die Gebäude als die Menschen selbst sind: „Der Herr des Tempels lasse sein Göttliches Auge sowohl auf diesen leiblichen als die darinnen versammelten geistlichen Tempel alle Zeit bis ans Ende der Welt in Gnaden gerichtet seyn! Im Monat July 1764“.

In dieser Kirche hielten wir unsere Andacht zu Jeremia 33,6. Es ist Weissagung von der Erlösung aus der babylonischen Gefangenschaft: „Siehe, ich will sie heilen und gesund machen und will ihnen Frieden und Treue die Fülle gewähren.“ Und künftig „wird die Furcht des Herrn Zions Schutz sein“.

Am späteren Nachmittag erreichen wir Schloss Hohendorf. Dort trinken wir Kaffee auf der Terrasse des Marstalls, der zum Restaurant ausgebaut worden ist. Das renovierte und von den früheren Besitzern wieder erworbene Schloss wird als Hotel genutzt.

In Stralsund sind wir am Neuen Markt in dem Traditionshotel „Norddeutscher Hof“ direkt neben der St. Marienkirche, einem gotischen Backsteinkoloss von enormer Höhe, untergebracht.

Stralsund – Vitte (auf Hiddensee).

Freitag, 33. Mai 2003

Eine kundige Stadtführung durch Stralsund

Um 11 Uhr erwartet uns ein vielleicht 35jähriger Historiker zu einer Führung durch die Altstadt zum Hafen. Ich nehme an, dass er nach seinem Examen keine andere Beschäftigung gefunden hat. Er macht seine Sache sehr gut, aber mir fällt auf, dass er nach Ablauf der vorgesehenen Stunde kein Ende findet und uns immer noch eine Sehenswürdigkeit – zum Beispiel das von Wertheim in den

20er Jahren erbaute Kaufhaus – zeigt und schließlich auch noch seine wohl gelungenen, großformatigen Fotos, die er im Rucksack mitgeführt hatte, vor uns in einem alten Patrizierhaus am Markt ausbreitet. Wir müssen ihn darauf hinweisen, dass wir solch große Fotos auf einer Radtour im Gepäck schwerlich transportieren können. Ich fand besonders seine Herbstblicke auf die Stadt – durch die kahlen Äste der Bäume an der Stadtmauer – sehr reizvoll. Heinz hat dann unter der Hand sein Honorar etwas erhöht, denn anerkennen wollten wir seine Leistung.

Vor der Führung hatten wir bereits selbständig das Innere von St. Nikolai besichtigt und das war gut so, denn diese Kirche war nicht Teil unserer geführten Strecke. Beeindruckend fanden Ruth und ich den Lettner, der von Schlüter in Berlin entworfen worden und dann an die örtlichen Verhältnisse, die Schlüter nicht genau genug kannte, angepasst worden war. In der Mitte des Lettners ein altarähnlicher Aufbau. An der Spitze wieder wie in Groß Mohrdorf die Kreuzigung Jesu mit Johannes, Maria und Maria-Magdalena unter dem Kreuz, doch hier ohne die beiden Schächer. Darunter eine sehr bewegte, fast noch frohgemut wirkende Abendmahlsszene und schließlich direkt vor unseren Augen das Dreieck mit dem ersten Buchstaben des hebräischen Zeichens für Jawhe umschwebt von geflügelten Engelsköpfen und dieses ganze Gewimmel dann flankiert von überlebensgroßen Barockengeln in ausschwingenden Gewändern.

Das ehemalige Franziskanerkloster St. Johannis (1254 gegründet) können wir leider nicht betreten. So kann ich Barlachs Pietá mit dem Teleobjektiv nur durch ein Gitter fotografieren. Die Mutter hält den toten Sohn, als Soldat erkennbar am Stahlhelm, quer und steif wie einen Kreuzesbalken über den Knien. In der Außenmauer ist in einer gotisch-spitzen Nische die Skulptur des hier namengebenden Täufers Johannes eingelassen. Er ist traditionsgemäß in ein Tierfell gekleidet und trägt im Medaillon ein Fähnchen schwingendes Lamm.

Überfahrt nach Hiddensee

Es regnet, als wir von Stralsund nach Hiddensee übersetzen. Die Fahrt auf der „Gelen“, so genannt nach der unter Naturschutz stehenden Südspitze der Insel, dauert zweieinhalb Stunden. Das Schiff wurde in den 90er Jahren auf einer Berliner Werft gebaut. Es hat nur einen Tiefgang von 1.50 und muss sich genau an die durch Bojen markierte Fahrrinne halten. Ich habe den Eindruck, dass diese an den schmalsten Stellen nur 30 m breit ist. Ich lese auf der 150minütigen, verregneten Überfahrt die Erinnerungen des mit Gerhart Hauptmann befreundeten Inselpastors Arnold Gustavs. Emil Cauer hatte sie in seiner Bibliothek gefunden. Ein Nachfolger Gustavs hatte sie ihm vor Jahren geschenkt.

Wir übernachten an Bord des sogenannten Hotelschiffs „Caprivi“, das zu DDR-Zeiten der Unterbringung von Jugendlichen diente. Entsprechend ist auch der Komfort. Durch die winzigen Bullaugen zur Hafenummauer dringt nur wenig Licht in unser Kabuff. Es gibt keinen Stuhl und keinen Tisch. Selbst die Handtücher mussten wir selbst mitbringen. Die beiden Kojen pro Zelle sind übereinander angebracht und mit dünnen Schaumstoffmatratzen ausgelegt. Die Wäsche war so knitterig, wie sie aus der Schleuder gekommen war. Es gab zwei Duschen im Unterdeck. Heinz Stenzel hatte kein anderes Quartier finden können, obwohl er bereits im Januar angefragt hatte.

Jugendlichen kann man eine solche Unterkunft zumuten, aber sie werden nicht bereit sein, für die Doppelkoje pro Nacht 50 Euro zu bezahlen. Kein Wunder, dass wir die einzigen Gäste sind. Das Schiff ist vor ein paar Jahren von einem Einheimischen erworben worden. Wahrscheinlich hat er angenommen, dass er bei dem knappen Bettenangebot auf Hiddensee auch mit überhöhten Preisen seinen Schnitt machen könne. Sollen wir ihm Erfolg wünschen? Nach unserer einhelligen

Einschätzung ist er der Aufgabe – im Unterschied zu der Familie, die in Wustrow die „Stinne“ betreibt – nicht gewachsen. Er hat ein paar Ideen, aber kein Konzept. Im Fahrgastraum ließ er von einem Maler – mäßiger Begabung – ein Panorama prominenter Strandbesucher anbringen. Lebensgroß das Conterfei von Caprivi. Dieser glich seinem Vorgänger Bismarck – zumindest auf diesem Bild. Mit seinen nackten Zehen unterhalb der blauen Uniform wirkt er hier volkstümlich. Also ein bisschen Witz hatte das Wandbild, und wir fragten gut gelaunt den Wirt, warum denn die Möwe ein Holzbein habe wie der Seeräuber Silver auf Stevensons Schatzinsel. Er antwortete etwas verlegen, dies sei eine Anspielung auf seine Gehbehinderung. Unsympathisch war uns der Mann nicht, aber ihm fehlte eben der Sinn fürs Geschäftliche. Sein persönlicher Beitrag zur Aufwertung der Caprivi hat bisher – neben dem Wandbild - anscheinend nur in der Einrichtung einer Bar bestanden. Diese wartete mit einer phantastischen Menge von Cocktails auf. Da kann man nur hoffen, dass er diese in der Verzweiflung nicht alle selbst probiert. Während wir an Bord waren, hat niemand die Bar besucht.

Unser Wirt hatte wohl angenommen, dass wir sein Angebot an Schnäpsen am späten Abend noch zum Bechern nutzen würden. Doch uns war danach nicht zumute. Als wir von unserem Ausflug nach Kloster zurückkehrten, bestellten wir nur noch heißen Sanddornsaft – ohne Rum. Und diese Order erfolgte auch nur aus Verlegenheit, weil wir uns im Fahrgast- und Frühstücksraum noch zusammensetzen wollten. Die Freunde wollten von mir – wie versprochen - einiges über Gerhart Hauptmann erfahren. Ich hatte kein Vortragsmanuskript, aber doch in meinen Büchern und in einem Heft von „Text + Kritik“ einiges Wissenswerte gefunden und in Form von Kopien mit auf die Tour genommen. Ich befasste mich vor allem mit dem Verhalten des Literaturnobelpreisträgers im Dritten Reich. Ein wenig rühmliches Kapitel! Meine Erklärung: Er hatte sich gewissermaßen als Dichterkönig im Weltruhm eingerichtet und sich auch entsprechende Domizile zugelegt. Da wollte er mit 71 nicht mehr emigrieren. Er dachte wohl, sich mit den neuen Machthabern arrangieren zu können. Das Peinliche sind einige Erklärungen, mit denen er Hitlers Politik – zum Beispiel den Austritt aus dem Völkerbund – demonstrativ billigte und im Zweiten Weltkrieg den Sieg über Frankreich pries.⁷ Im Vergleich dazu wiegen ein kurzer Nachruf auf Samuel Fischer und seine Anwesenheit am Grabe seines Freundes Pinkus nicht schwer. Es gibt keine regimekritischen Texte aus den Jahren nach 1933. Das ist schlimm, wenn man bedenkt, dass Hauptmann anlässlich seines 60. Geburtstages von Thomas Mann noch als „König der Republik“ gefeiert worden war. Doch ich zögere, sein gesamtes Werk – ja nicht einmal das während des Dritten Reichs Geschriebene – nur aus dem Blickwinkel seines politischen Versagens, wie dies Alfred Kerr tut, zu sehen. Es könnte sein, dass die inhaltliche Auseinandersetzung mit Hauptmann letzten Dramen, mit „Magnus Garbe“ und der Tetralogie zum Geschlecht der Atriden, zeigen würde, dass Hauptmann nach künstlerischen Mitteln suchte, sich mit dem Grauen totalitärer Regime und ihrer Gefolgschaften auseinanderzusetzen. Hauptmanns Iphigenie unterscheidet sich von derjenigen Goethes fundamental. Solange wir uns mit dem Spätwerk Hauptmanns nicht künstlerisch und weltanschaulich auseinandergesetzt haben, sollten wir uns vor einer Bewertung, die in erster Linie sein – oberflächliches? - politisches Verhalten im Dritten Reich im Blick hat, hüten. Die Publikation seiner Tagebücher aus dieser Zeit steht noch aus. Diese Aufzeichnungen aus den früheren Jahren waren sehr aufschlussreich. Darum darf man auf seine Tagebücher aus der Hitler-Zeit gespannt sein.

Wahrscheinlich hat es im Werk Hauptmanns keine Anpassung an die Ideologie des Dritten Reiches gegeben. Ich vermute, dass er nach 1933 den Weg, den er bereits eingeschlagen hatte, nur fortgesetzt hat, als ob sich mit der Machtergreifung nichts fundamental geändert hätte. Was man

⁷ Jan-Pieter Barbian: Zwischen allen Stühlen. Gerhart Hauptmann im „Dritten Reich“. In: Gerhart Hauptmann. Text + Kritik, 142, IV, 1999, S. 43-63

ihm vorhalten kann, ist allerdings, dass er die neue verbrecherische Qualität der nationalsozialistischen Herrschaft nicht erkannte und benannte. Doch wir müssen uns auch selbst fragen: Zu welchen neuen Einsichten sind wir mit 71 noch in der Lage? Neigt man in diesem Alter nicht dazu, die Welt nach Mustern zu interpretieren, die sich unserer Auffassung nach in der Vergangenheit bewährt haben? Und Hauptmann neigte in den 30er Jahren von vornherein zu einer düsteren Sicht. Wenn es um die Lernfähigkeit alternder Menschen und Systeme geht, erinnere ich mich immer an die kybernetische Lerntheorie von Karl Deutsch in „The Nerves of Government“. Deutsch zufolge neigt man mit zunehmendem Alter dazu, sich immer mehr auf die vielen bereits gespeicherten Daten und eingespielten Interpretationsmuster zu beziehen und Neues zu vernachlässigen oder eilfertig dem bereits Bekannten zuzuordnen.

Gedenken an Gerhart Hauptmann

Ich konnte bei meinen Informationen zu den Lebensdaten und dem Werk Hauptmanns bereits auf die ersten Eindrücke zurückgreifen, die wir in Kloster gesammelt hatten. Wir waren auf der Deichkrone rasch von Vitte nach Kloster geradelt und hatten dort zuerst den Kirchhof und danach die Kirche besucht. Auf dem Grab von Gerhart Hauptmann ein hoch aufragender Findling, in den allein der Name, doch kein Geburts- und Sterbedatum eingeschlagen waren. Das Grab wird von Büschen umstanden, von einer niedrigen Buchsbaumhecke eingerahmt und trägt in der Mitte eine Insel aus Efeu. Es soll sich bei dem Efeu um einen Ableger des Strauches handeln, den George Washington selbst gepflanzt hatte. Hauptmann hatte dieses Gewächs 1932 bei der Verleihung der Ehrendoktorwürde überreicht bekommen. Ich fand dieselbe Efeuart noch auf anderen Gräbern. Gut möglich, dass auch andere Hiddenseer sich vom Grabe Hauptmanns ihrerseits ein Ästchen abgezweigt hatten und dieses im Laufe der Jahre ins Kraut geschossen war.

Für Margarete Hauptmann hatte man zu Füßen des großen Steins einen kleineren, flachen Findling gelegt und zu ihrem Namen auch die Lebensdaten gesetzt. Sie war zehn Jahre nach ihrem Mann gestorben. Da war sein Name jedoch bereits in den großen Brocken mit großen Buchstaben geschlagen gewesen. Man konnte den ihren schlecht hinzufügen. Mir missfiel die spätere Lösung dennoch.⁸

In der Kirche fällt als erstes das blaue Tonnengewölbe auf, das rundum mit Rosen bemalt ist. Die Kanzel befindet sich hinter und über dem Altar. Die Innenbemalung ist weiß mit matrosenblauen Rändern.

Wir hatten in Kloster in einem neu erbauten Restaurant zu Abend gegessen. Die meisten hatten Fischgerichte gewählt – zum Beispiel Zander auf Sauerkraut oder Matjes mit Bratkartoffeln. Ich hatte mich – wie bereits gestern – für Gemüseauflauf entschieden. Auf der Rückfahrt war leichter Regen gefallen, so dass wir nur kurz hinter der Sanddorn- und Rosenhecke nach der Ostsee geblickt hatten. Der Strand wird an diesem Abschnitt mit schweren Steinbrocken geschützt, was zum Baden nicht gerade einlädt. Aus dem rund zehn Meter breiten Buschbewuchs waren helle Vogelrufe gedrungen. Auch ein Kuckuck war zu hören gewesen, als wir uns am Abend Kloster genähert hatten.

Doch noch einmal zurück zum Werk Gerhart Hauptmanns. Ich hatte bei meinen (eng begrenzten!)

⁸ Erst nach meiner Rückkehr nach Berlin fand ich in dem von Renate Seydel herausgegebenen Lesebuch „Hiddensee“ den Beitrag einer Enkelin des Ehepaars Hauptmann, aus dem hervorgeht, dass Margarete Hauptmann in der Nähe von München gestorben und dort auch zunächst beerdigt worden war. Die Urne wurde erst 1983 auf Hiddensee beigesetzt. Anja Hauptmann: Der Heimgang meiner Großmutter Margarete, a.a.O., S. 326-329

Nachforschungen nicht viel Hiddensee-Spezifisches in seinen Schriften gefunden. Die abendlichen, hellen Rufe aus dem Sanddorngebüsch erinnerten mich nun an das einzige Gedicht, bei dem Hauptmann selbst auf den Entstehungsort Hiddensee hingewiesen hat. Dass die „Mondscheinlerche“ in den Hiddensee-Anthologien zitiert wird, ist noch kein Qualitätsbeweis. Und ich bin skeptisch. Sind diese Verse nicht sehr konventionell gestrickt? Man vergleiche sie mit „Mondesaufgang“ der Annette von Droste Hülshoff! Und was sagen die Ornithologen zum nächtlichen Gesang der Lerchen? Vermasseln die Lerchen den Lyrikern nicht das Geschäft, indem sie nachts schlafen, statt ihnen mit gesanglichen Darbietungen die müden Glieder zu stärken und die Strophen zu füllen?

MONDSCHEINLERCHE

*Von dem Lager heb ich sacht
Meine müden Glieder;
eine warme Sommernacht
draußen stärkt sie wieder.*

*Mondschein liegt um Meer und Land
dämmerig gebreitet;
in dem weißen Dünensand
Well auf Welle gleitet.*

*Unaufhörlich bläst das Meer
eherne Posaunen;
Roggenfelder, segenschwer,
leise wogend raunen.*

*Wiesenfläche, Feld und Hain
Zaubereinsam schillern;
badend hoch im Mondenschein
Mondscheinlerchen trillern.*

*„Lerche, sprich, was singst du mir
um die Mitnachtsstunde?
Dämmer liegt auf Meer und Flur
und im Wiesengrunde.“ –*

*„Will ich meinen Lobgesang
halb zu Ende bringen,
muss ich tag- und nächtelang
singen, singen, singen.“*

(Hiddensee, den 29. Juli 1885)

Zum Leuchtturm auf Hiddensee

Freundliches Wetter. Mehr lässt sich am frühen Morgen durch das trübe Bullauge der „Caprivi“ nicht erkennen. Ich lese bis zum Erwachen von Ruth in der Hauptmann-Monographie von Kurt Lothar Tank das Kapitel „Im Archiv“. Wenn einer über 80 Jahre alt wird und täglich schreibt, sprengt die Hinterlassenschaft an Ungedrucktem – an Entwürfen, Fragmenten, Briefen, Notizen, etc. – auch das Fassungsvermögen von Experten. Bei Berühmtheiten wie G. Hauptmann ist zwar damit zu rechnen, dass eines Tages alles aufgearbeitet und geordnet sein wird – vor allem auch die Briefe und Tagebücher. Doch dem guten Durchschnitt unter den Literaten kann man nur raten, dass sie selbst für Ordnung im Nachlass sorgen und sich die moderne Datenverarbeitung zu nutze machen. Früher sagte man: Was nicht in der Zeitung steht, ist nicht in der Welt. Heute könnte man im Blick auf die Literatur sagen: Was nicht als Datei greifbar ist, ist wie nicht geschrieben.

Wir radeln wieder nach Kloster, wo wir als erstes die Kirche besuchen, um dort wie täglich ein Bibelwort ausgelegt zu bekommen. Heute ist es die Berufung des Propheten Jesaja (736 v. Chr.), aufgezeichnet im Kapitel 6. Unser Morgenlied: „Sonne der Gerechtigkeit gehe auf zu unserer Zeit“, fast das einzige Kirchenlied aus jüngerer Zeit, das mich anzusprechen vermag.

Wir lassen unsere Räder an der Kirche stehen und wandern zum Leuchtturm. Unterwegs begegnen wir zwei Malern, die ihre Fahrräder mit Staffeleien bepackt haben und diese die steile Anhöhe hinauf zu einer baumlosen Kuppe mit Boddenblick schieben.

Auf dem Wanderpfad begleitet uns der Anblick des blühenden Ginsters, einiger immer noch blühender Waldschlüsselblumen und der marineblauen, haarigen Blüten des Natternkopfes. Ich nehme an, dass Hiddensee diesem abwechslungsreichen Wanderweg auf einer Höhenlinie sein Ansehen als besonders schöne Ferieninsel verdankt. Für den Rückweg vom Leuchtturm nach Kloster gibt es zwei Wege. Man kann von der Höhe über eine Holzterrasse zum Ostseestrand hinabsteigen und dann hinter den Buhnen unterhalb der steil abfallenden Küste über die Steine der Küste wandern oder man bleibt, wie wir dies dann taten, auf der Höhe.

Es ist inzwischen heiß geworden und wir genießen den Schatten und den gleichzeitig sich immer wieder zum Meer öffnenden Blick, der sich denjenigen bietet, welche den schmalen Fußweg oberhalb der Steilküste wählen. Der Weg wird bisweilen von Zweigen und Baumkronen überwölbt, dann wieder wird er von halbhohen Rosen und wilden Johannisbeeren begrenzt. Immer wieder führt der schale Pfad zu einem Ausguck. Tief unten liegt die von Buhnen und großen Granitbrocken geschützte Küste. Jungen gehen auf den Buhnen nach vorne und blinkern nach Raubfischen – ohne erkennbaren Erfolg.

Haus Seedorn als Hauptmann-Gedenkstätte

Zurück in Kloster besuchen wir die Hauptmann-Gedenkstätte in dem von ihm 1931 – also erst kurz vor der Machtergreifung Hitlers - erworbenen „Haus Seedorn“. Er hat es um einen „Kreuzgang“ mit Weinkeller und ein großes Arbeits- und Empfangszimmer erweitern lassen. In der ständigen Ausstellung von Dokumenten aus dem Leben Hauptmanns findet man einige drastische Hinweise auf die mit Höflichkeiten kaschierte Rivalität zwischen Thomas Mann und Gerhart Hauptmann, der auf die Ähnlichkeit zwischen Mynheer Peepkorn und ihm im „Zauberberg“ gar nicht erst aufmerksam gemacht werden musste.

Mir gefällt der 1931/32 von dem Berliner Architekten A. Schelcher besorgte großzügige Anbau mit dem weiträumigen Arbeits- und Empfangszimmer. Durch zwei Fensterfronten kann man auf einen

Innenhof und in Richtung Bodden blicken. In eine Bücherwand ist das Sofa eingebaut. Davor stehen ein runder, hoher Tisch und mehrere Sessel mit hohen Lehnen. Zur anderen Wand gehört ein aus glasierten Ziegeln gemauerter Kamin. Da ließ es sich leben! Ein angenehmer Sommersitz für einen alten Herren und seine Freunde. Wenn man sich hier aufhält, kann man verstehen, dass er nun gar keine Lust verspürte, dies alles wegen der Nazis hinter sich zu lassen und zu emigrieren, zumal sie dem berühmten Dichter nicht ans Leder wollten.

Auch wir hätten gerne noch auf Hiddensee verweilt, aber unsere Quartiere waren schließlich seit Januar gebucht. Lediglich unsere Abfahrt mit der Fähre nach Schaprode hatten wir auf den spätestmöglichen Zeitpunkt verlegen können.

Von Schaprode nach Breede

In Schaprode holten Ingrid Laudien und ich im Pfarrhaus den großen Petruschlüssel für die Kirchentür. Die hiesige Kirche gehört zu den drei ältesten auf Rügen. Die ersterrichtete werden wir morgen in Altenkirchen zu sehen bekommen. Die Pfarrfrau hatte einen drei Monate alten Säugling auf dem Arm. Wir vermuteten ihren Mann bei der Niederschrift der Predigt. Er war aber auf einem Treffen von Heimathistorikern und wir fanden einen Beitrag von ihm im Rügen-Jahrbuch, das in der Kirche auslag.

Hinter Schaprode bleibt es flach. Wir kommen auf gut ausgebauten Radwegen schnell voran. Schon bald eine weitere Überfahrt mit der Wittower Fähre auf den nördlichen Teil der Insel Rügen. Unser heutiges Ziel ist Breede. Direkt am überschaubaren Boddenhafen wurde eine neue Ferienanlage mit sogenannten Kapitänshäusern gebaut. Diese ähneln Zwei- und Dreifamilienhäusern, sind weiß und blau gestrichen und enthalten Ferienappartements, jeweils mit Balkon oder Terrasse. Belegt waren die Häuser mit Gästen, die bei Neckermann ein Wellness-Programm gebucht hatten. Wir trafen zwei Arbeitskolleginnen, die um die 40 Jahre alt sind und die beide lange vor dem Computer sitzen müssen und darum gelegentlich Rückenschmerzen haben. Sie wollen sich hier bei einem Gymnastik- und Massage-Begleitprogramm erholen. Sie sind mit dem Wellness-Programm sehr zufrieden.

Nach dem Fischessen in dem zur Anlage gehörigen Restaurant trug Emil Cauer den zweiten Teil seines Referates über Caspar David Friedrich vor. Wir trafen uns in Ingrid Laudiens sehr geräumigem Zimmer mit Couch und Boddenblick. Emil hatte wichtige Gemälde Friedrichs im Postkartenformat für uns kopiert. Er zeigte uns Friedrich als frommen Mann, der in der Natur das Werk Gottes erkennt und in seinen Bildern sichtbar zu machen sucht. Ich fand später das folgende Gedicht Caspar David Friedrichs, das mir seine Haltung als religiöser Maler schön zum Ausdruck zu bringen scheint.

DER ABEND

*Stille, horchet, stille!
Nicht einmal die Grille
Zirpt im hohen Gras.*

*Alles ruht und schweiget.
Selbst die Blume neiget
Sanft ihr Haupt herab.*

*Auch ich will mich schlafen legen,
Gottes Schutz und Gottes Segen
Wird beschirmen mich.*

*Selig, wer mit frommem Herzen
Ohne all Gewissens Schmerzen,
Ohne Not und frei von Pein
Schlummert sanft und ruhig ein.*

Breede – Altenkirchen – Kap Arkona – Juliusruh – Lohme.
Sonntag, 28. Mai 2003

Von der Gemeinschaft der Betenden

Wir radeln zum Gottesdienst von Breede zum nur 4 km entfernten Altenkirchen. Der Chor der aus Feldsteinen und Backsteinen erbauten Kirche stammt aus romanischer Zeit.

Den Gottesdienst zum Sonntag Rogate hält der aus Hamburg zugewanderte Ortspfarrer Andreas Rüss, von dem wir später erfahren, dass er in der Synode von Nordelbien der Sprecher der Opposition – in diesem Falle wohl der Evangelikalen - war. Er unterrichtete, bevor er Pfarrer wurde, im Ruhrgebiet mehrere Jahre an einer Berufsschule und seine Art, Menschen anzusprechen und vom Einschlafen abzuhalten, hat er wohl dort entwickelt. Zum heutigen Gottesdienst erwartet er außer der Ortsgemeinde auch Angehörige der Bundeswehr, die mit ihrem Soldatenseelsorger, einem Brandenburger, den Ingrid Laudien kennt, vor der Kirche im Sonnenschein und in ihren weißen Marinehemden warten.

Auch Rüss hat sich für den Besuch in Schale geworfen. (Von uns weiß er vor dem Gottesdienst nichts Genaues, auch wenn Emil sich gestern bei der Frau des Pfarrers per Telefon nach dem Beginn des Gottesdienstes erkundigt und unseren Besuch angekündigt hatte.) Rüss trägt statt des auch hierzulande üblichen schwarzen, einen hellbeigen Talar mit einer Stola, auf die Kreuze gestickt sind. Sympathisch ist, dass er vor Beginn des Gottesdienstes mit der Gemeinde die weniger bekannten Lieder übt. Eines, das sich speziell aufs Beten bezieht, hat er in fotokopierter Form – einschließlich eines Blattes, das den Verlauf des Gottesdienstes bekannt gibt - am Eingang verteilt. Das hatten wir in einem Dorf auf Rügen nicht erwartet. Aus späteren Andeutungen schließen wir, dass er in seiner Hamburger Zeit auch Erfahrungen mit Fernsehgottesdiensten gesammelt hat.

Es wurde ein lebhafter und aktueller Gottesdienst. Er zitierte eingangs einen Artikel von Waltraut Kaser aus der „Welt am Sonntag“ über die „Landkarte der Angst“. Viele Menschen bewege die Frage: Wo bin ich denn noch sicher? Zum menschlichen Grundbefinden gehörten nun mal Angst und Sorge, auch wenn insbesondere Männer dazu neigten, Ängste zu verdrängen. Ans Beten würden die meisten erst denken, wenn ihnen das Wasser Oberkante Unterlippe stehe. Jesus habe es ausgesprochen „In der Welt habt ihr Angst“, er habe diese aber auch überwunden. Am besten gefiel mir Rüssens Hinweis: Es gibt Situationen, in denen dem Einzelnen die Kraft zum Beten ausgeht; dafür gibt es die Gemeinschaft der Betenden.

Wie Swantevit gestürzt und die Insel christianisiert wurde

Nach dem Gottesdienst führte er uns – Soldaten und Radler – durch die Kirche. Sie wurde nicht als erste geweiht, aber doch als erste auf Rügen errichtet. Er holte weit aus und erzählte von der

Christianisierung der Insel, wobei er die dabei angewandte, zunächst rein militärische Methode nicht weiter in Frage stellte. Am 12. Juni 1168 wurde die Tempelburg Jeroma, auf dem heutigen Kap Arkona von den Truppen Bischof Absalons von Roskilde gestürmt und der vierköpfige Götze Swantevit, dessen Symbol das Füllhorn war, umgestürzt und von den Köchen der Sieger zerhackt und verfeuert. Damit erwies sich handgreiflich die Überlegenheit des Christengottes.

1180 wurde in Altenkirchen der Kirchbau begonnen. 1215 die Kirche geweiht. Der Taufstein aus dem Jahre 1215 zeigt vier Köpfe mit welliger Haartracht. Rüss deutete dies nicht als Remeniszens an die vier Köpfe des Swantevit, sondern als Hinweis auf die vier Ströme des Paradieses. Mit der Taufe beginne eine antizyklische Bewegung – darum die Erinnerung an die vier Ströme. Diese Symbolik war mir neu. Andreas Rüss betonte, dass mit der Taufe für den Gläubigen die Ewigkeit beginne. So verstand er es, mit den kunsthistorischen Informationen immer auch etwas Missionarisches zu verbinden. Ich war beeindruckt von dieser flotten Mischung aus historischer Sachkunde und missionarischer Grundhaltung und ich fragte mich, was ihn wohl bewegt hatte, sich ausgerechnet auf die Pfarrstelle von Altenkirchen zu bewerben.

Der ethnographische Höhepunkt der Führung war – meines Erachtens - der Besuch der Sakristei. In die ursprüngliche Außenwand der Kirche ist dort horizontal der zunächst sicher aufrecht stehende Grabstein eines slawischen Priesters des Gottes Swantevit oder auch ein Abbild dieses Gottes selbst eingemauert.⁹ Ruth fotografierte den Mauereinschluss. Erkennbar war die heidnische Herkunft an dem großen Füllhorn, das die Figur quer über die Brust trug. Mich wundert, dass man noch keinen Versuch gemacht hat, den Stein herauszulösen, um zu prüfen, ob auf der Rückseite nicht vielleicht noch eine weitere Figur zu finden ist. Vielleicht stecken auch noch mehr solche behauenen Steine im Sockel der Kirche.

Rüss wusste über die Machenschaften der slawischen Priester und ihre Manipulationen bei der Handhabung des Füllhorns noch allerlei zu erzählen. Aus dem Pegelstand des Füllhorns wurden wohl gewisse Schlüsse auf die Ernte und auch auf die zu entrichtenden Abgaben an die Priester gezogen. Nach der Quellenbasis konnte ich ihn bei dieser Gelegenheit nicht fragen. Doch er scheint sich in dem bisherigen einen Jahr seiner Tätigkeit in Altenkirchen intensiv eingearbeitet zu haben. Im Rückblick fällt mir auf, dass er mehr erzählte, als in den einschlägigen Büchern der Ethnographin Ingrid Schmid zu finden ist.

Einheimische rieten uns, von der im Radlerbuch vorgeschlagenen Route abzuweichen und den Sandweg entlang der Steilküste nach Kap Arkona zu wählen. Ein guter Rat, der uns herrliche Ausblicke bescherte. Wir hielten uns aber am Kap (zu meinem Bedauern) nur kurz auf. Da ich als letzter fuhr und mich mit Fotografieren aufhielt, hatte ich auf die Entscheidung, rasch weiter zu radeln keinen Einfluss. Ich hatte aber auch nicht vorgehabt, mich für einen Besuch der Reste der Slawenburg zu engagieren. Ruth und ich hatten 1993 bereits das Kap, das zugehörige Fischerdorf und die nahe gelegene neu gebaute Rundkirche erwandert.

Ruth meinte, wir seien an Kap Arkona so schnell vorbeigeradelt, weil wir die Steilküste schon auf der Fahrt dahin genossen hatten und weil sich sonntags am Kap selbst sehr viele Menschen

⁹ Bei einem Götterbild wäre wahrscheinlich der Versuch gemacht worden, auch die vier Köpfe anzudeuten, was im Relief allerdings weit schwieriger ist als bei einer hölzernen Statue, wie sie auf Kap Arkona im Tempel des Swantevit gestanden hatte. „Nur der Priester durfte das Trinkhorn des Gottes Swantevit berühren, um aus dem Stand der Flüssigkeit darin (Met?) für die nächste Ernte vorauszusagen.“ (Ingrid Schmidt: Götter, Mythen und Bräuche von der Insel Rügen, Rostock: Hinstorff, 2. veränderte Auflage, 2002, S. 71

sammelten. Als ich dann aber – zurück in Berlin – in den Büchern der Ethnologin Ingrid Schmid, der früheren Leiterin des Stadtmuseums in Bergen, die Geschichte der Ausgrabungen auf Arkonala, bedauerte ich es doch sehr, dass wir uns auf einen Besuch dieses Ortes nicht vorbereitet hatten. Durch den Bericht des schreibkundigen Mönches sächsischer Herkunft Saxo Grammaticus wissen wir einiges über die slawische Burg und ihre Eroberung und das Aussehen des dort vorgefundenen hölzernen Standbildes des Gottes Swantevit. Der für die Dänen tätige Historiograph schreibt über die Lage der Burg: „Die Burg von Arkona liegt auf der Spitze eines hohen Vorgebirges und ist im Osten, Süden und Norden nicht durch künstliche, sondern natürliche Steilhänge gesichert.“¹⁰ Was mich wundert, ist dass er die heute dreieckige Form der Anlage, die an zwei Seiten steil zum Meer abfällt, als von drei (statt nur zwei) Steilhängen begrenzt beschreibt. Eine Erklärung habe ich dafür in der Literatur nicht gefunden. Vielleicht sah die tatsächliche Uferlinie also doch anders aus als die auf den Zeichnungen erschlossene. Die Sandwände dürften aber vor 800 Jahren nicht weniger steil zum Meer abgefallen sein wie heute. Saxo Grammaticus schreibt: „Die Uferwände sind wie Mauern, deren Höhenwand unten vom Meer aus durch einen Geschoss Pfeil nicht erreicht werden kann. An den drei genannten Seiten ist sie vom Meer umflossen. Im Westen aber wird sie von einem Wall abgeschlossen, der 50 Ellen hoch ist. Die untere Hälfte war aus Erde; die obere bestand aus Holz mit Erdfüllung.“

Die Richtigkeit dieser Beschreibung des Walls lässt sich heute noch überprüfen. Doch bei der Darstellung des Tempels von Swantevit sind wir allein auf die Fähigkeit und die Genauigkeit des Geschichtsschreibers angewiesen. „Inmitten der Burg ist ein ebener Platz, auf dem sich ein aus Holz erbauter Tempel erhob, von feiner Arbeit, ehrwürdig nicht nur durch die Pracht der Ausstattung, sondern auch durch die Weihe des in ihm aufgestellten Götzenbildes. Der äußere Umgang des Tempels erstrahlte durch seine sorgfältig gearbeiteten Skulpturen; er war mit rohen und unbeholfenen Bildwerken verschiedener Art geschmückt. Für die Eintretenden war ein einziger Eingang offen. Das Heiligtum selbst war von zwei Einhegungen umschlossen. Die äußere, aus Wänden zusammengefügt, war mit einem purpurnen Dach bedeckt, die innere auf vier Pfosten gestützt, erglänzte statt der vier Wände durch Vorhänge; dieser Teil hatte außer dem Dach und dem wenigen Tafelwerk mit dem äußeren nichts gemein. Den Tempel durfte nur der Priester betreten, um ihn mit einem Besen sorgfältig zu reinigen; er achtete darauf, nicht seinen Atem innerhalb des Tempels auszustoßen; so oft er ein- und auszuatmen genötigt war, lief er hinaus, damit die Gottheit nicht durch sterblichen Hauch befleckt würde. Den Swantevit umgab die Purpurdecke dicht und glänzend, aber sie war so morsch, dass sie (nach dessen Sturz) nicht unversehrt hervorgezogen werden konnte. Es fehlten auch nicht ungewöhnliche Hörner von wilden Tieren, nicht weniger durch ihr natürliches Aussehen als durch die Bearbeitung bewunderungswürdig.“

Bei dieser Beschreibung bleibt doch manches undeutlich. Präzise ist Saxo Grammaticus jedoch bei der Schilderung des Standbildes von Swantevit. „Im Tempel stand ein gewaltiges Götterbild, den menschlichen Körper an Größe weit übertreffend, wunderlich anzusehen durch seine vier Köpfe und ebenso viele Häuse. Zwei der Köpfe schienen nach Brust und ebenso viele nach dem Rücken zu sehen. Im Übrigen schon von den vorderen wie von den hinteren der eine nach rechts, der andere nach links zu blicken. Die Bärte waren rasiert dargestellt, die Haare geschnitten, so dass es schien, der Fleiß des Künstlers hätte die Art der Rugianer in der Pflege des Haares nachgeahmt. In der Rechten hielt (die Statue) ein Trinkhorn aus verschiedenen Metallen gebildet.... Der linke Arm bildete in die Seite gestemmt, einen Bogen. Der Rock war so beschaffen, dass er an die Schenkel reichte, die aus verschiedenem Holz geformt waren. ... Die Füße berührten den Boden, ihre Basis

¹⁰ Hier und im Folgenden zitiere ich Saxo Grammaticus nach I. Schmidt: Götter, Mythen und Bräuche von der Insel Rügen, a.a.O., S. 36 ff.

war in der Erde verborgen.“

Wäre es zu einer Ortsbesichtigung in Arkona gekommen – und man muss dafür Eintritt bezahlen und muss sich Zeit nehmen -, dann hätten wir eines mit Sicherheit nicht in Augenschein nehmen können, nämlich den Teil der Festung Arkona, den das Meer seit der Errichtung der Burg von dieser Festungsanlage abgetragen hat. Die Steilküste ist in den vergangenen 800 Jahren im nordöstlichen Teil um etwa 100 m, im südöstlichen Teil um etwa 50 m landeinwärts abgebrochen. Zu besichtigen ist noch ein großer Teil des landeinwärts gerichteten Festungswalles. Es ist also von dem ursprünglichen Festungsgelände nur noch ungefähr ein Drittel, doch immerhin der größte Teil des landwärts gerichteten Walles vorhanden.

An dieser historischen Stätte der militanten Christianisierung Rügens sind wir also vorübergeradelt. Eigentlich müssten wir Christen an solchen Orten auch mal andächtig darüber nachdenken, was vor 800 Jahren hier und in anderen Teilen Deutschlands passiert ist. Mich ärgert, wenn in unserer Kirche von Zeit zu Zeit auch von hochgebildeten Bischöfen mit einer historischen Naivität sondergleichen von Mission und deren Auffrischung geredet wird. Was sich vor tausend Jahren in deutschen Landen ausbreitete, war doch nicht der Geist Jesu und die Botschaft der Bergpredigt. Da wurden Herrschaftsgebiete ausgeweitet und dies wurde missionarisch legitimiert, und Mönche haben dankenswerterweise nachgearbeitet. Sicherlich war das Christentum dem slawischen religiösen Brauchtum kulturell überlegen, und wahrscheinlich war den Menschen auf Rügen mit dem Sturz Swantevits sogar gedient. Immerhin haben Ausgrabungen es wahrscheinlich gemacht, dass Swantevit auch Menschenopfer dargebracht worden waren, wenn vielleicht auch nicht mehr im Jahre 1168. Doch allem missionarischen Triumphalismus und seinen Spätformen des naiven Redens von Mission muss man heute noch mit dem entgegenwirken, was S. Kierkegaard in „Einübung im Christentum“ zum kirchlichen Triumphalismus gesagt hat. Und es gibt in Brandenburg genug Parallelen zu den Vorgängen auf Rügen. Dem Opportunismus des einheimischen slawischen Adels hat Theodor Fontane in „Havelland“ ein treffendes Denkmal gesetzt mit dem Vers:

*Das Schildhorn, wo bezwungen im Streite,
Fürst Jazko dem Christengott sich weihte.*

Wir haben unweit der Steilküste Kaffeepause gemacht. Ein Einheimischer, der an seinem so günstig am Radweg und an der Küste gelegenen Haus einiges zu renovieren hatte, füllte zusammen mit seiner Frau die Haushaltskasse durch das Aufstellen von Gartenstühlen und das Anbieten von Kaffee und selbstgebackenem Blechkuchen. Das Verfahren erinnerte an das bereits in Graal-Müritz Genossene und war gewissermaßen die Radlervariante zu dem unmittelbar nach der Wende auf Autobahnparkplätzen mit „wilden“ Würstchenbuden improvisierte. Uns schmeckte das Angebot, und Elsa, die im Unterschied zu uns den Schatten suchte, erkundigte sich bei dem tüchtigen Wegewirt nach den ökonomischen Hintergründen diesen freien Kuchen- und Kaffeeverkaufs.

Am Hünengrab Riesenberg

Auf die schriftlose Frühgeschichte Rügens stießen wir auf der Weiterfahrt nach Juliusruh in Form eines sogenannten Hünengraves. Zu dieser Bezeichnung ist es wohl gekommen, weil man – und sei es in Kindermärlein - angenommen hatte, dass Hünenkräfte erforderlich gewesen sein mussten, um die Findlinge zu einer solchen Grabanlage zu versammeln. Offiziell führt das Hünengrab den Namen Großsteingrab Riesenberg bei Nobbin auf der Halbinsel Wittow. Es wurde in der Jungsteinzeit 3500 – 1800 v. Chr. angelegt. Es ist 34 m lang und 8 bzw. 11 m breit. Auf die Längsseite kommen 23 Findlinge. Vor dem Grab stehen noch zwei um ein Mehrfaches größere und

entsprechend schwere „Wächtersteine“. Zu der Anlage gehören zwei Grabkammern, deren Maße darauf hinweisen, dass die dort Bestatteten eher kleiner waren als wir. Die Grabkammern sind jeweils 1,75 m lang, 1,30 m breit und 1,40 m hoch. Sie waren mit Rollsteinen ausgelegt und diese mit einer Schicht lehmhaltigen Sandes bedeckt. Nur eine der beiden Grabkammern war gut erhalten. Doch auch in dieser hat man keine Grabbeigaben aus der Steinzeit mehr gefunden, wohl aber aus der Eisenzeit, was auf Nachbestattungen aus der Zeit um 300 v. Chr. schließen lässt.¹¹

In Juliusruh passierten wir in schneller Fahrt das Haus des Christliche Hospiz in der Albrechtstraße, in dem Ruth und ich 1993 ein Wochenende verbracht und uns erstmals auf Rügen umgesehen hatten. Unser heutiges Ziel ist Lohme, das am Rande des Nationalparkes Jasmund liegt, den wir morgen besuchen wollen.

Fontane-Blick in Lohme

Wir kommen gut voran und erreichen Lohme noch im warmen Sonnenlicht. Wir sind begeistert von der Aussicht, welche die hochgelegene Terrasse unseres Hotels bietet. Die Tradition des Hotels reicht weit zurück. Es wurde in den letzten Jahren behutsam renoviert und heißt jetzt „Panorama“-Hotel. Sie hätten es aber auch nach Theodor Fontane nennen können, denn dieser hatte hier am 13.9.1884 auf der Veranda des damaligen Strandhotels Ostseebad Lohme den Amerika-Reisenden Balduin Mollhausen getroffen, von dem auch Karl May einige Ortsbeschreibungen übernommen hatte. Fontane schrieb damals in einem Brief an seine Familie: „Ich war in Stubbenkammer, am Herthasee, in Lohme (dem nördlichsten der Rügener Bäder), in Arkona mit seinem zerstörten Wendentempel. Alles interessant, am interessantesten aber, dass mich die ganze Szenerie von Lohme und Arkona beständig an Sorrent erinnerte.“

Unterhalb der Terrasse des Panorama-Hotels fällt der Hang ganz steil ab. Man blickt über hohe Buchen. Ich kann auf einer Lichtung ein Reh im Abendsonnenschein mit dem Teleobjektiv fotografieren. Zu DDR-Zeiten war dieses Hotel hohen Funktionären vorbehalten. „Den normalen Werktätigen blieben in solchen Orten allenfalls die Hühnerställe.“ Und Ingrid Laudien hatte dazu auch noch gleich den passenden Witz parat. „In der DDR gab es ein Preisausschreiben, in dem man auch einen Ferientaufenthalt gewinnen konnte. Ein gewitzter DDR-Bürger wollte jedoch, bevor er sich die Mühe machte, das Rätsel zu lösen, wissen, was denn zu gewinnen sei. Die Auskunft lautete: Erster Preis: 1 Woche DDR. Zweiter Preis: 2 Wochen DDR. 3. Preis: 3 Wochen DDR.“ Entsprechend genossen wir nun das Abendessen auf der Sonnenterrasse unseres Fontane-Hotels.

Lohme – Hertha-See – Kreidefelsen – Sassnitz.

Montag, 26. Mai 2003

DER MORGEN

*Selig, wer vom Schlaf erquickt,
Wer mit frohem Auge blickt
Dankend zu dem Herrn.
Selig, wer mit stillem Sinn
Schaut auf seine Arbeit hin
Und beginnt mit Freuden.*

¹¹ Ingrid Schmidt: Hünengrab und Opferstein. Bodendenkmale auf Rügen, Rostock: Hinstorff, 2001, S. 12-14

*Selig, wer was er vollbringt,
Wenn es ihm nach Wunsch gelingt,
Dient zum Heil der Menschen.*

Caspar David Friedrich

Zum Hertha-See

Blauer Himmel. Wir frühstücken in der Glasveranda des Panorama-Hotels. Heute erwartet uns der Nationalpark Jasmund, der im Jahre 2000 von der letzten DDR-Regierung de Mazière eingerichtet wurde. Wir fahren auf steinigen Wegen durch hügeliges Gelände. Nach den Rapsfeldern nehmen uns Buchenwälder auf. Wir gelangen auf bisweilen etwas morastigen Waldwegen zum Hertha-See, einem kreisrunden Loch mitten im Wald, bei dessen Anblick sich wohl jeder fragt, wie diese Vertiefung entstanden sein könnte. Wilhelm von Humboldt schrieb 1796 in das Tagebuch seiner Reise nach Norddeutschland: „Der einsame, nie bewegte, schwärzliche See, die dichten, schön belaubten Buchen, die gänzliche Stille, die nur durch das Rasseln des tiefen Buchenlaubes unter den Füßen des Wanderers unterbrochen wird, und die geheimnisvolle Bedeutung des zwischen dem Wall und See eingeschlossenen Raumes versenken die Seele in einen heiligen und stillen Schauer. Schwerlich dürfte noch ein anderer Ort einen solchen Charakter der Heiligkeit und Ehrfurcht an sich tragen. ... Der Platz enthält ganz und gar nichts Schreckenerregendes, erinnert nicht an barbarische Sitten und versenkte Sklaven, er flößt stille Ehrfurcht, sanften Frieden und fromme Heiligkeit ein.“¹²

Der Hertha-See liegt unterhalb des Erdwalls einer slawischen Burg. Diese soll etwa 700 v. Chr. angelegt worden sein. Schriftliche Quellen gibt es aus dieser Zeit nicht. Wall und See liegen einsam. Die Besucher werden jedenfalls auf den Waldwegen nicht als störend wahrgenommen. Nur am Königstuhl, dem 118 m hohen berühmtesten Kreidefelsen Rügens ist ein gewisser Rummel unvermeidlich. PKWs dürfen zwar nicht vorfahren, aber es gibt einen Busparkplatz und von diesem schieben sich die Touristengruppen zum Ausguck und setzt man sich an den Rand des Weges, wie ich es tat, um einen Film zu wechseln, so kann man Dialektstudien treiben und im Blick auf die Herkunftsorte der Reisebusse seine Kenntnisse auch leicht überprüfen. Der World Wild Life Fund will den Besucheransturm für ein gewaltiges, allerdings von der Seeseite unsichtbares Ausstellungsgebäude nutzen. Dieses ist im Rohbau bereits abgeschlossen. Ich nehme an, dass man hier in Zukunft über die Entstehung der Kreidefelsen und die eingeschlossenen Versteinerungen sehr gut informiert werden wird. Ich notiere mir fürs erste nur, dass während der Eiszeit vor 12.000 Jahren eine bis zu 3 km dicke Eisschicht auf Skandinavien ruhte und das Festland nach unten drückte. Die abschmelzenden Gletscher schoben dann die Kreideschicht wie ein Bagger in übereinander gelagerten Falten zusammen. Am Anfang war die Ostsee ein Binnensee aus abgeschmolzenem Gletscherwasser. Vor etwa 4.500 Jahren kam es dann bei Dänemark zu einem Durchbruch zur Nordsee und Süß- und Salzwasser begannen sich zu vermischen. Das schwerere Salzwasser sank nach unten. Da der Wasseraustausch in der Ostsee gering ist, gilt sie als durch industrielle Abwässer besonders gefährdet.

Börsch-Supan über C. D. Friedrichs „Kreidefelsen auf Rügen“

Wie die allermeisten Besucher lösten auch wir Eintrittskarten, um den Königstuhl zu betreten und auf die Kreidefelsen zu blicken. Es bietet sich einem allerdings nicht der von Caspar David Friedrichs Gemälde bekannte Blick auf die Kreidefelsen. Friedrich hat am 11.8.1815 zwei Skizzen

¹² zit. n. I. Schmidt: Götter, Mythen und Bräuche von der Insel Rügen, a.a.O., S. 61

der Kreidefelsen gezeichnet. Das Gemälde ist aber erst drei Jahre später entstanden und ist in der Phantasie des Malers zusammengefügt worden. Friedrich kommentierte diese, bei ihm durchaus übliche Vorgehensweise mit den Worten: „Der Maler soll nicht bloß malen, was er vor sich sieht, sondern auch was er in sich selbst sieht. Sieht er aber nichts in sich, so unterlasse er auch zu malen, was er vor sich sieht.“

Das Gemälde „Kreidefelsen auf Rügen“ entstand, als Friedrich die Insel 1818 mit seiner ihm erst frisch angetrauten Frau Caroline besuchte. Er hatte im Alter von 40 Jahren – für seine Freunde überraschend – geheiratet. Helmut Börsch-Supan deutet die mittlere Figur auf dem Gemälde als Selbstporträt, erkennbar an den blonden, gelockten Haaren. „Der Hut liegt als Zeichen der Demut neben ihm... er schaut in den Abgrund, der der Abgrund des Todes ist, und er sucht Halt im Gras, das die rasche Vergänglichkeit des Lebens bedeutet. Die blaue Farbe seines Rockes, die Farbe des Glaubens, verbindet ihn jedoch mit dem Himmel und dessen Reflex im Meer... In Rot, in die Farbe der Liebe, ist die Frau gekleidet, in der man wohl Friedrichs Gattin Caroline vermuten darf... Die dritte Gestalt vertritt die andere Art des Schauens. Der Mann steht wagemutig mit verschränkten Armen auf einigen Zweigen unmittelbar am Abgrund, an einen Baumstumpf gelehnt, der wiederum ein Todessymbol ist. Sein Blick geht jedoch über den Abgrund hinweg in die Ferne, auf das Meer, wo die Segel zweier Boote zu erkennen sind, Sinnbild der Seele, die zu dem ewigen Leben aufbricht. Das Grün seines Rockes, obwohl zum Grau gebrochen, ist die Farbe der Hoffnung. So verkörperte jede der drei Gestalten eine der christlichen Kardinaltugenden.“ Ich schrieb mir das Zitat von einem Plakat ab, das man an Ort und Stelle erwerben kann, fand es aber zu Hause wieder in Börsch-Supans großem Werk „Die deutsche Malerei von Anton Graff bis Hans von Marées 1760 – 1870“ (München 1988, S. 190-191).

Zwischen Königsstuhl und Victoria-Blick führt eine Holzterrasse zur Küste hinab. Ein Schild warnt: der Abstieg sei beschwerlich. Für mich war es ein Test. Ich wollte wissen, ob ich es wagen könnte, wieder einmal ins Gebirge zu fahren, am liebsten nach Gramais. Ich schaffte die vielen Stufen ohne Herzbeschwerden, aber Ruth erinnerte mich daran, dass ich bei einer Gebirgstour, die von Gramais ausgeht, das 1315 m hoch in einem Seitental des Lech liegt, am Tage nicht nur einen Höhenunterschied von 118 m, sondern von 1000 m zu bewältigen hätte. Das war mir sogar bewusst. Doch schon die Farbenpracht der Alpenblumen auf den ersten Metern des Anstiegs – wäre sie nicht die weite Anreise und die Mühe des Versuches, auch mit der künstlichen Hüfte in den Bergen zu wandern, wert? Hier auf Rügen wurde der Wiederaufstieg von den Touristen selbst recht amüsant und ermunternd gestaltet durch Inschriften (mit abwaschbarer Kreide selbstverständlich!) auf den Holzstufen. Es fing an mit „Vorsicht Schlangen!“, gefolgt von „Durchhalten!“ auf halber Höhe und schließlich „Geschafft!!“ auf den letzten Stufen.

In rascher Fahrt sausten wir dann von der Höhe des Königsstuhls hinab nach Sassnitz. Wir hatten unterwegs auf einer Waldlichtung mit einem Gasthaus im Försterlook und Goldfischteich, in dem ich mich vergebens nach einer Wanderkarte erkundigte, inmitten von PKW-Touristen Kaffee getrunken. Ich hätte gerne noch hier oben verweilt, aber es fehlten uns die Hinweise auf das Begehen des Naturschutzgebietes. Wahrscheinlich waren wir in diesem auch unerwünscht. So hielten wir uns bei der Abfahrt nach Sassnitz an die Autostraße. Unten erfuhren wir erst, dass es auch einen – in unserem bike-line-Führer nicht verzeichneten – Radweg durch den Wald hinter der Steilküste gegeben hätte. Vermutlich wäre dieser aber sehr viel beschwerlicher gewesen.

Wir nutzten die auf der Autostraße gewonnene Zeit zu einem Spaziergang von der Sassnitzer Kurpromenade zur steinigen Kreideküste. Unterwegs sammelten wir uns auf einem

angeschwemmten Baumstamm zu einer Andacht Emil Cauers zur Tageslosung aus Jesaja 56,7-8: „Mein Haus wird heißen ein Bethaus allen Völkern ... Ich will noch mehr zu dem Haufen derer, die versammelt sind, sammeln.“ Wir sangen dazu das passende Lied, in dem es heißt: „Tu der Völker Türen auf!“ Und Emil gibt uns zu bedenken: „Wie offen sind wir eigentlich für Andere?“

Am Strand von Sassnitz

Unterwegs stecke ich mir – wie wohl schon Abertausende vor mir – zwei Steine ein, die im dunklen Feuerstein kreisrunde Kreideeinlagerungen aufweisen und fotografiere dicke Schachtelhalme, die im Buchenlaub wachsen, dass von herabsickerndem Wasser feucht gehalten wird.

Wir essen am Strand von Sassnitz im Fischlokal „Fährblick“ zu Abend. Wir werden von einer jungen Polin bedient, welche diesen Job bereits seit fünf Jahren ausübt. Wir hatten sie gefragt, ob wir zwei Tische und die zugehörigen Stühle aus dem Schatten in die Abendsonne rücken dürften. Sie hatte darauf wenig zuvorkommend reagiert und wir waren schon drauf und dran gewesen weiterzugehen, als sie mit dem Einverständnis des Lokalbesitzers zurückkehrte. Man weiß ja nie, welche Erfahrungen solch ein junger Mensch bei seiner Arbeit bisher gemacht hat. Einträglich ist diese Tätigkeit gewiss, wenn man die Gäste freundlich bedient. Die Preise sind jedenfalls gesalzen. Doch die Fischgerichte waren auch sehr gut. Ich hatte Lachskotelett im Gemüsebeet mit Salzkartoffeln bestellt. Dazu wie immer ein alkoholfreies Bier.

Heinz macht eine merkwürdige Erfahrung, als er einen Angler, der seit Stunden auf der nicht mehr benutzten Fährbrücke steht, anspricht und sich nach seinem Fang erkundigt. „Ich will gar nichts fangen, ich will mit Menschen ins Gespräch kommen. Die Hornhechte, die ich brauche oder auch verschenke, fange ich mit Netzen vom Boot aus.“ Das war der erste Angler, der als Motiv seinen Wunsch nach Gesprächskontakten nannte. Sonst ist es doch meist so, dass die Angler eher mürrisch auf Fragen von Spaziergängern reagieren.

Nach dem Abendessen bummelten wir noch durch den Hafen, um uns nach den Kuttern umzusehen, die morgen Vormittag die Küste entlang zu den Kreidefelsen fahren würden. Wir fanden nur noch einen einzigen Kutter, der wirklich und ausschließlich zum Fischfang ausfuhr. Alle anderen hatten sich auf das Schippern mit Touristen oder gelegentliche Hochseefahrten mit Anglern umgestellt.

Wir übernachteten im neu errichteten Anbau eines Eiskaffees. Auch hier ist eine geschäftstüchtige Familie am Werke. Man hat in gemeinsamer Anstrengung hinter dem Hause und hinter dem Innenhof irgendwelche Schuppen abgerissen und an deren Stelle Ferienwohnungen gebaut, parterre und weitere mit Balkon im ersten Stock und alles mit Blumen und Büschen bepflanzt. Diese Unterkunft ist kaum billiger als im Hotel, denn sie wollen die Investitionen in absehbarer Zeit auch wieder herauswirtschaften, aber wir sind komfortabel und ruhig untergebracht und wir wurden sehr freundlich und zuvorkommend aufgenommen.

Sassnitz – Berlin.

Dienstag, 27. Mai 2003

Mit der „Kalinin“ zu den Kreidefelsen

Wieder Sonnenschein und wenig Wind, also ideales Wetter für unsere Fahrt zu den Kreidefelsen. Wir wählen auf Empfehlung unserer Wirtin den Hochseekutter „Kalinin“. An Bord sind 50 Passagiere – einschließlich einer Schulklasse. Der Vorzug der „Kalinin“ ist ein wortgewandter und -

wie sich immer wieder zeigt - auch für Belange des Naturschutzes engagierter Sprecher, der äußerlich ganz dem Bild eines Seebären entspricht. Er war lange Jahre Fischer und dürfte jetzt etwa 55 Jahre alt sein. Er trägt einen Vollbart, selbstverständlich eine Seemannsschildmütze und ein blau-weiß gestreiftes kurzärmeliges Hemd, das seine dicht behaarten Arme sehen lässt. Irgendwelche Tätowierungen hat er nicht nötig.

Er informiert uns bei der Ausfahrt aus dem Hafen über die Hochzeiten der Fischverarbeitung der DDR und deren viele Niederlassungen in aller Welt. Zum Beispiel seien vor Mozambique große Garnelen für den amerikanischen Markt gefangen worden. Jetzt gibt es in Sassnitz nur noch eine Fischfabrik – und diese wurde in den 90er Jahren neu gebaut. Ingrid Laudien erinnert sich aber auch noch an den Fischgestank, der früher über Sassnitz hing und von dem jetzt nichts mehr zu spüren ist.

Heute ist kein Wellengang und niemand braucht zu befürchten, seekrank zu werden. Doch man soll sich nicht täuschen. Die vielen wellenbrechenden Findlinge und neu gebrochenen Granitbrocken an der Hafentmole haben ihre Berechtigung. Im Winter 1978 sind bei einem Schneesturm bis zu 9 m hohe Wellen ans Ufer geschlagen und haben aus der Hafentmole ein 100 m breites Stück herausgerissen.

Die „Kalinin“ wurde 1951 als Hochseekutter für den Heringsfang erbaut. Der Rumpf besteht aus 7 cm starkem Eichenholz. Die Motorleistung beträgt 250 PS. Der Verbrauch liegt bei 30-40 Liter Dieselöl in der Stunde.

Während der Fahrt habe ich mein Teleobjektiv montiert. Ich fotografiere die Küste meist mit der größtmöglichen Vergrößerung. Die Fahrt dauert ungefähr 90 Minuten. Die ersten 45 Minuten spricht unser Seebär.

Bäderarchitektur der Jahrhundertwende

Nach der Rückkehr verzichten wir auf das Mittagessen. Wir besichtigen von der Landseite her die alten Hotels von Sassnitz, welche die typische Bäderarchitektur der Jahrhundertwende aufweisen. Die Grundform ist ein viereckiger mehrstöckiger Kasten, an den nach vorne zur See und manchmal auch nach hinten verglaste oder offene hölzerne Veranden angebaut sind. Oben weisen diese Veranden hölzerne Rundbögen und unten bis zur Hüfthöhe geschnitzte, weiß gestrichene Balustraden auf. Das Besondere sind die Aussagemuster, welche die Ecken der Veranden füllen und an großformatige Laubsägearbeiten erinnern.

Die Aufbau- und Sanierungsarbeiten sind im Gange und ich kann mir vorstellen, dass sie in zehn Jahren weitgehend abgeschlossen sein werden. Saniert wird aber nur, was dem Tourismus direkt dient. Ich weiß nicht, wovon die Menschen, die in den renovierten Plattenbauten wohnen, zurzeit leben. Viele Männer und besonders Jugendliche scheinen sich auswärts Arbeit gesucht und diese auch gefunden zu haben. Hinweise auf rechtsextremistische Aktivitäten sahen wir nirgends.

Der Vorteil von Sassnitz ist die Nähe der Kreidefelsen. Wer aber genug davon hat, über die steinige Küste zu stolpern und auch mal baden möchte, findet in Sassnitz leider nirgends einen Sandstrand. Fährt man den Sand auf Lastwagen heran, wird er im Winter wieder weggespült.

Vor der Heimfahrt am Nachmittag kaufe ich mir in einem Antiquariat in der Sassnitzer Altstadt ein Bändchen aus der Sammlung „Märkischer Dichtergarten“, in dem Günter de Bruyn neben „Undine“

einige weitere, bislang unbekannte Erzählungen zusammengestellt und mit einem einfühlsamen und kundigen Nachwort versehen hat. Außerdem einen Band aus der DDR-Reihe „Klassische Reisen“ im Leipziger Brockhaus-Verlag: Johann Jakob von Tschudi: Reiseskizzen aus Peru.

Auch dieses Mal waren die Radler auf der Heimreise etwas weniger geschäftig als auf der Anreise. Die meisten nutzten den späten Nachmittag für ein Schläfchen. Ich vergnügte mich im Märkischen Dichtergarten. Unser Zug hielt in Spandau, so dass wir Kladower die letzten Kilometer flott auf dem Fahrrad zurücklegen konnten.

Wir waren mit unserer Tour alle hoch zufrieden, und Elsa und Emil fühlten sich ermutigt, wieder zu unserer Radlergruppe zurückzukehren, vorausgesetzt, dass wir mit den Distanzen auf ihre Handicaps Rücksicht nehmen könnten. Wir müssen allerdings auch zugeben, dass wir mit Tagesstrecken unter 50 km und Sonnenschein auf dieser Tour sehr günstige Bedingungen hatten. Mir ist bei der bevorstehenden Neckartour ein wenig bange vor der zweiten Etappe mit 68 km bis Tübingen. Wenn es da regnet und uns die Septemberwinde ins Gesicht blasen, kann die Radtour zur Strapaze werden. Doch zur Not gibt es immer noch die schwäbischen Eisenbahnen mit ihren vielen Haltstationen.

**Bald radeln wir am Neckar, bald radeln wir am Rhein.
 Von Villingen nach Mannheim
 und von Speyer nach Mainz
 2. – 13. September 2003**

Warum auch dieses Mal ein Radlertagebuch?

Acht Radtouren durch Deutschland und Österreich haben Ruth und ich seit 1994 mit zehn Freunden aus der Spandauer evangelischen Kirchengemeinde am Groß Glienicker See unternommen. Meist im September, wenn die Hitze nachlässt und auch weniger Radler um Quartier nachsuchen, waren wir zehn Tage lang unterwegs. Wir benutzten von Radwanderbüchern empfohlene, in aller Regel gut ausgeschilderte Routen, die abseits vom Autoverkehr durch reizvolle Landschaften führten.

Die Quartierbestellung übernahm von Anfang an Heinz Stenzel, unser ältester Teilnehmer, auf dessen organisatorische Erfahrung man sich in der Kirchengemeinde schon in den Zeiten verlassen konnte, als er noch Vorsitzender des Gemeindegemeinderats war. Unser Gepäck führten wir in Satteltaschen mit. Fünfzig bis siebzig Kilometer haben wir täglich zurückgelegt, manchmal auch etwas mehr. Im Laufe der Jahre haben wir die Distanzen reduziert, denn wir sind – Training hin oder her – alle älter geworden. Heinz Stenzel war dieses Jahr schon 78 und Reinhard Schütz, unser Benjamin, der dann schon mal nachschaut, wo die Nachzügler bleiben, ist nun auch bereits 58 Jahre alt, wenn auch noch topfit.

Auf unserer ersten Tour waren wir der Donau von Passau nach Wien gefolgt. Die Wasserläufe, die nun mal das den Radlern so angenehme Gefälle mit sich bringen, haben es uns auch weiterhin angetan. Wir sind Ems, Main, Kocher und Jagst entlanggefahren und haben dann an der Tauber gemerkt, dass auch ein geringes Gefälle in einem engen Tal sehr anstrengend sein kann, besonders wenn es flussaufwärts geht. Doch wir haben unsere Räder samt Gepäck auch manches Mal von der Flussniederung auf eine angrenzende Höhe geschoben. Und seit wir in Linz zu einem Hotel „mit Donaublick“ mühsam im Regen hinauf geradelt waren – und einige erschöpft abgestiegen waren und ihre Räder Kilometer um Kilometer hochgeschoben hatten – sind wir misstrauisch, wenn Hotels durch „Ausblicke“ für sich werben. Am Abend ist häufig eine bescheidene Unterkunft in der Altstadt in einer engen Gasse einem feudalen Marstall auf dem Berge bei weitem vorzuziehen. Wir meinten, wir seien bereits gewitzt, doch wir sollten auch auf der Tour durch das Neckartal wieder die eine oder andere Überraschung erleben. Man lernt einfach nie aus!

Damit bin ich auch bereits beim diesjährigen Vorhaben. Wir wollten nach Touren am Ostseestrand mal wieder in südliche Gefilde und folgten der Empfehlung von Berliner Freunden, welche dem Neckar vom Ursprung im Schwarzwald bis zur Mündung in den Rhein entlang geradelt waren. Wir hätten uns in Stuttgart und Umgebung ein paar Tage aufhalten können, und ich hatte mir überlegt, ob ich meine Freunde – gerade auch mit Hilfe von Hermann Lenzens Beschreibungen in „Stuttgart – Portrait einer Stadt“ durch den Ort meiner Geburt, meiner Schulzeit und meiner politischen Lehrjahre im Verband der Kriegsdienstverweigerer führen sollte. Doch dann lockte Heinz Stenzel mit einer (genau terminierten) Bootsfahrt durch Naturschutzgebiete am Altrhein zwischen Mannheim und Speyer. Diese Vorstellung faszinierte auch mich, zumal die Erinnerungen an Stuttgart durch den Tod meiner Mutter und die Art ihres Nichtabschiedes von mir immer noch sehr eingetrübt waren. Und so stimmte ich schließlich – auch auf Zureden von Ruth - dem Plan zu,

Stuttgart nur zu streifen und die gewonnene Zeit für das Radeln am Rhein und den Besuch der Städte Speyer, Worms und Mainz zu nutzen. Ich habe dies nicht bereut, obwohl die erhoffte Schiffspartie in das Naturschutzgebiet dann doch entfallen musste, weil – entgegen unserer Annahme – ein Anlegen in Speyer, wo wir das Boot verlassen wollten, nicht möglich war. So mussten wir - statt bequem mit dem Schiff rheinaufwärts zu fahren - dann doch mit dem Fahrrad von Mannheim nach Speyer strampeln – bei scharfem Gegenwind auf den Anblick des Domes harrend. Diese Detour hatte jedoch den Vorteil, dass unser früherer Gemeindepfarrer Emil Cauer und seine Frau Elsa in Speyer aus dem Tal der Nahe zu uns kommen und uns bis Mainz begleiten konnten. Und dann erlebte ich in Speyer, Worms und Mainz so viele Überraschungen, dass ich den Gedanken, dieses Mal kein Radlertagebuch zu schreiben, vor lauter Begeisterung über das Gesehene entschlossen zur Seite schob und mich noch einmal auf das Notieren einließ.

Ich wusste im Voraus, ein Reisetagebuch zu schreiben, würde mir bei der Neckartour schwerer fallen als sonst. Wenn wir auf den früheren Touren von einem Ort zum anderen radelten, waren wir diese Städte und Dörfer meist nicht bekannt oder ich verband mit ihnen zumindest keine privaten Erfahrungen. Bei der Neckartour war dies ganz anders. Hier würden sich ständig lebhaftere Erinnerungen mit dem erneut Gesehenen mischen. Und würde mir das Nachsinnen nicht manchmal wichtiger sein als das, was ich auf eiliger Vorbeifahrt diese eine, vielleicht letzte Mal erhaschen und mit dem im Gedächtnis Haftenden vergleichen konnte? Meine Ahnung trog nicht. Am liebsten hätte ich vor Ort immer wieder nur diese Erinnerungen wach gerufen und diese geordnet. Doch wie durfte ich annehmen, dass meine Freunde an diesen Memorabilien Anteil nehmen könnten?! Ich habe auch meine bisherigen Radlertagebücher nicht als Niederschriften der Gruppe verstanden. Es waren immer meine persönlichen Notizen gewesen. So en passant habe ich meine Eindrücke und Gedanken notiert und sie ad libitum den Freunden mitgeteilt – oder auch nicht. Doch es kam nicht so darauf an. Das eine sagte ihnen zu, das andere nicht. Immerhin war uns in der Gruppe die Erfahrung gemein, dass es sich für alle (von der einen oder anderen Ausnahme abgesehen) um die ersten Eindrücke einer Naturschönheit, eines Mahnmals oder eines Bauwerks handelte. Jetzt war dies bei mir ganz anders. Mit dem Anblick einer Brücke oder eines Brunnens tauchten bei mir Jahre der eigenen Jugendzeit vor dem inneren Auge auf.

Ich weiß jetzt zu Beginn der Niederschrift nicht, wie ich mit diesem Andrängen der Erinnerungen umgehen werde. Es kann sein, dass ich sie nicht erwähne und nur auf das Neue oder auf das allen Sichtbare achte; es kann aber auch sein, dass ich mitunter etwas Vergangenes wieder heraufzubeschwören und mich möglichst genau, gar unter Heranziehen vergangener Aufzeichnungen zu erinnern suchen werde. Warten wir ab, wie es sich ergeben wird.

Berlin – Hannover – Villingen.

Dienstag, 2. September 2003

Vorsicht beim Bahntransport der Fahrräder

Wir haben unsere Plätze in der Bahn – besonders diejenigen für die Fahrräder – lange im Voraus gebucht. Das ist wichtig, denn die Bundesbahn führt zwar Fahrradabteile, aber diese sind knapp bemessen und für mehr als zehn Fahrräder gibt es in der Regel keine Stell- und Hängevorrichtungen. Stellt man die Fahrräder dichter aneinander, besteht die Gefahr, dass Speichen gebrochen, Achter in die Räder gedrückt oder irgendetwas anderes abgerissen oder verkeilt wird. Es empfiehlt sich also, beim Transport der Räder sehr umsichtig zu sein. Sonst kann man am Zielort beim ersten Antreten eine Überraschung erleben. Doch wir sind nun schon ein eingespieltes Team. Und wir sind vorsichtig. Wir erkunden den Standort des Fahrradabteils schon vor der Einfahrt des Zuges. Dort platzieren sich die Männer mit den Rädern. Die Frauen beziehen mit den Satteltaschen vor dem Wagen mit den reservierten Plätzen Position, und wenn dann der Zug einfährt, geht alles Hand in Hand. Das muss heute gleich zwei Mal klappen, denn in Hannover gilt es umzusteigen in

den Zug, der von Rostock bis nach Basel fährt. Wenige Stationen davor werden wir in Villingen, im Südschwarzwald, aussteigen. Hier, genau genommen im benachbarten Schwenninger Moos, entspringt der Neckar.

Reiselektüre: Aus dem Programmheft zu Schillers „Räubern“

Die elfstündige Bahnfahrt nutze ich zur weiteren Vorbereitung auf meinen kleinen Vortrag über den jungen Friedrich Schiller auf der Hohen Karlsschule. Diese Information habe ich den Freunden zugesagt, noch bevor wir Ludwigsburg und Marbach, zwei wichtige Orte im Leben Schillers, erreichen werden. Ich studiere ein Programmheft des Berliner Schiller-Theaters aus dem Jahre 1990 zu den „Räubern“. Erich Rinnert liest das Drama selbst, das ich als Reclam-Heft eingesteckt habe. Es trägt auf dem Titelblatt den springenden Löwen und das vom Grafiker oder Verleger hinzugefügte Motto „In Tirannos“. Mich interessieren die literarischen Anregungen, auf welche der neunzehnjährige Schiller zurückgegriffen hat. In Christian Friedrich Daniel Schubarts „Deutscher Chronik“ hatte der Eleve der Hohen Karls Schule die kleine Erzählung „Zur Geschichte des menschlichen Herzens“ gefunden. Dort wird von zwei ungleichen, um eine Frau rivalisierenden Brüdern berichtet. Diese Erzählung wird in dem aufwändigen Programmheft, das an die hoch subventionierten Zeiten der Berliner Theater erinnert, durch eine eigene Erzählung Schillers zu einer verwandten Thematik ergänzt: „Eine großmütige Handlung aus der neueren Geschichte“. Ich studiere im selben Programmheft noch eine „Beschreibung der Hohen Karls-Schule zu Stuttgart“, erschienen im Jahre 1783, eine ganz und gar unkritische und doch informative Darstellung dieser Militärischen Pflanzschule des Herzogs Karl Eugen.

Am genauesten war auf dieser Schule offenbar das äußere Erscheinungsbild der Eleven zu kontrollieren. Dazu heißt es unter der Überschrift „Kleidung“: „Wegen der militärischen Einrichtung und Ordnung, welche das Institut von seiner Entstehung an hatte ... wird von den Zöglingen eine Uniform von stahlfärbigem mit Chalons gefüttertem Tuch, Aufschlägen von schwarzem Manchester, weißen Beinkleidern, versilberten Knöpfen, silbernen Achselschnüren, und einem mit Silber besetzten Hut getragen, und zugleich auf eine Gleichheit im übrigen Anzug gesehen. Daher tragen alle Zöglinge Zöpfe, gleiche Frisur, nämlich eine kleine gepuderte Locke, gleiche Halbbänder von schwarzem Leder, glatte Manschetten und Schnallen von weißem Metall.“ Es fällt auf, dass adlige und bürgerliche Zöglinge zwar in getrennten Schlafsälen untergebracht, aber gemeinsam unterrichtet und auch ansonsten völlig gleich behandelt wurden.

Da wir die Lektüre des Zöglings Schiller aus dessen eigenen Aufzeichnungen und denen seiner Freunde kennen, muss man annehmen, dass hier die Realität von der Schulordnung abwich, also die Kontrolle weit weniger strikt war als bei der Kleiderordnung. Unter der Überschrift „Aufsicht“ heißt es zur Lektüre der Eleven: „Damit aber der in den Jünglingen angefachte Trieb zu gründlichen Studien, den der Herzog mit so unermüdetem Eifer in Seinem Institut weckt und ernährt, nicht durch eine oft eben so anziehende als schädliche Neben-Lektüre unterdrückt, und mancher Zögling von guter Anlage kein trauriges Opfer jener verderblichen Grundsätze werde, die in der schönsten und reizendsten Hülle unvermerkt ihr Gift in seine Seele streuen, und Wahrheit und Tugend zugleich rauben, so wird über die Lektüre der Eleven in und außer den Lehrsälen öfters, und ohne dass sie es vermuten, genau durchsucht und gefährliche Schriften entfernt, die Besitzer derselben in der Stille zur Rede gesetzt, und für Werken der Art aus überzeugenden Gründen gewarnt.“

Diese Zensur scheint nicht funktioniert zu haben, weil die gebildeten, jungen Lehrer zu den Schülern hielten und die kontrollierenden Militärs die schädliche Neben-Lektüre von der nützlichen Hauptlektüre nicht zu unterscheiden wussten. Am meisten wundert mich, dass Schiller nicht nur die Lektüre Shakespeares, sondern auch von Schubarts „Deutscher Chronik“ möglich war. Wie der Samisdat an der Hohen Karls-Schule funktionierte, würde mich näher interessieren.

Schubart auf dem Hohen Asperg

Nach dem Programmheft des Schiller-Theaters lese ich einen Aufsatz Peter Härtlings über Schubart und dann noch mehrere Blätter mit Informationen über das Leben Hölderlins und einige seiner Gedichte. Erich Rinnert hat sie aus dem Internet herunter geladen und ausgedruckt. Das wäre wohl auch der einfachste Weg gewesen, mir die aufmüpfigsten Gedichte Schubarts „Das Kap-Lied“ und „Die Fürstengruft“ zu beschaffen. Immerhin finde ich in Rudolf Schlauchs Reiseführer durch das „Württembergische Unterland“, den ich mir auf einer früheren Radtour in Langenburg in einem Antiquariat gekauft und immer wieder studiert habe, das Epigramm Schubarts, das Herzog Karl Eugen so sehr geärgert hat, dass er jenen hat auf württembergisches Territorium locken lassen, um ihn dann zehn Jahre lang auf dem Hohen Asperg einzukerkern.

*Als Dionys von Syrakus
aufhörte ein Tyrann zu sein,
da ward er ein Schulmeisterlein.*

Ob wir den Hohen Asperg auf unserer Fahrt wenigstens aus der Ferne erblicken werden? Der Besuch der Festung und des Gefängnisses auf dem Hohen Asperg gehört zu meinen Erinnerungen an das Neckartal und gewissermaßen zu meiner republikanischen Erziehung. Man sollte den Neckar nicht entlang radeln, ohne sich daran zu erinnern, dass hier ein Dichter für nichts als eine ironische Bemerkung, die sogar noch eine Wendung des Tyrannen zum Besseren festhielt und doch als Majestätsbeleidigung gewertet wurde, zehn Jahre in strenger Haft gesessen hat. Pfarrer Schlauch, der Vater des prominenten Bundestagsabgeordneten der Grünen Rezzo Schlauch, zitiert in seiner Vorschau auf den Hohen Asperg das, was er eine „erschütternde Versklage“ nennt:

*Und der Neckar, blau vorüberziehend,
In dem Gold der Abendsonne glühend,
Ist dem Späherblicke Himmelslust;
Und dem Wein, des siechen Wandrers Leben,
Wachsen seh'n an mütterlichen Reben,
Ist Entzücken für des Dichters Brust.
Aber, armer Mann, du bist gefangen;
Kannst du trunken an der Schönheit hangen?
Nichts auf dieser schönen Welt ist dein!
Alles, alles ist in tiefer Trauer
Auf der weiten Erde, denn die Mauer
Meiner Veste schließt mich Armen ein!*

Vorbei am Kloster Gengenbach und meine Erinnerung an einen Zettelkasten im Archiv

Als wir hinter Hornberg mit dem Intercity in den Schwarzwald hineinfahren, schaue ich von meinen Büchern auf. Die Bahnlinie bewegt sich zwar noch durch Täler, aber dann immer wieder auch durch einen Tunnel höhenwärts. Schwarzwaldhäuser mit ihren ausladenden Dächern und breiten Balkonen, wie man sie aus heimatkundlichen Büchern kennt, stehen an der Strecke. Warum steigen wir nicht bereits hier aus und sehen uns um? Und genau diese Frage richtet Ruth an mich, als wir Gengenbach passieren. Sie weiß: Über „Reformation und Gegenreformation im Kloster Gengenbach im Schwarzwald“ sollte ich 1962 bei Ernst Walter Zeeden an der Universität Tübingen meine Zulassungsarbeit zum Staatsexamen schreiben. Bei Gefallen hätte ich die Studie anschließend zur Dissertation ausbauen können. Daraus ist nichts geworden. Ich hatte mich damals im Stuttgarter Verband der Kriegsdienstverweigerer engagiert und angefangen über gewaltfreie Alternativen zur militärischen Verteidigung nachzudenken. Darüber habe ich mich vom Forschungsansatz Zeedens immer weiter entfernt und schließlich den Entschluss gefasst, Tübingen zu verlassen und in Erlangen das Studium der Politologie zu beginnen.

Ruth fragt mich: „Warst Du schon mal in Gengenbach?“ Ich wundere mich über mich selbst. „Nein.“

Ich habe mich in Tübingen nur mit schriftlichen Quellen zur Geschichte Gengenbachs befasst. Ich habe Aufsätze in landeskundlichen Zeitschriften gelesen und bin auch ein paar Mal nach Karlsruhe ins Archiv gefahren. Dort haben sie mir Urkunden auf Pergament vorgelegt - zu einem Paket gefaltet und einige mit Siegeln. Ich musste mich mit den Ellenbogen auf die Häute stützen, um sie offen zu halten. So respektlos hatte ich mir den Umgang mit alten Quellen bisher nicht vorgestellt. Doch ich bin nicht auf die Idee gekommen, nach Gengenbach zu reisen und mich im Kloster nach Spuren der Reformation und der Gegenreformation umzusehen. Ich war wohl zu sehr auf Schriftliches fixiert.“

„Auf unseren Radtouren fotografieren wir Bauwerke und Skulpturen und entziffern Inschriften. Hast Du dies als Student nicht gemacht?“ – „Selten. Wahrscheinlich dachte ich, es komme in erster Linie auf die Aufzeichnungen der Gengenbacher Mönche und nach der Erfindung des Buchdrucks auf Flugblätter und Kampfschriften an. Das sehe ich heute anders. Zur Geschichtsschreibung gehört auch die Topographie. Mein Hauptschwierigkeit mit Gengenbach war: Ich hatte mich für dieses Thema nicht selbst entschieden. Ich hatte zu Gengenbach überhaupt keine Beziehung. Jede Epoche und jeder Ort ist – wie der alte Ranke mal gesagt hat – unmittelbar zu Gott und damit gleich interessant. Doch meine Gedanken waren zu Beginn der 60er Jahre bei Gandhi in Südafrika und Indien und bei der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung. Ich wollte wissen, wie man mit gewaltfreien Aktionen Politik machen kann. Eine Reise nach Gengenbach hätte daran nichts geändert. Auch Professor Zeeden hat mir keine Fahrt in dieses Schwarzwaldtal empfohlen. Für ihn war das Kloster Gengenbach nur ein Mosaiksteinchen in seiner flächendeckenden Geschichte der katholischen Reform, die ihm als Lebenswerk vorschwebte.“ – „Und was ist aus deinen ganzen Exzerpten geworden?“ – „Die ruhen in einem Holzkistchen im Keller. Soll ich da noch einmal reinschauen? Ob sich für das im Stich gelassene Thema ein Nachfolger gefunden hat? Mir war das damals egal. Jetzt finde ich es nicht richtig. Vielleicht hätte sich ein anderer mit meiner Vorarbeit etwas leichter eine Fußnote in Zeedens Handbuch verdient.“

„Mauswasche – Nein!“

Unser Quartier im Hotel Bären liegt hinter dem Bickentor in der Altstadt, nur wenige hundert Meter vom Villingener Bahnhof entfernt. So können sich Jutta Andreae und Erich Rinnert noch vor Ladenschluss rasch eine Lesebrille kaufen. Jutta hat die ihre vergessen, Erich die seine unterwegs zerbrochen. Kein Problem. Für einen winzigen Betrag wird Erich in einem Kaufhaus und Jutta bei dem bundesweiten Billiganbieter Fielmann fündig.

Villingen zeigt noch das städtebauliche Konzept des Mittelalters. Es ist um einen Marktplatz mit Münster kreuzförmig angelegt. Vier große Wehrtürme bewachen die Eingänge zum Stadtkern. Wir schlendern noch durch die Stadt, bis wir dann im Ratskeller, der sich im Untergeschoss eines der vier Stadttürme befindet, zu Abend essen.

Das bekannte schwäbische Angebot: Maultaschen in allen Variationen. Ich habe sie später oft und gerne gegessen, doch als ich sie das erste Mal aufgetischt bekam, von meinem Vater selbst bereitet unter Beimengung von Spinat - und gerade dieser besonders gesunde Zusatz behagte mir wohl nicht –, weigerte ich mich lauthals krähen: „Mauswasche nein, Mauswasche nein!“ Mein Vater muss mir dann sehr energisch – und meine Mutter erwähnt in ihrem Tagebuch, weil es sich um eine solche Ausnahme handelte, sogar Handgreiflichkeiten – klar gemacht haben, dass dieses Nahrungsmittel von einem Schwaben nicht zurückgewiesen werden darf. Heute halte ich mich – wenn auch im Blick auf den Kaloriengehalt dieses Pfannengerichts – lieber an einen großen Salatteller.

Villingen – Schwenningen – Rottweil – Oberndorf.
Mittwoch, 3. September 2003

„Wiedervernässung“ – Reparatur eines Moores

Die Tour beginnt gemächlich mit dem Schieben unserer Räder über den Marktplatz von Villingen. Ein reiches Angebot von einheimischem Obst und Gemüse. Wir blicken hoch zum Münster mit seinen farbig glasierten, zu spitzen Zacken geordneten Ziegeln und Ruth amüsiert sich über das kunstvoll geschmiedete Schild des Sudhauses mit Motiven Wilhelm Buschs. Dann aber müssen wir unsere Räder mit den schweren Packtaschen aus dem Tal auf die Schwenninger Höhe hinaufschieben. Oben erwartet uns, den Neckarursprung als Wasserreservoir vorbereitend, das Schwenninger Moos, eine unter Naturschutz stehende Moor- und Wasserfläche. Hier sollten wir zu Fuß wandern, um ein bedeutsames Naturschutzprojekt zu studieren. So lerne ich wenigstens ein neues Wort: „Wiedervernässung“.

Ich fotografiere eine Informationstafel des Garten- und Friedhofsamtes der Stadt Villingen-Schwenningen und spute mich dann, die anderen noch vor der Neckarquelle wieder einzuholen. Der Inhalt der Tafel scheint mir aber doch so bemerkenswert zu sein, dass ich ihn hier rekapitulieren möchte. Gezeigt wird, wie sich auch großflächige Naturschäden reparieren lassen.

Im Schwenninger Moos, das auf der europäischen Wasserscheide von Rhein und Donau liegt, sammelt sich, wie auf der umgebenden Hochfläche, das Wasser des Neckars.

Vom Moos fließt das Wasser zum einen nach Südwesten, zum Marbacher Talbach, zur Brigach, zur Donau, ins Schwarze Meer; zum anderen nach Norden ins Regenrückhaltebecken Baucherberg, durch die Parkanlage Möglingshöhe zur historischen Neckarquelle, zum Rhein in die Nordsee.

Das mächtige Torflager des Schwenninger Moooses wurde in den letzten 200 Jahren mit verschiedenen Unterbrechungen abgebaut. Durchgreifende Entwässerungsmaßnahmen führten zudem zum Zusammenfallen des verbliebenen Moorkörpers. Das gleichmäßige System der Entwässerungsgräben ist bis heute sichtbar geblieben. Die Austrocknung des Moorkörpers machte es Sträuchern und Blumen möglich, die Flächen zu besiedeln, so dass das Moos immer stärker verwaldete. Durch ihre Verdunstung trugen jedoch Bäume und Sträucher in starkem Maße dazu bei, dass das Moos noch rascher austrocknete und der Torf durch die eindringende Luft abgebaut wurde. Die dadurch eintretende Nährstoffanreicherung und Verschattung bewirkten, dass die moortypische Flora und Fauna fast gänzlich verdrängt werden konnte.

1976 machte das Garten- und Friedhofsamt auf diesen immer schneller werdenden Prozess aufmerksam und Anfang 1980 konnten, mit Unterstützung der Bezirksstelle für Naturschutz- und Landschaftspflege Freiburg, die ersten Schritte zur Rettung des Moooses beraten werden.

1982 wurden erstmals Wiedervernässungsmaßnahmen in Angriff genommen, um den Wasserhaushalt des Moooses nachhaltig zu verbessern. Die vorhandenen Entwässerungsgräben konnten nach und nach mit Dämmen aus Torf und Gestrüpp verbaut werden, so dass das Niederschlagswasser zurück gestaut wurde und der Wasserspiegel insgesamt wieder stieg. Der hohe Wasserstand verhindert das Verrotten des Torfes und das Aufkommen von Baumjungwuchs; auch viele ältere Bäume sterben durch den anhaltenden Sauerstoffmangel an ihren Wurzeln.

Mit der Wiedervernässung wurde der Austrocknung und Verwaldung Einhalt geboten. Das Wachstum der Moose und anderer typischer Moorpflanzen hat schon begonnen und eine echte Regenerierung des Schwenninger Moooses ist zu erwarten. Damit wird es auch wieder zum natürlichen Wasserspeicher für den Neckar mit dem wichtigen, stetigen Abfluss.

*Das Garten- und Friedhofsamt
der Stadt Villingen-Schwenningen*

Geruhen aus der Neckarquelle zu trinken?

Nach dieser Informationstafel wäre es plausibel, wenn der Neckar seinen Ursprung im Schwenninger Moos nähme. Doch so einfach liegen die Verhältnisse nicht. Wir treffen im Stadtpark Möglingshöhe zwar auf eine Nachbildung des 1581 von Herzog Ludwig gesetzten Steins „Das ist des Neckars Quelle“, aber auch hier sorgt erst wieder das Garten- und Friedhofsamt für die akkuraten Informationen. 1822 hat König Wilhelm I noch aus der Neckarquelle „zu trinken geruht“, doch 1869 wurde durch den Bau der Eisenbahnlinie Rottweil – Villingen der Quellfluss unterbrochen und der Grundwasserspiegel abgesenkt. War es also vorbei mit dem 367 km langen Lauf des Neckars? Aber nein: „Seit 1981, zum 400jährigen Jubiläum sprudelt die Neckarquelle wieder!“ Und wie kam dieses ökologische Wunder zustande? „Das Wasser wird mittels einer elektrischen Pumpe aus dem heute tiefer liegenden Quellschacht hoch gepumpt und dann von dem nur wenige Meter entfernt vorbei fließenden Gewässer aufgenommen.“ So sind sie eben die Schwaben: Wenn es mit der Natur hapert, dann wird ihr von einfallsreichen Bastlern auf die Sprünge geholfen.

Vom Gegen- zum Miteinander der Konfessionen

Mittagsrast in Rottweil. Es hätte hier einer Stadtführung bedurft, um uns mit der bewegten Geschichte der Reichsstadt vertraut zu machen. So beschränken wir uns darauf, den Stadtkern und zum Schluss noch die evangelische Kirche zu betrachten. Rottweil war eine Zeitlang unter dem Einfluss der Jesuiten eine Hochburg der Gegenreformation. Heutzutage scheinen die Konfessionen zu kooperieren. Man ist mittlerweile froh, sich die Kirchen und damit auch die hohen Instandhaltungskosten teilen zu können. Die evangelische Prediger-Kirche – im Rokoko-Stil – ist ein liches Schmuckstück. Über das Gemeindehaus kann man aus dem Internet erfahren (www.ev-kirche-rottweil.de), dass hier Solarstrom in erklecklichen Mengen vom Dach gewonnen wird. Und dem Gemeindebrief ist zu entnehmen, dass von den vier evangelischen Pfarrern Rottweils drei Pfarrerrinnen sind.

Wir besichtigen auch das katholische Münster. Ruth und ich betrachten eingehend die schwarz glänzenden Eichenwangen der Kirchenbänke. Sie zeigen neben frommen Emblemen auch Fastnachtsfiguren und Tierbilder. Ruth fotografiert diese und dann in der Innenstadt auch noch alte Fachwerkhäuser mit ihren Aufzügen unter den Zwerchgiebeln. Diese erinnern daran, dass Rottweil seinen Reichtum einst dem Getreidehandel zu verdanken hatte.

Wir halten uns in Rottweil zwei Stunden auf - inklusive Andacht und Kaffeetrinken. Das ist für eine Stadtbesichtigung zu wenig, aber mehr ist bei einer Radtour nun mal nicht möglich. Als Extravaganz haben Reinhard Schütz und ich uns über die Mittagszeit einen Abstecher in zentrale Buchhandlung geleistet. Es ist natürlich Unfug, eine kleine Bibliothek in der Satteltasche mitzuschleppen, aber wir können es nun mal nicht lassen. Ich erstehe antiquarisch „Aus dem Lebens eines Fauns“ von Arno Schmidt, Erinnerungen an die Jahre 1939 und 1944. Und Reinhard lässt sich durch den günstigen Preis gleich zur Anschaffung von drei Schriften Arno Schmidts verführen.

„Zum Wasserfall“

Unser heutiges Ziel ist der Gasthof „Zum Wasserfall“ in Oberndorf. Es war gut, dass wir uns in Rottweil nicht zu lange aufgehalten haben, denn unser Quartier – was wir nicht wussten - liegt auf der Höhe und wir müssen mehr als einen Kilometer den Berg hinan schieben, bis wir – verschwitzt - unser schönes 3-Sterne-Quartier an einem kleinen Wasserfall, in dessen Becken die Hotel-Forellen gekühlt werden, erreichen. Wir sind müde, aber zufrieden, den Fitnesstest bestanden zu haben. Unsere Tagesleistung beträgt fast 60 Kilometer. Einige hatten im Voraus rund um Berlin trainiert, aber die meisten haben es darauf ankommen lassen müssen, so auch Ruth und ich. Morgen steht uns wohl der härteste Tag der Tour bevor, denn nach Tübingen sind es rund 70 Kilometer. Doch am Abend droht uns jedenfalls kein langer Aufstieg. Da kenne ich mich aus. Die letzten Kilometer von Rottenburg nach Tübingen – mit dem Aufblick zur Wurmlinger Kapelle – sind topfeben.

Oberndorf - Horb - Rottenburg - Tübingen.
Donnerstag, 4. September 2003

En masse und mit tödlicher Genauigkeit

Der Gedanke, dass Oberndorf nicht irgendeine harmlose Kleinstadt am oberen Neckarlauf ist, sondern besondere historische Belastungen aufzuweisen hat, kam mir gestern, als wir durch Alt-Oberndorf fuhren. Ein Privatmann hatte in seinem Steingarten ein Denkmal für ausländische Arbeiter errichtet, die hierzulande während des Zweiten Weltkriegs umgekommen waren. Was hatten sie produziert? In Oberndorf selbst lagen im Neckartal große Fabrikhallen. Auf den Lagerflächen waren keine Produkte zu erkennen. Dem Firmennamen war kein Hinweis auf die Branche hinzugefügt. Das Emblem war nicht zu deuten. Nur der Name „Mauser“ stand ohne jeden Zusatz in blau-weißer Leuchtschrift über einer der Hallen. Sollte es sich hier um die berühmte Gewehrfabrik Mauser handeln? War diese in Oberndorf zu Hause? Im Vorüberfahren konnte ich nichts erkennen, das diesen Verdacht bestätigt oder widerlegt hätte.

Heute früh, im Frühstückszimmer des Gasthofs „Zum Wasserfall“, wird der Verdacht zur Gewissheit. An den Wänden hängen Vergrößerungen zweier gelbstichiger Fotos. Eines zeigt den hiesigen „Türkenbau“, 1886/87 erbaut für den Präsidenten der türkischen Waffenübernahme-Kommission. Der Anlass war die Lieferung von 500.000 Gewehren und 50.000 Karabinern. Am 22. Februar 1945 wurde das Gebäude durch einen Fliegerangriff teilweise zerstört. 1963 wurde es abgebrochen. An seiner Stelle befindet sich jetzt das Dietrich Bonhoeffer Gemeindehaus.

Ein weiteres Foto zeigt den württembergischen König Wilhelm II, wie er in der huldvollen Begleitung seiner Gemahlin Charlotte die Waffenfabrik Mauser besucht.

Ich wüsste gerne, wie es heute um die Mauser-Werke steht. Als wir aus dem Ort herausfahren, sehe ich am Straßenrand in einer Siedlung von Einfamilienhäusern einen Mann meines Alters stehen, der einen wohl situierten und intelligenten Eindruck macht. Ich frage ihn, was aus den Mauser-Werken nach 1945 geworden sei. Er antwortet bereitwillig. Man habe sich um Diversifikation bemüht, „um über die Runden zu kommen“. Man habe Messinstrumente hergestellt, doch mittlerweile würden auch wieder Waffen produziert. Er sprach von Geschützen. Die Geschichte dieser Mauser-Werke würde mich interessieren. Vielleicht ließe sich am Fall Mauser auch die Konversion eines Rüstungsbetriebs in einen zivilen studieren - und die Motive für eine zumindest teilweise Umkehr dieses Prozesses.

„Wer ist meine Mutter?“

Leichte und schnelle Fahrt bis Horb, das sich am Neckarufer erhebt. Mit einiger Mühe schieben wir unsere Räder (samt Gepäck) einen steilen Weg hinauf, um die Heilig Kreuz Kirche zu erreichen. Dort lädt uns Ingrid Laudien zur Andacht unter einer schönen mittelalterlichen Marienstatue ein. Mat. 12, 46-50. Das Standbild steht im Gegensatz zu Jesu Frage: „Wer ist meine Mutter, wer sind meine Brüder?“ Ingrid sieht Jesus eingebettet in seine Herkunftsfamilie, auch wenn er sich durch diese nicht gängeln ließ. Wir singen „O komm du Geist der Wahrheit ...“ von Philipp Spitta. In seinem inneren Schwung erinnert mich dieses Lied an „Onward Christian Soldiers...“ Sind beide Lieder zur selben Zeit entstanden?

Mich wundert, dass die Marienstatue im Frauenchörle der Heilig Kreuz Kirche so makellos erhalten ist. Meine Vermutung, dass sie restauriert sein könnte, finde ich auf einem Faltblatt bestätigt, aber in einer Weise, die mich dann doch überrascht. Diese Marienstatue wurde Anfang des 15. Jahrhunderts vom Kreuzwinkelmeister – so genannt nach seinem Steinmetzzeichen, einem von einem Kreuz durchschnittenen großen W - aus einem Muschelsteinblock geschaffen. Wo sie einst gestanden hat,

ist nicht genau bekannt. Erst 1917 fand sie der Horber Maler und Bildhauer Wilhelm Klink in 35 Teile zerbrochen unter Bauschutt und Ackergerät beim Steinhaus, einem großen Vorratshaus mit Staffelgiebel. In den 30er Jahren wurden die Bruchstücke dann in einer Ulmer Werkstatt zusammengefügt und das Haupt Mariens mit einer Krone versehen. Man nahm an, dass die „Horber Modanna“ inspiriert war vom „Salve Regina“ des Reichenauer Mönchs Hermann d. Lahmen aus dem 11. Jahrhundert. Ich fühle mich beim Anblick der Madonna erinnert an die Madonna in der Wittstocker Stadtkirche, die in ähnlicher Haltung das Jesuskind auf dem Arm und auch eine solch hohe Krone trägt.

Bevor wir weiterfahren, fotografieren wir am Rathaus noch die Lüftmalereien, das so genannte „Horber Bilderbuch“ des bereits erwähnten Malers Wilhelm Klink aus dem Jahre 1925. Ich kaufe eine Broschüre „Alt-Horb. Eine historische Stadtführung“ von Josef Klink, eines Nachfahren des Malers W. Klink und nehme mir vor, mich noch nachträglich über die Herren zu informieren, deren Portraits sich an der Rathauswand befinden.

Mich verbindet mit Horb der Umstand, dass mein Bruder Manfred hier seine erste Praxis als Kinderarzt hatte. Er lebte aber nicht in der Altstadt, sondern in einem Neubauviertel auf der Anhöhe. Ich habe ihn dort mehrfach besucht und einmal während seiner Ferien das Haus gehütet. Ich schrieb während dieser Klausur einen Aufsatz über die Reaktion der Berliner SPD auf die „Aktion Wasserschlag“ nach der Entführung von Peter Lorenz. Ich hatte als Unterlagen für diese Untersuchung die Befragungsprotokolle von Studenten meines Proseminars über innerparteiliche Willensbildungsprozesse mit nach Horb genommen und in der Abgeschiedenheit des leeren Hauses ausgewertet. Eine gekürzte und den mir sympathischen Stadtrat Beck schonende Fassung des Aufsatzes „Fragen an die Moral einer staatstragenden Partei“ ist dann in der Zeitschrift „Vorgänge“ erschienen. Das war mein einziger Aufsatz zur Parteienforschung in der engeren Nachfolge Ossip Flechtheims.

Wir Radler müssen nicht wie die Autos – und wie ich befürchtet hatte - die Höhe erklimmen, sondern können im Neckartal weiterfahren. Wir stoßen auf die Glatt. Im von der Sonne aufgehellten, flachen Wasser beobachte ich Döbel und Karpfen.

Evangelische Erneuerung

In Rottenburg besichtigen wir die Bischofskirche. Sie stammt aus der Zeit der Gotik, ist aber nun im Inneren ganz weiß und modern gehalten. Der Architekt dieser Erneuerung, Prof. Hahn, führt eine Gruppe gebildeter Frauen. Ich höre, wie er sagt, dass die Kirche jetzt auf viele „evangelisch“ wirke. Dieser Eindruck sei weder ihm, noch dem Bischof unangenehm. Es heißt, der amtierende Bischof sei ein Schüler des von Rom um sein Lehramt gebrachten Tübinger Professors Küng.

Eigentlich würde ich noch gerne einen Blick auf die Justizvollzugsanstalt Rottenburg werfen, von der mir mein Freund Dr. Wolfgang Sternstein schon des Öfteren berichtet hat. Er betätigt sich dort von Zeit zu Zeit als Gärtner und übersetzt – wenn er Glück hat und der Direktor ihm dieses Privileg gewährt - in einer Einzelzelle Gandhis strategische Texte vom Englischen ins Deutsche. Mehr als ein Jahr hat dieser Friedens- und Aktionsforscher bereits in der JVA Rottenburg verbracht. Sein anhaltender Widerstand gilt der Stationierung von Atomwaffen auf deutschem Boden. Er hält diese für verfassungs- und völkerrechtswidrig und kann sich dabei auf ein Urteil des Internationalen Gerichtshofs berufen. Doch wir suchen die Haftanstalt nicht; wir wollen Tübingen noch im Sonnenschein erreichen.

Erinnerungen an das erste Semester

Auf dem Neckar begegnen uns Stocherkähne. Wahrscheinlich sind es Tübinger Studenten, die sich diese Erholung auf dem Wasser gönnen. Wir kommen an dem Freibad vorbei, in dem ich während meines ersten Semesters mit Rosemarie Lorenzen Schwimmen war. Nun ist sie bereits einige Jahre

tot, eine Blutvergiftung raffte sie dahin, und doch meine ich noch ihre Hand zu fühlen, wie sie mir den Rücken mit Sonnenöl eincremt. Solche Berührungen waren in meiner Jugend äußerst selten. Damals war Rosemarie wohl erst 13 oder 14 Jahre alt. Ihre Mutter war empört, dass sie einen Studenten auf seiner Bude ohne Voranmeldung besucht und zum Radfahren und Schwimmen abgeholt hat. Was wir uns dabei gedacht haben? Rosemarie war ein hübsches Mädchen mit langen, blonden Haaren. Sie war die Tochter der besten Freundin meiner Patentante Marle, der Schwester meiner Mutter. Wir kannten uns von klein auf. Alles ganz harmlos, aber schön waren das Radeln mit Rosemarie und das Baden und das Einölen eben doch.

Und dann erreichen wir die Brücke über den Neckar und wieder sitzen die Studenten auf der breiten Mauer, die sich fünf Meter hoch den Neckar entlang bis zum Hölderlinturm hinzieht. Ich möchte mich am liebsten dazu in die Sonne setzen und zurückträumen. Doch wir müssen zunächst unser Quartier erreichen. Es kommen noch so viele Erinnerungen an meine Studentenzeit in mir hoch, als wir dann die Wilhelmstraße entlang in Richtung Bebenhausen fahren, wo wir im Gasthof zum Adler in der Bebenhauser Str. 2 übernachteten - hinter schalldichten Fenstern, denn die Laster rollen am Adler vorbei in Richtung Schönbuch.

Meine Erinnerungen an die Studienjahre in Tübingen aufzuzeichnen wäre eine separate Aufgabe; im Moment wüsste ich nicht, wo ich anfangen und wo ich aufhören sollte. Ich denke an die Platon-Vorlesungen von Walter Schulz und die Literaturbesprechungen von Walter Jens im Audimax und den einmaligen Auftritt von Martin Buber im Festsaal der Universität. Doch der liebste Ort war mir der große Lesesaal in der von Bonatz erbauten Universitätsbibliothek. Hier zu sitzen, zu lesen und in Ringbücher zu schreiben, war für mich der Inbegriff des freien Studiums nach all den Lehrplänen und Klassenarbeiten der Schulzeit.

Tübingen - Nürtingen - Esslingen.

Freitag, 5. September 2003

Zum ersten Mal im Hölderlin-Turm

Neben der Stiftskirche zeige ich meinen Freunden die Gebäude, in denen ich im Sommersemester 1956 meine ersten Vorlesungen hörte und im zweiten Stock die Feldzüge Alexander des Großen studierte, um dann in einer Begabtenprüfung Hörgelderlass zu erlangen. Mein kurzfristig angelesenes Wissen muss Joseph Vogt aufgefallen sein, denn ich erhielt das überraschende Angebot an einer Exkursion des Oberseminars nach Augusta Raurica, einer Ausgrabungsstätte nahe Basel, teilzunehmen. Die Abfallgruben waren die ergiebigsten Fundstätten. Ich lade die Radler ein, mit mir diese Keimzelle der Universität Tübingen zu betreten. Einiges wurde renoviert. In den Fluren brummen die Kopierer. Die historischen Institute sind ausgezogen, doch den geölten eichenen Stiegen entströmt noch derselbe Geruch wie in den 50er Jahren.

Die Stiftskirche selbst bildet in ihrer Düsternis ein unangenehmes Gegenstück zu der Bischofskirche in Rottenburg. Man denkt unwillkürlich an Schubarts „Fürstengruft“. Dann steigen wir vom Marktplatz und Rathaus hoch zum Schloss, dessen Inneres ich von einer Tagung der Berghofstiftung für Konfliktforschung kenne. Das Schloss wird von der Universität genutzt. Im Parterre befindet sich eine Sammlung antiker Plastiken.

Höhepunkt unserer Erkundung der alten Universitätsstadt ist der Besuch im Hölderlin-Turm. Merkwürdigerweise habe ich mich für diesen Ort - und auch für Hölderlin selbst - als Student nicht interessiert. Das lag wahrscheinlich daran, dass Professor Beissner, der bekannte Hölderlin-Herausgeber in einer Vorlesung, in die ich mal hineingehört hatte, die Verse Hölderlins in einer Weise deklamierte, ja zelebrierte, die mich in abstoßender Weise an die Mühsal des Griechisch-Unterrichts in der Schule erinnerte. Beissner ging mit rundem Rücken nach vorne gebeugt. Er wirkte auf mich sehr schulmeisterlich. Das war alles ein erster Eindruck und ich habe mich

wahrscheinlich verkehrt verhalten. Ich hätte von ihm mehr lernen können als von Professor Ziegler, dessen Goethe-Vorlesung ich besuchte und mitschrieb, ohne daraus nachhaltigen Gewinn zu ziehen. Vielleicht wäre alles anders gekommen, wenn ich den Hölderlin-Turm besucht und dort erfahren hätte, welchen Streich Beissner dem Geist des Dritten Reiches gespielt hatte, als er einen „Feldpost-Hölderlin“ in einer riesigen Auflage – es waren 100.000 Exemplare im Cotta Verlag - herausbrachte. Das Bändchen steht bei mir im Bücherschrank. Wenn ich wieder in Berlin bin, werde ich es mir – und dann wahrscheinlich mit anderen Augen - ansehen und mir überlegen, wie es auf die deutschen Soldaten wirkte. Spürten sie den Gegensatz zwischen echtem Pathos und dem Propagandagetöse eines Joseph Goebbels? Kann man das heute noch erkunden?

Außerdem erfahre ich in der Ausstellung im Turm, dass Hölderlin die Tragödien „Ödipus Tyrannos“ und „Antigone“ übersetzt hat. Die Übersetzungen sind 1804 in Frankfurt a. M. bei Friedrich Wilmans erschienen. Fazit: Ich muss Hölderlin für mich noch entdecken. Dazu will ich auch Peter Härtlings Biographie lesen. Sie steht im Bücherschrank parat. Doch eine handliche Ausgabe von Hölderlins Gesammelten Werken fehlt mir noch.

Im Turm in großen Lettern das Gedicht „Mitte des Lebens“. Viele Hinweise auf die Verwandtschaft zwischen Hölderlin und Celan. Ob sich in dem (unveröffentlichten) Tagebuch von Hermann Lenz Hinweise auf einen Besuch im Hölderlin-Turm finden ließen? Lenz hat in Tübingen nur ein Semester Theologie studiert, genau genommen hat er Griechisch und Hebräisch zu lernen versucht. Als er die Sprachprüfungen nicht bestand, wechselte er Fachrichtung und Studienort. Ich habe gestern in Rottweil in einer Buchhandlung neben Otilie Wildermuths Darstellung schwäbischer Pfarrhäuser auch von Andreas Rumler „Tübinger Dichter-Spaziergänge“ gekauft, darin aber einen Hinweis auf die Tübinger Zeit von Hermann Lenz vermisst.

In Nürtingen trinken wir Kaffee unter einem Kastanienbaum. Ruth und ich machen einen kleinen Stadtbummel. Wir kommen am Marktplatz auch an der Volkshochschule vorbei, in der ich in den 80er Jahren einen Vortrag über Soziale Verteidigung gehalten habe. Meine Eltern hatten mich begleitet und Lydia Handel, unser früheres Pflichtjahrmädchen aus Mundingen, die mir all die Jahre vertraut geblieben ist, war auch gekommen. Es gibt Fotos. Ich konnte nicht begreifen, dass meine Mutter mir ihren Tod nicht mitgeteilt hat und ich habe es ihr auch in aller Deutlichkeit gesagt: „Zu dieser Strafe hattest Du kein Recht.“

Vor Plochingen hat der Neckar ein etwas stärkeres Gefälle. Der Fischereiverein hat in diesem Naturschutzgebiet (mit angrenzenden Baggerseen) eine beschilderte Fischstrecke eingerichtet. Hier hätte ich absteigen und zu Fuß wandern wollen. Seit Tübingen stehen hohe Weiden am Neckarufer. Auf flachen Steinbänken habe ich des Öfteren Döbel gesichtet.

Weinbergblick

Die Neckarroute gefällt mir. Ich hatte befürchtet, dass hinter Nürtingen die Industrie so zunimmt, dass auch das Neckarufer verschandelt ist. Doch erst zwischen Plochingen und Esslingen fahren wir des Öfteren am Rande von Straßen. Wenn es dann spät wird, achtet man auch nicht mehr so sehr auf landschaftliche Reize, sondern freut sich, wenn die Strecke eben und asphaltiert ist.

In Esslingen steht uns noch eine Kraftprobe bevor. Das Hotel Kelter würde besser den Namen Weinbergblick tragen. Dann wären wir vorgewarnt gewesen. So aber wird uns zu spät klar, dass wir vom Neckartal aus 190 m Höhenunterschied zu überwinden haben. Einige können einen guten Teil der Strecke hoch strampeln – unter ihnen auch Ruth. Mir wird es bald zu viel und so schiebe ich ausdauernd. Ich darf mein Herz nur gleichmäßig und nur gelinde belasten. Reinhard Schütz, der kräftigste unter uns Radlern, ist an meiner Seite geblieben.

Da die Strecke sich nur sehr lange hinzieht, aber – vorbei an einem tiefen Regenrückhaltebecken – nicht sonderlich steil ansteigt, komme ich - nach geraumer Zeit - in guter Verfassung oben an und kann mit den anderen den Sonnenuntergang am Esslinger Höhenwanderweg genießen. Für unseren Hunger hält der Wirt ein reichhaltiges Abendessen bereit. Käsespätzle für Ruth. Ich bleibe bei Salat mit Huhn.

Esslingen - Bad Cannstatt - Hofen - Aldingen - Bad Hoheneck - Ludwigsburg - Marbach.
Samstag, 6. September 2003

Schüler sein im Zeitalter des Absolutismus

Abends ist man in der Regel zu müde, um noch aufmerksam einem Vortrag zu folgen. Darum sind wir übereingekommen, dass ich mein Referat über den jungen Schiller heute früh, gleich im Anschluss an das Frühstück, halten soll. Jetzt ist der richtige Zeitpunkt, denn heute werden wir durch zwei Orte kommen, die in Schillers Leben eine wichtige Rolle gespielt haben.

Der junge Schiller

Mit 21 Jahren, gegen Ende seiner Ausbildung an der Hohen Karls Schule in Stuttgart hat der Medizinstudent Friedrich Schiller das Drama „Die Räuber“ geschrieben. Es wurde 1782, also sieben Jahre vor dem Sturm auf die Bastille, sieben Jahre vor dem Beginn der Französischen Revolution auf der Mannheimer Nationalbühne uraufgeführt. Mit diesem Drama verlieh der junge Schiller der vorrevolutionären Stimmung in Deutschland Ausdruck. Er wurde mit einem Schlag berühmt. Der Erfolg des jungen Genies lässt sich mit Goethes Briefroman „Die Leiden des jungen Werthers“ durchaus vergleichen. Goethe selbst war von dem pathetischen Stück weniger angetan, nicht aus Konkurrenzgründen, sondern weil ihm mittlerweile der Ton des Sturm und Drang, den er im „Götz von Berlichingen“ selbst noch angeschlagen hatte, nicht mehr zusagte. Das Mannheimer Publikum – zumindest sein bürgerlicher Teil – reagierte auf „Die Räuber“ enthusiastisch. Der Bericht eines Teilnehmers ist überliefert: „Das Theater glich einem Irrenhause, rollende Augen, geballte Fäuste, heisere Aufschreie im Zuschauerraum! Fremde Menschen fielen einander schluchzend in die Arme, Frauen wankten, einer Ohnmacht nahe, zur Thüre. Es war eine allgemeine Auflösung wie im Chaos, aus dessen Nebeln eine neue Schöpfung hervorbricht.“

Aus den Räufern sprach die vorrevolutionäre Stimmung des Bürgertums. Schiller traf diese Stimmung. „Die Räuber“ enthalten noch keine explizite Kritik an der absolutistischen Herrschaft der deutschen Fürsten. Der Mannheimer Intendant Dahlberg war dennoch sehr vorsichtig. In der Bühnenfassung ließ er das Stück aus der Gegenwart ins 16. Jahrhundert zurückverlegen. Die Gesellschaftskritik war in „Kabale und Liebe“ und im „Don Carlos“ dann schon sehr viel deutlicher.

Was das kritische Bürgertum an Schillers Stück begeisterte, war der enthusiastische, der aufbegehrende Tonfall. Das war nicht die Sprache höfischer Speichellecker. Hier wurde die Wahrheit frank und frei hinausgeschrien. Und dies gefiel den Theaterbesuchern. „Die Räuber“ wurde an vielen deutschen Bühnen gespielt.

Dieses Theaterstück des jungen Schiller war eine Riesenüberraschung. Und man wird sich fragen: Wie konnte es entstehen? Wer war sein Verfasser? Welche Eindrücke seiner Umgebung hatten ihn geprägt? Welche Autoren, welche Lehrer haben ihm das geistige Rüstzeug an die Hand gegeben, um sich gegen äußere Umstände, die Anpassung zu erzwingen suchten, zu behaupten?

Wir werden im Laufe unserer Radtour einige Stationen im Leben des jungen Friedrich Schiller

kennen lernen. Wir werden in Marbach das Geburtshaus Schillers sehen. Wir werden nach Ludwigsburg kommen, wo Schiller vom 9.-13. Lebensjahr die Lateinschule besuchte und schließlich in Mannheim den Ort erreichen, in dem die Räuber uraufgeführt wurden. Was wir leider nicht sehen können – oder nur ganz in der Ferne auf der Höhe und mit einem guten Fernglas - ist das Rokokoschloss Solitude, wo Herzog Karl Eugen rauschende Feste feierte und mit Feuerwerk die Höhe erleuchtete. Bei Schloss Solitude unterhielt Schillers Vater eine Baumschule. Sein 13jähriger Sohn Friedrich besuchte dort die ersten Klassen der Hohen Karlsschule, eine Art Militärakademie. Diese Akademie wurde 1775 nach Stuttgart verlegt. Ihre Gebäude existieren aber nicht mehr. Doch wir wissen über diese Schule aus Berichten ihrer Eleven und aus den Archivalien gut Bescheid. Ich werde über diese Schule einiges sagen müssen, denn aus dem inneren Aufbegehren gegen diese Erziehungsanstalt, die Schubart eine „Sklavenplantage“ genannt hat, speist sich der trotzige Ton des Räuberhauptmanns Karl Moor und der Gleichgesinnten unter seinen Freunden.

Da unter uns mehrere Lehrer und Pfarrer sind, und uns alle die gemeinsame Erfahrung der Schulbildung und des kirchlichen Engagement verbindet, werde ich mich mit Schillers Erfahrungen als Schüler und seiner zunächst gehegten Absicht, Pfarrer zu werden, etwas ausführlicher befassen als mit den literarischen und philosophischen Einflüssen auf den jungen Schiller, die üblicherweise die Germanisten beschäftigen.

Schillers Vater war Berufssoldat. Er war Feldscher im siebenjährigen Krieg. Nach der Vermählung mit einer Marbacher Gastwirtstochter hätte er am liebsten als Wundarzt praktiziert. Doch er fand nicht genug Patienten und musste in den Militärdienst zurückkehren. Er ward Werbeoffizier für Herzog Karl Eugen und fand schließlich (im Rang eines Hauptmanns) seine ideale Aufgabe im Betreiben einer Obstbaumschule auf der Solitude. Als oberster Obstgärtner war er landesweit erfolgreich. Über seine Erfahrungen hat er ein respektables Fachbuch geschrieben. Schillers waren relativ gebildete Leute. Bei ihren Kindern – Friedrich hatte noch drei Schwestern – legten sie Wert auf eine gute Schulbildung. Friedrich Schillers zwei Jahre ältere Schwester Christophine, die auch in eine bekannte, adlige Familie heiratete, hat später ihre Erinnerungen an ihren berühmten Bruder veröffentlicht, wie übrigens auch Schillers Frau. Diese Erinnerungen von Verwandten und Freunden sind wichtige Quellen für die Jugend Schillers.

Nachdem die Geschäfte in Marbach schlecht gelaufen und auch die Schwiegereltern verarmt waren, zog der Werbeoffizier Kaspar Schiller mit seiner Familie an den Garnisonsort Lorch. Dort besuchte der junge Friedrich drei Jahre die Lateinschule. Sein dortiger Lehrer war Pfarrer Moser, dem er dann in den Räubern ein Denkmal der Rechtschaffenheit und der Festigkeit im Glauben gesetzt hat. Zu den Überzeugungen der Familie Schiller und ihres Pfarrers Moser gehörte der Preis Gottes aus der Größe und der Schönheit der Schöpfung, eine typisch schwäbische Verbindung von Pietismus und lutherischer Orthodoxie. Das Preisen der Schöpfung passte zum späteren Obstbaumzüchter Kaspar Schiller. Und auch der junge Friedrich ging hier konform mit den Einstellungen der Familie. Man liebte die Lieder Paul Gerhards und schätzte die Gedichte und Fabeln Gellerts und man begeisterte sich für den „Messias“ von Klopstock.

Es war früh schon eine ausgemachte Sache, dass Friedrich Pfarrer werden sollte. Und mit dieser Vorstellung identifizierte sich der kleine Bub. Christophine berichtete später, dass er sich eine schwarze Schürze umgebunden, auf einen Stuhl gestiegen und pathetisch „gepredigt“ habe.

Diesen Erziehungsplan verfolgte die Familie auch weiter, als Kaspar Schiller nach Ludwigsburg versetzt wurde. Von 1768 bis 1772 besuchte der kleine Friedrich dort die Lateinschule. Die höhere Schulbildung bestand damals in erster Linie aus dem Erlernen der lateinischen Sprache. Doch in dieser Zeit fing es dann gerade an, dass im Sinne unserer heutigen humanistischen Bildung mit dem Erlernen der Sprache auch die Bildungsgüter des klassischen griechischen und römischen Altertums vermittelt wurden. Friedrich Hölderlin, eine Generation jünger als Schiller, genoss

bereits diese humanistische Bildung. Das Eberhard Ludwigs Gymnasium, das ich in Stuttgart besuchte, stand in dieser Tradition. Unter meinen Klassenkameraden war ein Drittel Pfarrerskinder.

Zu Schillers Zeiten gab es das humanistische Gymnasium, wie wir es heute kennen, noch nicht. Doch Schiller hatte in Ludwigsburg in Abel einen Lehrer, der diese Traditionslinie humanistischer Bildung in Württemberg eröffnete. Daneben gab es für den jungen Schiller auch noch die konservativen Vokabel- und Grammatikpauker. Eines muss man Herzog Karl Eugen, der von Friedrich II in Preußen erzogen worden war, lassen: Er hatte Gespür für Qualität. Er hat Abel an seine Militärakademie berufen. Und es gab dort auch andere, hochbegabte junge Lehrer.

Herzog Karl Eugens Plan, eine eigene Erziehungsanstalt aufzubauen, durchkreuzte die sehr klaren Pläne der Familie Schiller, den jungen Friedrich zum Pfarrer ausbilden zu lassen. Die Ludwigsburger Lateinschule sollte Friedrich mit einem guten „Landexamen“ abschließen, das ihm den vierjährigen Besuch einer Klosterschule, eines Internats für angehende Theologiestudenten, ermöglicht hätte. Ein solches Internat gibt es heute noch, das berühmte Internat von Maulbronn, das auch Hermann Hesse besuchte und in „Unterm Rad“ beschrieben hat. Anschließend an das Internat sollte Friedrich Schiller dann am Stift in Tübingen leben und an der dortigen Universität studieren. Mit 23 Jahren hätte er dann sein Studium abgeschlossen und wäre Repetent im Stift oder Lehrer an einer Lateinschule geworden - oder auch Hauslehrer wie Friedrich Hölderlin -, bis er dann nach einigen Jahren in den Besitz einer Pfarrstelle gelangt wäre. Ein schwäbischer Dichter, der diese Laufbahn eingeschlagen und auch vollendet hat, war Eduard Mörike. Man darf also annehmen, dass Schiller auch als Pfarrer bei seiner großen sprachlichen Begabung und bei seinem früh zu erkennenden Interesse an der großen Literatur zu einem bedeutenden Dichter geworden wäre, aber etwas kleinkariierter wäre es wahrscheinlich schon zugegangen.

Es kam anders, weil Herzog Karl Eugen von dem ausgezeichneten Landexamen des Sohnes seines Hauptmanns Kaspar Schiller gehört hatte. Die Zeiten, in denen der Herzog in erster Linie Amouröses im Kopf bzw. in der Hose hatte, waren also bereits vorbei. Der Herzog befahl Hauptmann Kaspar Schiller zu sich und bedeutete diesem, dem diese fürstliche „Gnade“ gar nicht passte, dass der junge Friedrich die Militärakademie auf der Solitude zu besuchen habe. Der Besuch einer Klosterschule wäre für den Jungen zwar auch kein Schleckhafen gewesen, doch die Militärakademie auf der Solitude war meines Erachtens die übelste unter den pädagogischen Experimentierstätten, von denen es im ausgehenden 18. Jahrhundert mehrere gab. Über diese Experimente und den Niederschlag, den sie in der Literatur und in der bildenden Kunst gefunden haben, könnten wir uns auch mal austauschen. Als Sammler von Chodowieckis Radierungen bin ich auf manche aufschlussreiche Abbildung solcher pädagogischen Pflanzstätten gestoßen.

Die Krux bei der Hohen Karlsschule war, dass hier höhere Bildung, die von fähigen jungen Lehrern vermittelt wurde, eine schreckliche Verbindung mit militärischen Drill und einer rigorosen Hausordnung einging. Die Einschätzung der Hohen Karlschule fällt in der Literatur unterschiedlich aus. Der Grund dafür ist, dass die einen mehr auf die guten Absichten des Herzogs und seiner Frau Franziska von Hohenheim und auf die Qualität des Lehrangebots durch einige vorzügliche junge Lehrer und – wie zum Beispiel den bereits genannten Abel – achteten und die anderen mehr auf die Kasernierung der Zöglinge und deren Unterwerfung unter militärische Aufsicht und den Willen des Herzogs.

Die Trennung der Zöglinge von ihren Familien durch ihre Internierung war und bleibt wahrscheinlich immer eine problematische Angelegenheit. Ich frage mich, ob die Qualität des Bildungsangebotes die seelischen Schäden, die mit der Zwangstrennung von Eltern und Geschwistern einhergehen, überhaupt und irgendwo aufzuwiegen vermögen. In Falle der Hohen Karlschule wurde das Internieren und das Abtrennen von der Familie ins Extrem gesteigert – und

ich schließe mich der harten Verurteilung dieser Erziehungsform, zu der auch Schiller gelangt ist, mit heißem Herzen an. Man stelle sich vor: 50 bis 60 Kinder in einem Schlafsaal. Es gab überhaupt keine Intimität. Nur bei der Lektüre war der junge Mensch mit sich und dem Autor allein. Wahrscheinlich haben Bücher für Internatsschüler darum immer wieder solch enorme Bedeutung erlangt. Manchmal lud der junge Schiller auch enge Freunde zum Zuhören ein.

Auf diese einsame oder in verschworener Gemeinschaft stattfindende Lektüre zog sich der junge Schiller zurück. Er las Gedichte, er schrieb Gedichte. Sein Vorbild war Klopstock. In der Art des „Messias“ versuchte er einen „Moses“ zu verfassen. Leider ist das Manuskript nicht erhalten. Bedeutsam für die Entstehung der Räuber war, dass Schiller neben den römischen Heldenleben des Plutarch auch die großen Dramen Shakespeares in der Übersetzung Wielands zu lesen bekam. Hier waren die Lehrer behilflich. Die Lektüre der Eleven wurde anscheinend vom Herzog und seinen Militärs nicht streng kontrolliert – zumindest nicht erfolgreich.

Der Kontakt zur Außenwelt wurde nur über die Lehrer und über die Literatur hergestellt. Die Zöglinge der Hohen Karlsschule durften die Anstalt nie – einfach nie! – verlassen. Sie durften ihre Familie nicht besuchen. Nie! Auch nicht an Weihnachten. In 8 Jahren kein einziger Tag Ferien. Schiller hat seine jüngste Schwester Nannette erst im Alter von 8 Jahren, als er die Akademie – nach einem aufgezwungenen weiteren Jahr, in dem er dann „Die Räuber“ schrieb, schließlich verließ, um Regimentsarzt zu werden – zum ersten Mal gesehen. Wenn Vater oder Mutter den Sohn in der Akademie besuchen wollten, mussten sie die Erlaubnis des Herzogs einholen, und bei der Begegnung war immer eine militärische Aufsichtsperson dabei. Dabei wohnten die Eltern auf der Solitude. Nach unseren heutigen Vorstellungen würde man denken: Der Sohn hätte doch im Elternhaus schlafen und dann zur Schule über den Hof gehen können. Nein, der Herzog erwartete, dass die Zöglinge das Elternhaus verließen und ihn, den Herzog, als ihren Vater betrachteten und auch so als „Vater“ ansprachen. Über das System der Anreize des Lernstrebens durch Preise und die Aufforderung, andere Zöglinge durch abgenötigte Charakterisierungen zu denunzieren, will ich mich jetzt im Einzelnen nicht auslassen. Die biographische Literatur bietet hier eine Fülle schlimmer Beispiele.

Eine solche Erziehung, bei der jeder Kontakt zu gleichaltrigen Frauen absolut unterblieb – und dies bei einem herzoglichen „Vater“, der als Mädchenschänder in die württembergische Geschichte eingegangen ist - muss entweder zu schleimiger Unterwerfung oder eben zum kameradschaftlichen Zusammenschluss und zumindest zur heimlichen Rebellion führen. „Die Räuber“ sind Ausdruck dieser rebellischen Gesinnung im Jungmännerbund.

Als Schiller die Ausbildung an der Hohen Karlsschule abgeschlossen hatte, wurde er zum Regimentsarzt ernannt, mit einem geringen Gehalt, von dem er eine Familie noch nicht hätte ernähren können. Er war noch kein approbierter Arzt. Dazu hätte es der Approbation – wie wir heute sagen – durch eine Art Landesärztekammer bedurft. Diese hätte Schiller jetzt noch anstreben müssen. Doch wahrscheinlich hätte der Herzog ihn nicht frei gegeben. Der Sinn der Ausbildung an der Hohen Karlsschule war ja gewesen, zum einen Juristen und zum anderen Ärzte, die ganz auf den Fürsten bezogen ihren Dienst taten, heranzuziehen.

Schiller konnte zwar, nachdem er die Akademie verlassen hatte, seine Zeit außerhalb des Dienstes als Regimentsarzt frei gestalten und er traf sich regelmäßig mit Freunden in einer Stuttgarter Wirtschaft, wo sie ein Glas Wein tranken und einen Wurstsalat aßen. Doch er war kein freier Mann. Der Herzog sah in den Absolventen der Akademie seine Kreaturen. Als Karl Eugen Missgünstiges zu Ohren kam über die Aufführung der „Räuber“ in Mannheim und als er erfuhr, dass Schiller ohne Erlaubnis dorthin gefahren war, ließ er ihn 14 Tage einsperren und er verbot ihm jede weitere schriftstellerische Tätigkeit. Als Schiller mit einem Bittschreiben den Herzog bewegen wollte, dieses Verbot aufzuheben, ignorierte er dieses und er erfuhr, dass es ihm verboten sei, sich mit weiteren

Schreiben an den Fürsten zu wenden. Schiller konnte sich jetzt unschwer ausmalen, dass es ihm bald ähnlich ergehen würde wie dem Journalisten Friedrich Christian Daniel Schubart, einem früheren württembergischen Untertanen, den Herzog Karl Eugen 1777, also vor fünf Jahren, hatte auf württembergisches Gebiet locken lassen, um ihn dann festnehmen und ohne Gerichtsverfahren auf der Festung Hohen Asperg einsperren zu lassen. Für zehn Jahre – ein Fall, der Schiller sicher wohl bekannt war und mit dem der Herzog das Urteil der Literaturgeschichte über sich selbst gesprochen hat. Ich habe mich sehr gewundert, dass der Bonner Germanist Benno von Wiese 1959 in seiner Schiller-Biographie zum 200. Geburtstag den Herzog doch sehr verständnisvoll und recht wohlwollend dargestellt hat. Das heißt, mir ist nachträglich klar geworden, warum das Urteil des Bonner Professors über die Studentenrevolte der APO in seiner Autobiographie so negativ ausgefallen ist. Gab es da eine Seelen- bzw. Mentalitätsverwandtschaft zwischen dem absolutistischen Herrscher und dem autoritären Ordinarius?

Dieser Herzog hat Schiller faktisch gezwungen, aus Stuttgart ins „Ausland“ zu fliehen. Schiller hoffte, in Mannheim einen Vertrag als Theaterautor zu erhalten. Diese Erwartung erfüllte sich nicht im erhofften Umfang. Doch Schiller hatte Freunde, die ihn aufnahmen und ihm Geld liehen, bis er dann schließlich über Goethes Freund, den Herzog Karl August von Weimar, eine feste Anstellung als Professor an der Universität Jena fand. Das war ein langer Weg und dieser führte schließlich zu der uns allen vertrauten Freundschaft mit Goethe, die zunächst nicht zustande zu kommen schien und doch heute ihren würdigen Ausdruck gefunden hat in dem berühmten Standbild der beiden vor dem Weimarer Theater. Doch von dieser Freundschaft will ich jetzt hier nicht sprechen. Dafür wären Weimar oder Jena die richtigen Orte.

Friedrich Schiller ist in den 90er Jahren besuchsweise nach Württemberg zurückgekehrt, als – wie Schiller dies in Erinnerung an den Kindermord von Bethlehem formulierte – „der alte Herodes“, so nannte er den „Vater“ Karl Eugen, tot war. Doch mit der Flucht nach Mannheim endet 1782 eigentlich die Zeit von Schiller als Dichter Württembergs und beginnt seine Zeit als Nationaldichter der Deutschen. Einer der letzten absolutistischen Fürsten hat den nachmals größten Dramatiker deutscher Zunge in die Emigration gezwungen. Herzog Karl Eugen hat den Widerstand provoziert, der aus Schiller diesen außerordentlich kämpferischen Dichter gemacht hat, dessen Gedichte und Dramen fast alle den Untertitel „in tyrannos“ tragen könnten wie die zweite Ausgabe seines ersten Trauerspiels „Die Räuber“.

Was versteht man unter einer „Freundin“?

Das Hotel Kelter liegt oberhalb der Esslinger Weinberge. Oben am Kamm Zwetschgenbäume und dann geht es steil hinab zwischen den dunkelblauen Trauben tragenden Reben, hinab in das 190 m unter uns liegende Industriegebiet im Neckartal. Es handelt sich vor allem um mittelständische Betriebe. Der Neckar ist hier schiffbar durch die Anlage von Staustufen.

Am nächsten kommen wir der Landeshauptstadt Stuttgart in Bad Cannstatt vor dem Mineralbad Leutze. Hier machen wir an dem öffentlichen Brunnen Halt. Wie eh und je füllen hier die Stuttgarter ihre Flaschen. Auch wir probieren das Mineralwasser, und ich berichte meinen Freunden, wie sehr das warme Wasser prickelt, wenn man darin schwimmt und dass man sich darin nicht länger als eine halbe Stunde aufhalten sollte, um das Herz nicht zu sehr zu belasten.

Vom Leutze aus hätten wir durch den Rosensteinpark und weiter unter Platanen - unter Vermeidung des großstädtischen Verkehrs - in einer knappen Stunde bis zum Stuttgarter Hauptbahnhof radeln können. Meine Empfehlung wäre dann gewesen, hinter dem Hospitalhof im evangelischen Hospiz - in Fußgängerentfernung vom Schlossplatz - zu übernachten.

Wir radeln weiter in Richtung Hofen, vorbei an der Wilhelma, dem botanischen und zoologischen Garten Stuttgarts. Kurz vor Hofen passieren wir das Haus von Mona Michel. Zumindest meine ich es an dem weitläufigen, wilden Garten und den großen Fenstern zum Neckar wieder erkannt zu haben. An der Gartenpforte jedoch kein Name. Als ich zum Radweg zurückkomme, sage ich zu den anderen. „Hier wohnt eine Freundin, die ich seit 1962 kenne und erst kürzlich in Berlin wieder gesehen habe.“ Ruth meinte später: „Was haben unsere Radlerfreunde sich bloß dabei gedacht?“ „Du liebe Güte, das Wort Freundin ist im Deutschen vieldeutig. Ich kann doch en passant nicht die Geschichte der Gewaltfreien Zivilarmee und meiner freundschaftlichen Beziehung zu Mona erzählen. Sie war die einzige Frau in unserem Kreis von Kriegsdienstverweigerern, ein paar Jahre älter als wir und nun mal in mancherlei Fragen unsere Vertraute.“¹³ Doch was die „mancherlei Fragen“ waren, konnte ich auch Ruth so während des Radelns nicht im Detail erläutern.

Am Neckarufer jetzt Pappeln. Ihre Wurzeln wölben an manchen Stellen den Asphalt auf dem Radweg. Am Max Eyth See spreche ich mit einem Angler. Als Kind habe ich hier noch gebadet. Hatte der Schwimmerbund Schwaben hier ein Freizeitheim? Es gibt aus diesem Freibad ein frühes Foto meines Vaters in der für den Schwimmerbund typischen (äußerst knappen) rot-schwarzen Dreiecksbadehose und dann wahrscheinlich aus dem Sommer des Jahres 1942 ein weiteres Foto von Manfred und mir. Er zupft die nasse, wollene Badehose vom Hintern und ich sitze aufmunternd vor ihm im flachen Wasser. Wir konnten damals beide noch nicht schwimmen. Ich habe es erst sehr viel später im Alter von zehn oder elf Jahren im Heselacher Hallenbad gelernt.

Im Favoritenpark und im Ludwigsburger Schloss

Wir radeln an Aldingen vorbei immer den Neckar entlang bis zur Bootsanlegestelle von Bad Hoheneck, schieben unsere Räder hoch in Richtung Ludwigsburg durch eine Parkanlage und durch Obstbaumwiesen bis zum Favoritenpark. Was bedeutet der Name? Hier würde die weibliche Form doch mehr Sinn machen. Auf dem Weg zum Park kreuzen wir die Straße, die ich früher so häufig von Ludwigsburg nach Beihingen gefahren bin – auch schon mal mit dem Fahrrad, doch meist mit dem Motorrad oder dem Auto. Im Favoritenpark, in dem sich Hirschgehege befinden, ist das Radfahren verboten und so schieben wir unsere Fahrräder weiter - quer durch den Park und dann noch weiter zum Haupteingang des großen Ludwigsburger Schlosses.

Die Hälfte unserer Gruppe besucht die Gartenanlage „Blühendes Barock“. Die andere Hälfte, zu der auch Ruth und ich gehören, bevorzugt eine Führung durch das Schloss. Von der Ausstattung durch den Erbauer, Herzog Eberhard Ludwig (und seine Mätresse, die Gräfin von Grävenitz) und auch von den Hinterlassenschaften Herzog Karl Eugens ist im Inneren des Schlosses nicht mehr viel zu sehen. Gezeigt werden die Räume, wie sie Wilhelm I., Württembergs erster König – nota bene von Napoleons Gnaden! - hinterlassen hat. Die Führung ist kurzweilig - mit Vorführung des Hofzeremoniells durch zu Experimenten bereite Besucher. Ich hatte mich gemeldet und musste mich bemühen, einen Kratzfuß vorzuführen - mit der Hand abwechselnd auf dem Rücken, einmal links herum und einmal rechts herum - und das alles mit umgehängter Kamera und mit vom Radfahren noch hochgekrempeelten Hosen. Ich muss eine komische Figur abgegeben haben. Wie viel eleganter hatten dies die Gentilshommes in der Comédie Française vorgeführt! Ich hätte mich für diese Aufgabe nicht gemeldet, wenn ich geahnt hätte, was von mir erwartet wird.

Die Führerin wiederholt ein solches Experiment dann noch einmal mit einer Dame und einem Herrn. Die sollen entsprechend dem Hofzeremoniell die Treppe hoch schreiten - mit nach außen gewinkelten Schuhen, eine Gangart, die wir nur noch aus Auftritten Charlie Chaplins kennen.

Mir wäre eine weniger unterhaltsame, doch in historischen Fragen informative Führung lieber. Ich

¹³ Siehe: Die Gewaltfreie Zivilarmee. Geschichte eines pazifistischen Experiments, Typoskript Berlin 2014. www.theodor-ebert.de

ärger mich über dieses Defizit besonders, als uns das große Schlosstheater gezeigt wird. Die Führerin erzählt, von welcher Proszeniumsloge aus Herzog Karl Eugen lüstern nach den Damen im Ballett Ausschau gehalten habe. Da erlaube ich mir, von meinem Sitz im Parkett aufzustehen und daran zu erinnern, dass Friedrich Schiller als 13jähriger mit seinen Eltern dieses Theater besucht hat: „Der Verfasser der ‚Räuber‘ hat vor der Aufführung seines ersten eigenen Dramas in Mannheim nur diese Ludwigsburger Bühne gekannt. Seine Vorstellung vom Theater und seinen Möglichkeiten mussten also geprägt sein von dem, was er in Ludwigsburg als ganz junger Mensch beobachten konnte.“ Das Ludwigsburger Schlosstheater war für seine Zeit wahrscheinlich die am besten ausgestattete Bühne in deutschen Landen.

Gut finde ich an der Führung, dass sie nicht nur die Zimmer der Herrschaften zeigt. Geduckt gelangen wir auch in die dunklen Gänge hinter den Audienzimmern und in den fensterlosen Aufenthaltsraum der Dienerschaft, wo diese auf die Klingelzeichen des Hofes wartete. Kein Wunder, dass die Kammerzofe in „Figaros Hochzeit“ es verdächtig findet, dass sie als Dienerin ein Zimmer neben den Herrschaften erhalten soll. In Ludwigsburg wurden von dem dunklen Dienergang aus die Zimmer der Fürsten beheizt. Doch wahrscheinlich war eine gemütliche Wärme trotz dieser Bemühungen in den hohen Räumen mit den damaligen Öfen kaum zu erzeugen. Am meisten würde unsereins stören, dass in diesen Schlössern die sanitären Anlagen fehlten. Man vergisst dies leicht, wenn man nur auf die prunkvollen Wandteppiche und die kunstvollen Möbel mit ihren Einlegarbeiten schaut.

Gegen Ende der Führung schreiten wir durch einen Ahnensaal, in dem Portraits aller württembergischen Herzöge und Könige hängen. Hier könne man ein Geschichtskolleg halten. Doch dies habe ich nicht erwartet. Mir wird nur bewusst, dass ich mich in Tübingen, wo entsprechende Vorlesungen angeboten wurden, mit württembergischer Geschichte nie im Längsschnitt befasst habe. Das war kein Thema im Schulunterricht und diese Kenntnisse wurden auch bei den Prüfungen nicht verlangt. Wer Kunstgeschichte studiert, muss sich besser informieren, als ich dies getan habe. Ich nehme an, dass Hermann Lenz sich in der Geschichte Württembergs recht gut auskannte. Man merkt dies, wenn man seine Berichte über Stuttgarter Bauwerke und Straßen liest. Ich sollte diese Lücke - Geschichte Württembergs - gelegentlich schließen.

Im letzten Saal des Rundgangs bekommen wir noch zwei bedeutende Gemälde des jungen Herzogs Karl Eugen und seiner Gemahlin Sofie Friederike zu sehen. Ich fotografiere sie - mit Hilfe eines lichtempfindlichen Films 800 ASA - und kaufe dann auch noch zwei Postkarten dieser Gemälde.

Im Gasthof „Zur Glocke“

Im Abendsonnenschein erreichen wir Marbach. Auf dem Neckar üben die Wettruderer. Ich fotografiere das hoch über dem Neckarufer gelegene Schiller-Nationalmuseum und auf der Fahrt zu unserem Gasthof „Zur Glocke“ auch noch Schillers Geburtshaus in der Marbacher Altstadt.

Während des Abendessens in einer (kroatisch bewirtschafteten) Gaststätte, die voll stiller (!) Pendeluhrn hängt, erzählt mir Ingrid Laudien, zu der ich mich besonders gerne setze, vom Entstehen einer Monografie über die Berliner Blues-Messen, einer viel besuchten und gerade man so geduldeten Form des Aufbegehrens gegen das DDR-Regime. Verfasser ist der pensionierte Oberkirchenrat Winter, den ich in meiner Zeit als Mitglied der Kirchenleitung auch noch kennen gelernt hatte. Auch Ingrid selbst hätte viel zu erzählen. Doch sie mag nicht schreiben; sie bevorzugt die mündliche Überlieferung und die heiteren Seiten der Erinnerung. Einen Vers habe ich mir heute gemerkt. Es ging um das Schmücken des Altars beim Erntedankgottesdienst. Ein schlichtes Gemüt unter den Schwestern habe den Kindern dazu den passenden Vers beigebracht: „Auch noch die kleinste Rübe zeugt von Gottes großer Liebe.“

Marbach - Beihingen - Großingersheim - Bietigheim - Nordheim - Neckarzimmern (Hornberg).

Sonntag, 7. September 2003

Im Schiller-Nationalmuseum

Nach dem Frühstück hält Ingrid Laudien eine dem Sonntag gemäße, längere Andacht zu Markus 7, 31-37. Es ist die Erzählung von der Heilung eines Taubstummen. „Er hat alles wohl gemacht; die Tauben macht er hören und Sprachlose reden.“ Dieses Hören ist heute unser Thema. Kinder hören bereits im Mutterleib. Eine Mutter kann also, indem sie Mozart-Sonaten spielt, etwas zur frühmusikalischen Erziehung und zum Gemütsleben ihres Sprösslings beitragen. Da bin ich offenbar zu kurz gekommen. Wir kommunizieren mehr über das Hören als über das Sehen. Gilt das auch für die Leser? Oder ist das geschriebene Wort nur ein Fixieren von Gehörtem? Ich denke, Schreiben ist mehr. Es ist eine eigene Form der Kommunikation. Eugen Drewermann weist darauf hin: Es besteht ein Unterschied zwischen dem Hören und dem Aufnehmen. Es ist ein Geschenk, etwas aufnehmen zu können. Heutzutage hören wir viel, ohne es zu verinnerlichen. „Wer Ohren hat zu hören, der höre.“ In der modernen Pädagogik spricht man vom „Hörverstehen“ und sieht darin eine zu entwickelnde „rezeptive Fertigkeit“. So rankt sich um ein schlichtes Jesus-Wort eine profane pädagogische Theorie.

Im strömenden Regen gehen wir nach unserer Andacht im Frühstücksraum des Gasthofs „Zur Glocke“ zum Schiller Nationalmuseum. Wir haben nur wenig mehr als eine Stunde Zeit für den Besuch. Ich erkundige mich zuerst, ob Martin Kämpchen wieder aus Santiniketän angereist ist und im Archiv arbeitet, wie er dies schon so häufig getan hat, um ein neues Heft der „Horen“ zu edieren. Dann hätten Ruth und ich uns bemüht, ihn zu treffen. Ich bekomme aufgrund der Anwesenheitsliste die zuverlässige Auskunft, dass er nicht da ist. Schade. Da ich das Museum bereits des Öfteren besucht habe und die ständige Ausstellung einigermaßen kenne, leiste ich es mir, zunächst einmal die verschiedenen Hefte des „Marbacher Magazins“ anzuschauen. Ich notiere mir insbesondere „Annette von Droste-Hülshoff und die literarische Welt am Bodensee“. Dieses Heft müsste ich mir besorgen, wenn es noch zu einer Radtour durch Oberschwaben und um den Bodensee kommen sollte.

Um die Mittagszeit, als wir von Marbach aufbrechen, scheint die Sonne wieder. Den ersten Teil der Strecke kenne ich gut. Meine Großeltern haben im Neuen Schloss in Beihingen, das vor einigen Jahren mit Heutingsheim zu dem neuen Ort Freiberg (zwangsv)vereinigt wurde, bis Mitte der 50er Jahre gewohnt, nachdem sie bereits zu Beginn des Krieges in Stuttgart ausgebombt worden waren. Als Mitglied des Anglervereins Ludwigsburg habe ich von meinem 14. Lebensjahr an zwischen dem Beihinger Wehr und dem Großingersheimer Rang – einem Altwasser des Neckar - geangelt. In Gummistiefeln bin ich in aller Frühe vom Beihinger Schloss und später vom Gartenhaus im Ruhbrunnen bei Pleidelsheim losgezogen, um mir unterhalb der Brennesseln und Brombeeren, welche den Neckar abschirmten, einen lauschigen Platz zu suchen, von dem aus ich auf Döbel und Karpfen ansitzen und die Reiher und Enten und gelegentlich sogar einen Eisvogel beobachten konnte. Der Radweg führt aber meist nicht so nah am Neckar entlang, dass ich noch einmal einen Blick auf meine alten Angelplätze werfen könnte.

Hinter Großingersheim fahren wir vom Neckar weg über eine Weinberghöhe. Das bedeutet zwar Schieben, aber wir werden für die Mühe doppelt entlohnt. Einerseits haben wir von hier oben einen weiten Blick über das Land - und damit auch auf den Hohen Asperg - und andererseits darf man in den ausgedehnten Weinbergen, die alle zu einem einzigen Weingut gehören, schon mal ein paar Trauben pflücken, ohne dass dem Weinsee, der hier heranreift, etwas spürbar abgeht.

Nach der Kultur ist Kilometerfressen angesagt

Wir machen Kaffeepause in Nordheim. Danach geht es nicht mehr weg vom Neckarufer, sondern immer dem Tal entlang. Wir fressen geradezu die Kilometer. Wir passieren Heilbronn und Bad Friedrichshall, wo wir auf der Radtour durch das Jagst- und Kochertal Station gemacht hatten. In

Wimpfen sparen wir uns den steilen Aufstieg zur Stadt - wir hatten die Kaiserpfalz auf der früheren Radtour auch bereits besichtigt - und sind froh, dass ein neuer Radweg den Neckar entlang führt. Dies ist erst seit kurzem der Fall, wie mir ein einheimischer Radfahrer, der uns einige Kilometer begleitet, berichtet. Einige Grundbesitzer hatten sich „quergelegt“. Sie mussten erst durch Gerichtsverfahren zum Aufgeben ihres Widerstands gezwungen werden. Der Einheimische weist mich auch darauf hin, dass auf Burg Guttenberg sich die Deutsche Greifenwarte befindet und dass dort Falken gezüchtet und ausgebildet werden. „Die Ölscheichs geben für die Falknerei astronomische Summen aus und das kommt der Greifenwarte zugute.“

Doch für alle Abstecher zu Burgen ist es zu spät. Es wird allmählich dunkel. Als wir schließlich bei Neckarzimmern, unserem Tagesziel, den Neckar auf der nur von Fußgängern begehbaren Brücke eines Wehrs überqueren, gehen die Straßenlampen an. Doch wir haben unser Nachtquartier bereits vor der letzten Neckarkehre - hoch auf dem Berge - gesichtet. Erleuchtet grüßte uns die Götzenburg Hornberg. Aber wir sind nun erschöpft und hoffen auf das Entgegenkommen der Burgherren.

Es ist inzwischen Nacht. Wir bringen unsere Dynamos in Stellung. Heinz Stenzel macht mit dem Handy auf unser Kommen und auf unsere Lage aufmerksam. Burgherr zu sein verpflichtet. Das Hotel schickt uns einen VW-Bus entgegen. Unser Gepäck wird eingeladen, und Ingrid Laudien samt Fahrrad steigt noch hinzu. So erleichtert finde ich es schön im Mondschein den Berg hinauf zu schreiten. Der Fahrer hat sich sofort nach unseren Essenswünschen erkundigt und diese der Küche, die Feierabend machen will, mitgeteilt. Es gibt für alle Putenbraten mit Spätzle und Salat. Müde, doch in bester Stimmung versammeln wir uns dann im Marstall des Schlosses, das eigentlich nur noch als Ruine existiert. Der Hoteltrakt ist - sehr komfortabel - in Fachwerkgebäuden untergebracht, die ursprünglich nicht zum wehrhaften Kern der Burg gehörten.

Burg Hornberg - Guttenbach - Obrigheim - Zwingenburg - Neckarsteinach.

Montag, 8. September 2003

Abschied von der Götzenburg

Wir frühstücken wahrhaft feudal im Marstall mit Blick auf das Neckartal. Ruth fotografiert unsere Gruppe am Tisch. Uns bleibt nicht mehr viel Zeit zur Besichtigung der Ruine der Götzenburg.

Erst später habe ich mich über die Geschichte der Burg informiert. Ich hatte bislang die eigentliche Götzenburg in Jagsthausen, dem Ort der sommerlichen Festspiele, gesehen. Jetzt musste ich mich durch eine Broschüre Kurt Andermanns, die im Hotel allen Gästen zur Verfügung stand, eines Besseren belehren lassen. Jagsthausen ist nur der Geburtsort des Haudegens, der vielen Herren diente und insbesondere die Nürnberger Kaufleute immer wieder zur Kasse gebeten hat. 1517 hat Götz von Berlichingen im Alter von 37 Jahren die Burg Hornberg erworben und 1525 hat er sich in Gundelsheim in den Bauernkrieg hinein ziehen lassen, um seine Güter vor dem Zugriff der Bauern zu bewahren. 1530 wurde er vom Schwäbischen Bund nach anderthalbjähriger strenger Gefangenschaft in Augsburg zu weiteren 11 Jahren ritterlicher Haft auf Hornberg begnadigt. Er durfte nicht mehr zu Pferd ausreiten. Er hielt sich an die Auflagen. Er starb am 23. Juli 1562 auf Burg Hornberg im Alter von 82 Jahren. Beerdigt wurde er im Kloster Schöntal. Dort habe ich auf unserer Radtour durch das Tal der Jagst auch sein Epitaph fotografiert, ohne mir allerdings klar zu machen, dass er in Hornberg und nicht in Jagsthausen dem Pfarrer von Neckarzimmern seine Lebenserinnerungen diktiert hat, die dann Goethe zu seinem Drama angeregt und damit den Ritter mit der eisernen Hand erst wirklich berühmt gemacht haben.

NATO-Draht am AKW Obrigheim

Leichter Regen nieselt, als wir von Hornberg abfahren. Es bleibt bei wenigen Tropfen. Wir genießen noch einmal den Ausblick. Unten ist man immer schnell, doch ich kann aufatmen: Kein

weiterer Aufstieg in waldige Höhen. Wir dürfen im Neckartal weiterradeln. Wir passieren das AKW Obrigheim, das ich bisher nur aus Mitteilungsblättern der AKW-Gegner kannte. Es ist seit 1969 in Betrieb. Das Gelände ist (nicht auffallend weiträumig) mit einem hohen Zaun umgeben. Martialisch wirkt allerdings der NATO-Draht, der nicht mit Stacheln, sondern mit messerscharfen Klängen abschreckt. Auffallend die vielen PKWS vor dem Werk. Hier auf dem Parkplatz kann man abzählen, wie in Obrigheim die Fronten pro und contra Atomenergie verlaufen. Doch in absehbarer Zeit wird es vorbei sein und dann wird es um den Abbau und die Endlagerung der verstrahlten Teile gehen. Auf den Standort war man gekommen, weil man das Neckarwasser zum Kühlen verwenden wollte. Am Neckarufer beobachtete ich Angler, die es auf Bleie und Zander abgesehen haben.

Guttenbach: Sub conditione Jacobi

Wir halten unsere Morgenandacht in der katholischen Kirche Guttenbach, die wir uns von der Mesnerin öffnen lassen. Davor das Epitaph des Ludwig von Habern. Gerhard Rosenau spricht über den Jakobusbrief, Kap. 4. Das geht uns Alternde alle an: Lasst uns vorsichtig an die Zukunft denken! Gerhard erinnert an den Vorbehalt, den besonders Pfarrer früher bei ihren Planungen zu machen pflegten: s.c.J. (sub conditione Jacobi). So zitierten sie aus dem Jakobus-Brief die Wendung „wenn Gott will und wir leben“.

Bevor wir uns wieder auf den Weg machen, schöpfen wir noch Wasser am Quellbrunnen des Dorfes Guttenbach. Wir verlassen uns auf eine Einheimische: „Das Schild *Kein Trinkwasser* gilt nicht. Das Wasser ist ganz frisch; wir haben es immer getrunken.“ Und ich kann ihr im Laufe des Tages „beim Schluck aus der Pulle“ nur zustimmen.

Bei Zwingenburg setzen wir mit der Fähre über den Neckar und radeln weiter durch den Odenwald.

Ersheim: Spuren der ersten Christen im Neckartal

Kaffeetrinken in Hirschhorn. Von dort kehren wir noch einmal zur Ersheimer Kapelle zurück. Wir waren an einem wichtigen Zeugnis der ersten Christen in Deutschland zu schnell vorbeigeradelt. Der Vorgängerbau des gotischen Kirchleins wurde nämlich bereits 773 errichtet. Damit gilt diese Kapelle als die älteste Kirche im Neckartal, auch wenn sich der Vorgängerbau nur noch in den Grundmauern nachweisen lässt. Ohne schriftliche Zeugnisse bleibt viel unserer Phantasie überlassen. Beachtlich ist hier auch der so genannte „Elendstein“ auf dem Friedhof, eine Totenleuchte aus dem Jahre 1412. Auch hier fehlt mir die passende Deutung.

Ruths Ausflug in die Kindheit

Wir erreichen Neckarsteinach so früh, dass ich mit Ruth noch eine kleine Exkursion nach Neckargemünd unternehmen kann. Ruth hat dort gelebt, bis sie 8 1/2 Jahr alt wurde und ihr Vater von der Firma Lanz in Mannheim zu der gleichfalls landwirtschaftliche Maschinen herstellenden Firma Schmotzer nach Bad Windsheim wechselte. Dort war ihm die Stelle des technischen Direktors angeboten worden. Wir werden zwar morgen früh auch durch Neckargemünd radeln, aber wir werden dann nicht die Zeit haben, auf den Spuren der Kinder von Heinrich und Ilse Kamplade durch den Ort zu gehen. Doch gerade an diesem Gehen und Verweilen, diesem Sich-Umsehen und dem Sich-Erinnern war Ruth und auch mir gelegen.

Die etwa sechs Kilometer lange Strecke zwischen Neckarsteinach und Neckargemünd gehört zu den schönsten des Neckartals. An mehreren Stellen erheben sich Burgen. Der Radweg führt fern der Autostraße durch mit Obstbäumen bestandene Wiesen. Von der Abendsonne beschienen über uns die Mauern und Türme der Bergfeste Dilsberg.

Kurz vor Neckargemünd überqueren wir den Neckar auf einer Eisenbahnbrücke, unter der ein Fußgängersteg hängt. Nachdem sie in Mannheim durch eine Luftmine ausgebombt worden war, bekam Familie Kamplade in Neckargemünd eine für die damaligen Verhältnisse noch recht schöne

Wohnung in der Neckarstraße 28 zugewiesen. Das dreistöckige barocke Haus steht jetzt unter Denkmalschutz. Es wurde 1767 erbaut. Über der Haustür steht in Stein gehauen: „Den Gründern des Elisenstiftes Joseph Walters Eheleuten gewidmet von der dankbaren Gemeinde 1881“. Das Haus war ursprünglich eine Mädchenschule. 1881 muss es das Wohnheim des Schultheißen Michael Gerber gewesen sein. Nach Ruths Erinnerung hat sich bis zum Einzug ihrer und anderer ausgebombter Familien in dem Haus ein Notariat befunden.

Seit Familie Kamplade in den letzten Kriegs- und den ersten Nachkriegsjahren – insgesamt wohl fünf Jahre - hier wohnte, blieb das Haus unverändert. Selbst die Gartenanlage ist noch im ursprünglichen Zustand. Dies ist vor allem dem Umstand zu verdanken, dass das ganze Ensemble einerseits unter Denkmalschutz gestellt worden ist und andererseits niemand Zeit und Geld in die Außenanlage investieren konnte.

Die Wohnung selbst betreten wir nicht, gelangen jedoch bis vor die Glastür und Ruth führt mich zu dem dunklen Abstieg in den Keller. „Diese Nische, diese Treppe war mir unheimlich.“ Wir sprechen mit einem jungen Türken, dessen Eltern in der früheren Wohnung von Familie Kamplade leben. Er hat sein Moped in dem Anbau stehen, in welchem sich in der Kriegs- und Nachkriegszeit der Hühnerstall von Familie Kamplade befunden hat.

Das frühere Elisenstift steht direkt am Neckar, doch etwa 8 m oberhalb des normalen Wasserstandes. Über den Hof des Hauses zwischen den beiden flankierenden Gerätehäusern tritt man durch ein schmiedeeisernes Tor auf eine Terrasse, die von unten durch Säulen aus Sandstein gestützt wird. Rechts und links der Terrasse führen Sandsteinstufen in den von einer Mauer umgebenen Garten, der aber seinerseits noch einmal ein Stockwerk hoch oberhalb des gepflasterten Uferweges liegt. An der von Efeu umrankten Mauereinfassung des Gartens hat sich nichts geändert und selbst ein ovaler Tisch aus Sandstein steht noch an der alten Stelle.

Nach der Besichtigung von Haus und Garten steigt Ruth mit mir über den Marktplatz zu einem Höhenweg außerhalb der alten Stadtmauer empor. Wir klettern auf eine Holzplanke am Rande des Weges und können nun von hier oben über die Elsenz hinweg auf der anderen Seite Ruths Grundschule erkennen. Auf diesen Ausblick kommt es Ruth an. „Ich bin häufig nicht auf dem nächsten Weg nach Hause gegangen, sondern haben den Umweg über diese Höhe gewählt.“

Ein anderer wichtiger Ort der Erinnerung ist für Ruth der Weg oberhalb der Neckarböschung. Ruths Bruder Jürgen war hier einmal ins Wasser geglitten und nur mit Mühe wieder ins Trockene gelangt. Am „Bücke“, einer Abflachung der Böschung, wo Paddel- und Ruderboote aus dem Neckar gezogen werden konnten, zeigt sie mir, wie ihr Vater mit seinen Kindern das Schwimmen geübt hat. Sie hat es offenbar früher gelernt als ich.

Bei diesem Spaziergang entlang der Uferböschung fällt uns auf, dass neben der alten griechischen Weinstube das Hotel Ritter, gleichfalls ein Fachwerkbau, als Brandruine dasteht. Ein Transparent verweist darauf, dass die Versicherung sich weigert, den Schaden und sogar das Abräumen der Trümmer zu bezahlen.

Beim Abendessen in Neckarsteinach fragen wir den Kellner, was es mit dieser Weigerung der Versicherung auf sich habe. „Man vermutet Brandstiftung. In kurzen Abständen hat es im Hotel Ritter dreimal gebrannt.“

Neckarsteinach - Neckargemünd - Heidelberg - Ladenburg - Mannheim.
Dienstag, 9. September 2003
Erinnerungen an Heidelberg

Beim Frühstück berichtet Ruth von unserem abendlichen Ausflug nach Neckargemünd. Sie erzählt so bewegt von ihren Kindertagen, dass sich die ganze Radlergruppe für dieses Heim am Neckarufer interessiert. Wir machen dort Station und Ruth führt um das Haus, über den Hof und durch den Garten, und ich habe Gelegenheit zu weiteren Aufnahmen.

Hinter Neckargemünd führt der Radweg parallel zur Straße bis Heidelberg. Wir stellen die Räder beim Rathaus ab. Gerhard Rosenau wird bei einer Berliner Weiße auf sie achten. Wir steigen einen sehr steilen Weg hinauf zur Burg. Es ist nicht das erste Mal, dass ich in Heidelberg bin. Ich war sogar mit Ruth schon einmal am Ort ihrer Geburt. Wir waren im zeitigen Frühjahr, als hier die ersten Pflaumen- und Pfirsichbäume blühten, an die Bergstraße, eine der wärmsten Gegenden Deutschlands, gefahren. Ilse Kamplade, Ruths Mutter, hatte für diese Zeit unsere drei Kinder übernommen. Das muss in der zweiten Hälfte der 70er Jahre gewesen sein. Davor und danach bin ich noch des Öfteren nach Heidelberg eingeladen worden, aber immer nur kurz zu Besuchen in der Forschungsstelle der Evangelischen Studiengemeinschaft, zu einem Treffen mit Evangelischen Friedensorganisationen oder zu Vorträgen an die Universität. Nie hatte ich Zeit zu einer eingehenden Stadtbesichtigung. Zum ersten Mal war ich wohl 1968 nach Heidelberg gekommen auf Einladung des Gandhi-Forschers Dietmar Rothermund. Damals war die Gründung eines Friedensforschungsinstituts im Gespräch. Ich habe mir später immer wieder mal überlegt, wie es gewesen wäre, wenn ich in Heidelberg einen Lehrstuhl erhalten hätte, obwohl es eigentlich kaum vorstellbar war, dass ein Kultusminister der CDU mich berufen würde. Wahrscheinlich darf ich froh sein, nie gefragt worden zu sein. Die Gegend wäre schön gewesen, aber ich nehme an, dass die soziale Kontrolle und auch die große Nähe unser beider Herkunftsfamilien mir nicht behagt hätten. In Berlin konnten Ruth und ich freier leben und ich konnte mir meine Anregungen holen, wo ich wollte.

Heidelberg ist eine durch die Touristen und die Studenten geprägte Stadt. Neben uns schnattert eine englisch sprechende Führerin mit einer Papageienimitation auf dem Kopf. Ob dies den japanischen und amerikanischen Touristen gefallen soll? Ich finde es grotesk.

Die Burg hat unglaublich dicke Mauern - und wurde von dem französischen General Melac doch erobert und zerstört. Ein besonders voluminöser Turm ist in der Mitte auseinander gebrochen. Wäre es nicht sicherer gewesen, das Geld statt in den Festungsbau in die zivile Entwicklung und die gleichmäßige Verteilung der Güter zu stecken? Wir besichtigen nur die Burg - und nicht das große Fass und das Apothekermuseum. Danach schieben wir unsere Fahrräder durch die mit Touristen gefüllte Innenstadt. Wir besuchen keines der Museen und auch nicht die Friedrich-Ebert-Gedenkstätte.

Aber bitte mit Sahne!

Beim Verlassen der Stadt führt der Radweg am Zoo entlang. In Ladenburg hält Ingrid Laudien die Andacht in der sehr schlichten, im 19. Jahrhundert gebauten evangelischen Kirche. Ich bin vom Aufstieg zur Burg in Heidelberg und der anschließenden Fahrt so erschöpft, dass ich beim anschließenden Kaffetrinken auf dem Markt nur noch in den gut gepolsterten Stuhl sinke und beinahe einnicke. Das Kuchenangebot ist vorzüglich. Es wird auch von vielen einheimischen Rentnern genutzt. Die lassen es sich also gut gehen. Und das Magazin „Der Spiegel“ titelt „Die vergreiste Republik“. Da ist was Wahres dran. Leni Riefenstahl ist gerade erst mit 101 gestorben. Im TV-Kabarett „Der Scheibenwischer“, dessen Protagonisten sich auch bereits im Rentenalter befinden, wird dies kommentiert: „Der Führer hat Leni zu sich gerufen.“ Edward Teller, der Erfinder der Wasserstoffbombe, ist mit 95 gestorben. Er hat seine Taten genau so wenig bereut wie L. Riefenstahl ihren „Triumph des Willens“.

Im Frühstücksfernsehen hatte ich einen Teil der Haushaltsdebatte gesehen. Wir geraten immer tiefer ins Defizit. Die Opposition kritisiert am Haushalt, der ja ausgeglichen sein muss, viele

„Luftnummern“. Gemeint sind damit die von vorn herein illusorischen Annahmen über Steuereinnahmen. Außerdem ein Beitrag über den „Rückbau“ des Sozialsystems in Schweden. Ein Vorbild?

Zwischen Israel und den Palästinensern eine weitere Eskalation des Terrors. Meines Erachtens sollten die Israelis, die ja militärisch haushoch überlegen sind, einseitig auf Vergeltungsmaßnahmen verzichten und nach Selbstmordattentaten nur die Lebensläufe der Opfer publik machen und hierbei die Kooperation Arafats verlangen. Gandhi hätte an Stelle Arafats gefastet, bis die Attentate aufhören. Arafats routinierte verbale Distanzierungen von den Attentaten sind wenig wert. Die Palästinenser nehmen die getöteten Israelis (und es sind immer wieder auch Palästinenser unter den Ermordeten) als Individuen nicht zur Kenntnis. Sie beschränken sich auf die Verehrung der Märtyrer. Ich denke, dass die Palästinenser bald das Gefallen an den „Märtyrern“ verlieren würden, wenn diese noch nicht einmal verfolgt würden, sondern mit dem Stigma, harmlose Männer, Frauen und Kinder, die einen Bus benutzten oder ein Cafe besuchten, getötet zu haben, weiterleben müssten. Dafür könnte ich sogar Frantz Fanon als Zeugen anführen.

Ich habe am Abend, als wir in Mannheim im Hotel „Goldene Gans“ ankommen, einen heißen Kopf und bin sehr erschöpft. Dabei haben wir heute nur 45 km auf ebener Strecke zurückgelegt. Ich bleibe auf dem Zimmer und esse auch nicht zu Abend. Ich bin nicht hungrig, nur sehr müde. Vielleicht haben sich die Anstrengungen der letzten Tage bei mir summiert und mit einer gewissen Verzögerung ausgewirkt. Mir wäre es lieber gewesen, wenn die Etappen etwas kürzer gewesen wären und wir uns mehr Zeit zu Besichtigungen genommen hätten.

Ich sehe im WDR ein Streitgespräch zwischen Wallraff und meinem früheren OSI-Kollegen Knabe, der Wallraff eine Zusammenarbeit mit der Stasi nachzuweisen sucht. Dass dieser „abgeschöpft“ wurde, halte ich für gut möglich, doch dass er aber aus Überzeugung mit der Stasi zusammengearbeitet hat, ist nachgerade absurd.

Mannheim - Ketsch - Speyer.
Mittwoch, 10. September 2003

Gefahren im Stadtverkehr

Am Morgen fühle ich mich besser. Bei einem ersten Halt am Mannheimer Wasserturm versuche ich den Hinterreifen stärker aufzupumpen als bisher. Dabei komme ich mit dem Ventil nicht klar und die Luft entweicht. Ich experimentiere nicht lange, sondern wechsle kurzerhand den Reifen. (Am Abend stellte ich dann fest, dass der Schlauch kein Loch hatte.) Die Operation benötigt nur eine Viertelstunde, obgleich ein Reifenwechsel am Hinterrad wegen der Kettenschaltung etwas komplizierter ist vorne.

Wir versuchen zunächst die Stelle zu erreichen, an welcher der Neckar in den Rhein mündet. Wir scheitern bei diesem Versuch. Ein Riesenverkehr! In Spiralen winden sich die Auffahrten der Schwerlastler. Es gibt Radwege, aber nicht überall. In Mannheim ist es üblich, mit dem Fahrrad auch auf dem Gehweg zu fahren. Ein einheimischer Radfahrer meint: „Das ist eine Überlebensfrage. Du hast die Wahl zwischen Strafzettel und Krankenhaus. Im Zweifelsfall ist die Wahrscheinlichkeit der Ordnungsstrafe geringer.“

Wir radeln auf der Seite der Neckareinmündung den Rhein aufwärts. Die Strecke führt durch ein Naturschutzgebiet mit hohen Pappeln und Weiden. Ein Paradies für Angler. Wir fahren auf kiesigen Wegen. Man kommt darauf nicht so schnell voran wie auf Asphalt. Wir fühlen uns unter Zeitdruck. Wir haben in Speyer um 15 Uhr eine Stadtführung verabredet. Vor Speyer müssen wir bei kräftigem Gegenwind durch eine meist flache Ebene mit abgeernteten Maisfeldern radeln. Wir kommen aber - inklusive Kaffeepause in einem Radlerlokal - noch rechtzeitig in Speyer an. Dort erwarten uns Emil

und Elsa Cauer.

Warum die Juden gesünder waren als die Christen

Die Führung durch die Stadt beginnt am „Domnapf“, einem Becken aus Sandstein, das die Bischöfe zu ihrer Wahl (hinterher, nicht vorher) mit Wein zu füllen pflegten. Ich war schon einmal hier, doch ich erinnere mich nur noch schwach. Es war 1956. Ich fuhr auf dem NSU-Quick (Hubraum 90 ccm), das mein Vater 1948 unmittelbar nach der Währungsreform als erstes Firmenfahrzeug gekauft hatte, in die Lüneburger Heide und nach Hamburg. Auf dem Hinweg hatte ich auch den Dom zu Speyer besichtigt. Ja, ja, es war ein Riesenbauwerk, und nun nennt die Führerin die Zahl: Mit 134 m ist es der längste Dom aus romanischer Zeit, errichtet zwischen 1027 - 1061. Eine ganze Menge Kaiser wurden hier beerdigt, Konrade und Heinriche. Mir fehlt die Übersicht.¹⁴ Mich hat das frühe Mittelalter während des Studiums nicht sonderlich interessiert. Es gibt keine erzählenden Quellen, eigentlich keine Geschichtsschreibung, jedenfalls nicht in Deutschland. Oder bilde ich mir dies nur ein? Begeistert habe ich mich dann erst für Huizingas Buch „Der Herbst des Mittelalters“. Ich habe die englische Fassung kapitelweise abgeschrieben, so sehr faszinierte mich dieses Meisterwerk der Kulturgeschichte. Vielleicht wäre es mir ähnlich gegangen, wenn ich über die Zeit des Dombaus von Speyer auf ein ähnliches Werk gestoßen wäre.

Die größte Überraschung war in Speyer für mich das jüdische, rituelle Kaltbad (Mizwa). Es geht wie in einen Brunnen auf Stufen Stockwerke tief hinab, bis das Grundwasser mit seinem Tauchbecken erreicht ist. Vor dem Sabbat werden die rituellen Reinigungen vorgenommen. Man wäscht sich zu Hause gründlich und danach begibt man sich in die Mizwa, um dort dreimal unterzutauchen. Das klare Wasser hat ganzjährig eine Temperatur zwischen 6 und 9 Grad. Die Führerin versichert, die Juden seien aufgrund dieser Kneipkur in der Tiefe gesünder gewesen als die Christen. Schlimm war, dass dann die Juden für die Pest verantwortlich gemacht und böse verfolgt wurden. Zeitweise fielen alle Juden Speyers den Pogromen zum Opfer. Sie wurden vertrieben, kehrten aber immer wieder zurück.

Das Hinabsteigen in die Tiefe vermittelt einen verkehrten Eindruck vom Bauprozess. Die Dombauleute, welche zwischen 1110 und 1128 diesen Bau ausführten, bohrten sich nicht spiralförmig in die Tiefe, sondern hoben eine weite Grube aus, in der sie dann von unten nach oben das Bad aufbauten. Sie mussten das Grundwasser erreichen, denn verlangt ist „lebendes“, in diesem Falle also zusammenfließendes Wasser. Ich finde in einem Faltblatt einen Grundriss und Längsschnitt.

Wir besuchen die evangelische Dreifaltigkeitskirche. Speyer gehört zu wichtigsten Orten von Luthers Reformation. Nachdem 1521 mit dem Edikt von Worms seine Glaubensrichtung verboten worden war, brachte 1526 der Reichstag von Speyer insofern die Wende, als er ein Nebeneinander der Konfessionen zuließ. Als dies 1529 auf einem weiteren Reichstag in Speyer wieder rückgängig gemacht werden sollte, protestierten dagegen sechs Fürsten und 14 Reichsstädte. Dies führte dazu, dass die evangelischen Christen hinfort als die „Protestanten“ bezeichnet wurden.

Die Dreifaltigkeitskirche weist an der Decke und an der Empore zahlreiche Gemälde auf, die im barocken Stil aus der Bibel erzählen. Als wir den Kirchhof betreten, fällt mir das Schild der Beratungsstelle für Kriegsdienstverweigerer und Zivildienstleistende auf.

¹⁴ Erich Rinnert besorgte die Namen und die Daten. Im Kaiserdom sind beigesetzt worden: Kaiser Konrad II (+1039) und seine Gemahlin Gisela (+1043), Kaiser Heinrich III (+1056), Kaiser Heinrich IV (+1106) und seine Gemahlin Berta (+1087), Kaiserin Beatrix (+1184), die Gemahlin Kaiser Friedrich Barbarossas und deren Tochter Agnes, König Philipp von Schwaben (+1208), Sohn Barbarossas, König Rudolf von Habsburg (+1291), König Albrecht von Österreich (+1308), König Adolf von Nassau (+1298).

Den Reformierten gehörte die Heilig Geist Kirche, erbaut 1700 - 1702. Nach der Französischen Revolution tagten hier die pfälzischen Jakobiner. Seit die Lutheraner und die Reformierten sich zusammengeschlossen haben, wird die Kirche für kulturelle Veranstaltungen genutzt.

Abendessen im Ratskeller. Ich sitze wieder Ingrid Laudien gegenüber. Ich lasse mir von den schwierigen Versuchen, das Jugendfreizeitheim Hirschluch zu retten, berichten.

Speyer - Worms.

Donnerstag, 11. September 2003

Der Streit der Königinnen

Auch für Worms hatten wir uns eine Führung bestellt. Anders als in Speyer, wo das bischöfliche Ordinariat keine professionellen, laizistischen Führungen erlaubt, führte uns Heide Feickert auch durch das Innere. Sie weiß von sozial engagierten Bischöfen zu berichten. Meine Gedanken sind mehr bei dem berühmten Portal, an dem sich im Nibelungenlied der Streit der Königinnen Brunhilde und Kriemhilde abspielte. Ich hatte als Kind das Nibelungenlied in der treudeutschen Übersetzung des Gymnasialdirektors Dr. Gustav Legerlotz, die 1929 bei Velhagen & Klasing erschienen war, gelesen. Ich liebte an dieser Ausgabe insbesondere die farbigen Abbildungen der Gemälde von Schnorr von Carolsfeld. Diese haben mein Bild der Nibelungen viel mehr geprägt als Richard Wagner und Friedrich Hebbel und die spätere Verfilmung mit einem deutschen Zehnkampfmeister als Siegfried. Wie Gunter und Siegfried zusammen das Kraftweib Brunhilde ausgetrickst haben, hat mir als Halbwüchsigem sehr gefallen. Mein Fazit war: Männer müssen nun mal zusammenhalten! Den Streit der Königinnen fand ich dann ziemlich albern, besonders wenn ich mir die Folgen vor Augen führte. Weiber! Aber die Männer waren ja noch blöder, ließen sich von den Frauen, nachdem sie doch zunächst so verlässlich Hand in Hand gearbeitet hatten, in deren Händel reinziehen, statt die Geschichte bei einigen Bechern Wein unter sich zu klären. Als kindlicher Leser rebellierte ich in meiner Phantasie gegen Frauenregimenter. Wahrscheinlich lag dies daran, dass alle Menschen, die in meiner Kindheit das Sagen hatten, durchweg Frauen waren. Die Männer waren ja fernab an der Front.

An dem Kirchenportal, an dem die Königinnen um den Vortritt stritten und ihre Männer den Unfug zu spät stoppten, erinnert heute eine Bronzetafel an diese folgenreiche Ehrpusselei. Unsere Stadtführerin äußert sich zu diesem Vorfall nicht. Ist ja auch für beide Geschlechter kein Ruhmesblatt!

Auf dem jüdischen Friedhof

Am meisten interessiert mich in Worms der jüdische Friedhof am Andreasring, südwestlich vor der inneren Stadtmauer. Es ist der älteste existierende jüdische Friedhof Europas. Wir stehen vor dem Grabstein, der dies in hebräischen Buchstaben bezeugt: „Dies ist der Leichenstein des Jakob habachur, welcher verschied im Jahre 4837 (=1076/77) nach der Zeitrechnung. Seine Seele ruhe im Bündel des Lebens“. In den letzten Sonnenstrahlen betreten wir den Friedhof. Man blickt zuerst auf eine Mulde, in der unter Bäumen die einfachen Sandsteinstelen aufrecht oder geneigt in der Grasnarbe stehen. Auf der Anhöhe dann der neuere Teil des Friedhofs mit den nun auch bereits deutsch beschrifteten Grabsteinen. Es ist ein ganz stiller Ort, der aber anders als in Potsdam ganztags – bis Sonnenuntergang – geöffnet ist. Ich habe einen hochempfindlichen Film eingelegt und kann so mit Aussicht auf Erfolg auch in der Abenddämmerung dieses Bild – so könnte man meinen – eines jahrtausendalten Friedens und Gedenkens festzuhalten suchen.

Worms war ein Zentrum jüdischer Kultur. Früh wurde eine Talmud-Hochschule gegründet und die hiesigen Juden haben – trotz der Pogrome in der Zeit der Pest, die auch in Worms den Juden angelastete wurde – ihre Tradition aufzubewahren gesucht und 1912 ein jüdisches Museum gegründet. Seit 1924 leitete Isidor Kiefer das Museum und er legte einen Katalog an, in dem

sämtliche Objekte fotografiert und beschrieben wurden. Das Museum selbst ist in der Reichspogromnacht am 10. November 1938 mitsamt der Synagoge verbrannt. Nur das Verzeichnis blieb erhalten und befindet sich heute im Leo-Baeck-Institut in New York. Das 1982 wieder eingerichtete jüdische Museum (Raschi-Haus) in Worms besitzt eine Kopie. Wir können dieses Museum aber nicht mehr besuchen.

Ich nutze die Zeit auf dem Friedhof, um in Begleitung Ruths noch einige Grabsteine zu fotografieren. Wenn die Aufnahmen gelingen, will ich eine Auswahl an Hanne Lenz – ihre Mutter war eine geborene Cohen – nach München senden. Bei den Grabstelen aus Sandstein gibt es manche Ähnlichkeit zu den Steinen auf dem jüdischen Friedhof von Potsdam, den Ruth mehrfach besucht und von dem sie sich viele Aufzeichnungen gemacht hat. Sie hat mir schon manches Kennzeichen jüdischer Grabstätten erklärt. Doch ich kann mir nicht alles merken. So notiere ich mir auch in Worms wieder Selbstverständlichkeiten, wie zum Beispiel, dass zu den aronitischen Priesterhänden auf den Steinen der Name Cohen gehört, während das Kennzeichen der Leviten die Kanne ist.

Erinnerung an eine verhinderte Friedenskundgebung am Luther-Denkmal

Die Führerin zeigt uns auch ein Stück der alten römischen Stadtmauer. Der Schlusspunkt der Führung ist dann das größte Reformationsdenkmal der Welt. Es wurde 1896 von Ernst Rietschel entworfen. Mit diesem Denkmal verbindet sich für mich die Erinnerung an ein Versagen der Friedensbewegung. Hier sollten im November 1983 während der Synode der EKD die Wormser Christen eine Friedenskundgebung veranstalten. Ich hatte Helmut Gollwitzer dafür als Redner gewonnen, und er und seine Frau Brigitte waren auch angereist. Neben Gollwitzer sollte noch der EKD-Synodale Erhard Eppler am Luther-Denkmal sprechen. Doch kurz bevor dieser kritische Akzent gesetzt werden konnte, hat der hessische Kirchenpräsident Spengler den evangelischen Gemeinden zu Worms dieses Vorhaben wieder ausgedet. Das war für ihn ein hartes Stück Arbeit. Er hatte dazu eigens anreisen gemusst. Ich war enttäuscht. Ich war sicher, dass die Journalisten, die wie pflichtgemäß, aber auch leicht gelangweilt über die Synoden der EKD berichten, zur Abwechslung mal gerne von einer Friedenskundgebung am Luther-Denkmal erzählt hätten – am liebsten in einem Feature, statt in einer nüchternen Nachricht. Mit einer reinen Pressekonferenz konnten Gollwitzer, Eppler und ich das von Spengler unterbundene Spektakel am Luther-Denkmal nicht wettmachen. Doch wir hatten es immerhin versucht – und die „Frankfurter Rundschau“ brachte einen ausführlichen Bericht.

Abends im Hotel Kriemhild informiert uns Erich Rinnert über Anna Seghers, die in Mainz aufgewachsen ist. Er kann zurückgreifen auf einen Vortrag, den seine Frau Annelore im Kladower Forum gehalten hat. Annelores Vater, Paul Wegmann, ein Reichstagsabgeordneter der USPD, war von den Nazis verfolgt und immer wieder in Gefängnisse und Konzentrationslager gesperrt worden, bis er schließlich kurz vor Kriegsende in Bergen-Belsen umkam. Erich liest uns aus „Das siebte Kreuz“ einige Abschnitte vor, die uns über die Flucht und vor allem über das Übernachten des Flüchtlings im Mainzer Dom unterrichten.

Worms - Alsheim – Oppenheim - Mainz.

Donnerstag, 12. September 2003

Glasfenster, Beinhäuser und Kreuzgänge

Hinter Worms fahren wir durch Weinbaudörfer, die sich auf das Ausschneiden von Federweißem vorbereiten. Wir fahren vorbei am KZ Osthofen. Es ist wohl identisch mit dem KZ Westhofen in „Das siebte Kreuz“.

Andacht von Ingrid Laudien in der Kirche von Alsheim. Ihr Thema ist das Böse in der Kirche. Ich merke mir ein paar Sätze: „Im Himmelreich sind wir noch nicht. Mit den Schlechten müssen wir

leben. Deren Aussonderung ist nicht unsere Aufgabe.“

Auf dem Kirchhof schreibe ich mir von einem Grabstein folgende Inschrift ab: „Unter diesem Denckmale kindlicher Liebe ruhen zwey gute Eheleute zur Lincken Herr Leonard Schmitz gewesenen Kurpfälzischen Oberfeuden zu Dienheim geboren den 17. Dec 1716. Er starb den 20ten Juli 1796. Rastlos und unermüdet im Dienste Gottes und seinem Berufe. Zur Rechten sein Eheweib Rosina geboren den 12ten Mai 1736. Sie starb den 29. Dec. ... Hausmutter... (Am unteren Teil des Sandsteines ist die Inschrift verwittert).

In der Katharinenkirche in Oppenheim. Sie weist berühmte alte Glas-Fenster auf. Ich kaufe mir nur den Kirchenführer und fotografiere, komme aber in der Eile nicht dazu, Einzelheiten zu studieren. Albert Schweitzer hat hier Orgel gespielt. Ich fotografiere eine Bronzetafel, die an ihn erinnert. Ich möchte das Foto an Pfarrer Heipp nach Saarbrücken senden, der mir seit Jahrzehnten treu und brav seinen Lambarene-Rundbrief schickt und dem ich hoch anrechne, dass er früher als alle anderen Mitglieder des Versöhnungsbundes die Gefahren der so genannten „friedlichen Nutzung“ der Kernenergie erkannt hat.

Hinter der riesigen Katharinenkirche befindet sich die kleine Michaelskapelle, ein Gebeinhaus aus dem 14. Jahrhundert. Die Schädel und Oberschenkel von rund 20.000 Toten aus den Jahren 1400 bis 1750 sind hier gestapelt. Solche Ansammlungen kamen zustande, wenn die Gräber, die sich rings um die Kirche befanden, immer wieder ausgegraben wurden, um neuen Toten – wieder für eine Periode von zwei Generationen – Platz zu machen. Das Anlegen eines Beinhauses ist ein plausibles, wenn auch etwas makabres Verfahren. Doch diese Praxis ist auch der Grund, dass die jüdischen Friedhöfe, die weit weniger Menschen aufnehmen mussten und außerhalb der Stadtmauern lagen, über Jahrhunderte unverändert erhalten blieben und uns heute als der Inbegriff des Friedhofs gelten.

Den Mainzer Dom erreichen wir am späten Nachmittag. Im letzten Sonnenlicht suchen Ruth und ich den Kreuzgang auf und fotografieren hier einige Grabdenkmale aus rotem Sandstein. Diejenigen, derer gedacht wird, erheben die Hände zum Gebet. Hier gefällt es mir. Hingegen ist der Dom selbst düster, eine gewaltige, eine bedrückende Grabstätte. In den Kirchenfenstern die komplette Abfolge der Bischöfe, angefangen bei einem Willigis vor tausend Jahren.

Ich habe dann fast vergessen, mich im Dom an die Übernachtung des Flüchtlings in „Das siebte Kreuz“ zu erinnern. Nur die Altardecken wären des Nachts als wärmende Hüllen in Frage gekommen. Könnte sich einer hier vor den Augen der Aufsicht bei einbrechender Dunkelheit verbergen? Wie Anna Seghers wohl auf diese Idee gekommen ist? Hat dies seitdem mal jemand ausprobiert? Das wäre schlimmer Unfug, doch mit solch praktischen Experimenten in (allerdings harmlosen) literarischen Fragen, hat Martin uns gelegentlich überrascht. Las er Tom Sawyer, verabredete er sich um Mitternacht auf dem Lichtenrader Friedhof, las er „Die Feuerzangenbowle“ setzte er seinen Ehrgeiz darein, den Unterricht der Lily-Braun-Oberschule einen Tag lang ausfallen zu lassen und kletterte zu den erforderlichen Vorbereitungen des Nachts an der Regenrinne in das Schulhaus.

Abends in der Weinstube Ehrenfels, in der wir übernachteten, sprechen wir über Luthers Aussage auf dem Reichstag von Worms. Emil Cauer meint, diese hätte gelautet: „Mein Gewissen untersagt es mir zu widerrufen.“ Dann fragen wir uns, woran man denn die Stimme des Gewissens erkennt und was es bedeutete, sich im Widerspruch zum Kanonischen Recht auf das Gewissen zu berufen.

Mainz - Berlin.

Freitag, 13. September 2003

Und unter unseren Füßen das römische Erbe

Zum krönenden Abschluss unserer Reise wird die Stadtführung durch Mainz. Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Die uns führt, ist von ihrer Stadt begeistert. Es ist eine Lehrerin, die 1965 an der deutschen Schule in Istanbul Erich Rinnerts Kollegin war. Sie ist Mitglied der Initiative Römisches Mainz.

Man kann heutzutage noch große Funde erleben. Beim Ausschachten der Fundamente einer Einkaufspassage ist man vor drei Jahren in Mainz auf eine Kultstätte der ägyptischen Göttin Isis und Mater Magna gestoßen. Der Mainzer Volksmund spricht jetzt von einem Isis-Tempel. Doch ein gewaltiges Bauwerk war diese Kultstätte nicht; sie konkurrierte mit den Kultstätten anderer Religionen. Eine Fläche von etwa 2000 Quadratmetern musste innerhalb eines Jahres archäologisch gesichert werden. Das ist nur in sorgfältiger Handarbeit möglich. Wenn dann alles aufgenommen und nacheinander abgetragen ist, müssen zum Schluss die alten Mauern wieder errichtet werden. Diese Ausgrabungen befinden sich nun in einer Art archäologischer Kaverne unterhalb der Einkaufspassage. Das Ganze ist eine große Leistung der Initiative Römisches Mainz. Mich erinnert dieses unterirdische Museum an vergleichbare Grabungs- und Ausstellungsstätten in Jerusalem. Ich staune über die Funde der Archäologen, die aus kleinsten Samen- und Speiseresten und winzigen Schriftzeichen auf Bleiröllchen wichtige Schlüsse auf das Leben in der römischen Befestigung Mogontiacum ziehen können.

In einem anderen Museum, das der römischen Rheinschiffart gewidmet ist und in dessen Eingangshalle wir aus Zeitgründen nur einen Blick werfen können, erblicken wir neben den Resten eines römischen Rheinschiffes dessen vollständige Rekonstruktion. Das römische Weltreich entsteht wieder vor unseren Augen.

Dann steigen wir mit der Führerin, die uns für die Funde aus alter Zeit immer wieder neu zu begeistern vermag, hinauf zum Ort des einst gewaltigen, 30 m hohen Drusus-Denkmal. Es handelt sich um einen Gussmauerwerkblock mit regelmäßiger Steinverkleidung. Da dieser Verkleidung weitgehend abgebrochen ist, kann man nur noch ahnen, wie sich einst auf einer 2 m hohen Basis, die 14,6 m x 14,6 m maß, zunächst ein 9,3 m hohes Podest mit den Maßen 12,2 m x 12,2 m erhoben hat. Darauf stand dann ein runder 10,3 m hoher Turm mit einem Durchmesser von 10,6 m. Ich wundere mich. Ist dies nicht ein gar plumpes Bauwerk, wenn man es mit den sonst im römischen Reich üblichen Triumphbögen vergleicht? Vielleicht standen in Mogontiacum die entsprechenden Bildhauer nicht zur Verfügung oder es kam Legionären weniger darauf an, ein schmuckes Denkmal zu errichten, als sich allesamt an seinem Bau zu beteiligen. An diesem Erinnerungsstein wurden bis ins 3. Jahrhundert kultische Paraden des römischen Heeres und auch zivile Gedenkfeiern der gallischen Gebietskörperschaften veranstaltet. Mich würde interessieren, wie es dazu kam, dass die ursprüngliche Funktion dieses Denkmals in Vergessenheit geriet. Zumindest kann man aus der Radierung „Der Aichelstein“ von P. Joseph Fuchs aus dem Jahre 1771 auf keine Kenntnisse der römischen Vergangenheit schließen.

Das Denkmal wurde errichtet zu Ehren des römischen Feldherrn Drusus (geb. 38 v. Chr.). Drusus war ein Adoptivsohn von Kaiser Augustus und damit wohl auch ein Kandidat für dessen Nachfolge. Drusus unterwarf in vier Feldzügen Germanien vom Rhein bis zur Elbe. Im Alter von 29 Jahren starb er, 30 Tage nachdem er bei einem Sturz vom Pferd sich den Schenkel gebrochen hatte. Ihm zu Ehren wurde in Mogontiacum auch ein riesiges Amphitheater, in dem zehntausend Menschen Platz fanden, errichtet. Dieses Theater, das sich heute direkt neben dem Mainzer Südbahnhof erhebt, wird jetzt ausgegraben – vor allem mit Hilfe junger Menschen, die sorgfältig die Erde von den alten Fundamenten und Sitzreihen kratzen. Ich bin dankbar, dass die Archäologen den Versuch unternommen haben, in einer Zeichnung den ursprünglichen Zustand zu rekonstruieren. Den Hintergrund der Bühne bildete ein zweistöckiges Bauwerk und auch die Sitzreihen stiegen zwei Stockwerke hoch an. Ein gewaltiges Bauwerk, das stilistisch dem berühmten Colosseum in Rom ähnelte.

Und dann endet unsere Radtour wie jede frühere mit der Rückfahrt in der Eisenbahn. Ich nenne nur die Stationen Frankfurt - Fulda - Eisenach (mit Blick auf die Wartburg) - Erfurt - Weimar - Halle - Dessau - Berlin-Zoo. Von dort mit dem Interregio nach Spandau und dann bei Nacht in Richtung Kladow. Auch dieses Mal sind wir froh, dass wir alle heil zurückkehren konnten und uns nun auf den Videofilm freuen dürfen, den Erich Rinnert unterwegs gedreht hat und der uns die Reise an Neckar und Rhein noch einmal vor Augen führen wird – lebendiger als dies schriftliche Notizen vermögen. Mir ist beim Schreiben des Radlertagebuchs deutlich geworden, dass das Aufzeichnen von Erinnerungen einer eigenen Anstrengung bedarf. Wie weit hätte ich in Tübingen oder auch zwischen Beihingen und Großingersheim ausholen müssen, um all das, was mir zu meiner Studienzeit oder zum Angeln im Altwasser des Neckar und zu den dortigen Naturschönheiten in den Sinn kam, zu Papier zu bringen. Ich habe dieses umfangreiche Vorhaben mit nach Berlin gebracht und ich bin gespannt, welche Texte beim Verfolgen der Lebensbahn und ihrer bedeutsamen Orte im Laufe der Jahre noch zu Stande kommen werden.

Wo Flüsse sich küssen.

Auf Radtour an der Werra und der Weser.

1. - 10. Mai 2004

Vorbemerkung

Es gibt Lücken, doch im Prinzip schreibe ich das ganze Jahr über Tagebuch und so auch während einer Radtour. In meiner Familie hält man dies für ein überflüssiges Anhäufen von Notizen. Es wird toleriert, weil es mir anscheinend Vergnügen bereitet. Ich behaupte: Aufschreiben ist nicht nur nützlich, es ist notwendig. Ich leide darunter, dass man so vieles, ja fast alles wieder vergisst, nicht nur Schlimmes, auch das Schöne. Das Leben verdampft fast spurlos wie eine Pfütze in der Sonne. Meine Tagebücher sollen meinem schwachen Gedächtnis aufhelfen und Ordnung in die Erinnerung bringen: an Zeiten und Orte, an Personen und Ereignisse. Und darüber hinaus soll das Tagebuch ein paar Gedanken und vorläufige Urteile festhalten, damit sich darüber weiter nachdenken lässt.

Reisetagebücher geraten bei mir ausführlicher als Alltagsnotizen. Bei den Aufzeichnungen der Radtouren, die ich mit Ruth und meinen Freunden aus der Kladower Kirchengemeinde Am Groß Glienicker See seit zehn Jahren unternehme, haben sich im Laufe der Jahre und bei fortschreitender Übung einige Änderungen ergeben. Spuren davon sind schon im ersten Tagebuch der Radtour von Passau nach Wien zu finden. Obwohl ich die Radlertagebücher nach wie vor als meine persönlichen Notizen verstehe und ich auf gar keinen Fall das humorige Gruppentagebuch schreiben möchte, gewissermaßen das zivile Pendant zum Heerestagebuch unseligen Angedenkens - und ich muss dabei immer an Jochen Kleppers offizielles Heerestagebuch denken - hat allein schon die Praxis, mein persönliches Tagebuch für die Mitradelnden und manchmal auch für diejenigen, die verhindert waren, zu kopieren, unweigerlich dazu geführt, dass das Tagebuch mehr und mehr nicht nur aus persönlichen Notizen und ein paar Stichworten bestand. Es wurde mir wichtig, dass die Freunde es gerne lesen und sich in der Erinnerung noch einmal auf Fahrt begeben können. Doch das Wichtigste ist mir nach wie vor, geordnet im Gedächtnis zu bewahren, was sich bei mir und den anderen sonst allmählich in vage Erinnerung und punktuelle Bilder auflösen würde.

Schon früher ist es mir passiert, dass ich nicht sofort zum Aufbereiten meiner Unterwegsnotizen gekommen bin. Mindestens zwei dieser Radlertagebücher sind unvollständig geblieben. Auch bei unserer letzten Tour an Werra und Weser konnte ich mich im Anschluss nicht sofort an die Niederschrift machen. Ende Juli / Anfang August stehe ich jetzt vor dem Problem, die von den anderen in mich gesetzte Erwartung, ein solches Radlertagebuch zu schreiben, noch zu erfüllen. Ingrid Laudien hat sich das Tagebuch zum 70. Geburtstag gewünscht und ich möchte diesen persönlichen Wunsch gerne erfüllen. Ihre Einladung zum 9. August erreichte mich am Tage vor der Abfahrt nach Dorstadt. Dort hatte ich mich mit Freunden einer Schreibgruppe verabredet. Wir

wollen dort in der Tradition Paul Schusters, der vor wenigen Monaten gestorben ist, unsere Schreibversuche und die Praxis wechselseitiger Kritik fortsetzen.

Ich hatte zunächst daran gedacht, mich erstmals - jenseits des Tagebuchs - an eine anspruchsvollere literarische Form zu wagen, vielleicht gar eine Erzählung zu schreiben. Ich wusste, dass die anderen Mitglieder der Schreibgruppe an richtigen Romanen arbeiteten. Doch nach Ingrid Laudis ehrenvoller Anfrage, denn wer hat schon die frühere Generalsuperintendentin von Berlin zur Freundin, hielt ich es für angezeigt, hochfahrende Pläne fahren zu lassen und mir stattdessen noch einmal vorzunehmen, eine Radtour zu rekonstruieren.

Von meiner Praxis, nur die eigenen Eindrücke aufzugreifen und nicht für die ganze Gruppe zu sprechen, will ich aber nicht lassen. Dabei weiß ich, dass mir dieses Mal der Versuch schwerer fallen wird als sonst, weil nach drei Monaten schon manche Erinnerung verblasst ist. Doch ich habe neben den eigenen Notizen rund 80 Photographien und die bikeline-Bücher zur Hand. So lässt sich der Tourenverlauf exakt verfolgen.. Bikeline-Bücher enthalten nicht nur Wegbeschreibungen und Höhenprofile der Steigungen und Adressen von Gasthöfen und Hotels, sondern auch kurze Ortsbeschreibungen und Hinweise auf Sehenswürdigkeiten - fast wie ein Baedeker in Kurzfassung. Zusätzlich habe ich vor Ort immer wieder informative Broschüren erworben.

Da es zu einem Dorstädter Schreibkurs gehört, dass man seine opera vorliest, ist mir klar, dass ich dieses Mal bei den ersten kritischen Hörerinnen des Radlertagebuchs das Dabeigewesensein nicht voraussetzen darf. Ich muss zumindest an einigen Stellen das Gesehene und Erlebte so beschreiben, dass man sich auch beim bloßen Zuhören etwas vorstellen kann. Wie weit darf man dabei gehen? Ändert sich der Charakter eines Tagebuchs nicht von Grund auf, wenn man es so schreibt, dass auch Außenstehende, die nur den Autor vor Augen haben, es verstehen können?

Der Tagebuchschreiber notiert für sich selbst, also für denjenigen, der alles gesehen und erlebt hat, wohingegen der literarische Erzähler (fast) alles erfindet und darum zunächst in seiner Phantasie sich selbst und danach dem Leser etwas vor Augen führt, was es so nicht gegeben hat. Eine Erzählung, will sie gelingen, wird darum von vornherein anschaulicher sein als ein Tagebuch. Es wäre ja kurios, wenn ich alle mir seit langem vertrauten Radlerfreunde oder gar meine Frau Ruth im Tagebuch nacheinander beschreiben und vorstellen würde. Ich hoffe dennoch, dass einige Eigenschaften dieser nicht literarisch eingeführten Radler nach und nach deutlich werden. Im Übrigen erlaube ich mir, den Außenstehenden zu empfehlen, einen Blick auf die Photographien der Radler zu werfen. Man sieht sie vornehmlich beim Ausruhen und Vespere. Dieser unter Schreibfreunden verpönte Medienwechsel scheint mir in diesem Fall verzeihlich zu sein. Ich kann in mein Tagebuch nicht gekünstelt Informationen einbringen, die mir als dem Schreibenden längst so selbstverständlich sind, dass ich sie nicht mehr erwähne, also zum Beispiel, dass Emil Cauer über dreißig Jahre der Pfarrer unserer Gemeinde war und dass seine Frau Elsa in der benachbarten Klinik Havelhöhe eine sehr beliebte und von den Patienten und Ärzten sehr geschätzte Krankenhauseelsorgerin war oder dass Heike Luther Hebamme ist und mit Ruth in der Kirchengemeinde über einige Jahre einen Werkkurs für Kinder angeboten hat.

Das gehört nicht in ein Radlertagebuch, denn diese Radler wissen natürlich all dies voneinander. Doch da ich nun schon mal dabei bin, füge ich für die Außenstehenden noch ein paar Informationen hinzu. Heinz Stenzel war bei Siemens Ingenieur und in unserer Gemeinde über viele Jahre Kirchmeister, also ein Talent in Sachen Organisation und freundlicher Leitung. Er ist mittlerweile 78 Jahre alt und damit der älteste in unserer Gruppe ist. Ruth und Heike sind mit 62 die jüngsten. Johanna Ertel ist als eine Freundin Ingrid Laudis erst neuerdings zur Gruppe gestoßen. Sie war im Konsistorium der Evangelischen Kirche die rechte Hand des Ausländerbeauftragten und sie organisiert für diesen auch im Ruhestand noch die jährliche Versteigerung von Kunstwerken, mit der die Flüchtlingsarbeit unterstützt wird. Und schließlich bleibt noch zu erwähnen, dass Ruth und

Jutta Andreae sich als ehemalige Lehrerinnen und dann Mütter mehrerer Jungen sehr gut verstehen. Beide treffen sich regelmäßig im Arbeitskreis Altes Testament der Kirchengemeinde und zusammen mit einem Dutzend weiterer Kladower Frauen, zu denen wiederum auch Heike Luther gehört, betreuen sie seit 1991 im August zwanzig Kinder aus Minsk, die unter den Folgen des Reaktorunfalls von Tschernobyl mehr oder weniger stark zu leiden haben. Jedenfalls tun diesen Kindern drei Wochen in einem Kladower Landschulheim wirklich gut, auch wenn man im Verein "Ferien für Kinder von Tschernobyl" natürlich hofft, dass möglichst alle von den schrecklichen Spätfolgen der Reaktorkatastrophe verschont bleiben.

Selbst wenn ich mich wirklich mühe, mit meinem Radlerbericht in Dorstadt die Aufmerksamkeit der anderen, richtiggehenden Schriftstellerinnen zu erreichen, darf ich im Ernst nicht damit rechnen, dass diese Romanautorinnen meinen Tourenreport von Werra und Weser sonderlich prickelnd finden werden. Darum habe ich noch etwas nachgepeffert und dem Radlertagebuch die Geschichte angefügt, die ich den Freunden am Abend nach dem Strampeln vorgelesen habe, und als Superadditum gar noch die der Aventure folgende Italienreise, die zur Liebesgeschichte gehört. Letztere kennen auch meine Radlerfreunde und selbst Ruth noch nicht. Sie ist solcherlei Stories von mir nicht gewohnt und sie wird eine ausnehmend kritische Leserin sein. Vor ihrem Urteil habe ich die meisten Manschetten.

Dorstadt (bei Wolfenbüttel),
Ende Juli 2004

Berlin – Eisenach.

Samstag, 1. Mai 2004

Aufbau Ost und Wiener Blut in Eisenach

Im Sonnenschein und hemdsärmelig radeln wir fünf Kladower (Heinz Stenzel, Jutta Andreae, Heike Luther, Ruth und ich) über die Rieselfelder und vorbei am Landschaftsfriedhof nach Spandau. Am Bahnhof Zoo treffen wir uns mit Elsa und Emil Cauer und kurz darauf am Ost-Bahnhof mit Ingrid Laudien und Johanna Ertel. Heinz hat wieder einmal unsere Tour geplant. Dieses Mal geht es entlang der Werra und der Weser von Eisenach bis Minden. Er hat die Hotelzimmer per Fax gebucht und sich bestätigen lassen und er hat schon vorneweg die Fahrradplätze im ICE nach Eisenach bestellt. Letztere sind knapp, besonders an einem Ausflugstag wie dem 1. Mai. Am Bahnhof Zoo werden durch die Lautsprecher laufend Sonderverbindungen zur Baumblüte nach Werder angesagt. Die regulären Züge sind bereits überfüllt.

Im Zug lese ich in Goethes „Campagne in Frankreich“ noch einmal die Stellen, die ich am 19. Mai bei der Friedenstagung im Goetheanum in Dornach (bei Basel) von einem Schauspieler der dortigen Faust-Aufführung vorlesen lassen werde. Anschließend will ich mit meinem Kollegen Krippendorff über Goethes Friedensvorstellungen und die aktuelle Lage diskutieren.

Und dann geht mir ständig durch den Kopf, was ich in der vergangenen Woche aus dem Tagebuch des Jahres 1962 über die Fahrten zu Angela nach Hamburg abgeschrieben habe. Ob es wohl eine gute Idee ist, diese Abschrift, die ich nachpoliert habe, am 6. Mai, meinem 67. Geburtstag, vorzulesen? Ich habe mir gedacht, die Zeit nach dem Spargelessen im „Goldenen Anker“ von Bodenwerder sei günstig. Ich habe mit dem Wirt telefoniert. Es gibt den von mir erwünschten separaten Raum. Es ist ein heikles Thema. Da ist Atmosphäre wichtig. Da will ich von keinem Kellner mit der Frage nach weiteren Bestellungen unterbrochen werden. Bei alten Freunden kann ich schon mal was riskieren, ohne mich gleich zu blamieren. Wir haben schon manchen Geburtstag zusammen gefeiert und uns viel erzählt. Wir sind zusammen älter geworden, doch alt fühlen wir uns noch nicht. Da ist es doch nicht abwegig, sich an seine erste Liebe zu erinnern? Wir können einander vertrauen, und doch zögere ich, etwas ganz Privates, aber doch für meinen Lebensweg sehr Bezeichnendes vorzulesen.

Bisher habe ich auf unseren Radtouren an dem einen oder anderen Abend oder auch an Ort und Stelle über ein Thema gesprochen, das einen offenbaren Bezug zu unserer Radtour hatte. Im Main- und Taubertal waren dies die Bildwerke Tilman Riemenschneiders, im Kochertal, in Künzelsau, die Jugend von Hermann Lenz, im Münsterland das Leben der Annette von Droste-Hülshoff, auf Hiddensee das Verhältnis von Gerhard Hauptmann zum Dritten Reich und im vergangenen Jahr am Neckar die Jahre des jungen Schiller an der Hohen Karlsschule, wo dieser in Opposition zu Herzog Karl Eugen, der als sein Vater gerierte, "Die Räuber" schrieb. In Tyrannos, wie der Verleger auf dem Titelblatt als Motto hinzufügte.

Auch dieses Jahr haben wir wieder eine geschichtsträchtige Strecke vor uns, doch aufgedrängt hat sich mir dieses Mal kein bestimmtes Thema. Dabei hätte es sicher manches gegeben, wozu man hätte etwas sagen können, angefangen bei Luthers Zeit auf der Wartburg, der Geburt Johann Sebastian Bachs in Eisenach, über die Abenteuer des Barons von Münchhausen, die Praktiken des Doktor Eisenbart bis hin zur Legende vom Rattenfänger von Hameln. Doch dies waren alles keine Themen, die mich sonderlich lockten. Luther auf der Wartburg wäre mir noch am wichtigsten gewesen. Doch gleich am ersten Abend wollte ich nichts vortragen und außerdem wären die Pfarrer in unserer Gruppe die kompetenteren gewesen. Meine Gedanken konzentrieren sich in letzter Zeit mehr und mehr auf die umfang-reiche Aufgabe meines letzten Lebensabschnitts, das Ordnen und Edieren meiner vielen Aufzeichnungen und parallel dazu die Niederschrift der Autobiographie als Leitfaden durch die Fülle der Manuskripte.

Doch soll ich meine Freunde in dieses Vorhaben einbeziehen? Und soll ich ausgerechnet mit einer Liebesgeschichte beginnen? Und da ist Ruth. Soll sie sich dies zusammen mit den anderen anhören? Sie weiß zwar über vieles Bescheid, aber doch nicht über alle Details. Es ist eine seltsame Liebesgeschichte, und sonderlich lustig ist sie auch nicht, auch wenn man sich im fortgeschrittenen Lebensalter über manches amüsieren mag.

Als wir in Eisenach eintreffen, beginnt es heftig zu regnen. Doch das City-Hotel liegt dicht beim Bahnhof, und es bleibt bei einem kurzen Guss. Zu einem Besuch im Geburtshaus von Johann Sebastian Bach ist es bereits zu spät. Wir belassen es bei einem Bummel durch die Innenstadt. In den letzten zehn Jahren, denn so lange ist es her, dass Ruth und ich Eisenach und die Wartburg besuchten, ist viel renoviert worden. Eine Einkaufspassage ist entstanden. Das Stadtschloss und die zentrale Kirche werden gerade saniert.

Eisenach hat ein Stadttheater mit mehreren Sparten: Operette, Oper und Schauspiel. Heute Abend hätten wir „Wiener Blut“ von Johann Strauß besuchen können. Ich hätte dazu gar nicht übel Lust gehabt, gerade weil mich interessierte, wie man ein solches Stück in der Thüringer Provinz inszeniert. Doch die anderen Berliner dachten nicht daran und ich wagte gar nicht erst einen Operettenbesuch vorzuschlagen. So saßen wir dann – wie von früheren Radtouren gewohnt - lange beim Abendessen und aßen Deftiges oder auch Leichtes und tauschten zwischenzeitlich Erlebtes aus.

Ingrid Laudien berichtete vom Abschied des Cottbuser Generalsuperintendenten Wolfgang Wischnath aus seinem Amt. Im Konsistorium der Evangelischen Kirche in Berlin und Brandenburg hatte man ihn insgeheim der Zusammenarbeit mit dem Staatssicherheitsdienst der DDR verdächtigt, und bevor dies in der Presse erörtert werden könnte, wollte der Konsistorialpräsident sich bei staatlichen Stellen erkundigen. Dieses Misstrauen hatte bei Wischnath eine neuerliche schwere Depression ausgelöst, von der er sich im Amt nicht mehr erholen konnte. Mir tut es leid um ihn. Er wird ins Rheinland zurückkehren und nicht mehr berufstätig sein können. Natürlich kann er noch schreiben. Doch was ist schon theologische Autorität ohne die Macht des kirchlichen Amtes? Ich bedauere den Abschied Dr. Wischnaths sehr. Wir haben gelegentlich Manuskripte ausgetauscht und

in der Kirchenleitung des öfteren gemeinsam opponiert und friedenspolitische Vorschläge gemacht. Er hat es immer wieder mal gewagt, mit guten geistlichen Gründen und spitzer Zunge unserem Bischof Huber zu widersprechen, der ja einen ungewöhnlich guten Draht zu den Medien hat und blitzschnell das Wort führt. Wischnath wird der Berliner Kirche fehlen. Das ist wirklich dumm gelaufen. Und das kommt davon, wenn man sich unter sogenannten Brüdern nicht traut. Doch dies ist mein Urteil. Ingrid Laudien kennt die Macken Wischnaths, der sich auch schon mal übernimmt und zu weit vorprescht, besser als ich.

Auf dem Fernseher im Hotel-Zimmer dann noch Berichte von der Aufnahme zehn weiterer Staaten in die Europäische Union. Die Friedenshoffnungen sind wichtiger als die wirtschaftspolitischen Bedenken. In der Nacht Dauerregen.

Eisenach – Creuzburg – Falken – Treffurt.
Sonntag, 2. Mai 2004

Preaching to the Converted

Wir besuchen den Gottesdienst in der zentralen Georgenkirche, deren Fundamente für eine sozusagen gründliche Renovierung freigelegt werden. Bemerkenswert rechtschaffen predigt der Stadtdekan über die Johannesbriefe unter der Fragestellung: Lohnt sich der Einsatz des Dranbleibens an Christus? Wenn so gefragt wird, kann doch nur ein erbauliches „Aber ja doch“ als Antwort folgen. Der gestandene Mann auf der Kanzel hält sich an das klassische preaching to the converted. Doch gut so. Auch wir fühlen uns zugehörig. Wir können uns aber auch vorstellen, dass ein Martin Luther dieselbe Frage einstmals offener und selbstkritischer und mit aktuellem Bezug gestellt hätte.

Bei der Ausfahrt aus Eisenach – entlang der Hörsel – kommen wir an den neu gebauten Opel-Werken vorbei. Auf ihnen ruht ein Gutteil der hiesigen Hoffnungen auf den Aufschwung Ost. Sonst gibt es wenig Industrie. Wenn Bundeskanzler Kohl „blühende Landschaften“ versprochen hat, dann kann man dies hier nur wörtlich nehmen. Es blüht so gelb der Löwenzahn und in den Buchenwäldern ist der Boden mit Bärlauch bedeckt. Er riecht scharf nach Knoblauch und blüht in weißen Sternen. Ich steige ab und photographiere. Ich hätte noch länger verweilen mögen, denn die Werra nagt sich hier malerisch durch den Muschelkalk, und so entstehen steile Abhänge, an denen auch Raubvögel nisten.

Die Creuzburg, auf welcher die Heilige Elisabeth gewirkt hat, lassen wir links liegen, betrachten dann umso eingehender die 1499 erbaute Liborius-Kapelle an einer alten Steinbrücke über die Werra. Sie wurde 1520 mit Fresken ausgemalt, die erstaunlicherweise immer noch erkennbar sind.

Vorlesen oder das Maul zu halten?

Auch in Falken besuchen wir die Kirche. Ich notiere einen Spruch aus Sirach 5 an der Empore: „Verstehst du die Sache, so unterrichte deinen Nächsten, wo nicht, halte dein Maul zu.“ Wir erfahren, dass 700 von 1200 Einwohnern Mitglieder der Kirche sind. Doch der sonntägliche Kirchenbesuch ist auch hier spärlich. Mehr als 30 Gemeindeglieder kommen selten zusammen. Doch die Konfirmation und nicht die Jugendweihe ist das Übliche.

Am Rande unseres Radweges photographiere ich Pferde auf der Koppel und braunes, langhaariges Mastvieh mit neugeborenen Kälbern, die noch wackelig auf den Beinen stehen, aber zielsicher das Euter ihrer Mutter finden.

Das Radeln fällt uns leicht. Wir haben alle sehr gute Räder mit mindestens sieben Gängen. Unser Gepäck führen wir zwar in Satteltaschen mit, aber eben nur das Nötigste, so dass man es auch mit einer Hand anheben könnte. Doch es gibt kaum Steigungen, und das Rad unter Buchen zu schieben

ist angenehm, und bald schon führt unser Radweg wieder durch blühende Apfelbaumwiesen. Niemand fühlt sich geschlaucht. Das ist allen wichtig, weil wir eben keine jungen Füllen mehr sind, und schon mal Herzrhythmusstörungen auftreten können, wenn sich einer am Hang übernimmt und auf einen Berggang schaltet, wo er lieber absteigen und schieben sollte.

Unser Ziel in Treffurt ist das Hotel Waldblick. Dort wird heute wie im ganzen Ort Konfirmation gefeiert. Das Haus ist voll, der Speisesaal von Festgästen belegt. Doch die Wirtin deckt uns auf dem großen Balkon vor Heike Luthers Zimmer den Tisch für das Abendessen. Wir sind nach 45 Kilometern flotter Fahrt noch nicht müde, und so bietet sich mir schon am zweiten Tag die Gelegenheit, aus der überarbeiteten Abschrift meines Tagebuches von 1962 vorzulesen. Ich deute an, dass es sich dieses Mal um etwas sehr Persönliches, ja um eine Liebesgeschichte handle. Und ich schicke noch voraus, dass Ruth und ich uns kürzlich in 3Sat das Theaterstück „After Play“ angesehen hätten. Dabei hätte ich zu meiner Überraschung als eine Hauptfigur - in einer der vier tragenden Rollen - meine erste große Liebe wiedergesehen. Mein Vorschlag, mal so etwas am Abend vorzulesen, wurde sofort aufgegriffen. Heinz Stenzel erzählte, dass auch seine Frau Anneliese in den letzten Wochen, während er alleine zur Hochzeit seiner Tochter Heidrun in den Sudan geflogen war, alte Tagebücher hervorgeholt und nachgelesen habe, wie sie beide sich kennen und lieben gelernt hätten. Anneliese habe vor Rührung oft weinen müssen.

Ich empfand dies als solidarische Einstimmung auf den Vorleseabend. Wir zogen um in Ruths und mein großes Doppelbettzimmer. Auf Heikes Balkon war es mit dem Untergehen der Sonne über dem Werratal auch hier oben am Hang des Hotels Waldblick rasch kühl geworden. Unser beider recht geräumiges Zimmer hatte den Vorteil, dass es ein viersitziges Sofa aufwies, und es war eine Kleinigkeit, diese opulente Sitzgelegenheit noch um ein paar weitere Sessel und Stühle zu ergänzen. Ich las die Geschichte der Werbung um Angela Schmid, doch eben nur den ersten Teil, so dass für meine Freunde nach dem hoffnungsvollen Auftakt meiner Bahnreise nach Hamburg und dem langen Besuch am Nachmittag und Abend des zweiten Tages noch offen blieb, wozu meine Avancen schließlich geführt hatten.

Einige wurden dann doch müde. Als alle gegangen waren, meinte Ruth, Emil habe zwar nichts Entsprechendes gesagt, aber nach ihrem Gefühl sei für seinen Geschmack in meinem Text zu viel Selbstbespiegelung gewesen. Damit wird sie wohl Recht haben. Ich denke, dass meine Geschichte Frauen ohnehin besser gefällt als Männern. Ruth selbst hatte amüsiert zugehört. Es war ja auch nichts oder noch nichts passiert, was sie hätte peinlich berühren müssen.

Treffurt – Altenburschla – Eschwege - Bad Soden.

Montag, 3. Mai 2004

Bonifatius und die Folgen

Beim Frühstück gibt es noch ein paar Nachfragen zum gestrigen Abend. Ruth erzählt, dass ich beim Anschauen von "After Play" in 3Sat zunächst gezögert habe, Angela Schmid wiederzuerkennen. Ich versuche dies zu erklären. "Die schlanke Figur und die Größe passten schon, aber eine Schauspielerin schult ihre Stimme im Laufe der Jahrzehnte außerordentlich. Als ich damals mit ihr sprach, hatte ihre Stimme die Stuttgarter Klangfarbe. Damals war sie 25. Davon hörst du heute absolut nichts mehr. Das hat mich irritiert und zögern lassen. Dazu kam eine Perücke aus gewelltem, weißem Haar. Doch nach den ersten Schrecksekunden war mir klar: Das ist Angela, die hier auf dem Bildschirm agiert. Sie spielte ihre Rolle vorzüglich. Sie war ganz unverkennbar in ihrer vornehmen Art, nun allerdings als gereifte Frau von Welt. Sie wirkte sogar liebenswürdiger als die Rolle dies eigentlich vorsah."

Ingrid Laudien erzählt daraufhin beim Kaffeetrinken die Geschichte von der ersten Liebe ihres Vaters. Diese erste Leidenschaft des Zwölfjährigen hatte seiner gleichaltrigen Cousine gegolten. Er

verfasste einen Brief, in dem er ihr diese Liebe gestand. Er fügte aber noch hinzu. "Wenn Du mich nicht liebst, gehe ich nicht ins Wasser." Diesen Brief legte er auf das Kopfkissen der Cousine. Als erste fand ihn jedoch nicht die Angeschriebene, sondern die Tante, welche ihn der Mutter des Briefstellers aushändigte. Diese meinte, eine solch ernste Angelegenheit bedürfe der Autorität des Vaters, der Pfarrer war, wie viele in der Familie und dies seit Generationen.

Der junge Liebhaber wurde also in das Studierzimmer des Vaters beordert. Er setzte sich auf den Stuhl für Besucher und der Vater fragte ihn: "Hast Du diesen Brief geschrieben?" Das war nicht zu leugnen. Es war aber auch nicht nötig. Der Vater machte kein grimmiges Gesicht, sondern lachte: "Junge, ich kann Dir nur einen Rat geben und den fürs Leben: In solchen Dingen nichts Schriftliches!"

Wir freuen uns, dass ich mit meinem Vorlesen diese Anekdote hervorgeholt hatte. Trotzdem verrate ich nicht, wie es bei mir weitergegangen ist und ob es da auch noch Schriftliches gegeben hat. Dass ich auch nicht ins Wasser gegangen bin und mein Glück gemacht habe, ist ja offensichtlich.

Nach diesem fröhlichen Auftakt - und die Sonne lacht uns auch - schieben wir unsere Räder durch Treffurt, um in Ruhe die Fachwerkhäuser betrachten und die Inschriften auf den Eichenbalken studieren zu können. UND WENN DER NEIDHART EIFERT NOCH SO VIEL SO GESCHIEHT DOCH WAS GOTT HABEN WILL. 1732.

Vor der Tür der St. Bonifatius Kirche ein Tannenbäumchen mit weißen Schleifen, anscheinend eines für jeden Konfirmanden. Das Portal der Kirchentür weist ein normannisches Zickzackornament auf. Der Name der Kirche erinnert daran, dass der Apostel der Deutschen hierher gekommen sein soll. Nachweisbar ist es nicht. Bonifatius wurde zwischen 672 und 675 im Königreich Wessex in England unter dem Namen Winfrith geboren. 718/19 reist der Benediktinermönch nach Rom und wird von Papst Gregor II. mit der Mission unter den Heiden rechts des Rheins beauftragt und erhält den Namen Bonifatius. Seit 722 ist er in Hessen und Thüringen als Missionsbischof unterwegs. Seine bekannteste Tat ist das Fällen der Donareiche bei Geismar.

In Thüringen gibt es 31 evangelische Kirchen mit dem Namen St. Bonifatius. Einige Kloster- und Kirchengründungen gehen nachweislich auf Bonifatius zurück, wie zum Beispiel Erfurt, Ohrdruf oder Sülzenbrücken. Bonifatius hatte die meiste Zeit ein Team von Missionaren um sich. In dem Prospekt der hiesigen Bonifatius-Kirche heißt es: "Sein Ziel ist jedoch nicht ausschließlich die Verbreitung der frohen Botschaft, sondern die Anbindung der Kirchen und Bistümer, auch bereits bestehender, an Rom." Am 5. Juni 754 stirbt Bonifatius während seines zweiten Versuchs, die Friesen zu missionieren, in der Nähe von Dokkum bei einem Überfall räuberischer Heiden. Sein Leichnam wird später in Fulda beigesetzt.

Die hiesige Kirche wurde zu Beginn des 13. Jahrhunderts errichtet. 1265 wird ein Pfarrer Namens Ernestus in Treffurt urkundlich erwähnt. Eine dicke Säule, die als Kanzelstütze fungiert, ist das älteste Stück der Kirche. Ein Deckengemälde aus der Zeit des hohen Mittelalters zeigt die vier Evangelisten. 1534 wird Andreas Menzer als erster lutherisch-reformierter Pfarrer von Landgraf Philipp von Hessen nach Treffurt berufen.

Elsa Cauer steigt zu ihrer Morgenandacht, denn diese Tradition der täglichen Andacht, werden wir auch während dieser Tour fortsetzen, natürlich nicht auf die alte Kanzel mit der Säulenstütze, sondern stellt sich dicht vor uns, die wir uns in die vorderen Kirchenbänke gesetzt haben. Wir singen Paul Gerhardts Lied "Geh aus mein Herz und suche Freud in dieser schönen Sommerzeit an deines Gottes Gaben..." und dann erläutert Elsa im Blick auf die Schöpfungsgeschichte im Buch Mose, dass deren Sinn nicht sei, eine gewissermaßen auch naturwissenschaftlich relevante Aussage

über die Entstehung der Erde und des Weltalls zu machen. "Wie das Lied Paul Gerhardts will die Schöpfungsgeschichte als geistliche Dichtung Gott loben angesichts der herrlichen Natur. Die Losung unseres heutigen Tages lautet: Gott sah sich alles an, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut. Gott freut sich wie ein Künstler über sein gelungenes Werk und sagt zu sich: Haste gut gemacht. Darüber darf natürlich nicht vergessen werden, dass es im Schöpfungsganzen eine gewisse Gebrochenheit gibt. Wie oft habe ich dies in der Klinik Havelhöhe sehen müssen. Man weiß um das Zerstörerische und um die Schmerzen der Geschöpfe. Und doch bleibt das Bild der herrlichen Schöpfung, das Staunen darüber. Unsere Welt ist immer noch Abbild eines gedachten Urzustandes. Und daran werden wir denken, wenn wir heute wieder diesen Fluss entlang radeln." Und dann lesen wir noch zusammen den 104. Psalm, in dem sich so schöne Bilder finden: "Du breitest den Himmel aus wie einen Teppich ... und Du bewegst Dich auf den Fittichen des Windes ... und Du lässt Wasser in den Tälern quellen ... und die Vögel singen unter den Zweigen." Ich bin immer wieder überrascht, dass sich in dieser alten Bibel noch Worte finden lassen, die zu unseren Erfahrungen im 21. Jahrhundert passen. Und es geht doch recht fröhlich zu und da heißt es "und der Wein erfreut des Menschen Herz" und es macht mir Spass, dass auch etwas zoologisch Apartes wie ein Klippdachs sich im Gebet tummelt. Das ist ja wieder wie bei Paul Gerhardt, in dessen Kirchenliedern - wie in den Bilderbüchern unserer Kinder - der ganze Bauerhof samt Wäldern und Feldern vorkommt.

Ich finde es gut, dass nach der etwas gar zu richtigen Predigt von gestern uns heute früh noch einmal die Augen geöffnet werden für all das, was frohen Herzens zu sehen ist, weil es da ist, und nicht nur für das, was zu befürchten, zu bereuen und zu erbitten ist.

An den Innenwänden der Bonifatius-Kirche erinnern Eisenplastiken aus Teilen des Grenzzaunes daran, dass wir bald die frühere Westgrenze der DDR erreichen werden. Am Rastplatz "Im Lerchenfeld" bei Heldra stoßen wir auf ein Denkmal, das an die Öffnung der Grenze erinnert. Es ist ein fast mannshoher, spitz zulaufender, unbehauener Steinbrocken. Auf einer Bronzetafel steht: "An dieser historischen Stelle wurde am 13. November 1989 um 15.46 Uhr der 'Eiserne Vorhang' geöffnet. 40 Jahre lang waren die Menschen durch Grenzsicherungs- und Sperranlagen an der 296 km langen thüringisch/hessischen Grenze voneinander getrennt...."

Die Werra ist hier ein zwanzig Meter breiter, ruhig fließender Strom. Im weiten Tal Rapsfelder und viele, rosa und weiß blühende Apfelbäume. Unsere Räder rollen leicht auf meist asphaltierter Bahn.

Wir machen Mittagspause in Altenburschla. Am gedrungenen Turm der Kirche eine Uhr mit einer Sonne im Zifferblatt. An den vier Ecken steht:

*Hin eilt die Zeit
Her kommt der Tod
Du Mensch bedenk
Dein Stund vor Gott.*

Wir stehen hier nicht unter Zeitdruck und ruhen uns eine gute Stunde lang aus. Ich rücke vor dem Photographieren des Kirchturms mit der Sonnenuhr die Mülltonnen aus dem Bild, und Emil erzählt zwischendurch - wahrscheinlich im Blick auf unsere kräftige Zwischenmahlzeit und die Anzahl von uns Radlern - einen Nachkriegswitz, den wahrscheinlich auf Anhieb nur unsere Altersgruppe kapiert und vielleicht sogar goutiert:

Kommt 1946 einer in eine Tierhandlung.

"Ich möchte einen Hund kaufen."

"Reinrassig oder Mischling?"

"Ganz egal. Für 8 Personen."

Uns geht es nicht schlecht in Altenburschla, und als es plötzlich zu regnen beginnt, meinen wir an die Mittagspause sogleich die Kaffeepause anschließen zu sollen. Wir stellen die Räder unter und ziehen um ins neben der Kirche befindliche Restaurant, wo man uns einen vorzüglichen Apfelkuchen anbietet. Vielleicht hat der Regenguss und unsere Flucht in das Lokal Ingrid Laudien an einen Ernteeinsatz mit anderen Theologiestudenten in Oranienburg erinnert. In der LPG begriff man zunächst nicht so recht, was Theologen eigentlich sind. Dann fiel der Groschen: "Aha, sie lernen auf Pfarrer."

Als wir aufbrechen, ist der Regen vorbei. Danach zwar immer wieder mal schwarzer Himmel, aber nicht unmittelbar über uns. Nur ein paar Tropfen. Es lohnt gar nicht, die Regenkleidung anzulegen. Anorak genügt. Wir beobachten einen aufgebaumten Mäusebussard mit meinem sehr kleinen, aber sehr scharfen Zeiss-Glas.

Nun treten wir doch etwas energischer in die Pedale und passieren Eschwege ohne weiteren Aufenthalt. Wir kommen im immer breiter werdenden Tal der Werra an vielen Baggerseen vorüber. Ideale Gewässer für den Karpfenfang. Diese Seen ersetzen den Anglern, was sie in der Werra vermissen. Die Fische halten deren Kalifracht nicht aus. Man kann auf ihr Paddelboot und Kanu fahren und sie stinkt auch nicht, aber die Fauna ist schwer geschädigt. Es soll sich nach der Wende und dem Schließen einiger Kalibergwerke gebessert haben, aber wie weit diese Besserung ging, wissen wir nicht. Ich sehe nur einmal in Eschwege einen Angler mit einer Stippe an der Einmündung eines Baches und ich sehe nicht, dass er etwas gefangen hätte.

Wir sind auch heute ohne Mühe die geplanten 40 Kilometer geradelt und treffen gegen 18 Uhr in Bad Soden ein. Unser Hotel "Alte Post" liegt direkt gegenüber der Saline. Bad Soden ist kein mondäner, eher ein bescheidener Badeort. Es gibt die üblichen vielen Cafés und Weinstuben. Doch die meisten haben heute geschlossen. Ein mit über hundert Hexenpuppen ausgestaffiertes Lokal sagt uns nicht zu. Es ist verqualmt. In einer modernen Pizzeria wird uns ein ruhiger und nicht verräucherter Nebenraum angeboten. Ich habe mein gestriges Manuskript eingesteckt, sage dies aber nicht. Es wäre gut, wenn ich es vor dem weiteren Vorlesen noch einmal durcharbeiten könnte.

Am Abend bringe ich noch Bleistiftkorrekturen an und überlege, ob und wie ich reflektierende Erinnerung und die Dokumentation von gewissermaßen historischen Aufzeichnungen mischen könnte. Ich tendiere immer mehr dazu, beim Aneinanderreihen von Tagebuchaufzeichnungen und Briefen zu bleiben, aber in diesen einige Korrekturen, doch meist nur stilistischer Art vorzunehmen.

Bad Soden-Allendorf – Wahlhausen - Hannoversch Münden.

Dienstag, 4. Mai 2004

Bibel- und Menschenkunde

Vor der Abfahrt fotografiere ich das Gradierwerk in Bad Soden. Salzwasser tropft über eine, wie ich schätze, acht Meter hohe Wand aus beschnittenen Schwarzdornreisern. Der vorbei schreitende Kurgast soll die salzhaltige Luft einatmen. So ersetzt das Gradierwerk dem Binnendeutschen die Reise an die Nordsee. Es sind am frühen Morgen jedoch nur wenige, die auf dem feuchten und überdachten Holzbohlenweg um die hoch gestapelten und senkrecht gekappten Reisigbüschel schreiten und tief durchatmen. Ob diese Anlage von den Gästen ernst genommen wird? Jedenfalls garantiert sie den Anspruch, ein Badeort zu sein.

Bei dem Gradierwerk handelt es sich um eine Rekonstruktion zu Badezwecken. Es ist das einzige noch vorhandene von einstmals 22. Das erste wurde 1601 erbaut. Die Gradierhäuser waren Holzkonstruktionen wie heute, hatten aber in der Regel ein Dach, in der Anfangszeit mit Stroh bedeckt, später wegen der Feuergefahr meist mit Ziegeln. Unten war das Bassin zum Auffangen der gradierten Sole.

Unter Gradieren versteht man die Steigerung der Salzkonzentration in der Sole. Diese entsteht dadurch, dass der Wassergehalt der auf die Gradierwerke hochgepumpten Sole bei deren Heruntertröpfeln an den Schwarzdornreisern durch Verdunstung abnimmt. Der technische Vorteil einer Gradierung bestand darin, dass das Sieden jetzt mit einer höherprozentigen Sole beginnen und Brennmaterial gespart werden konnte. Die zunächst 4,5 bis 6,5prozentige Sole wurde in hintereinander geschalteten Gradierhäusern, die eine Gradierstraße bildeten, auf die Höchststufe von 22 bis 25 % Salzgehalt hochgradiert. Die Luftinhalatorien gibt es in Bad Soden seit etwa 100 Jahren. Heute fließen an einem sonnigen Sommertag etwa 250.000 Liter Sole über die 2.400 qm Tropffläche des Gradierwerks, das 2002 restauriert wurde.

Wir fahren von Bad Soden über die Werra nach Allendorf und schieben dort unsere Räder durch die von Fachwerkhäusern gesäumte Hauptstraße. Danach flotte Fahrt entlang der ehemaligen deutsch-deutschen Grenze. Von oben blicken wir in das Tal der Werra. Rapsfelder ziehen sich die sanften Hänge hinauf. Über dem ganzen Land liegt der schwere, die anderen Gerüche verdrängende Duft der gelben Blüten.

In Wahlhausen, einem Dorf an der Werra und der ehemaligen deutsch-deutschen Grenze besuchen wir die 1718 erbaute evangelische Kirche. Patrone sind die Herren von Hanstein, die sich nach der Wende von 1989 um die Renovierung der Kirche gekümmert haben. Besondere Verdienste erwarb sich der Rennfahrer Huschke von Hanstein. Am 27.9.1992 erfolgte die Wiedereinweihung der Kirche.

Am meisten beeindruckt mich ein Tafelbild, das in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, wahrscheinlich von einem Laien nach einer Vorlage gefertigt wurde. (Beim Landesamt für Denkmalspflege in Erfurt findet sich ein Hinweis, dass das Original gegen 1670 von Marguia Schmalz gemalt worden ist.) Das Gemälde, sei es nun Kopie oder Original oder auch Ausgestaltung einer ähnlichen Vorlage, zeigt, wie Jesus von Pontius Pilatus der Prozess gemacht wird. Das Bild befindet sich in einem reich mit Blattwerk und Rosen in Gold und Weiß gehaltenen barocken Schnitzrahmen. In der Mitte steht auf einem Podest unter einem Baldachin der Hohepriester Kaiphas, ausgewiesen durch ein Medaillon mit Moses und den Gesetzestafeln. Auf einem zweiten Podest am linken Bildrand thront ebenfalls unter einem Baldachin der römische Statthalter Pontius Pilatus. Rechts neben ihm ist im Hintergrund seine Gattin Claudia Rogalla mit einem bediensteten Mohren zu erkennen.

Vorne links sitzen zwei Notare an einem Tisch. Auf diesem stehen Schüssel und Krug, die Pilatus benutzen wird, um seine Hände in Unschuld zu waschen. Vorne rechts sitzt Jesus auf einem Säulenstumpf, an den Händen gefesselt, dekoriert mit Purpurmantel und Stab, um seinen Anspruch, König der Juden zu sein, zu demonstrieren.

Rechts und links stehen die Vertreter der geistlichen und weltlichen Ordnung. Sie halten jeweils eine Schrifttafel mit ihrer wichtigsten Aussage zum Prozess. Im Hintergrund weitete sich der Blick auf Jerusalem mit mehreren repräsentativen Bauten. Im rechten Fenster erscheint eine große Volksmenge mit einem Kreuz und fordert Jesu Tod.

Dieses farbenprächtige Gemälde ist kein Meisterwerk der Malerei, eher ein Bibelcomic, bei dem es in erster Linie auf die Aussage ankommt. In meiner Graphiksammlung habe ich zwar mehrere Kupferstiche und Radierungen, welche vergleichbare Szenen zeigen, aber erst hier in Wahlhausen wird mir die Tendenz dieser Darstellungen voll bewusst. Friedrich Abendroth, wahrscheinlich ein Pfarrer dieser Gemeinde, ist der Sache nachgegangen und weist in einer Broschüre auf die Tradition und die Funktion solcher Bilder hin. Ich zitiere ihn:

"Solange es Christen gibt, hat es viele beschäftigt, wie Pontius Pilatus dazu gekommen ist, Jesus zum Tode zu verurteilen. Nach römischem Recht hätte er es nicht tun dürfen, weil die von den Juden vorgetragene Anschuldigung der Gotteslästerung nicht todeswürdig war und der angebliche Anspruch Jesu, König der Juden zu sein, von Pilatus nicht ernst genommen wurde.

Deshalb wurde immer wieder versucht, eine Revision des Pilatusurteils zu erreichen. Ziel war nicht nur die Rehabilitation Jesu, sondern auch Argumente für die Verfolgung der Juden zu haben... Dazu brauchte man Beweismaterial. So tauchten immer wieder 'Urkunden' auf, die als Protokolle oder Berichte der Gerichtsverhandlung des Pilatus ausgegeben wurden. Sie mussten u.a. auch darum alle falsch sein, weil nachweislich im Römischen Reich zurzeit Jesu keine Gerichtsprotokolle angefertigt wurden.

Richtig in Gang kamen diese Bemühungen im Jahre 1511, als in Vienne an der Rhone das angebliche Protokoll des Pilatusurteils gefunden wurde. Mit rasender Eile verbreitete sich dieser Fund als Flugblatt in ganz Europa.

Als 1580 in Aquila in den Abruzzen auch noch die angebliche hebräische Originalfassung dieses Protokolls auftauchte, wurde der übersetzte Text überallhin zur Stärkung der Volksfrömmigkeit verbreitet. Und gleichzeitig entstanden nun auch Bilder, die die Verhandlung auf dem Hochpflaster in Jerusalem farbenprächtig darstellten."

Im Unterschied zu allen gewissermaßen künstlerisch wertvollen Darstellungen dieser Gerichtsszene, die sich in meiner Sammlung befinden und welche die Botschaft nur bildnerisch zu vermitteln suchen, überlässt der Wahlhausener Maler oder Kopist nichts der freien Interpretation des Betrachters, sondern transportiert seine Botschaft eindeutig durch das, was wir heute Sprechblasen nennen würden.

Ich hätte diese Tafeltexte gerne studiert, aber dazu hat man auf einer Radtour keine Zeit. Mir fiel nur auf, dass die Juden sich auf dem Bild nicht so ganz einig waren. Neben Joseph von Arimathia und Nikodemus, die Jesus verteidigten, waren immerhin zwei weitere hochgestellte Juden nicht für die Todesstrafe, sondern wollten Jesus nur verbannen, "ins Elend oder zum Kayser schicken" oder einfach "fortjagen". Ich fand in dem Gemälde die Tendenz, welche die gefälschten Gerichtsprotokolle aufwiesen, so eindeutig nicht wieder, auch wenn die Notare bzw. Gerichtsschreiber am Tisch suggerierten, dass es so etwas wie ein Protokoll der Verhandlung gegeben hat. Die Bildunterschrift mit den Worten des Pilatus sagt nichts anderes, als auch in den Evangelien steht. Die Verantwortung für das Todesurteil liegt eindeutig bei Pilatus, und nach meinem Verständnis war Pilatus ein übler Karrierist und Geldschneider, dem es bei der Unterdrückung von Unruhen auf ein Todesurteil mehr oder weniger nicht ankam.

Der Vorteil der 18-seitigen Broschüre Friedrich Abendroths ist, dass er auf zwei Schreibmaschinenseiten alle Texte des Tafelbildes abgeschrieben hat. Die meisten Namen der jüdischen Prozessbeteiligten sind nicht biblisch belegt. Ich finde diese Sprechblasen und Bildunterschriften spannend, weil sie uns zeigen, wie man um das Jahr 1670 sich den Prozess gegen Jesus vorstellte. Es ist sehr wahrscheinlich, dass die Pfarrer von Wahlhausen zu dieser Zeit in der Karwoche dieses Bild als Predigthilfe benutzt haben.

Da die anderen Radler auch nicht dazu gekommen sind, alle Texte auf dem Bild zu lesen, dokumentiere ich die Abschrift der Tafeltexte, wie ich sie bei Abendroth gefunden habe.

Die Tafeltexte

Tafel bei der Volksmenge; Daß gantze Volck schrie und sprach, wenn du diesen loslassest, so bist du deß Kaysers Freund nicht, kreutzige, kreutzige ihn, sein blud komme über unß und über unsere Kinder und gieb unß Barrabam loß.

Tafeln der einzelnen Prozessbetheiligten

Subath: Die Rechte verdammen keinen ohne Uhrsach zum Todt, derhalben höre man erst, waß er gethan hat.

Achias: Unerhörter Sache soll man niemand zum Todt verurtheilen.

Rosdioruni: Warzu sollen die Gesätze, wann sie nicht sollen gehalten werden.

Riphar: Last ihn zuvor bekennen, dann straffet ihn nach dem Gesätz und Rechten.

Simon Leprosus oder der Aussätzige: Waß hat ein Auffrührer nach den Rechten verdient, als daß er gesteinigt oder gekreutzigt werde.

Raban: Nach dem Gesätz soll er sterben, den er hat sich selber zu Gottes Sohn gemacht und nennet sich der Juden König, da er doch nur eines Zimmermanns Sohn ist.

Joseph von Arimathia: Schande were es, so in dieser gantzen Versammlung niemand diesen unschuldigen Mann vertheidigen sollte.

Joram: Warum wollten wir diesen Gerechten verdammen lassen.

Ehieris: Er mag fromm sein oder nicht, weil er daß Volck durch seine Predigt zur Aufruhr anreizet muß Er sterben.

Potiphar; Dieser soll als ein Zerstörer des Vaterlandes und Aufrührer des Volckes des Landes verwiesen werden.

Caiphas, des jüdischen Hohepriesters Ausspruch oder Weissagung (Joh.11): Ihr wisset nichts, be-dencket nichts, es ist uns besser ein Mensch sterbe für daß Volck dann daß das gantze Volck verderbe.

Josaphat: Lasset ihn ewig gefangen sein.

Ptolemeus: Waß verziehen wir lang er sey gerecht oder ungerecht warum verdammen wir ihn nicht.

Nicodemus: Verdammt auch unser Gesätz jemanden ehe dann er verhöret und die Sach erkundiget wird.

Diarabias: Weil er daß Volck erreget hat so ist er des Todtes schuldig, fort mit ihm.

Teras: Mancher weiß (=schicke) ihn in das Elend oder schicke ihn zum Kayser.

Sabeas: Laß uns ihn ausrotten weil daß Vaterland nichts als Verderben vor ihm zugeworden hat.

Sabinti: Er sey gerecht oder ungerecht weil er unser Väter Gesätz nicht helt so soll man ihn nicht,leiden.

Tafel über Pilatus: Pontius Pilatus ludex (=Richter).

Tafel von Claudia Rogalla, Pilatus' Frau:

lässt sagen) Hab du nichts zu schaffen mit diesem Gerechten denn ich habe viel erlitten im Traum von seinenwegen (nach Matthäus 27,19). Mesa: Ist er gerecht so wollen wir es mit ihm , halten. Ist er aber ungerecht so lasset uns ihn von uns jagen. Samech: Lasset uns ihn also strafen, damit er künfftig nicht weiter wieder uns kehren meg.

Inscription am Fuße des Bildes:

Des Jüdischen Landpflegers Pontii Pilati über Jesum ergangenes Bluturtheil gesehen zu Jerusalem an dem gewöhnlichen Gerichtsort Gabbatha oder Hochpflaster genandt den 3. April im Jahr Christi XXXIIII (34)

'Ich Pontius Pilatus Römischer Kayserl. Maistat Tibery verordneter Landpfleger in Judea und Richter zu Jerusalem erkenne Urtheile und erlaube hiermit demnach das Jüdische Volck Jesum von Nazareth zu mir gebracht, ihn als einen Aufrührer verklaget als der sich vor einen König und Sohn Gottes auff-geworffen wie sie solches auß seiner eigenen Be-känntnis sowohl als Verhörung etlicher Zeugen mir genung erweißlich erachten, da er doch nur eines gemeinen Zimmermanns Sohn, über daß auch ihren Tempel abzubrechen ihn gedrohet, daß vermöge jüdischer Rechten und Gesetz dabey sie billig zu schützen, dieser Jesus iedoch auff ihre künfftige Verantwortung möge gekreuziget werden aus Recht und Gewalt des Römischen Kayzers.'

Wir halten uns in der Kirche von Wahlhausen über eine Stunde auf, weil wir uns nicht nur über Tonband und Lautsprecher durch die Kirche führen lassen, sondern weil wir auch noch die seltene Gelegenheit, in einer evangelischen Gegend an einem Werktag eine Kirche geöffnet zu finden, für unsere tägliche Andacht nutzen.

Emil Cauer liest den Text vor, der im grünen Pfarrkalender für den heutigen Tag vorgesehen ist. Es handelt sich um eine berühmte, unter Feministinnen berüchtigte Stelle aus dem ersten Brief des Paulus an Thimotheus. Wir sind ausreichend bibelkundig, um zu wissen, dass es sich bei diesem Pastoralbrief nicht um einen authentischen Brief des Paulus an seinen Mitarbeiter Timotheus in Ephesus handelt, sondern um einen Text, der nach Paulus Tod in seinem Namen zur Ordnung des Gemeindelebens beitragen sollte. Das ist keine Fälschung wie im Falle der obengenannten Prozessprotokolle des Pilatus, sondern eine respektierte literarische Form. Emil liest aus dem 2. Kapitel die Verse 8-15. Angesichts von Elsa und Ingrid, die zur ersten Generation der Pfarrerrinnen nach dem Kriege gehörten, und eingedenk des Umstandes, dass sich heute unter den Theologie Studierenden Männer und Frauen die Waage halten und in den Gemeindegemeinderäten die Frauen mittlerweile überwiegen und sogar in den höchsten Leitungsgremien die Zahl der Frauen deutlich zunimmt, ist dieser Text eine merkwürdige Antiquität. (Ich zitiere hier die Einheitsübersetzung. In der katholischen Tagungsstätte in Dorstadt lag natürlich nicht die Übersetzung Luthers aus, an die sich Emil gehalten hat. Ich halte beide Übersetzungen für zuverlässig.)

"Ich will, dass die Männer überall beim Gebet ihre Hände in Reinheit erheben, frei von Zorn und Streit. Auch sollen die Frauen sich anständig, bescheiden und zurückhaltend kleiden; nicht Haartracht, Gold, Perlen oder kostbare Kleider seien ihr Schmuck, sondern gute Werke; so gehört es sich für Frauen, die gottesfürchtig sein wollen. Eine Frau soll sich still und in aller Unterordnung belehren lassen. Dass eine Frau lehrt, erlaube ich nicht, auch nicht, dass sie über ihren Mann herrscht; sie soll sich still verhalten. Denn zuerst wurde Adam erschaffen, danach Eva. Und nicht

Adam wurde verführt, sondern die Frau ließ sich verführen und übertrat das Gebot. Sie wird aber dadurch gerettet werden, dass sie Kinder zur Welt bringt, wenn sie in Glaube, Liebe und Heiligkeit ein besonnenes Leben führt."

Was hier über die Rolle der Frau gesagt wird, entspricht traditionell jüdischer Denkweise, aber aus heutiger Sicht muss man schon sagen: Das schreibt ein Mann und hier werden die Frauen diskriminiert. Die Berufung auf Adam und den Sündenfall ist pure Ideologie. Das denke ich mir beim Vorlesen dieses Textes. Emil ahnt solche Reaktionen und empfiehlt, nicht alles sofort aus heutiger Sicht zu kommentieren. Zunächst gehe es darum, einen Text aus seiner Zeit heraus zu verstehen. Einigen Aussagen, die im Prinzip in gleicher Weise für Männer gelten, könnten auch emanzipierte Frauen zustimmen, zum Beispiel dass eine Frau mehr durch ihre Aktivitäten als durch ihre Kleidung in der Gemeinde auffallen sollte. Wenn man den Text aufmerksam und ohne politisch korrekte Aufgeregtheit lese, könne man manches Richtige und immer noch Aktuelle in ihm entdecken, das auch dann gilt, wenn Frauen wie selbstverständlich in unserer Kirche heute dieselben Rechte und Pflichten hätten wie Männer. "Obwohl dies so ist, würde ich einen solchen Text keiner Predigt zugrunde legen. Er bestätigt nun mal mit apostolischer Autorität einige altgediente Vorurteile." So ganz ist Emil mit diesem Manöver aber noch nicht aus der Bredouille. Er wird im Laufe des Tages noch mehrmals von unseren Radlerinnen auf diesen Text angesprochen werden.

Ich fotografiere Burg Ludwigstein, davor ein leuchtend gelbes Rapsfeld und unsere bunte Radlergruppe. Wir radeln leicht im Werratal dahin und kommen schnell voran, durchschnittlich 15 Kilometer in der Stunde. Sieben Kilometer vor Hannoversch Münden machen wir Kaffeepause. Von einer hochgelegenen Terrasse blicken wir auf die Werra. Ich fotografiere uns beim Kuchenessen - auch Emil und Elsa Cauer.

Wir werden im Stadtzentrum von Hannoversch Münden übernachten. Bei unserer Ankunft erklingt um 16 Uhr vom Giebel des Rathauses das Glockenspiel mit der Melodie „Ich bin der Doktor Eisenbart, kurier die Leut auf meine Art...“

Wir spazieren zum Zusammenfluss von Werra und Fulda. An der Landspitze der Vereinigung in Bronze die auf den hiesigen Postkarten fort und fort zitierten Verse eines (zumindest mir) unbekanntes Heimatdichters:

*Wo Werra und Fulda sich küssen
Sie ihren Namen büßen müssen.
Und hier entsteht durch diesen Kuss
Deutsch bis zum Meer der Weserfluss.*

Ich sehe den Kuss etwas prosaischer und hoffe, dass die gleichstarke Fulda die Wasserqualität der hier entstehenden Weser entscheidend verbessert, denn mir scheint die Kali- und Schmutzfracht der Werra beim Zusammenfluss noch beträchtlich zu sein.

Auf der Suche nach einem Speiselokal unterhalte ich mich mit Elsa Cauer über unser beider Hobbys. Wir bestaunen die Auslagen eines Antiquitätengeschäftes, das ausgewählte, edle Stücke anbietet. Doch es schließt gerade und so geraten wir nicht in Versuchung, unsere Gepäcktaschen mit einem dick verpackten Fund zu beschweren. Ich habe schon mal auf einer Radtour am zweiten Tag in einem Antiquariat die gesammelten Reiseberichte Mark Twains sozusagen billig erworben und dann wie Hans im Glück, doch ausdauernder als dieser meinen Goldklumpen in der Satteltasche acht Tage durchs Emsland transportiert. Elsa sammelt Porzellan und hat ein Faible für Moccataassen. Eine solche hätte leicht noch in ihre Tasche am Lenkrad gepasst - neben die winzigen, heimischen Teddybären, die sie auf jede Tour mitnimmt und gelegentlich auf den Kaffeetisch setzt. Elsa

schenkte ihrem Emil zum 70. Geburtstag die Replik einer Tasse des Jüdischen Museums in Berlin. Das schöne Stück ist mit den den Portraits seiner Vorfahren bemalt, den Itzigs, einflussreichen Berliner Bankiers. Mich fesselt auch das 18. Jahrhundert. Nur sind es bei mir nicht Porzellan und Tafelsilber, sondern die Radierungen Daniel Chodowieckis, und gelegentlich erwerbe ich ja auch Graphik zur Bibel aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Die fortschreitende Säkularisation und die nachlassende Bibelkunde begünstigt in meinem Sinne die Preisbildung. Biblische Szenen sind bei Auktionen viel billiger als Seeschlachten oder die Liebschaften der Götter Griechenlands.

Wir bummeln durch die Mündener Altstadt. Vor 800 Jahren wurde Münden von den Landgrafen von Thüringen als Stadt gegründet. Eine Siedlung gab es hier aber bereits zur Zeit der Karolinger, Gemundi genannt. Verglichen mit den Römerstädten, die wir auf unseren Touren an Mosel und Rhein und an der Donau besuchten, ist Münden, das heute 28.000 Einwohner zählt, nicht sonderlich alt. Doch das Alte ist als Ensemble vorzüglich erhalten. Den Stadtkern prägen 560 Fachwerkhäuser.

Als es dunkel wird, kehren wir in einem Traditionslokal ein. Es nennt sich "Zur Erholung" und bietet nicht mehr als höchstens zwanzig Gästen Platz. Dies schafft familiäre Atmosphäre. An den Wänden gelbliche Fotografien vom Beginn des 20. Jahrhunderts, als hier noch die Fürsten regierten und im Mündener Schloss residierten. Wir bestellen bei der Wirtin die landestypische "Grünsuppe", zubereitet vom Ehemann in weißer Kluft mit sieben Kräutern und viel Schmand. Anschließend lädt uns Elsa noch zu einer großen Tüte Eis ein, das ein Italiener im Erdgeschoss eines dieser Fachwerkhäuser anbietet.

Während Ruth im Hotel gleich einschläft, kann ich es nicht lassen: Ich bleibe dran an einem britischen Film, den der Westdeutsche Rundfunk zeigt. Kriegsgefangene sollen eine Eisenbahn durch das japanisch besetzte Thailand bauen. Es gibt Parallelen zur "Brücke am River Kwai", doch dieser Film ist nicht so ästhetisch, nicht so rund erzählt. Er enthält grauenhafte Szenen, die mir der Wirklichkeit nachempfunden scheinen. Da wird nicht heroisch gepfiffen. Die Menschen sterben wie die Fliegen. Briten und Japaner verstehen sich nicht. Was mich bannt, ist etwas Unbekanntes: Das Ehrverständnis eines japanischen Offiziers führt dazu, dass die Gefangenen gequält werden. Es kommt immer wieder zu schwer wiegenden Missverständnissen. Ich frage mich: Gibt es nicht das Allgemeinmenschliche, eine gewissermaßen elementare Humanität über alle Kulturen hinweg? Über diesen Film hätte ich gerne mit jemand gesprochen, am liebsten mit jemandem, der sich in Japan auskennt. Doch ich war sicher der einzige, der zu so später Stunde diesen ungewöhnlichen Film gesehen hat.

Hann. Münden – Bad Karlshafen – Beverungen.

Mittwoch, 5. Mai 2004

Erinnerungen an zwei Zufluchtstätten für Verfolgte

Nach einem aufbauenden Frühstück im Hotel Alte Rathausschenke, ganz im Zentrum der Stadt, wenige Schritte vom Rathaus, verzögert sich unser Start. An Emil Cauers Rad ist der hintere Reifen platt. Er legt einen neuen Schlauch ein. Wir führen solchen Ersatz immer mit. Wir müssen das Öffnen eines Fahrradgeschäftes nicht abwarten.

Der Himmel ist bedeckt und wir rechnen mit Regen. Wir tragen die Anoraks. Noch ein Blick zurück auf das rosabraun getünchte Welfenschloss. Nach einem Brand im Jahre 1561 war es im Stil der Weserrenaissance wieder aufgebaut worden.

Hinter Münden müssen wir ein Stück steil bergan schieben. Es ist ein neu ausgewiesener Radweg. Der bisherige war bequemer und hat die Autostraße begleitet. Doch heute früh sind wir frisch und wir haben kaum mehr als 40 Kilometer vor uns. Ruth nutzt die Gelegenheit, uns alle beim Schieben

am Hang zu photographieren. Wir schaffen die Anhöhe ohne Herzrasen und genießen oben die frische Waldluft und den gelegentlichen Blick ins Tal.

In Hemeln lässt sich Ingrid Laudien die alte Dorfkirche aufschließen. Der klobige Westturm wurde in romanischer Zeit errichtet, man nimmt an um das Jahr 1200. Die Innenausstattung stammt aus der Zeit des Barock, ergeht sich aber nicht in üppigen Schwüngen, sondern bleibt bäuerlich-derb. Mir gefällt es, wie die Jünger, die Holzfällern gleichen, beim Abendmahl um einen aus dicken Bohlen gezimmerten Tisch sitzen. Ihre Hocker haben ein steiles Rückteil, in das jeweils ein Herz geschnitten wurde.

Eine kleine, am Kopierer vervielfältigte Broschüre informiert über die lange Geschichte der Renovierungen und dabei hilfreiche Spenden. Eine Tafel berichtet, dass zum Gedächtnis seiner Mutter Henriette, geb. Wellner, ein „Herr Fritz König zu Bonn dieses ehemals in Verfall geratene Gotteshaus samt seiner Umgebung 1891 hat gar herrlich erneuern lassen“. Bemerkenswert ist an dieser Tafel, dass sie auch einen Hinweis auf die politische Geschichte Deutschlands enthält. Diese Henriette König, die 1789 in Elbinerode im Harz geboren wurde und 1838 starb, wird nicht nur eine „hochbegabte und edle Dulderin“ genannt. Das entspräche noch der Konvention. Doch dann heißt es weiter: Sie lebte sieben Jahre getrennt von ihrem Gatten, der wegen seiner Teilnahme „an der ein freies und einiges Deutschland erstrebenden politischen Bewegung des Jahres 1830 in Gefangenschaft geriet“. In dieser Zeit der Gefangenschaft fand die Mutter der drei Söhne Hermann, Alfred und Fritz „gastliche Aufnahme bei ihrem Schwager, dem Reitenden Förster König in Hemeln“. Selbiger Fritz wurde dort 1840, also zwei Jahre nach dem Tod seiner Mutter, konfirmiert. Aus Liebe zu der Stätte seiner Konfirmation und vermutlich auch aus Dankbarkeit für die Aufnahme im Försterhause hat er dann im Alter von 65 Jahren die Renovierung der Kirche bezahlt. Die Tafel zitiert Psalm 28, 8. „Herr ich habe lieb die Stätte Deines Hauses.“

Mir gefallen solche erzählenden Tafeln. An der Außenmauer der Kirche habe ich, während Ingrid noch den Schlüssel besorgte, bereits eine Grabstele aus hellem Sandstein photographiert. Bis auf die abgebrochene Spitze ist sie gut erhalten. Nach Stil und Schreibweise dürfte sie zur Zeit des Klassizismus, zu Beginn des 19. Jahrhunderts, entstanden sein. Zwei Engel, deren Köpfe mit dem oberen Teil der Platte verschwunden sind, berühren die Spitze einer steilen Pyramide, die auf vier kleinen Kugeln ruht und mit drei blühenden Zweigen verziert ist. Links neben der spitzen Stele sieht man eine von Wolken zur Hälfte verdeckte Sonne, rechts das unverhüllt strahlende Gestirn. Auf dem Sockel eine Inschrift, die von Restauratoren wieder schwarz ausgemalt wurde.

GUTE NACHT IHR
 MEINE FREUNDE
 ALLE MEINE LIEBEN
 DIE IHR UM MICH WEINT
 LASST EUCH NICHT BETRÜBEN.
 DIESEN ABTRITT
 DEN ICH THU
 IN DIE ERDE WIEDER
 SCHAUT DIE SONNE
 GEHT ZUR RUH
 KOMMT DOCH MORGEN
 WIEDER.

Ingrid nimmt den Text für unsere Andacht in der Hemener Kirche aus der Bergpredigt, gleich den Anfang, die Seligpreisungen. „Berge waren für die Juden Orte der Offenbarung. Es kommt darauf an, dass wir diese Wort neu in unsere Zeit sprechen.“ Sie verweist auf die Übersetzung von Ruth Lapide und das traditionell Jüdische in der Bergpredigt. Ganz wichtig ist, dass man für das

Griechische „makarios“, das wir gewohnt sind mit „selig“ zu übersetzen, ein passenderes, unserem modernen Sprachgefühl entsprechendes Wort findet. Als Beispiel nennt Ingrid den Satz „Wohl denen, die vor Gott und der Welt anspruchslos sind ... denn sie werden in der Heimat leben.“ Und was die Gewaltlosigkeit anbelangt, erinnert sie an die Erfahrung der regierenden Genossen in der DDR, die meinten, alles unter Kontrolle zu haben: „Wir haben mit allem gerechnet und wir waren auf alles vorbereitet, aber wir hatten keine Antwort auf Kerzen und Gebete.“

Um die Mittagszeit erreichen wir das frühere Benediktinerkloster Bursfelde. Es ist seit der Reformation in evangelischer Hand, doch es gibt immer noch einen Abt. Dieses Amt wird von einem Theologieprofessor an der Universität Göttingen ausgeübt, meist über ein Jahrzehnt und manchmal sogar länger. Zurzeit ist dieser Abt Professor Ringleben. Emil Cauer kennt Bursfelde von seiner Studienzeit. Die Studenten kamen mit den Professoren zu Wochenendseminaren hierher. Daneben gibt es auch heute noch die feste Tradition der Bursfelder Himmelfahrtstreffen. Der Abt lädt bei dieser Gelegenheit im Anschluss an den Gottesdienst zu einem akademischen Festvortrag ein. Lothar Perlt, von 1980 - 2000 Abt von Bursfelde, betont die ökumenischen Bemühungen: „Zum Dreifaltigkeitssonntag 1984 lud der Abt von Bursfelde die benediktinischen Nachfahren der Bursfelder Kongregation zur 550-Jahrfeier ein: Das Pontifikalamt leitete der Abtprimas des Ordens, die Predigt hielt der Abt von Bursfelde.“

An dem Klosterbau irritiert mich, dass ich ohne zusätzliche baugeschichtliche Informationen durch bloßes Anschauen nicht zu erkennen vermag, was hier mittelalterliches Bauwerk und was späterer Umbau ist. Ein gravierender Eingriff war die Teilung des ursprünglichen basilikalischen Langhauses in eine Ost- und eine Westkirche, so genannt nach der Ausrichtung des Altars. Das Westwerk mit den beiden Türmen, das einen bei der Anfahrt auf Bursfelde vor allem beeindruckt, ist wenig älter als ein Jahrhundert. Im Zuge einer Renovierung unter Kaiser Wilhelm II hat die Kirche ihre heutige Gestalt angenommen. Es wurden nicht nur die beiden Türme von Grund auf neu gebaut, in der Mitte des Langhauses wurden auch zwei Mauern quer gezogen. Wegen der gewaltigen Ausmaße entstand dabei aber nicht nur ein hoher Eingangsflur, sondern noch eine, dieses Mal nach Süden ausgerichtete neue Kirche, die sogenannte Winterkirche, für die Ortsgemeinde immer noch groß genug und viel leichter zu heizen als die immer noch riesige Ostkirche mit ihren klobigen Arkaden zwischen dem Mittel- und den beiden Seitenschiffen.

Man kann die Baugeschichte in einem Führer nachlesen, aber mir wäre es lieber gewesen, wenn mir dies alles vor Ort und mit Fingerzeigen erläutert worden wäre. Wie gut hat es da ein Tourist in Berlin. Wenn man in Sacrow die Heilandkirche an der Havel besucht, trifft man dort immer auf denselben Ortskundigen, der seit 1989 unermüdlich die Besucher informiert und nicht mehr erwartet als eine Spende für die Erhaltung der Kirche. Und hier? Wir gingen allein durch hohen Hallen und bestaunten Altes und Neues und dann verließen wir diese Hallen wieder, zwar irgendwie beeindruckt, aber ohne recht zu wissen wodurch. Eine Parkbank stand schon da. Wir schleppten noch eine zweite herbei und stellten sie der bereits passend positionierten gegenüber und aßen unsere Vesperbrote.

In Wahmbeck stehen wir vor der Entscheidung: rechtes oder linkes Weserufer? Auf dem rechten Ufer, auf dem wir uns befinden, führt der Radweg weit ab vom Autoverkehr, aber es sind ein paar Steigungen zu bewältigen. Auf das linke Ufer kann man nur mit einer historischen Gierseilfähre gelangen und fährt dann auf einem Radstreifen entlang der Bundesstraße bis Bad Karlshafen.

Wir entscheiden uns für letzteres, weil wir heute fast 60 km zu fahren haben, weil dunkle Wolken am Himmel stehen und weil uns das Übersetzen mit der Fähre reizt. Die Fähre wird ohne Steuerungsmanöver beim Übersetzen durch ein quer über den Fluss gespanntes Drahtseil in Position gehalten. Ich spreche mit dem Fährmann. Er gibt auch Angelscheine aus. Die Wasserqualität sei ordentlich, das Angeln ergiebig. „Die Buhnen bieten gute Laichplätze, und wer

das Grundangeln mit schwerem Blei beherrscht, kann große Barben fangen. In der Mitte herrscht am Boden eine starke Strömung.“ - „Ich kenne dies vom Angeln in Passau. Wo selbst Kieselsteine mitgerissen werden, ist es schwierig, einen leichten Köder am Grund zu halten.“

Kaum haben wir übergesetzt, fängt es auch schon an zu regnen. Wir streifen die Regenumhänge über. Doch es bleibt bei wenigen Tropfen, die nur den Radweg einfeuchten, ohne dass sich Pfützen bilden.

In Bad Karlshafen trinken wir am Pegelhäuschen Kaffee bzw. Kakao und essen Apfelstreuselkuchen. Ein kurzer Kanal führt von dort zu einem Binnenhafen. Nach diesem Hafen und nach dem Stadtgründer, dem Landgrafen Carl von Hessen, ist der Ort benannt. Der fortschrittlich gesonnene Graf hat dort 1699 Hugenotten angesiedelt. An diese erinnert ein spezielles Museum. Wir betreten es zwar und schauen uns um, aber die Zeit reicht für keinen Besuch. Dabei hätte mich hier so vieles interessiert, nicht zuletzt die Graphik des 17. und 18. Jahrhunderts, die von der Flucht der Hugenotten und ihrer Ansiedlung und Integration berichtet. Auch eine Büste Chodowieckis und eine größere Zahl seiner Radierungen werden gezeigt. „Ich wär' ja so gern noch geblieben, aber der Wagen, der Wagen, der rollt...“

Wir schauen uns auch die Saline nicht mehr an. Es ist dasselbe Verfahren wie in Bad Soden. 1730 entdeckte Jacques Galland, einer der zugereisten Hugenotten, die Solequelle. 1800 wurden Gradierwerke gebaut, doch 1835 wird die Salzgewinnung bereits wieder eingestellt. Seit 1838 wird die Sole zu Badezwecken genutzt und Karlshafen wird zum Bade- und Kurort.

Da wir bis Karlshafen eine glatte Fahrt hatten und es nicht regnet, schaffen wir den Rest unseres heutigen Radelpensums ohne besondere Anstrengung. Wir haben auch Zeit, uns unterwegs umzusehen. Mäusebussarde spähen nach Beute. Beim Anbau überwiegen weiterhin Raps und Getreide. Pferde werden gezüchtet, und dann fällt mir auf, dass wir immer wieder auf Ziegen treffen. Dies war auch gestern und vorgestern bereits der Fall.

Während der Fahrt fragt mich Jutta Andreae nach meinem Werdegang. Auslöser war die Bemerkung, dass ich Minden gut kenne von der Gründung des Bundes für Soziale Verteidigung und dem vorangegangenen Kongress „Wege zur Sozialen Verteidigung“ in der Stadthalle. Ich berichte Jutta aber vor allem über die Zeit von 1962 bis zur Habilitation, als es noch wenig Unterstützung gab für das Konzept des gewaltfreien Widerstands gegen Besatzungsmächte und Staatsstrieche.

In Beverungen übernachteten wir im Hotel Böker in der Bahnhofstraße 25. Ein Einheimischer wies uns den Weg. „Es hat eine grün gestrichene Fassade. Daran erkennen Sie es schon von weitem.“

Nun gut, die grüne Fassade war so ziemlich das einzig Bemerkenswerte an dem ansonsten eher bescheidenen Hotel. Unser kleines Zimmer unterm Dach hatte eine schräge Wand, aber einen kleinen Schreibtisch unter dem Fenster. Diesen brauchte ich zur Korrektur meines Manuskriptes. Und die Wirtin war sehr freundlich. Eine große Speisekarte gab es nicht, doch sie bot ein günstiges Menü für die ganze Gruppe an. Wir gingen darauf gerne ein.

Ich war nach der vorangegangenen Kino-Nacht ziemlich müde, aber ich setzte mich noch einmal an diesen kleinen Schreibtisch. Morgen wollte oder sollte ich vorlesen. Meine Freunde waren wohl gespannt, wie es mit dem Werben um Angela Schmid weiter gegangen war. Ich ging durch das Manuskript, korrigierte ein paar Worte, doch ich ließ diesen Tübinger Studenten einen Schritt um den anderen tun. Du liebe Zeit, ich hätte doch aufgeben können! Wäre dies nicht vernünftiger gewesen? Doch das passte nicht zu mir. Ich hatte damals unserer ersten, auf der eigenen Druckmaschine vervielfältigten Zeitschrift für gewaltfreie Aktion den Titel „Konsequent“ gegeben

hatte. Egal ob in der Politik oder in der Liebe: Was du angefangen hast, musst du auch durchführen!
So muss ich damals gedacht haben.

Beverungen – Höxter – Corvey – Holzminden – Bodenwerder.

Donnerstag, 6. Mai 2004

Schlüsselblumen von Ruth und ein Geburtstag unter Freunden

Vor 67 Jahren wurde ich in Stuttgart im Bethesda-Krankenhaus geboren. Es war ein Himmelfahrtstag und die Sonne soll mir gelacht haben. Heute morgen geht es mir auch gut, aber die Sonne lacht nicht. Doch Ruth nimmt mich in ihre Arme und die Radler stehen am Eingang zum Frühstückszimmer mit einer Kerze. Auch sie umarmen mich und gratulieren mir herzlich. Ingrid schenkt mir ein Büchlein mit Gedanken und Gebeten zu den Seligpreisungen, die Gruppe zusammen präsentiert den Katalog einer Chodowiecki-Ausstellung aus dem Hugenotten-Museum in Bad Karlshafen. Heike Luther hatte ihn erspäht und sofort zugegriffen. Hochinteressant! Mit dem bislang nicht veröffentlichten Tagebuch eines viertägigen Ausrittes nach Potsdam mit einem Besuch in Schloss Sanssouci.

Emil sagt beim Gratulieren, dass ich die Gabe, mich zu erinnern besäße, einen entwickelten Sinn für ästhetische Werte hätte und - dabei dachte er wohl an meine ersten Auftritte in der Synode - dass bei mir im Laufe der Jahre das Verständnis für andere Positionen gewachsen sei. Klingt gut, aber ich sage zu mir: Alter Junge, du bist bequem geworden und scheust im Alter das Risiko!

Nachdem wir fünf Kilometer geradelt sind, beginnt es zu regnen, nicht in Strömen, doch anhaltend. Die Tropfen fallen gleichmäßig. Sie sind nicht schwer, vielmehr klein, doch zahlreich und sie überziehen die Pfützen und den Fluss mit einem dichten Netz von sanften Aufschlägen. Da gibt es keine sich ausbreitenden Ringe wie bei den ersten Tropfen eines Gewitters, nur eine gleichmäßig aufgeraute Oberfläche und überall diese alles sättigende Feuchtigkeit. Und es regnet anhaltend. Kein Wind. Das ist gut. Und doch habe ich unter meiner nur leicht vorstehenden, fest zugeschnürten und am Rande durchsichtigen Kappe ein nasses Gesicht. Ich schlecke oder puste den Regen von den Lippen.

Wir durchradeln die alte Hansestadt Höxter, ohne uns nach Fachwerkhäusern umzusehen, erreichen das Kloster Corvey und stellen unsere Räder unter einen Torbogen. Das entspricht nicht der strengen Parkordnung. Vor allem Autos, aber auch Drahtesel sollen das mittelalterliche Bild nicht stören. Wir meinen, unter den obwaltenden Witterungsverhältnissen müssen die Fahrräder mit ihren Packtaschen unter den Torbogen toleriert werden. Wer stellt sich jetzt schon ins Freie und beguckt und fotografiert Außenmauern und Gartenanlagen? Im Innern - besonders im Klostershop - wimmelt es von mehr oder weniger feuchten Touristen. Neben Klösterlichem wird auch auf Germanistisches verwiesen und zum Verkauf angeboten. Hoffmann von Fallerleben hat hier gedichtet und als Bibliothekar gewirkt. Er wurde an der Klostermauer begraben. Wir aber studieren das Angebot im Eingangsbereich und auch die informativen Text nicht, sondern sehen uns nur in den Kreuzgängen und in der Kirche um. Ruth fotografiert ein Kruzifix aus dem hohen Mittelalter, das jeden an den erinnert, um dessentwillen die ganze Anlage seit dem Jahre 822 errichtet wurde. Die jetzige Klosterkirche wurde später gebaut, offenbar in der Zeit des Übergangs von der Renaissance zum Barock. Vier gewaltige Engel tragen die Orgelempore.

In dieser früheren Kloster- und späteren Schlosskirche hält Elsa die Andacht. Sie liest als Text aus dem Buch Genesis die Verse 1-3. Da wird Abraham berufen. „Ziehe aus deinem Vaterhaus in das Land, das ich dir zeigen werde.“ Und da wird behauptet, dass Gott mit diesem Volk etwas Besonderes vorhat. „Ich werde dich zu einem großem Volk machen, dich segnen und deinen Namen groß machen. Ein Segen sollst du sein.“ Elsa meint im Rückblick auf die Rolle der Juden in Deutschland, dass sie auch ein Segen für unser Land gewesen sind. „Es wäre entsetzlich, wenn

Juden jemals wieder Angst haben müssten, in Deutschland zu leben!“ Darin kann ich ihr nur zustimmen. Es ist auch nichts dagegen einzuwenden, dass ein Volk sich für groß und gesegnet hält. Doch in der Diaspora lebende Juden sind nach meinem Verständnis eine Religionsgemeinschaft und kein Volk. Und es fragt sich eben, ob die Juden, wie es in diesem Text heißt, als ein Volk neben anderen als groß gelten sollen oder ob sie sich darüber hinaus als das auserwählte Volk verstehen und den Anspruch erheben sollten, einen besonderen Draht zu Gott zu haben. Dies sehe ich nicht ein, insbesondere dann nicht, wenn damit territoriale Ansprüche gegenüber anderen Völkern legitimiert werden. Sind solche Ansprüche nicht der tiefere Grund für die anhaltenden Spannungen - direkt gesprochen: für Mord und Totschlag - zwischen den jüdischen Israelis und den muslimischen Palästinensern?

In Holzminden trinken wir Kaffee. Währenddessen regnet es weiter. Um uns viele Einheimische. Die Bäckerei ist offensichtlich sehr beliebt. Wir bestellen Zuckerkuchen in dem angebotenen Format XXL und erholen uns eine Stunde lang von der Regenfahrt. Und der Regen hört nicht auf.

Wir müssen heute 60 Kilometer zurücklegen, und die letzten Kilometer fallen mir schwer. Ich bin erleichtert, als wir von der Weserbrücke aus den „Goldenen Anker“ in Bodenwerder erblicken. Wir kommen um 17 Uhr an und ich fotografiere uns zur Erinnerung an diesen Geburtstag in unserer Regenkluft.

Dann Kleiderwechsel. Frisches Hemd, gebügelte Hose. Um 18.30 Uhr treffen wir uns in einem festlich gestalteten Raum zur Geburtstagsfeier. Trotz des Regens hat Ruth unterwegs einen Wiesenblumenstrauß gepflückt und stellt ihn auf meinen Platz: Schlüsselblumen, Wiesenschaumkraut, Vergissmeinnicht und violett blühende Taubnesseln. Wir haben zum Spargeessen eingeladen und ich sage zur Begrüßung: „Ich wünschte, Spurgeons Wort aus dem Büchlein, das mir Ingrid zum Geburtstag geschenkt hat, träfe auch auf mich zu. Ich will es hier zitieren, weil es zumindest zum „Goldenen Anker“ passt: „Wenn ein Mann ein weites, liebendes Herz hat, kommen die Menschen zu ihm wie die Schiffe in den Hafen und fühlen sich wohl, wenn sie unter dem Schutz seiner Freundschaft vor Anker liegen.“

Nach dem Essen lese ich - ungestört, wie erhofft - den zweiten Teil der Angela-Geschichte vor. Die Freunde folgen gespannt und wundern sich über die wohlgesetzte Rede zum Thema Ritter und Knappen, die damals alles zu meinen Gunsten wenden sollte. „Ich hatte Zeit, sie aufzuschreiben und einzuüben. Was ich wirklich gesagt habe, weiß ich nicht mehr. Doch das vorbereitete Manuskript, habe ich wieder gefunden.“ Ruth amüsiert sich mit den anderen; sie schlauchen nur die Hinweise auf das Verhalten meiner Mutter. Ruth hat mit - in ihrem Falle erfolglosen - Verehrern am Windsheimer Gymnasium und auf der Frauenfachschule in Neuendettelsau einige Erfahrung sammeln können oder müssen. In Neuendettelsau haben die Theologiestudenten, die dort ihre Sprachprüfungen absolvierten, nach Partnerinnen Ausschau gehalten. Sie versuchten beim Kurrende-Singen anzubandeln. Solche Nachstellungen verfolgten Ruth vom Windsheimer Wagner-Tanz in der Rolle von Bürgermeisters Töchterlein bis an die Pädagogische Hochschule in München und die Ausbildung an der Sportakademie in Grünwald. Diese Verehrer waren zwar irgendwie ganz nett, aber doch sehr anstrengend, und Ruth war erleichtert, als in Erlangen schließlich ein goldener Ring diese Spezies auf Abstand hielt.

Bodenwerder – Grohnde - Hameln – Rinteln.

Freitag, 7. Mai 2004

Wenn das Handy zweimal klingelt

Es regnet und regnet. Der ganze Himmel grau in grau. Und es sieht nicht so aus, als ob das Wetter sich heute noch ändern könnte. Auch die Wetterkarte im Fernsehen macht keine Hoffnung. Wir richten uns darauf ein, dass wir heute die ganze Strecke durch den Regen fahren müssen. In den

Satteltaschen wird alles noch einmal in Plastiktüten gesteckt. Wir ziehen die Radlergamaschen mit ihren Klettverschlüssen und den Gummibändern um die Sohlen an. Diese kniehohen Gamaschen verhindern, dass Schuhe und Hosen von Spritzwasser durchgeweicht werden. Oben tragen wir Regencapes mit Kapuzen. Dieser Regenschutz wird über die Lenkstange gelegt. So kann man lange durch den Regen fahren, ohne nass zu werden. Es darf nur kein scharfer Wind wehen, der dir den Regen ins Gesicht peitscht oder das Cape zum Flattern bringt. Doch es ist windstill. Unangenehm bleibt, dass man unter diesen dichten Capes schwitzt und dass die Kapuzen die Sicht behindern. Meine Kapuze hat zwar einen durchsichtigen Rand, aber noch besser wäre es, wenn ich unter der Kapuze eine Schildmütze tragen würde.

Noch zögern wir und begeben uns nicht sogleich auf große Tour. Wir schieben die Räder über den Markt von Bodenwerder und finden auch den Brunnen mit dem von Legenden umwobenen Helden der Stadt, dem Baron Hieronymus von Münchhausen (1720-1797): Er reitet auf der Kanonenkugel, wird von Enten aus dem Sumpf gezogen und sein Pferd hängt, nachdem der haushohe Schnee über Nacht weggetaut ist, am Morgen an der Spitze eines Kirchturms.

Und dann geht es hinaus ins Regenland. Jeder strampelt stumm vor sich hin. Ich kann nachdenken über das, was ich gestern vorgelesen habe. Hätte aus Angela und mir ein Paar werden können? Da ich mit Ruth glücklich bin, weiß ich nicht, ob ich mir die andere Möglichkeit überhaupt vorstellen soll. Ich bin zwar Lutheraner, aber das Prädestinationsdenken der Calvinisten hat im Laufe meines Studiums der Reformationsgeschichte auf mich abgefärbt. Ich glaube, es hat so kommen müssen. Aber so im Regen unterm Cape, beim sturen Strampeln könnte man ja das in Hamburg nur Angestrebte auch mal als realisiert durchdenken. Was hätte ich in meinem Leben ändern müssen, damit es mit Angela gut gegangen wäre? Es ist eine Binsenweisheit: Jeder muss sich in der Ehe an den anderen anpassen. Ruth meint allerdings, dass dies bei mir kaum der Fall gewesen sei. Ich sehe dies anders. Ich denke, dass ich durch die Verbindung mit Ruth bürgerlicher geworden bin, als ich dies vorhatte. Und ob man will oder nicht, man heiratet die Familie des Partners mit. Das Ganze ist dann ein Prozess. Da kann man im Rückblick gar nicht sagen, wie sich das Leben mit einem anderen Partner entwickelt hätte. Allein schon die Frage: Wie hätte Angela auf meine Familie und besonders meine Mutter reagiert? Wie soll einer dies beantworten? Und wie wäre es mit Markus Peter weitergegangen? Hätte ich helfen können? Was hätte sein früher Tod - infolge seiner psychischen Störung und seiner Magersucht - für alle irgendwie Einbezogenen bedeutet? Nach meiner Abreise aus Hamburg und der Heirat Angelas konnte ich ja nichts mehr tun. Ich habe Markus Peter nie wieder gesehen. Er hat kein Examen gemacht, ist zu seiner Mutter nach Stuttgart zurückgekehrt und ist dort gestorben. Ich weiß nicht wann, aber doch in sehr jungen Jahren. Angela hat noch 1962 geheiratet. Dies habe ich durch einen Anruf bei Angelas Schwester Bettine erfahren.

Was hätte es für mich bedeutet, wenn Angela ihren Beruf weiter ausgeübt hätte? Engagements an verschiedenen Orten, ich an eine bestimmte Universität gebunden. Bettine, die auch Schauspielerin geworden ist, hat ihren Beruf zugunsten der Familie aufgegeben. Das würde ich - zumindest heute - von keiner Frau mehr erwarten. Dass Ruth sich für die Familie entschieden hat, machte mir vieles leichter. Ich habe später nichts von einem politischen Engagement Angelas erfahren, wohingegen Bettine in den 80er Jahren zu der Pflugschargruppe um Wolfgang Sternstein gehörte und als Begleiterin und Kontaktperson dabei war, als dieser und drei Begleiter in die Mutlanger Raketenbasis eindrangen, um im Rahmen einer spektakulären Aktion zivilen Ungehorsams mehrere Raketentransporter außer Gefecht zu setzen. Auf den Gedanken, dass Bettine sich an einer solchen Aktion beteiligen könnte, wäre ich 1962 nicht gekommen. Es fällt schwer, sich Angela im Morgengrauen vor der Hardt-Kaserne in Schwäbisch Gmünd vorzustellen. Ich habe sie nicht als kämpferisch in Erinnerung. Ruth ist auch keine Draufgängerin, aber bei den APO-Aktionen, im Audimax der FU, beim „Komitee der 100 für die Freiheit Griechenlands“ war sie voll dabei und bei Amnesty International und in kirchlichen Initiativen hat sie auch selbständig agiert. Wir hatten uns nicht nur immer etwas zu sagen, wir nahmen regen Anteil an den Erfolgen des anderen, und die

Rückschläge und Enttäuschungen trafen den anderen mit. Es kann schon sein, dass sich etwas Ähnliches zwischen Angela und mir entwickelt hätte, aber ich bin ziemlich sicher: Als ihr Partner hätte ich politisch zurückstecken müssen und ich hätte die einmalige Chance bei Flechtheim in Berlin nicht erhalten. Doch interessieren würde es mich schon, wie das Leben Angelas verlaufen ist. Ich habe nur gehört, dass sie zwei Töchter hat und ich weiß, dass sie in den letzten Jahrzehnten in Hamburg als Schauspielerin tätig war. Vielleicht hat es auch Unterbrechungen gegeben. Ganz kurz habe ich sie auch in Fassbinders Film „Berlin Alexanderplatz“ gesehen. Sie spielte eine - nach meiner Erinnerung zart besaitete - Witwe. Mehr weiß ich nicht.

Als wir am Atomkraftwerk Grohnde vorbeikommen, hört der Regen auf, doch nur für eine halbe Stunde und dann setzt der gleichmäßige, dichte Dauerregen wieder ein. Das Land saugt sich langsam voll Wasser. Das ist die ideale Form der gründlichen Bewässerung. Soweit ist alles in Ordnung und wir legen Kilometer um Kilometer zurück. Da melden Heike Luther und Elsa Cauer kurz hintereinander Plattfuß. Doch wir haben Glück im Unglück. Als wir es merken, stehen wir vor dem großen, bewirtschafteten Grohnder Fährhaus. Heinz und Emil flicken. Wir bestellen heiße Gemüsesuppe und legen weitere warme Kleidungsstücke an. Sobald man steht, friert man.

Es ist widerlich, aber wir müssen nach dieser Zwangspause wieder in den immer stärker werdenden Regen hinaus. Er prasselt auf unsere Umhänge. Die Tretmühlen kommen wieder in Gang. Wir gewöhnen uns daran, schweigend und fast nur noch auf den Radweg starrend, Kilometer um Kilometer herunterzukurbeln. Doch wir haben erst 25 km geschafft und noch einmal so viele Kilometer liegen vor uns. Ich fahre mit Emil an der Spitze. Da klingelt sein Handy. Elsa meldet von hinten einen weiteren Plattfuß. Und wieder haben wir Glück im Pech. Vor uns ein Unterstand für Wanderer und Radfahrer. Ein Glassplitter hatte sich beim letzten Platten unbemerkt im Mantel festgesetzt. Da müssen einige Flaschen im Rollsplitt des Radwegs vermahlen worden sein. Nadelspitz ist der Splitter, als wir ihn finden.

Emil und Heinz wechseln wieder den Schlauch und dieses Mal schon routiniert. Und wir haben immer noch einen in Reserve. Die größte Gefahr besteht darin, dass die Wartenden anfangen zu frieren und sich erkälten. Wir wollen auf jeden Fall als geschlossene Gruppe weiterfahren, aber ein paar hundert Meter zieht sich unsere Gruppe rasch auseinander. Du kannst dich im Regen schwer umdrehen und nachschauen, ob die anderen dir auf den Fersen bleiben. Und dann passiert's. Wieder klingelt das Handy und wieder ist ein Reifen platt. Dieses Mal bei Heike. Wir nehmen an, noch einmal solch ein übersehener Glassplitter. Die Spitze unserer Gruppe hat gerade ein bewirtschaftetes Anglerheim erreicht. Die Wirtin nimmt uns Radler kameradschaftlich auf und empfiehlt Holunderpunsch. Wir sind so ziemlich am Ende unserer Kräfte und es sind immer noch mehr als 20 Kilometer bis Rinteln. Dort ist das Quartier gebucht und dort müssen wir heute Abend ankommen.

Es gibt eine Bahnverbindung. Die Wirtin bringt mir das Telefon und während Heinz und Emil den Reifen flicken bzw. den letzten heilen Schlauch einsetzen, erfahre ich, dass um 17.51 Uhr ein Zug von Hameln nach Rinteln fährt und dort 18.15 Uhr ankommt. Wenn wir uns beeilen, schaffen wir es noch. Wir lassen uns den nächsten Weg zum Bahnhof von der Anglerwirtin erklären und ab geht es durch den immer weiter prasselnden Regen. Nach einer Viertelstunde haben wir es geschafft. Einen Fahrkartenschalter gibt es nicht und mit dem Automaten kommen wir zu acht nicht klar. Wir steigen kurzerhand in den Zug und hoffen dass man nachlösen kann. Ein junger Mann sagt: „Da kommt niemand, fahren Sie einfach.“ Der Abendzug ist voll, aber wir nassen Figuren treffen auch bei den anderen Mitreisenden auf Sympathie und so findet sich Platz für unsere Räder.

Als wir in Rinteln ankommen, regnet es immer noch. Erst am späteren Abend hört der Regen auf. Da hätten wir doch wahrhaftig noch zwei bis drei Stunden durch den Regen fahren müssen! Grauslich! Von Hameln haben wir nichts gesehen außer dem Anglerheim, dem Bahnsteig und dem

komplizierten Fahrkartenautomaten. Doch in Rinteln finden wir uns schnell zurecht. Das Hotel liegt an der Weser und dicht dabei eine Pizzeria mit Weserblick. Und dort lassen wir es uns gut gehen.

Ich habe auch noch die Fortsetzung der Angela-Geschichte, nämlich die anschließende Italienreise, in petto. Da gab es ja dann auch noch das Schriftliche, vor dem Ingrids Vater aus gutem Grund gewarnt worden war. Doch nach einem solchen Tag hätte keiner ein Ohr dafür gehabt. Mögen sie es nachlesen, wenn sie wollen! Und morgen ist auch noch ein Tag, wenn auch bereits der letzte unserer Tour. So viel Regen wie gestern und heute hatten wir noch nie. Nur auf der Moseltour schlug uns auf der Fahrt nach Koblenz den ganzen Tag der Regen ins Gesicht. Doch es war nur ein Tag und ihm folgte eine sonnige Fahrt auf dem Rhein. Damals verfügten nur Ruth und ich über die schützenden Gamaschen. Heute waren wir alle damit ausgestattet und so kamen wir einigermaßen trocken durch den Tag. Nur diejenigen, die am Lenker eine Tasche befestigt hatten, bekamen nasse Oberschenkel. Die Capes sind nicht so geschnitten, dass sie auch über eine solche Lenkradtasche noch lang genug herunterhängen. Das muss man sich merken!

Rinteln – Eisbergen – Porta Westfalica - Minden – Clus.

Samstag, 8. Mai 2004

Ein Taufstein und ein Kruzifix

Es ist als ob der Himmel sich leer geregnet hätte. Die Luft ist blank und kalt, aber die Sonne scheint. Das Pflaster im Stadtkern von Rinteln glänzt noch vom gestrigen Regen. Auch hier gibt es mehrere dieser reich verzierten, vorzüglich erhaltenen Fachwerkhäuser, doch das Besondere ist die deutliche Ausprägung der sogenannten Weser-Renaissance. Ein Musterbeispiel bietet das Rathaus. Der Giebel, der eigentlich nur Fassade ist und an den sich kein Stockwerk mit Dach anschließt, steht kantig in die Höhe. Da das Gebäude nur drei Stockwerke hoch ist, kann man diesen Giebel ohne Hinterbau von unten gut erkennen und photographieren.

Unsere Andacht mit Bibellese (Psalm 76) halten wir in Eisbergen, in einer 1100 Jahre alten Dorfkirche, deren Geschichte anlässlich des Jubiläums im Jahre 1996 vorzüglich dokumentiert wurde. Auffallend ist das doppelte Schiff mit jeweils einem Tonnengewölbe. Als 1662 eine Erweiterung der Kirche notwendig geworden war, hatte man neben das alte Kirchenschiff ein zweites gesetzt. Seitdem weist diese Kirche 300 Sitzplätze und 85 Plätze auf der Empore auf. Doch jetzt muss es schon Weihnachten sein, damit die Kirche mal richtig voll wird.

Neben dieser baulichen Besonderheit, den beiden bemalten Tonnengewölben, ist das bedeutendste Kunstwerk ein Taufstein aus dem Jahre 1606, geschaffen von dem damals sehr bekannten Steinmetz Johan Swart, der ein Jahr zuvor die Kanzel der Marienkirche in Minden gestaltet hatte. Ich suche eine feste Unterlage für meine Canon AE 1, um diesen Taufstein mit einer hohen Belichtungszeit aufnehmen zu können. Ein Stativ kann ich auf einer Radtour nicht auch noch mitschleppen. Es reicht mir schon, dass ein Teleobjektiv die Satteltasche beschwert. In den Nischen des achteckigen Taufsteins sind abwechselnd Kindergestalten und die vier Evangelisten dargestellt. Swart ist kein Riemenschneider. Ich vermisse an den Gesichtern der Apostel das Individuelle. Die Kinder wirken, als ob sie Bodybuilding betreiben würden. Swarts Begabung liegt im Gestalten eines Ensembles und im harmonischen Proportionieren der Teile. Am Sockel finde ich die Namen der Stifter. Einer heißt Johan Korf. Bei den Anfangsbuchstaben Swartes ist noch der Zusatz „Stenhouwer“ und sein Steinmetzzeichen angebracht.

Wir halten uns in der Kirche nicht lange auf. Und Psalm 76 sagt uns auch nicht sonderlich zu. Wir sollen uns kein Wunschbild Gottes machen und sollen uns an die Überlieferung halten. Doch im Rahmen des biblischen Kanons gibt es doch sehr unterschiedliche Bilder Gottes. Der Gott, der in Psalm 76 gepriesen wird, ist in erster Linie Furcht erregend. „Furcht packt die Erde und sie verstummt.“

Erinnerungen an Petra Kelly

Heute wird flott geradelt, als ob wir befürchteten, dass es wieder anfangen könnte zu regnen, wenn wir noch auf halber Strecke sind. Erst als wir die Porta Westfalica passiert haben und im Gasthof „Zur alten Fähre“ Apfelkuchen essen und Kaffee trinken, werden wir gelassener, und die Freunde fragen mich, was mich denn mit Minden so verbinde, und ich erzähle von der Gründung des Bundes für Soziale Verteidigung und meiner Zusammenarbeit mit Petra Kelly und Gerd Bastian in den Jahren 1988 und 1989. „Petra hatte die Kontakte zur Partei und der Fraktion der Grünen, ich kannte die Organisationen der Friedensbewegung und deren Erwartungen. Petra spürte, dass man bei den Grünen ihren politischen Glamour nicht mehr brauchte und dass die linken Kämpfer sie los sein wollten. Sie versuchte den rasch schwindenden Einfluss in der Partei zu kompensieren, indem sie erst recht die internationale Öffentlichkeit suchte. Sie war egozentrisch und sie fand keine Ruhe. Ich war heilfroh, wenn Gerd sie zu den Treffen des Bundes für Soziale Verteidigung begleitete und für ein bisschen Stabilität sorgte. Sie hat sich und die Menschen um sich herum überfordert. Wenn man mit ihr zusammenarbeitete bzw. dies versuchte, merkte man, wie wichtig es ist, dass Berufspolitiker eine Familie haben, in der etwas anderes zählt als Publicity und Erfolg.

Petra konnte es nicht ertragen, von der Frau des Jahres, von der Titelheldin des „Stern“ und anderer Illustrierten zu einer in der Isolation des Reihenhauses alternden Frau zu werden. Der Schmelz der Jugend war dahin. Die Männer flogen nicht mehr auf sie. Ich glaube nicht, dass sie sich wirklich umbringen wollte, auch wenn sie in ihrer Hysterie ständig versicherte, ohne Gerd nicht leben zu können, was sie im übrigen nicht hinderte, sich mit einem jüngeren, verheirateten tibetanischen Arzt einzulassen. Ich nehme an, dass Gerd nicht mehr ein und aus wusste und dann mit dieser verdammten Offizierspistole, die ich schon so oft verwünscht habe, ihren unerträglichen hysterischen Ausbrüchen in einer Schlafpause der Erschöpfung ein Ende machte.“

Ich füge noch hinzu, dass Petra Kelly leider nicht erkannt hat, wie wichtig es ist, in den Friedensverbänden oder auch in einer Kirchengemeinde mitzuwirken – auch mal bei der Kleinarbeit. Diese Verbindungen machen unsereinen einigermaßen unabhängig von der Anerkennung der Medien. „Man gewinnt im Laufe der Jahre Freunde, die auch dann da sind, wenn sich kein Reporter mehr um ein Interview bemüht. Auch beim Training für gewaltfreie Aktion geht es darum, im Vorfeld des Zivilen Ungehorsams eine Bezugsgruppe aufzubauen, doch ein wirklicher Freundeskreis und eine Familie haben Petra gefehlt. Ich hätte mir gewünscht, dass Alice Schwarzer in ihrer Biographie dieses Manko herausgearbeitet und diese Lehre allen, die den Glamour und den Charme und vielleicht sogar die Affären von Petra Kelly bewundern, ins Stammbuch geschrieben hätte.“

Wir kommen im Wesertal an großen Baggerseen vorbei. Elstern flattern von unserem Wege auf und versuchen mühsam Höhe zu gewinnen. Ein Schwarm Goldfinken schwirrt aus einem Rapsfeld. Die Sonne lässt die Gefieder leuchten, ganz wie der Name sagt. Ich freue mich am hellen Licht und dem Leuchten der Natur nach dem gestrigen trüben Tag. Doch ich sehe auch, dass wieder schwarze Wolken aufziehen. Glücklicherweise öffnen sie sich nicht. Noch führt die Weser kein Hochwasser. Der langsam fallende Regen konnte ins Erdreich eindringen.

Als wir Minden am Nachmittag erreichen, beziehen wir nicht sofort unser Quartier. Dieses liegt einige Kilometer außerhalb Mindens in Clus. Wir stellen unsere Räder vor den Dom. Ich habe ihn noch nie betreten. Ich war oft in Minden, doch nie als Tourist, immer in politischer Absicht und jedes Mal gab es ein dichtes Tagungs- und Sitzungsprogramm. Ich staune über dieses gewaltige Bauwerk.

Bei einem dieser absolut sinnlosen Luftangriffe war der Dom kurz vor Kriegsende, am 28. März 1945, zerstört worden. Und bis 1957 ist dann in einer bis dahin beispiellosen Anstrengung der Dom

neu errichtet worden und zwar in der Gestalt des Jahres 1250/90. Das bekannteste Kunstwerk und Andachtsbild aus diesem Dom ist das „Mindener Kreuz“, ein Kruzifix, 1,05 m hoch und in sechs Teilen aus Bronze gegossen. Es ist wahrscheinlich um das Jahr 1070 entstanden. Im Dom hängt eine Nachbildung. Das Original wird in der „Schatzkammer“ im „Haus am Dom“ gezeigt. Uns Radlern genügt jetzt die vorzügliche Kopie.

Das Gasthaus „Alt-Meißen“ in Clus hat sicher bessere, aber noch nie große Tage gesehen. Wir fragen uns, wie diese Absteige ins bikeline-Buch geraten ist. Da gelten sonst strenge Standards, deren Erfüllung auch kontrolliert wird. „Alt-Meißen“ wird von einer großen, voluminösen, etwa 40jährigen Blondine und Mutter mehrerer Kinder im Alleingang betrieben. Da liegt einiges im Argen und viel in den Ecken herum. Doch die Kinder, die ihre Fahrräder und Roller im Gastraum abstellen, helfen der Mutter und so wünscht man ihr, dass sie über die Runden kommt. Essen können wir hier nicht und nebenan ist nur eine Frittenbude. Also müssen wir uns auf die Wanderschaft machen. Schließlich finden wir wiederum außerhalb von Clus, doch in entgegen gesetzter Richtung am Waldrand ein sehr gut geführtes Gasthaus, das auch höheren Ansprüchen genügt. Wir genießen es, nach dieser am Schluss doch noch ziemlich anstrengenden Tour, mal richtig vornehm zu speisen. Wir bedauern nur, dass wir nicht an einem Tisch sitzen und gemeinsam zurückblicken können. Die nächste Tour im September soll in Lüneburg beginnen und dann quer durch Mecklenburg bis zur Ostsee führen. Einige haben Bedenken, weil es da kein Flusstal gibt und mit einem ständigen Auf und Ab zu rechnen ist.

Minden-Clus – Berlin-Spandau - Kladow

Sonntag, 9. Mai 2004

Müde Radler

Die Wirtin vom Gasthaus „Alt-Meißen“ will sich in guter Erinnerung halten. Sie tischt zum Frühstück vielerlei auf und ihr zwölfjähriger Sohn bringt eifrig Teller mit Aufschnitt und Körbe mit Brötchen. Da sieht man dann darüber weg, dass das Mobiliar in unseren Zimmern arg ramponiert war und der Bilderschmuck eine Retrospektive auf den schlimmsten Kitsch der 50er Jahre. Der blonde Junge, der seiner Mutter so eifrig hilft, kann ja nun wirklich nichts dafür.

Im Zug, auf der Rückreise von Minden nach Berlin, zeigt sich, wie müde wir alle sind. Ich versuche wieder ein wenig in Goethes Erinnerungen an die Campagne in Frankreich zu lesen, aber ich schaffe es nicht. Auch sonst kaum noch Gespräche unter uns Radlern. Und doch freuen wir uns auf die nächste Tour zu den Seen Mecklenburgs. Die Kenner der Strecke versuchen die Endmoränen der Eiszeit ein bisschen flach zu reden. Wir hätten eben gerne, dass auch Emil und Elsa Cauer wieder mit von der Partie sind. Doch mit Herzrhythmusstörungen und Rheuma ist nicht zu spaßen. Wir werden älter und eines Tages heißt es endgültig absteigen. Wie stand doch auf dem Zifferblatt der Turmuhr von Altenburschla?

*Hin eilt die Zeit
Her kommt der Tod
Du Mensch bedenk
Dein Stund vor Gott.*

**Radtour an der Elbe.
Von Bad Schandau bis Tangermünde
12. – 23. September 2005**

Vorbemerkung

Zwar werde ich auch dieses Mal den Verlauf unserer Radtour in meinem Tagebuch festhalten, doch ich will Freunde, die es lesen wollen, vor hohen Erwartungen warnen. Das ist kein Gruppentagebuch; ich will nur einige wenige meiner eigenen Eindrücke festhalten, nicht aber Sichtweisen oder Empfindungen der Gruppe zu formulieren suchen. Und ich werde auch auf diese persönlichen Notizen keine besondere Mühe wenden, denn mich treibt ein anderes Vorhaben um. Ich will in diesem und im kommenden Jahr meine Erinnerungen an die ersten Experimente mit gewaltfreien, direkten Aktionen in der Bundesrepublik zu rekonstruieren versuchen. Das ist eine schwierige und umfangreiche Aufgabe; da bleibt kaum Zeit für Radlernotizen.

Dennoch - so ganz ohne Spur soll auch diese Radtour nicht im Nebel des ausblässenden Gedächtnisses verschwinden. Darum stecke ich ein Notizheft in die Außentasche meiner neuen Radlerhose, die ich mir zunächst fürs Bergwandern im Kleinwalsertal gekauft hatte, nun aber dem Vorbild Heinz Stenzel folgend auch zum Radeln verwenden will. Es geht um simple Notizen. Ich will einiges von dem aufschreiben, was bei Führungen gesagt wird, was wir zusammen erlebt haben oder was mir eben gerade so auffällt. Doch ich werde auf jegliche Versuche „literarischer Komposition“ verzichten. Ich habe nun schon fast ein dutzend Mal zu einem solchen Radlertagebuch angesetzt und auch einige ausformuliert. Da verliert solche Streckenbuchhaltung allmählich an Reiz. Doch weil jede Tour auch wieder neue Eindrücke verspricht, will ich das eine oder andere festzuhalten suchen. Nur systematisch will ich nicht vorgehen, und wohl gerundet braucht das Büchlein auch nicht auszufallen.

Wie jedes Mal hat auch in diesem Jahr Heinz Stenzel die Reise vorbereitet, die Fahrkarten besorgt und die Quartiere bestellt. Wir halten uns an die Route, die im bikeline-Buch für die Elbe-Radtour empfohlen wird. Da kann eigentlich nicht viel schief gehen, besonders wenn zu gleicher Zeit mehrere die Radkarte auf der Lenkertasche liegen haben. An der Zusammensetzung unserer Gruppe hat sich seit dem vergangenen Jahr fast nichts geändert. Neu hinzugekommen ist lediglich Christa Euler, die Schwägerin Irmgard Schindlers. Wie wir lebt auch sie im Ruhestand. Sie hat schon des Öfteren geführte Radtouren mitgemacht und die von uns heuer geplanten, meist 50 Kilometer umfassenden Distanzen können sie nicht schrecken. Wir erwarten ohnehin eine sanfte Fahrt durch die Elbauen und über die Elbdeiche. Das ist eine Tour, die zu unserem Lebensalter passt. Reinhard Schütz, unser Benjamin ist 61 und Heinz Stenzel ist 80 Jahre alt. Ich liege mit 68 genau im Mittelfeld dieser zehnköpfigen Seniorenriege.

Berlin – Bad Schandau – Königstein – Rathen – Pirna.

Montag, 12. September 2005

Eine Bergtour wider Willen

Es gibt zwar einen direkten Zug von Spandau nach Bad Schandau, doch für zehn Fahrräder ist darin kein Platz. Dies bedauern wir, denn sonst hätten wir bereits um die Mittagszeit losradeln können. So bleiben uns nur die Regionalzüge. Wir müssen zweimal umsteigen. Ich habe unterwegs genug Zeit, im September-Heft von „Literaturen“ die Rezension Sigrid Löfflers zu Peter Handkes Tagebuch

„Gestern unterwegs“ und meinen eigenen Leserbrief zu seiner Erzählung „Die Tablas von Daimiel“ zu lesen.

Der Spätnachmittagshimmel ist wolkenverhangen, als wir in Bad Schandau ankommen. Misstrauisch schauen wir immer wieder mal nach oben, als wir unter Buchen, die unseren Radweg noch weiter abdunkeln, elbabwärts radeln. Wir kommen flott voran. Dabei übersehen wir allesamt, dass wir bei der Burg Königstein hätten auf das linke Elbufer übersetzen müssen. So stehen wir unvermittelt vor einer hübschen Waldpension und vor einem Schild, das den Weg für alle Fahrzeuge sperrt – der weiße Kreis mit rotem Kranz. Wir können uns dies nicht erklären und nehmen an, dass der weiterführende Wanderpfad auch von Fahrrädern befahren werden kann. Anfangs ist dies auch noch möglich, doch dann geht es steil bergauf. Der Pfad besteht nun aus Buckelsteinen. Absteigen und schieben! Es beginnt zu tröpfeln. Wir schwitzen unter den Umhängen. Das Berganschieben der Fahrräder wird immer anstrengender. Mir wird schlecht. Dabei war mir im Zug bereits unwohl gewesen. Ingrid Laudien hatte mir Salmiakpastillen verabreicht. Viel geholfen hat das alte Hausmittelchen nicht. Jetzt am Buchenhang bricht mir der Schweiß in Strömen aus. Ich weiß nicht mehr weiter. Reinhard Schütz nimmt mir ungefragt das Fahrrad ab und schiebt es den Berg hinauf. So komme ich hoch, doch oben würgt es mich und ich muss spucken. Nicht viel, denn ich hatte unterwegs nur ein trockenes Brot zu den Salmiakplättchen gegessen. Das Umstülpen des Magens verschafft mir ein wenig Erleichterung. Wir haben auch den höchsten Punkt der Wanderstrecke erreicht und von nun an hoppeln oder schieben wir den Berg hinab.

In Rathen setzen wir über die Elbe. Es ist eine Gierfähre, welche die Schubkraft des Stromes nutzt. Von nun an haben wir eine glatte Strecke ohne Steigungen vor uns. Zum Glück, denn es beginnt immer stärker zu regnen. Wir ziehen auch noch unsere gummierten Gamaschen an. Sie schützen die Schuhe vor Spritzwasser. Wir sind für solch widerliches Wetter von früheren Touren her vorzüglich ausgerüstet. Zwar zieht sich der Weg nach Pirna, dessen Stadtgrenze sehr früh angekündigt wird, bis zum Zentrum noch lange hin, aber wir erreichen unser Quartier, das Hotel Bellotto, dann ohne weiteren Verzug, wenn auch erst im schwachen Scheine unserer Dynamos, so gegen 20 Uhr. Das war kein einfacher Start. Ich nehme am Abendessen nicht teil, sondern lege mich sofort ins Bett.

Nach dem Enthusiasmus der Bergtouren im Kleinwalsertal hat mich jetzt die Müdigkeit fest im Griff. Auf die Naturschönheiten – gerade auch die Felsengebilde des Elbsandsteingebirges, von denen eines „die Lokomotive“ genannt wird, weil es an eine alte Wild-West-Lok mit bauchigem Schornstein erinnert – achtete ich auf dem Wege wenig. Meine Aufmerksamkeit galt in erster Linie den Buckelsteinen –romantisierend auf warnenden Schildern auch „Wildpflaster“ genannt - und meine Hoffnung richtete sich auf glatten Asphalt. Doch Wetter und Streckenführung werden sich hinter Dresden bessern - heißt es zumindest.

Pirna – Pilnitz – Dresden.

Dienstag, 13. September 2005

Eine Orgel auf Stelzen

Wir schlendern durch Pirna. Die evangelische Stadtkirche St. Marien ist wegen Umbauarbeiten geschlossen. Von innen hören wir Orgelklänge. Bei unserem Rundgang stoßen wir an mehreren Stellen auf die Markierungen, welche die Überschwemmungen des Hochwassers vom September 2002 anzeigen. Die Innenstadt stand einen Meter hoch unter Wasser. Doch dies war nicht das erste Mal. Als wir die katholische Kirche St. Heinrich, die ursprünglich zu einem Dominikaner Kloster gehörte, zu unserer Morgenandacht aufsuchen, erklärt uns die Führerin, wie klug es war, die neue

Orgel, für die es in der zweischiffigen, gotischen Kirche keine eigene Empore gibt, auf ein zwei Meter hohes Podest zu stellen. So schwappte die Brühe unterhalb der Pedale und der wertvollen Pfeifen.

Der siebzigjährigen Mesnerin machte es sichtlich Freude, uns ihre Kirche zu zeigen und uns auf wieder entdeckte Wandmalereien, die um 1400 entstanden sind, aufmerksam zu machen. Es ist erstaunlich, dass diese erhalten geblieben sind, denn die Kirche fungierte nach der Reformation als Warenlager und im Dreißigjährigen Krieg den Schweden als Proviantmagazin.

Pirna hat – anders als Dresden – im Zweiten Weltkrieg keine Zerstörungen erlitten und so trifft man an vielen Stellen auf das mittelalterliche und barocke Stadtbild, wie es Bellotto auf seinen überaus exakten Bildern festgehalten hat. Ich staune über die hohen, spitzen Ziegeldächer, die immer wieder von Gaupen unterbrochen werden. Ruth begeistert sich für die Hauseingänge und fotografiert ein halbes Dutzend. Rechts und links der Tür meist ein runder, steinerner Sitz – wie geschaffen, um sich darauf zum Schwatzen niederzulassen und einen Einkaufskorb daneben zu stellen.

Ein eigenes Gewächshaus für die älteste Kamelie der Welt

Um Schloss Pilnitz zu besichtigen, setzen wir wieder mit der Fähre über die Elbe. Wie die meisten aus unserer Radlergruppe haben auch Ruth und ich das Schloss bereits früher besucht. Wir verzichten auf eine Innenbesichtigung, genießen die Gartenanlage und lassen uns von Ingrid Laudien zu der alten Kamelie führen, die 1780 hier gepflanzt wurde. Sie ist inzwischen 8,5 m hoch und ihre Krone hat einen Durchmesser von 12 m. Im Winter wird über die Kamelie auf zwei Schienen ein eigens konstruiertes achteckiges Gewächshaus geschoben. Vor Jahrzehnten ist ein hölzernes Gewächshaus mitten im Winter abgebrannt. Das Löschwasser gefror sofort. Alle Blätter fielen ab, doch der Stamm trieb neu.

Gegen 14 Uhr erreichen wir Dresden, wo wir im Hotel Ibis in der Prager Straße einige unserer Berliner Freunde treffen, die früher mit uns radelten, aber dieses Jahr verhindert sind und nur um der Stadtbesichtigung und wegen des für morgen geplanten Besuches von „Cosi fan tutte“ in der Semper-Oper hierher gekommen sind: das Ehepaar Cauer und Heike Luther mit ihrer Schwiegertochter, Ingrid Andreae und ihr Sohn Sven, der in Pirna Richter ist. Auch die Ehefrauen von Heinz Stenzel, Reinhard Schütz, Walter Sylten und die 75jährige Renate John, der wir bisher immer eine Karte von unseren Touren geschickt haben, sind gekommen.

Nach mir hat nun auch Reinhard Schütz eine Magen-Darm-Infektion erwischt. Bei ihm ist es schlimmer. Er leidet zusätzlich unter Bauchkrämpfen und muss einen Arzt aufsuchen. Auch mir geht es nicht gut, aber ich meine mich auf dem Wege der Besserung zu befinden. Ich bleibe erst mal im Hotel, das in der DDR-Zeit als Plattenbau hochgezogen und inzwischen modernisiert wurde. Ich verzichte damit auf die Stadtführung, für die Ingrid Laudien einen alten Freund gewonnen hat. Er führt die Gruppe auch zu der Frauenkirche, die im Oktober offiziell wieder geöffnet wird. Die Bausteine der alten Kirche sind an ihrer dunklen Farbe zu erkennen.

Ich nutze die Erholungspause im Hotel, um in Wilhelm von Kügelgens „Lebenserinnerungen eines alten Mannes“ nach Passagen zu suchen, die sich zum Vorlesen eignen. Ich habe meine Freunde auf das von Kügelgen Museum in Dresden-Neustadt aufmerksam gemacht, aber sie werden morgen sicher die weltberühmten Kunstschatze in den anderen Museen dieser Stätte der Erinnerung an eine Autobiographie vorziehen. Nebenbei informiere ich mich im Fernsehen über die letzten Kapriolen des Bundestagswahlkampfes. Angela Merkel hat einen kapitalen Bock geschossen, als sie in Prof.

Kirchhoff ihren künftigen Finanzminister präsentierte. Der Nachweis, dass dessen markantester Vorschlag, eine einheitliche Einkommenssteuer von 25 Prozent, zu sozialen Ungerechtigkeiten führen würde, fiel den Sozialdemokraten nicht schwer und Gerhard Schröder hat sich in jeder Wahlkampfrede den „Professor aus Heidelberg“ vorgeknöpft.

Dresden.

Mittwoch, 14. September 2005

Bei den alten und neuen Meistern

Es gibt in Dresden so viel zu besichtigen! Die Vorkenntnisse und die Wünsche in unserer Gruppe sind verschieden. Darum kein gemeinsames Programm. Viele lockt das Grüne Gewölbe mit seinen Schätzen. Ruth und ich einigen uns sofort auf die Galerien mit den alten und den neuen Meistern. Dazwischen besuchen wir noch eine Sonderausstellung mit Werken Jan van Eycks. Ein Film erklärt, wie das Papier präpariert wird, auf das einst mit Silberstift gezeichnet wurde. Paradestück ist die so zarte wie präzise Zeichnung des Kardinals Niccolo Albergati (um 1435). Es ist schon merkwürdig, wie intensiv mich dieser mir völlig unbekannt, doch mir etwa gleichaltrige Mann über die Jahrhunderte hinweg anblickt, als wolle er mir aus seinen reichen Erfahrungen einen Rat erteilen.

Bei den neuen Meistern freue ich mich an der wahrscheinlich vollständigen Sammlung der Bilder, die Max Slevogt auf seiner Reise nach Ägypten im Jahre 1914 gemalt hat. Der Künstler hat auf die jungen Menschen geachtet, die es genießen, im Wind auf dem Nil zu schippern. Sie werden im Titel etwas abenteuerlich als Piraten bezeichnet. Ich spüre die Begeisterung, die Slevogt während dieser Reise angesichts solcher Eindrücke empfand. Die Bilder scheinen locker, ganz spontan aus dem Augenblick, aus dem überraschenden Anblick heraus gemalt zu sein. Natürlich erinnere ich mich angesichts dieser Impressionen an die eigene Ägyptenreise. Mal (nach)sehen, was Peter Handke in seinem Tagebuch „Gestern unterwegs“ festgehalten hat. Anfang Januar 1988 ist er (wahrscheinlich nur für wenige Tage) von Griechenland nach Ägypten geflogen, hat sich absichtlich in den Straßen Kairo verirrt, das spielerische, das gelenkige Auf- und Abspringen von den Bussen beobachtet. Und die Ringelsocken der kleinen Mädchen sind ihm aufgefallen und er hat sich daheim gefühlt, als er auch hier das wilde Geschrill der sich sammelnden Spatzen in den spärlichen Bäumen vernahm.

In der Semper-Oper

Am Abend besuchen wir gemeinsam – die Radler und ihre eigens angereisten Berliner Angehörigen und Freunde – die Semper-Oper. Gespielt wird „Cosi fan tutte“. Wir haben Plätze in der 8. und 9. Reihe im Parkett. Ein teures Vergnügen, doch das ganze Haus ist ausverkauft. Die Handlung ist läppisch, gewissermaßen auf dem Niveau unserer derzeitigen TV-Komödien. Man könnte sie auch blasphemisch nennen, denn um einer Wette willen täuschen die jungen Männer ihren Verlobten vor, in den Krieg ziehen zu müssen. Für unsereinen hört bei einer solchen Konstellation der Spaß auf. Mozarts Genie haucht auch dem kitschigen Text und seinen Lügen noch wahre Seelenwärme ein – und insbesondere die Sängerinnen mit ihren engelreinen Stimmen sind begeistert in ihrer Ausdrucksfähigkeit. Sie reagieren mit echten Gefühlen auf die Täuschungsmanöver der Männer.

Welch enormes sängerisches und auch schauspielerisches Können wird heutzutage solchen Künstlerinnen doch während ihrer Ausbildung vermittelt! Wie dieses Singspiel wohl zu Mozarts Zeiten geklungen hat? Ob die damaligen Stars der höfischen Opernhäuser diese schwierigen Partien so bravourös zu meistern verstanden? Es muss wohl der Fall gewesen sein, sonst hätte es Mozart doch nicht gewagt, solche Arien zu komponieren. Er wusste, was er von den Künstlern erwarten

durfte.

Gerhard Rosenau sitzt während der Vorstellung neben mir. Die starre Haltung macht ihm Beschwerden. Seine zweite, noch nicht erneuerte Hüfte, schmerzt. Beim Auf- und Absteigen vom Rad hätte er am liebsten immer einen hohen Bordstein in der Nähe des Pedals und die gestrige Bergtour hat ihn noch zusätzlich zum häufigen Ab- und Wiederaufsteigen gezwungen. Dabei ist er ist nicht der einzige, der dieses Mal mit einem Handicap unterwegs ist. Heinz Stenzel hat sich kurz vor der Tour bei einem Sturz – während des Joggens – eine Rippe gebrochen und sich ohne ärztliches Plazet aufs Rad gewagt.

Dresden – Meißen – Diesbar.

Donnerstag, 15. September 2005

In Händen das Wesentliche

Bei scharfem Gegenwind, der aber auch die Regenwolken vor sich her und über uns hinweg jagt, radeln wir am Fuße von Weinbergen bis Meißen. Burg und Schloss blicken weit ins Elbetal. Wir lassen uns Zeit für die Besichtigung der von Restauratoren geretteten Altstadt und steigen zusammen hoch zur Burg. Ruth und ich besuchen noch gemeinsam den Kreuzgang der Klosterkirche und die zugehörige Kapelle. Auf den Grabsteinen nur gleichförmige Umrisszeichnungen der Verstorbenen. Sie tragen den Abendmahlskelch – für sie das Symbol der Erlösung und Auferstehung – in Händen. Nicht auf das Individuelle kommt es an, sondern auf das ihnen allen gemeinsame Zeichen ihres Glaubens.

Da sich bei mir wieder die Magen- und Darmprobleme bemerkbar machen, überlasse ich Ruth die Besichtigung des Doms und mache mich auf den Rückweg in die Altstadt. Rechtzeitig, wie sich bald zeigt. Mir ist elend. Meine Stimmung heitert sich auf, als ich in der Ein-Euro-Krabbelkiste eines Antiquariats „Ungereimte Prosa“ von Jürgen Rennert entdecke und einsacke. Ich habe ja sonst wenig Gepäck und einiges habe ich heute früh Heidi Schütz gleich wieder mit nach Berlin gegeben. Darunter auch meine schwere Spiegelreflex-Kamera. Ich verlasse mich auf Ruths Blick für Dokumentierenswertes. Auf Kunst und Architektur versteht sie sich. Was uns unterscheidet ist nur, dass ich öfter mal Schnappschüsse vom Radeln – und Pause-Machen - und einen Blick auf seltsame Details riskiere, also den Auslöser leichtfertiger betätige als Ruth, die nur Ausgesuchtes und sorgfältig Geprüftes festhält. Den Videofilm zur Tour dreht ohnehin Erich Rinnert. Er fährt voraus und lässt uns dann der Reihe nach – lächelnd und winkend – an der Kamera vorbeipassieren.

Wir übernachten im “Ross“ zu Diesbar, einem Landgasthof, der sich auf Radler eingestellt hat. Viele bestellen Zwiebelkuchen mit neuem Wein.

Diesbar – Mühlberg – Weißnig – Torgau.

Freitag, 16. September 2005

Von unserer Grundschönheit und deren abendlicher Rekreation bei „Herrn Käthe“

In der Nacht hat es bereits stark geregnet, aber die Wolken, welche der Wind über den Himmel treibt, sind noch dunkel und schwer. Und es bleibt dabei. Als wir abfahren wollen, beginnt es zu regnen. Ich ziehe sofort die Gamaschen an, und ich ziehe sie auch den ganzen Tag nicht wieder aus. Ab und zu hört es auf zu regnen, aber es lohnt kaum, den Regenumhang auszuziehen. Ich ziehe ihn direkt über das Hemd. Mit einem zusätzlichen Pullover oder ^dem Anorak unter dem Umhang würde es mir zu warm. Doch der Regen schlägt an den Schultern durch meinen roten Umhang. Ich

wechsle unterwegs das Hemd. Unter einem blauen Flanellhemd ist mir wieder wohler und ich halte unsere eilige Fahrt durch, wenn auch immer wieder mal als letzter in der auseinander gezogenen Reihe.

Ein Vergnügen kann man solches Radeln nun wirklich nicht nennen. Wenn im Fernsehen oder auf Prospekten für das Radwandern geworben wird, regnet es nie. Doch es gibt eben immer wieder Tage wie den heutigen, an denen man nicht einen Schauer abwarten und dann weiterradeln kann, sondern man sich durch den Dauerregen und mehr oder weniger starken Gegenwind quälen muss. Dann sehnt man sich nur noch nach der nächsten Pause im Trockenen.

Heinz ist rigoros: Erst wenn wir die halbe Strecke zurückgelegt haben, winkt uns die ersehnte Pause. Ich bin froh, als der Gegenwind nachlässt und der Radweg asphaltiert ist. So erreichen wir Mühlberg, einen wenig bedeutenden Ort, der aber im Jahre 2002 bundesweite Aufmerksamkeit fand, weil er vom Elbehochwasser verschont blieb. Die Deiche hielten und die Reporter sprachen vom „Wunder von Mühlberg“. Es gibt nur ein einziges Gasthaus und die Speisekarte bietet nur Schnellgerichte. Wir entschuldigen uns bei der Wirtin für unser feuchtes, gamaschenbewehrtes Auftauchen. Die nassen Haare hängen uns ins Gesicht. Sie lacht und sagt: „Na ja, die Grundschönheit ist noch vorhanden.“ Mit Grog, Suppen oder Kaffee wärmen wir uns auf. Ich trinke eine kaum prickelnde Apfelschorle. Doch wir erholen uns und folgen dann schon wieder aufmerksam der Führung der hiesigen Pastorin durch ihre Kirche. Wir haben sie angesprochen, weil wir für unsere tägliche Andacht einen Platz suchten.

Sie ist eine noch junge Frau, Anfang 40. Sie ist sehr lebhaft und man könnte sie hübsch nennen, aber sie ist es auf eine kernige, fast bäuerliche Art, fern jedes städtischen Makeups. Dazu passt, dass sie eine warme, graue Strickweste mit Silberknöpfen trägt. Ein Zahnarzt, der seine Klientel wohl auch nur in abgeschiedenen Gegenden finden kann, hat einen ihrer vorderen Zähne silbern überkront. Das mag haltbar sein, aber gewiss nicht der Stand der Technik. Mühlberg gehört politisch zu Brandenburg, kirchlich jedoch zur sächsisch-anhaltinischen Kirche. Auf Nachfrage sagt uns die Pfarrerin, mit dieser doppelten Loyalität könne sie gut leben. Ministerpräsident Platzecks ökologisches Engagement sei echt.

Wir müssten länger mit ihr sprechen. Wie es wohl so ist, als Pfarrerin in einer solchen Kleinstadt und in rein dörflicher Umgebung sein junges Leben zu verbringen? Sie versucht offensichtlich guten Mutes das Beste aus ihrem Leben am Rande zu machen. Das merkt man auch an ihrer Führung durch die Kirche. Sie hat auf dem Altarbild eines Schülers von Lucas Cranach so einiges entdeckt, das wir ohne ihre Hinweise leicht übersehen hätten. Doch es ist nicht zu leugnen: Es ist traurig, wenn im Jahr nur 10 Taufen auf etwa 50 Beerdigungen kommen. Und zum sonntäglichen Gottesdienst kommen etwa zwanzig Gemeindeglieder.

In ihrer Andacht liest uns Ingrid Laudien den ersten Teil der Predigt vor, die Martin Luther 1544 zur Einweihung der Schlosskapelle in Torgau gehalten hat. Es handelte sich damals um die erste, neu gebaute evangelische Kirche. Luther relativierte die Bedeutung solcher Gebäude mit dem Hinweis, dass Jesus im Freien gepredigt habe.

Wir benutzen die Fähre von Wildberg und sind erleichtert, dass der Regen nachlässt. Dennoch finden wir die heutige Etappe als anstrengend. Das merkt man auch daran, dass sich unsere Gruppe auseinander zieht. Ich gehöre zum Schwanz und nutze gerne einen zusätzlichen Stopp in Weßnig, wo im Kreise mehrerer Radwanderwege im Jahre 2003 eigens für die Radler eine erste „verlässlich

geöffnete Radfahrerkerche“ geschaffen wurde. Um sich einen Eindruck von der Benutzung der Kirche zu verschaffen, werden die besuchenden Radler gebeten, in ein durchsichtiges Modell der Kirche je einen hellen Stein zu werfen, was wir auch besorgen. Das Motto der Kirche lautet „besser langsam“ und der passende Bibelvers ist „Die Letzten werden die Ersten und die Ersten werden die Letzten sein.“ In unserem Falle findet dieser Spruch eine wenig ermutigende Bestätigung. Wir Kirchenbesucher waren heute die Nachzügler unserer Gruppe. Als wir in die Kirchenzufahrt einbogen, sahen wir gerade noch Heinz Stenzel und Gerhard Rosenau weiter radeln. Wir dachten: Sie sind müde und wollen so schnell wie irgend möglich nach Torgau gelangen. Lassen wir sie fahren! Dann sind sie eben eine halbe Stunde vor uns im Quartier.

Doch als wir dort eintreffen, sind wir die ersten. Die Erklärung: Die erste Gruppe hat infolge der sich hier häufenden Schilder mit Hinweisen auf Radwanderwege einen weiten Umweg gefahren. Das war insofern fatal, als Gerhard Rosenau ohnehin schon starke Hüftschmerzen hatte und Heinz Stenzel beim schrägen Auffahren auf einen Bordstein stürzte. Er wäre mit dem Kopf schwer aufgeschlagen, wenn ihn sein Helm nicht geschützt hätte. Aber er versuchte sich noch mit der Hand aufzufangen, was dieser schlecht bekam. Er fürchtet, ein Handknochen könnte gebrochen sein.

Nach dem kargen Mittagmahl und der anstrengenden Fahrt sehnen wir uns nun alle nach einer kräftigen, warmen Mahlzeit. Und wir werden in einem Lokal, das auf den seltsamen Namen „Herr Käthe“ hört, von dessen Betreiberinnen auch aufs Beste bedient. Der Name geht auf einen Ausspruch Martin Luthers zurück, der auf das häusliche Regiment seiner Frau Katharina, die einige Jahre nach ihm hier in Torgau gestorben ist, ein oder mehrmals mit der ironischen Anrede „Herr Käthe“ reagiert haben soll.

Torgau – Sachau.

Samstag, 17. September 2005

Da waren wir nur noch acht

So angenehm das gemeinsame Abendessen bei „Herrn Käthe“ auch gewesen war, bei zweien hatte es nicht die erwünschte Wirkung. Gerhard Rosenau verbrachte eine schlaflose Nacht. Wie ich hat er eine künstliche Hüfte. Die Operation ist auch bei ihm gelungen, aber in den letzten Monaten hat sich die andere Hüfte immer schmerzhafter bemerkbar gemacht. Während der Fahrt zeigte es sich nun, dass die Schmerzen nicht mehr zu ertragen sind. Er wollte und konnte dies heute früh nicht mehr uns allen verwickeln. Kurz entschlossen fuhr er zum Bahnhof und suchte den nächsten Zug in Richtung Berlin.

Das ist eine schmerzliche Überraschung. Wenn er noch etwas gezögert hätte, wäre ihm wenigstens der Transport seines Gepäcks und vielleicht auch des Fahrrads erspart geblieben. Heinz Stenzel erfährt nämlich im hiesigen Krankenhaus, dass auch er die Radtour abbrechen muss. Die Röntgenaufnahme zeigt, dass er sich beim gestrigen Sturz einen Kapselriss zugezogen hat und vom Handknochen etwas abgesplittert ist. Er kehrt um die Mittagszeit mit einem noch feuchten Gipsarm zu uns zurück.

Wir haben inzwischen an einer Stadtführung teilgenommen. Es gibt so vieles, das ich jetzt aufzählen könnte. Wir standen vor dem Quartier Friedrich II. am 2.9.1756 und dem Logis Napoleons am 10.7.1813, aber auch vor dem ältesten Spielwarengeschäft Deutschlands, das Paul Loebner 1687 gegründet hatte. Angefangen hatte er mit selbst gedrechseltem Holzspielzeug. Auf dem Weg zum Schloss Hartenfels kamen wir vorbei an Katharina Luthers Sterbehaus. Sie war nach

sechs schweren Witwenjahren am 1. Dezember 1552 gestorben. In der Stadtkirche St. Marien erinnerte ein Grabstein an die frühere Nonne Katharina von Bora und die Mutter von 6 meist früh gestorbenen Kindern des Ehepaars Luther. Der Grabstein zeigt Käthe Luther als Matrone in einem langen Gewand, dessen Falten fast vom Kragen weg gerade nach unten fallen.

Wir besuchten auch die Schlosskapelle, in der Luther am 5. 10. 1544 seine Einweihungspredigt gehalten hatte. Ingrid Laudien hat uns heute früh deren zweiten Teil vorgelesen. Luther erinnert die Fürsten daran, dass vor Gott alle Menschen gleich sind – ganz im Sinne des Kirchenliedes „Fürsten sind Menschen, vom Weibe geboren ...“ Die Kanzel erhebt sich in der Mitte des Kirchenschiffs – die zentrale Bedeutung des Wortes in der Evangelischen Lehre betonend.

Ich war überrascht, im so genannten Bärengraben auch tatsächlich mehrere Braunbären vorzufinden. Sie schienen sich in dem weiten Auslauf wohl zu fühlen. Man beobachtet sie tief unter sich von der Schlossbrücke aus.

Am frühen Nachmittag radeln wir weiter. Wir passieren das russische Denkmal, das an die Begegnung der amerikanischen und russischen Truppen in Torgau erinnert. Gleich daneben aber auch der Hinweis, dass sich hier vor 1945 ein KZ der Nazis und nach 1945 ein Internierungslager der Russen befunden hat. In kleinen Orten wird man mit der Geschichte intensiver konfrontiert als im großen Berlin. In Torgau drängt sich Historie auf kleinstem Raum.

Das Wetter hat sich entscheidend gebessert und es soll während der kommenden Woche beim Sonnenschein bleiben. Früher sprach man von Altweibersommer. Und heute? In kurzärmligen Hemden und Blusen radeln wir durch die Elbauen. Schwer beugen sich die mit Kernen beladenen Köpfe der Sonnenblumen nach unten. Am Rande unseres Weges immer wieder Apfel- und Birnbäume, die uns mit Fallobst verköstigen. Nach leichter Fahrt erreichen wir unser Quartier in dem kleinen Ort Sachau. Eine richtige Radlerpension. Man richtet sich dort nach unseren Wünschen. Wir freuen uns auf eine große Schüssel mit Pellkartoffeln und eine kaum kleinere mit Kräuterquark. Und zum Nachtschiff gratis aus dem Garten Gravensteiner Äpfel und frisch geschüttelte Pflaumen.

Ein Kachelofen attackiert Goethe

Während ein Teil der Gruppe von Sachau aus noch an die Elbe spazierte, habe ich mir in Wilhelm von Kügelgens „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ zwei geeignete Episoden ausgesucht. Nach dem kernigen Abendessen setzen wir uns bei einem Glas Wein noch zusammen und alle amüsieren sich über den Auftritt einer Verwandlungskünstlerin im Hause Kügelgen. Die Dame erinnerte in lebenden Bildern und wehenden Kostümen an historische Heroinnen. Die Kapitelüberschrift „Die Kindsmörderin“ wählte v. Kügelgen, weil die Schauspielerin im letzten Bild einen solchen Fall zur Darstellung brachte und zum Entsetzen der Mutter sich die kleine Schwester Wilhelms krallte und diese theatralisch meuchelte. Die Kinderschar war von der Vorstellung so beeindruckt, dass sie die stärksten Szenen im Kreise der Nachbarkinder nachinszenierte und nicht wenig Beifall für diese Auftritte einheimste.

Die andere Erinnerung betraf einen Besuch Goethes im Hause Kügelgen. Er sollte vom Vater portraitiert werden. Goethe nutzte eine gewisse Wartezeit, um den Einzug des russischen Zaren und des preußischen Königs in Dresden aus dem Fenster der Kügelgens zu beobachten. Mutter von Kügelgen überließ den Dichterpapst seinen Beobachtungen, und dieser wusste solche Zurückhaltung sehr zu schätzen, wurde er doch bei anderen Gelegenheiten von Verehrerinnen in die

Zange genommen bzw. an wogende Busen gedrückt. Doch auch im Hause Kügelgen blieben ihm solche Verfolgungen nicht ganz erspart. Er wurde entdeckt und herein stürmte eine Dame „breit wie ein Kachelofen und kaum weniger erhitzt“. Diese Formulierung gefiel unserer Radlergruppe am besten. Kein Wunder, dass der mittelmäßige Maler und bescheidene Prinzenbegleiter von Kügelgen mit solchen Erinnerungen zu einem der meistgelesenen Autoren des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts wurde.

Sachau – Wittenberg – Wörlitz.

Sonntag, 18. September 2005

Hundertwasser begeistert Schüler

Der Wirt der Radlerpension zeigt uns die Dorfkirche, die 1622 geweiht wurde und sich durch eine bemalte Balkendecke auszeichnet. In ihrer Andacht spricht Ingrid Laudien über die Bedeutung des Halleluja in der Liturgie und im Alltag. Auch unser lässiges „Hallo“ ist eine Kurzform des hebräischen Lobeswortes.

In Wittenberg besuchen wir, weil es an unserem Wege liegt, zunächst den Friedhof, auf dem Ingrid Laudiens erster Kollege im Pfarramt, der spätere Bischof Prof. Dr. Joachim Rogge, begraben liegt. Wir finden den Grabstein erst, nachdem wir ausgeschwärmt sind und die Reihen systematisch durchsucht haben. Rogge, der am Sprachenkonvikt in Berlin Kirchengeschichte gelehrt hat, wurde am 3.12.1929 geboren und starb am 8.6.2000 an Krebs. Er muss ein lieber Kollege gewesen sein, denn Ingrid und er sprachen sich mit „Schwesterchen“ und „Brüderchen“ an. Letzteres war ihre Reaktion auf sein zunächst scherzhaft gemeintes „Schwesterchen“. Und weil er Spaß verstand und gerne Witze erzählte, erinnert sich Ingrid auch am Grab an einen solchen.

Eine Familie wünscht sich beim Friedhofsgärtner für den lieben Verstorbenen ein schönes Gebinde und dazu eine Schleife mit einem letzten Wort. Der gewünschte Text lautet „Ruhe sanft“ und – so fügen die Angehörigen hinzu - wenn noch Platz ist: „Auf Wiedersehen im Himmel“. Der Gärtner tut sein Bestes und überreicht den Trauernden am nächsten Tag sein Gebinde mit dem flatternden Bande „Ruhe sanft - und wenn noch Platz ist – auf Wiedersehen im Himmel!“

Wittenberg ist nun mal die Lutherstadt – und auch am Bahnhof wird dieses Suffix dem Stadtnamen hinzugefügt -, doch in unserer Gruppe war keiner, der die Lutherstätten nicht bereits einmal besucht hätte. Ein Rundgang durch das Luther-Museum hätte auch Stunden gedauert. Was aber – außer Erich Rinnert - noch keiner gesehen hatte, war das nach Plänen von Friedensreich Hundertwasser umgestaltete Gymnasium, ein ehemaliger funktionaler Serienbau aus DDR-Zeiten. Bunt und einladend mit goldenen Kuppelbauten und Zinnen finden wir die Schule am Rande der Stadt. Und auch die Schüler zeigen sich begeistert. Sie haben an der Innengestaltung ihrer Schule mitgewirkt, haben farbige Kacheln und Reliefs gestaltet und in die Wände eingelassen. Ich lasse mich von ihrer Begeisterung anstecken. Sie bieten mir Kaffee und Kuchen an und zeigen mir Postkarten und Druckschriften zu ihrer Hundertwasser-Schule. Ich habe mich nie mit meiner Schule identifiziert, aber sie war im Vergleich zu diesem Phantasiegebilde auch potthässlich. Mir fällt die Geschichte von unserem Abi-Streich mit dem „Hausaltar“ ein. Das war ein aus Laubsägestegen und Buntpapier konstruiertes weihnachtliche Krippenbild, das wir beschlossen hatten, zu demontieren und vor die geteerte Pisswand der Toilette zu dislocieren. Diese „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ an seine Schandtaten müsste ich meinen Mitradlern mal vorlesen. Doch diese Story habe ich natürlich nicht in der Gepäcktasche, sondern nur auf der Festplatte in Berlin. Immerhin, sie wäre beinahe im letztjährigen Jahrbuch des Eberhard-Ludwigs-Gymnasiums veröffentlicht worden.

Wir schieben unsere Räder durch die Fußgängerzone der Innenstadt und besichtigen die zentrale gotische Kirche mit dem großen Altarbild Lucas Cranachs, versäumen aber auch nicht, zu der seit 1305 an der Kirche angebrachten „Judensau“ emporzublicken. Darunter wird mit einer Bronzetafel, die von Wieland Schmiedel und Jürgen Rennert gestaltet wurde, an die Verantwortung der Kirchen für die Judenverfolgung erinnert. Die Inschrift lautet: „Gottes eigentlicher Name der geschmähte SCHEM HA MPHORAS den die Juden vor den Christen fast unsagbar heilig hielten starb in sechs Millionen Juden unter einem Kreuzeszeichen.“ Ein wenig gedrechselt klingt das schon.

Hinter Wittenberg war es am 18.8.2002 auf 80 m Länge zu einem großen Deichbruch gekommen. 45 Quadratkilometer wurden überflutet. Die Erneuerung und Stabilisierung des Deiches kam auch dem Radwegebau zugute. Wir rollen im Sonnenschein ohne Mühe über eine Zementdecke oder über Zementverbundsteine rasch in Richtung Wörlitz. Um 18 Uhr kommen wir dort im „Parkhotel“ an. Ruth und ich erhalten das „Hochzeitszimmer“ mit einer dreieckigen Badewanne. Die anderen sind mit ihren gleichfalls ziemlich teuren Zimmern weniger zufrieden.

Zum Ausgang der Bundestagswahlen

Doch das Wichtigste ist in allen Zimmern im Moment der Fernsehapparat. Wir sind auf die ersten Hochrechnungen der Bundestagswahl gespannt. Und wir werden auch alle vom Ergebnis überrascht. Wir hätten nicht gedacht, dass es der SPD gelingt, bis auf einen Prozentpunkt an die CDU/CSU heranzurücken. Auch die mehr als 10 Prozent für die FDP kamen unerwartet. Blickt man jedoch auf das Ergebnis im Ganzen, dann hat es in der Grundhaltung der deutschen Wähler wenig Bewegung gegeben. Das linke und das rechte Lager blieben ungefähr gleich groß. Was die CDU verlor, gewann die FDP und was die SPD verlor, wanderte zu der Links-Partei.

Gerhard Schröder hat der SPD zwar geholfen, aus dem Stimmungstief, das die Umfragen angezeigt hatten, herauszukommen, aber für seine triumphale Forderung nach einer Fortsetzung seiner Kanzlerschaft gibt es keine ausreichende Basis. Ich finde seinen Auftritt in Siegerpose ziemlich grotesk. Die CDU/CSU ist nun mal die stärkste Fraktion. Es wird auf eine große Koalition hinauslaufen. Alles andere würde im Bundesrat ausgebremst.

Wörlitz – Dessau – Barby.

Montag, 19. September 2005

Die Verbindung des Schönen mit dem Nützlichen

Zu Fuß wandern wir durch den Wörlitzer Park, der aus einigen Äckern gezaubert wurde, vornehmlich mit Hilfe von Wasserflächen, deren Ränder mit Pfählen befestigt sind und die von Zeit zu Zeit durch Ausbaggern vor dem Verlanden bewahrt werden müssen. Auch die exotische Bepflanzung und das Offenhalten der Sichtachsen bedürfen ständigen Einsatzes. Doch der Eintritt in die Anlage ist frei. Nur beim Übersetzen zur Roseninsel, das mit einer handgetriebenen Winde erfolgt, ist ein Obulus zu entrichten, der die Gartenkasse füllen mag. Der Park sollte nicht nur das Auge erfreuen, sondern auch die Bauern der Umgebung belehren. So diente zum Beispiel die römische Brücke als Vorbild für den Bau solch massiver Steinbrücken, die dann auch Hochwassern stand zu halten vermögen.

Die nächste Station ist Dessau. Ingrid Laudien hat hier nach der Flucht ihrer Familie aus Ostpreußen die Oberschule besucht und das Abitur gemacht, was Pfarrerskindern in der DDR nur ausnahmsweise möglich war. Sie übernimmt unsere Führung. Wir besuchen als erstes die

Meisterhäuser der Lehrer des Bauhauses in der Friedrich-Ebert-Allee, erbaut in den Jahren 1925/26. In Dessau wurde während des Krieges wegen der hiesigen Junkers-Flugzeugwerke viel zerstört. Die Meisterhäuser blieben, weil nicht zentral gelegen, erhalten. Nach der Wende wurden sie renoviert. Versetzte quaderförmige Baukörper mit Glasrippenfenstern. Flachdächer. Sie wirken heute noch ganz modern, und sie könnten besichtigt werden, - ja wenn heute nicht Montag wäre.

Nicht weit davon auch das Bauhaus selbst. Es wird zu einer modernen Lehrstätte ausgebaut. Hier würde eine Führung angeboten, aber nicht alle zeigen Interesse und so bringt uns Ingrid ans Elbufer zur Kaffeeterrasse „Kornhaus“ in Dessau-Ziebigk, erbaut von dem Gropius-Schüler Carl Fieger. Auch dieses beliebte Elbcafe wurde mit viel Liebe zum Detail – bis hin zu den Innenausbauten, den Stühlen und Teppichen – im Bauhausstil renoviert. Ich nutze unsere Kaffeepause zu einem ungestörten Rundgang durch das ganze Haus und lasse mir von der Kellnerin noch einen Prospekt geben, mit dem vor allem Architekten und Designer zum Abhalten von Konferenzen eingeladen werden.

Wir kommen auf glatter, ebener Strecke rasch voran. Wir folgen dem Lauf der Elbe und sehen von ferne den Turm an der Autobahnbrücke, auf dem bis zur Wende der Spruch prangte „Plaste und Elaste aus Schkopau“. Man hat ihn dieses Denkmal der DDR-Sprache demontiert, und wahrscheinlich wurde auch das zugehörige Werk inzwischen „abgewickelt“. Der einzige Trost: Der Direktor des Deutschen Museums hat die Leuchtschrift für seinen Fundus gerettet.

Doch wir radeln nicht nur unterhalb des Elbdamms, sondern einmal auch durch einen hohen Buchenwald und sind überrascht, mitten in diesem auf zwei barocke Schlosstore zu stoßen. Sie gehören zu dem nicht mehr existierenden Schloss Friederikenberg bei Zerbst.

Unser heutiges Quartier finden wir in Barby an der Mündung der Saale. Es handelt sich um einen Pferdehof, der zum Ferienquartier ausgebaut wurde. Obwohl die heutige Fahrt angenehm war und uns alle nicht sonderlich schlauchte, bin ich doch etwas benommen und nicht so recht imstande, konzentriert vorzulesen. So übernimmt es Erich Rinnert, aus den Erinnerungen v. Kügelgens den Abschnitt zu lesen, der berichtet, wie Napoleon vor dem Russlandfeldzug seine Truppen und die der deutschen Verbündeten in Dresden sammelte und wie auch der kleine Wilhelm den Kaiser erblickte. Auch einen Abschnitt über die Besuche Caspar David Friedrichs im Hause Kügelgen schließt Erich noch an und wir erfahren, dass Friedrich es nicht zuletzt den Empfehlungen seines erfolgreichen Malerfreundes Gerhard von Kügelgen zu verdanken hatte, Abnehmer für seine tiefgründigen Naturstudien zu finden.

Barby – Dornburg – Magdeburg.

Dienstag, 20. September 2005

Ein Schloss am Rande der Weltgeschichte

Ein frischer Morgen, blau glänzender Tau liegt auf dem Gras. Ich ziehe meine schwarzen Wollhandschuhe an. Sie haben einen Lederbesatz im Handtellerbereich. Das Wollgespinnst überzieht sich im Fahrtwind mit einem feinen Netzwerk von Wasserfädchen. Doch bald trocknet die Sonne alles weg. Wir radeln flott über Land und stehen schon bald vor dem goldglänzenden Wappen von Schloss Dornburg. Das Dach des Schlosses wurde als erstes saniert und auch die Figuren am Dachfirst neu vergoldet. Man muss die Schlösser von oben nach unten sanieren. Jetzt arbeiten die Handwerker am Sockel. Demnächst sollen die Archäologen mit ihren umfangreichen Sammlungen im Schloss einziehen.

Zu Ruhm gelangte Schloss Dornburg durch den Umstand, dass die Zerbster Prinzessin Katharina, die später zur russischen Zarin Katharina II. avancierte, hier aufwuchs. Es ist aber nicht erwiesen, dass Katharina ihre Mutter beim Schlossbau unterstützte und dass sie mit dem Schloss Repräsentatives im Sinne hatte. Aber wenn man vor dem Schloss steht, hat man heute noch das Gefühl: Es ist überdimensioniert. Seine Funktion in diesem bäuerlichen Landstrich ist und bleibt ein Rätsel.

Ein Teil unserer Gruppe sucht das Schloss zu umrunden, obwohl uns einige Bauarbeiter von einem solchen Versuch abgeraten haben. Irmgard Schindler und ich nutzen die Wartezeit zu einem Gespräch mit einem Einheimischen, der hinter seinem Zaun in Pantoffeln auf dessen Sockel steht. Er war nach dem Krieg im Alter von 19 Jahren von den Russen wegen unerlaubtem Waffenbesitz zu 15 Jahren Haft verurteilt worden. Fünf Jahre verbrachte er in Sachsenhausen. Danach kehrte er nach Dornburg zurück, eine wie er meinte vom Militär beherrschte Zone. Ich will ihn noch nach seiner Tätigkeit in der DDR fragen, aber da ruft ihn seine Frau zum Mittagessen. Punkt 12 Uhr und die anderen 6 Radler kehren von ihrem Umrundungsversuch zurück.

Wir machen eine kurze Vesperpause auf den Bänken und auf der Mauer um die St. Thomas-Kirche in Pretzien. Es ist eine romanische Wehrkirche aus der Zeit Albrechts des Bären. Sie ragt frei auf einer Landspitze ins Elbtal. Das zweite bedeutende Bauwerk Pretziens ist weit jüngeren Datums. Es ist das Pretziener Wehr, das im Falle eines gefährlichen Hochwassers die Fluten in die Auen der Alten Elbe entlässt. Es ist ein frühes Meisterwerk der Wehrtechnik. Die eisernen Tore wurden über Kettenseilwinden geöffnet. Es sind noch dieselben. Nur die Windetechnik wurde modernisiert.

Im Abendsonnenschein erblicken wir in der Ferne die Doppeltürme des Magdeburger Doms. Die Anfahrt bleibt angenehm. Wir radeln auf dem Elbdamm und schon innerhalb der Magdeburger Stadtgrenze durch den Stadtpark Rotehorn. Man hat gar nicht das Gefühl, sich einer Großstadt zu nähern. Mich erinnert diese Zufahrt an die Möglichkeit, auf einer Neckarradtour von Bad Cannstatt durch den Rosensteinpark bis zum Stuttgarter Hauptbahnhof unter hohen Platanen zu radeln. Man fährt durch eine riesige, lang gestreckte Parkanlage und steht fast unvermittelt vor den Granitquadern des Hauptbahnhofs und dem Turm mit dem Mercedes-Stern auf dem Dach.

Unser Magdeburger Quartier müssen wir dann allerdings etwas länger suchen und finden es nach Umwegen und über Handy eingezogenen Auskünften am Rande der Stadt. Zum Abendessen müssten wir wieder – nun mit der Straßenbahn - in die Innenstadt fahren. Mir ist dies zu umständlich und so bleibe ich mit Ingrid Laudien, die seit einigen Tagen mit Pülverchen gegen eine Erkältung ankämpft, im Quartier zurück. Der Wirt bereitet uns eine ganz einfache Mahlzeit, ein Süsschen für Ingrid und Spinat mit Salzkartoffeln und Rührei für mich. Wir trinken dazu einen Glühwein und nach einer halben Stunde haben wir einen freien Abend, um uns zu erholen. Ich suche in Kügelgens Erinnerungen nach einem Kapitel, das sich – letztmals auf dieser Tour – morgen Abend zum Vorlesen eignet.

Magdeburg – Burg.

Mittwoch, 21. September 2005

Das kirchliche und das sozialistische Stadtbild

Walter Sylten hat mit dem pensionierten Konsistorialpräsidenten Hanke eine Führung durch Magdeburg vereinbart. Abweichend von der sonstigen kirchlichen Praxis, dieses Amt mit einem

Juristen zu besetzen, handelt es sich bei Hanke um einen Theologen. Er erwartet uns im Konsistorium, wo wir unsere Räder und das Gepäck sicher unterstellen können.

Der Rundgang beginnt im Dom, der St. Mauritius und St. Katharina (mit dem Rad) geweiht ist. Er ist die Grabstätte Kaiser Otto I und seiner Gattin und es ist der erste gotische Dom Deutschlands. Ab 1409 wurde er neu gebaut. Auch hier findet man die Stein gewordenen Vorurteile gegen die Juden, zum einen die Gegenüberstellung von Synagoge und Kirche in den charakteristischen Figuren und - schlimmer noch, jedenfalls brutaler in der Ausführung - die uns bereits aus Wittenberg bekannte Judensau.

Wichtige Daten aus jüngerer Zeit sind: Zerstörung Magdeburgs am 16. Januar 1945 und Beginn des Wiederaufbaus im Jahre 1951. Dieser sollte ein sozialistisches Vorzeigeprojekt sein, vergleichbar der Stalinallee in Berlin. Vom alten Magdeburg war wenig übrig geblieben. Am zentralen Breiten Weg stehen noch bzw. wurden zwei Barockhäuser restauriert. Die Ruinen mehrerer Innenstadtkirchen wurden in den 50er Jahren abgerissen, weil ihr – durchaus möglicher – Wiederaufbau das angestrebte „sozialistische Stadtbild“ gestört hätte.

An die abgerissenen Kirchen erinnern jetzt bronzene Denkmale, die im kleinen Format die Kirchen als Modelle nachbilden. Auch an die Synagoge, die allerdings bereits 1938 von den Nazis zerstört wurde, erinnert nur noch eine Bronzetafel und ein zusätzliches Denkmal: „Dem Naziterror fielen 1521 Magdeburger jüdischen Glaubens darunter 287 unschuldige Kinder zum Opfer.“ Wir wundern uns über das Epiteton „unschuldig“. Waren denn die anderen Juden mehr oder weniger schuldig? Wahrscheinlich handelt es sich nur um eine unbedachte, geläufige Wortverbindung. Kinder gelten von Natur aus als „unschuldig“.

Hanke erinnert sich noch lebhaft an den Beginn der Magdeburger Montagsdemonstrationen. Es begann am 18. September 1989 mit 150 Teilnehmern und steigerte sich von Woche zu Woche über 450 auf 1200, bis es dann im Oktober 1989 5.000 bis 10.000 Bürger waren, die sich im Dom versammelten.

Die Kirche arbeitet an der Erkundung ihrer eigenen Vergangenheit. Ingrid Laudien trifft während unseres Rundgangs den Kirchenhistoriker Harald Schulze, der auf dem Fahrrad unterwegs ist. Er arbeitet an einer neuen Studie über „Die gesellschaftlich relevanten Teile der Rechenschaftsberichte der Kirchenleitung an die Synode bis 1989“. Zuvor hatte er eine Studie über einen Oberkonsistorialrat verfasst, der als Offizier des Staatssicherheitsdienstes, in der Magdeburger Kirchenleitung mitgearbeitet hatte. Dieser fleißige und umsichtige Mann war in kirchlichen Kreisen beliebt und galt als besonders tüchtig. Vielleicht hat er der Kirche mehr Dienste geleistet als ihr mit seiner Spitzeltätigkeit geschadet. Doch letzteres ist meine persönliche Vermutung. Ingrid, welche die Studie gelesen hat, widersprach mir jedoch nicht. Es ist schade, dass dieser Diener in zwei Weinbergen seine Erinnerungen an dieses Doppelleben nicht aufgezeichnet, sondern sich wahrscheinlich das Leben genommen hat. Harald Schulzes Studie über diesen Mann würde mich jedenfalls sehr interessieren.

Die Erinnerungen an die Zeit der DDR sind auch im Stadtbild sehr gemischt. Dicht neben der bronzenen Nachbildung einer abgerissenen Kirche erinnert eine Bronzetafel an die Rettung eines vierjährigen Mädchens, das am 13.3.1969 aus dem 5. Stock eines Hauses gestürzt und von dem geistesgegenwärtigen sowjetischen Hauptmann Igor A. Belikow im aufgespannten Mantel aufgefangen worden war. Rechts oben im Bild ist ein kleines Figürchen, das auf den ersten Blick an

einen kleinen Schutzengel erinnert. Damit aber niemand auf diesen Gedanken kommt, hat der Bildhauer noch die Bezeichnung „fortuna“ hinzugefügt, was nun ein Magdeburger in Kreide mit „Gott im Himmel“ übersetzte bzw. korrigierte.

Es ist nicht so, dass wir Punkt für Punkt dem Meditationsweg „Verlorene Kirchen“ folgen, aber auch so kommen wir an mehreren dieser abgerissenen Kirchen vorbei. Es wäre wahrscheinlich gar nicht so einfach, sie heute gemeindenah zu nutzen, und auch ihre laufende Erhaltung wäre für die Kirche eine schwere Last. Insofern mischt sich in die Trauer um die verlorenen Kirchen auch ein wenig Erleichterung. Doch dies ist auch mein persönlicher Kommentar. Ein Mitglied der Magdeburger Kirchenleitung würde dies sicher etwas anders formulieren.

An einer Kirche, die erhalten blieb, kommen wir zum Abschluss der Führung noch vorbei. Es ist die Kirche des ehemaligen Augustinerklosters. Sie wird heute von den Reformierten genutzt – ergänzt um ein modernen Anbau mit sanitären Anlagen.

Wir bedanken uns herzlich bei Oberkonsistorialrat Hanke, der uns über zwei Stunden durch das aus Ruinen wiedererstandene Magdeburg geführt hat. Auf dem Rückweg passieren wir auch den Sitz des Landtags und des Ministerpräsidenten. Die Dimensionen entsprechen der Größe und der Wirtschaftskraft dieses relativ armen Bundeslandes. Dass Magdeburg aber immerhin Landeshauptstadt ist, trägt sicher auch dazu bei, dass es bereits wieder recht ansehnlich wirkt. Auch so etwas Exotisches wie die „Grüne Zitadelle“ von Friedensreich Hundertwasser bereichert nun das postsozialistische Stadtbild.

Die Magdeburger Versuche des Otto von Guericke

Auf Vorschlag Erich Rinnerts lassen wir uns aber nach dieser Führung durch die Gegenwart noch einmal weit in die Geschichte Magdeburgs zurückversetzen. Ein kleines Museum, das von einem Verein betrieben wird, erinnert an den Bürgermeister und Physiker Otto von Guericke (1602 – 1686). Reichlich populistisch und mit einem speziellen Wink an die Radfahrer wird auf einem Plakat für dieses Magdeburger Universalgenie mit dem Hinweis geworben, dass er der Erfinder der Luftpumpe gewesen sei. Der besondere Reiz des Museums ist, dass engagierte Vereinsmitglieder den Besuchern auf Wunsch einige der Versuche Guericques mit dem Vakuum demonstrieren. Ball und Feder fallen in einer luftleeren Glasröhre ähnlich schnell, und aus einem leer gepumpten Eisenrohr wird eine Kugel durch das Eindringen der Luft am einen Ende auf eine Zielscheibe geschossen. Um sich des berühmtesten Experiment Guericques zu erinnern, ist man allerdings auf eine Radierung verwiesen. Sie zeigt die beiden Pferdegespanne, die sich vergebens mühen, die beiden Halbkugeln, die durch ein Vakuum zusammengehalten werden, auseinanderzuzerren.

Zu den außerordentlichen Leistungen als Politiker und Naturwissenschaftler wurde Otto Gericke durch ausgedehnte Studien in den Jahren 1617-1624 in Leipzig, Helmstedt, Jena und Leyden befähigt. Dabei hat er ziemlich spät, als er bereits über 50 Jahre alt war und auf ein langes Berufsleben als Scholarch (= Stadtschulrat) und „das Wort haltender“ Bürgermeister zurückblicken konnte, mit seinen naturwissenschaftlichen Experimenten begonnen. Sein politisches Ansehen hat sicher dazu beigetragen, dass er sich mit seinen Auffassungen durchsetzen und auch seine Kritiker überzeugen konnte.

Wir fahren erst um die Mittagszeit aus Magdeburg ab. Doch wir haben es auch leicht. Es gibt keinerlei Steigungen zu überwinden und es bleibt bei wenigen Regentropfen. Wir fahren unter dem Elbe-Havel-Kanal durch. Das ist möglich, weil der Kanal in einer Wanne die Elbe überbrückt. Ein

wirtschaftlich wenig genutztes, technisches Meisterwerk!

Unser Etappenziel ist Burg. An der Einfahrt zur Stadt stoßen wir auf Deutschlands älteste Knäckebrotfabrik. Wenn man sich der Stadt nähert riecht man bereits, dass diese Brotfabrik eines der wenigen Werke ist, das nach der Wende nicht abgewickelt wurde. Mich würde interessieren, warum sie rentabel zu arbeiten vermag. Im Vorbeifahren ist eine Modernisierung des Werkes nicht zu erkennen. Wir holpern mit unseren Rädern über bucklige Straßen. Auch die Gehwege sind mit uralten Zementplatten belegt und vielfach geflickt. Im Vergleich zu Magdeburg macht Burg einen sehr ärmlichen Eindruck. Auch 15 Jahre nach der Wende erinnert hier vieles an das realsozialistische Stadtbild.

Auch unser Quartier am Stadtrand kann man funktional nennen. Man beherbergt hier Bauarbeiter, Handelsreisende und Radler. Das Abendessen wird uns in einer raucherfreien Glasveranda serviert, in der wir uns wohl fühlen. Ich lese zum Abschluss aus von Kügelgens Erinnerungen die beiden Kapitel vor, in denen er von den Anfängen seines Studiums der Malerei an der Kunsthochschule in Dresden berichtet. Zunächst lernte er das Schraffieren; die nächste Stufe war dann das Zeichnen nach Gipsmodellen. Ich vergleiche diese reichlich stupiden Formen der künstlerischen Ausbildung mit den Erfahrungen, die unsere Söhne Christian und Wolfgang an der Berliner Hochschule der Künste gemacht haben, wo sie von Anfang an zum freien Arbeiten ermutigt wurden und Wolfgang im Aktzeichensaal sofort seine ersten Erfahrungen mit Pinselzeichnungen machen konnte.

Burg – Tangermünde.

Donnerstag, 22. September 2005

In Fehde mit dem Denkmalschutz

Nebel bedeckt das Elbtal und schlägt sich bei rascher Fahrt auf unseren Kleidern, zuallererst aber auf meinen schwarzen Wollhandschuhen nieder. Nachdem wir bei Ragaz mit einer Motorfähre über die Elbe gesetzt haben, bricht die Sonne durch den Dunst. Schon können wir Jacken und Pullover ablegen.

Wir bitten per Handy im Tourismusbüro von Tangermünde um eine Führung um 15.30 Uhr. Wir haben wieder leichte Fahrt und erreichen unser Quartier am Eulenturm bereits um 14.45 Uhr. Gerhard Rosenau hat uns geschrieben. Die Schmerzen haben nachgelassen, doch die Röntgenaufnahme zeigt, dass eine baldige Operation der zweiten Hüfte geboten ist. Auch seine seit langem geplante Reise in den Libanon musste er absagen. Die meisten von uns werden ihn und Ingeborg schon bald bei der Feier ihrer goldenen Hochzeit in Hohenneuendorf, wo sie aufgewachsen sind und sich kennen gelernt haben, wieder sehen.

Unsere Führung in Tangermünde übernimmt Herr Zimpel, ein 73jähriger, der sich diese Aufgabe mit neun anderen, jüngeren Stadtführerinnen teilt. Er freut sich, dass er wieder mit dabei sein kann, seit ihm ein Wirbel aus Titan eingesetzt wurde. Er beginnt mit der Zeitgeschichte und spricht aus eigener Erinnerung. Am 12. April 1945 erreichten die amerikanischen Truppen Tangermünde. Die russische Besatzungsmacht empfahl sich nicht als Befreier. Sie demontierte die hiesige Zuckerfabrik und verbrachte die Anlagen nach Russland, wo sie jedoch nicht wieder aufgebaut wurden. Die Nachfolge der früheren Feodora-Schokoladenfabrik übernahm „Tangetta“, wohingegen die früheren Besitzer mit ihrem Know-how nach Hamburg abwanderten, wo sie unter dem Namen Hachez jetzt ihre feinen Schokoladentäfelchen herstellen. „Tangetta“ konnte sich nach der Wende nicht behaupten. 525 Mitarbeiter wurden arbeitslos. Auch das Plattenwerk mit seinen

1600 Mitarbeitern wurde abgewickelt. Nur die Werft konnte mit wenigen Mitarbeitern wenigstens weiter bestehen. Zur Zeit der Wende hatte Tangermünde 12.000 Einwohner, jetzt sind es noch knapp 10.000. 25 Prozent sind arbeitslos. Die Haupteinnahmequelle ist jetzt der Tourismus. Der größte Bauunternehmer der Stadt hat im Schloss ein Hotel eingerichtet, das für Hochzeiten gerne genutzt wird. Auch wir begegnen in der Schlossanlage festlich herausgeputzten Paaren.

Das Hochwasser der Elbe, das auch im Tanger flussaufwärts zu einem Rückstau führte und angrenzende Dörfer überflutete, konnte Tangermünde nichts anhaben. Stadt und Burg wurden auf einer Endmoräne errichtet.

Die große Zeit Tangermündes liegt im Mittelalter. Damals gab es in der Stadt 82 Braustätten. Die Stadt gehörte zur Hanse. Unter dem böhmischen Kaiser Karl IV, der von 1373-1378 in Tangermünde residierte, erlangte die Stadt ihre größte politische Bedeutung. Schwer getroffen wurde Tangermünde durch zwei Brände. Der schlimmste fiel in das Jahr 1678. Die Schuld an diesem Brand wurde Grete Minde gegeben, die dann unter dem Vorwurf der Hexerei gefoltert und verbrannt worden ist. Theodor Fontane hat an sie in einer Erzählung erinnert.

Die besondere Leidenschaft unseres Führers gilt dem Denkmalschutz. Er liegt mit dem zuständigen Amt in Fehde. Ihn ärgert, dass an den Fachwerkhäusern ein grauer Anstrich für die Balken vorgeschrieben wird und dass auch das Schnitzwerk an den Türen nicht mehrfarbig gefasst, sondern einheitlich grau überpinselt wird. Am meisten empört ihn – und hier findet er meine Zustimmung -, dass am Rathaus die Backsteine des Giebels einheitlich rotbraun getüncht wurden, statt ihnen wie bei einem etwas späteren Anbau ihre natürliche Brandfarbe zu lassen.

Tangermünde – Stendal – Berlin-Spandau - Kladow

Freitag, 23. September 2005

„Edle Anmut, stille Größe“

Vormittags haben wir noch Zeit zu einem Stadtbummel. Ruth und ich kaufen für unseren Kladower Nachbarn, der unsere Zeitungen und die Post sammelt, eine kleine Schachtel Pralinen, die ein Bäckermeister in Tangermünde selbst herstellt. Das ist der winzige Rest der großen Schokoladenfabrik Feodora, so genannt nach einer russischen Prinzessin. Ich genieße die warme Sonne, während ich vor der Schauffassade des Rathauses auf einer Bank sitze und auf die Öffnung der 83 m hohen Stadtkirche warte. Drinnen demonstriert die Deutsche Stiftung Denkmalschutz die Vielfalt und die große Zahl ihrer Förderungsmaßnahmen, darunter auch ein altes Bauernhaus in Kladow, das jetzt vom hiesigen Kulturforum genutzt werden wird. Allein in Berlin werden mehr als 50 Objekte gefördert. Die Förderungssummen reichen von € 20.000 bis zu 1 Million Euro.

In Stendal machen wir Zwischenstation. Erich Rinnert ist seit vielen Jahren Mitglied der Archäologischen Vereinigung. Da die hiesigen Kirchen über die Mittagszeit geschlossen sind, schlägt er vor, das Winkelmann-Museum zu besuchen. Es ist in dem Haus eingerichtet, in dessen kleinerem Teil dieser große Geist in einer Schusterfamilie geboren wurde. Es war das Studium der antiken Schriftsteller, die ihn zu seinen kunsthistorischen Betrachtungen anregten. Mit seinen Studien und insbesondere mit seinem Ideal der „edlen Anmut und stillen Größe“ hat er die Epoche des Klassizismus heraufbeschworen und damit auch dazu beigetragen, das Stadtbild Berlins zu prägen. Auf dem Büchertisch legt die Winkelmann-Gesellschaft ihr außerordentlich reichhaltiges Schrifttum aus.

In ganz kurzer Fahrt erreichen wir mit dem Intercity Spandau. Herzlicher Abschied. Alle sind mit dem Verlauf unserer Tour hochzufrieden. Heinz Stenzel wird sich von dem Gipsarm nicht lange lahm legen lassen. Er hat bereits – mit dem eigenen Auto! – sein Fahrrad samt Gepäck in Torgau abgeholt und plant im Mai des kommenden Jahres nicht nur das Versäumte nachzuholen, sondern auch noch ein paar Etappen in Brandenburg dranzuhängen.

**In der Niederlausitz.
Alte Kirchen rund um Luckau.
8. – 12. Juni 2008**

Berlin-Spandau – Lübben – Niewitz – Kasel-Golzig – Kreblitz - Cahnsdorf.
Sonntag, 8. Juni 2008

Mein Herze geht in Sprüngen und kann nicht traurig sein

Am Ende unserer letzten Radtour von Hamburg nach Lübeck hatte Heinz Stenzel, der bisher für uns geplant und die Quartiere bestellt hatte, angekündigt, dass er mit 82 Jahren künftig nicht mehr mit uns radeln könne. Auch andere spürten das Alter, und um künftig die Anstrengung in erträglichen Grenzen zu halten, hatte Ruth, meine Frau, nach der Vorführung von Erich Rinnerts Film über Heinzens Abschiedstour vorgeschlagen, beim nächsten Mal nicht von Tag zu Tag das Quartier zu wechseln, sondern von einem Mittelpunkt aus, mehr oder weniger kreisförmig – wie bei Blütenblättern um einen Samenständer - uns eine schöne Gegend zu erschließen. Die Wahl fiel auf Luckau in der Lausitz. In der Broschüre „Offene Kirchen 2007“ des Förderkreises Alte Kirchen Berlin-Brandenburg hatte Ruth die Anzeige „Kirchen-Radtouren, unterwegs in der Luckauer Niederlausitz“ gefunden. Sie wies uns Radler auf diese Möglichkeit hin und wurde darin von Ingrid Laudien, einem Berliner Mitglied der Dachorganisation der regionalen Förderkreise unterstützt. Die Niederlausitzer hatten auf Initiative ihrer regionalen Vorsitzenden Annegret Gehrmann aus Langengrassau sechs Radwanderkarten ausgearbeitet, die uns zu anmutigen Dorfkirchen von der Romanik bis zum Jugendstil lenkten und zudem noch versprachen, uns den Naturpark Niederlausitzer Landrücken erleben zu lassen.

Ruth bestellte die angebotenen sechs Tagestouren-Karten der Förderkreises Alte Kirchen der Niederlausitz, legte sie auf die umfassende Wanderkarte des Spreewalds aus dem Kompass-Verlag, studierte das Angebot im Detail und übernahm - anstelle von Heinz Stenzel – die organisatorische Vorbereitung, also vor allem die Suche nach dem Quartier, den Kauf der Bahntickets und die Auswahl von Tagestouren, die 65- bis 79jährigen zuzumuten waren.

Häufig werden Touren mit Gruppen wie der unseren von erfahrenen Reiseleitern organisiert. Wir wollten aber weiter unter uns sein und die Schwerpunkte der Tour selbst setzen. Alle trauten Ruth diese organisatorische Vorbereitung zu, und auch ich verließ mich mal wieder darauf, dass sie die Planung allein schaffen würde. Als wir uns kennen lernten, hatte sie gerade einen Wanderleiterlehrgang absolviert und war – unterstützt von einer einzigen Kollegin – mit sage und schreibe 83 Schülerinnen im Bayrischen Wald unterwegs gewesen. Verglichen damit war unsere Tour von elf Erwachsenen ein Klacks. Mich beschäftigte vor allem die Frage, ob wir mit den knappen Informationen, welche auf den Faltblättern der Tagestouren vermerkt waren, auskommen würden oder ob ich noch mehr Literatur mitnehmen sollte und ob ich vor Ort das für die Nacharbeit Erforderliche aufzeichnen könnte. Für die kunsthistorischen Informationen packte ich von Georg Dehio „Die Kunstdenkmäler Brandenburgs“ ein. 1027 Seiten ohne Karten. Jede, aber auch wirklich jede der von uns anzusteuern Kirchen fand ich darin beschrieben. Ich musste nur mit dem Vokabular der Kunsthistoriker umzugehen lernen. Wer weiß schon, was ein Kanzelaltar, eine Predella und eine Hufeisenempore ist? Am Ende der Tour werden wir es alle wissen, und ich werde darüber fachsimpeln wie andere Zeitgenossen über die Aufstellung von Fußballmannschaften durch ihre Trainer.

Auf der Fahrt von Kladow zum Bahnhof Spandau sind wir zu neun, alle Mitglieder der Kladower Kirchengemeinde am Groß Glienicker See. Walter Sylten aus Zehlendorf und Ingrid Laudien aus Berlin-Mitte steigen unterwegs zu. Die Fahrradabteile des Regionalzuges nach Cottbus sind proppenvoll, aber wir besprechen mit den Zusteigenden die Zielorte und sichten die Räder entsprechend. Bei dem seit Wochen anhaltenden Sonnenschein haben sich viele einen Ausflug in der Umgebung von Königswusterhausen oder in den Spreewald vorgenommen.

In **Lübben** gilt unser erster Besuch der Kirche Paul Gerhardts. Davor sein Denkmal – an allen vier Seiten mit Liedstrophen. Hier die mir liebste:

Mein Herze geht in Sprüngen
und kann nicht traurig sein,
ist voller Freud und Singen,
sieht lauter Sonnenschein.

Im Eingangsbereich der Kirche wird besonders sein Testament hervorgehoben und in mehreren Drucken angeboten. Es ist durch und durch geistlicher Natur, eine Zusammenfassung seines Glaubens. Er verfasste es – ich nehme an auf Latein, da von einer Übersetzung die Rede ist - kurz vor seinem Tode im Jahre 1676 im 70. Lebensjahr. Wir wissen wenig über die letzten Jahre Paul Gerhardts. Predigten sind nicht überliefert. Und Lieder hat er in Lübben, wo auch seine Frau starb, nicht mehr verfasst.

Das Testament enthält für den Kenner seiner Lieder nichts Überraschendes, ja es bedient sich häufig der vertrauten, man könnte sogar sagen abgegriffenen Formulierungen. Das einzig wirklich Persönliche, das sich direkt an sein einziges, überlebendes Kind richtet, ist eine kurze Passage, die dessen Ausbildung zum Pfarrer betrifft:

„Es weiß mein Sohn, dass ich ihn von seiner zarten Kindheit an dem Herrn meinem Gott zu eigen gegeben, dass er ein Diener und Prediger seines heiligen Wortes werden soll. Dabei soll er nun bleiben und sich daran nicht kehren, dass er nur wenig gute Tage dabei haben möchte, denn da weiß der liebe Gott schon Rat zu und kann das äußerliche Trübsal mit inniglicher Herzenslust und Freudigkeit des Geistes genugsam ersetzen. – Die heilige Theologiam studiere er in reinen Schulen und auf unverfälschten Universitäten, und hüte dich vor Synkretisten, denn sie suchen das Zeitliche und weder Gott noch Menschen treu.“

Ob die Besucher der Kirche wohl ahnen, dass er mit den Synkretisten die gleichfalls der Heiligen Schrift verpflichtete Evangelische Kirche der Union meint? Und da würde mich schon interessieren, wo der Sprössling dann wirklich studiert hat.

Ingrid Laudien wundert sich, dass Paul Gerhardt seinem Sohn den Beruf des Pfarrers so aufdrängt, und mich erstaunt, dass er diesen Beruf als so beschwerlich schildert, wo doch auch damals schon die Pfarrer die höchste Lebenserwartung hatten. Ingrid bleibt dabei: „Es ist schon eine Last, einen solch berühmten Vater zu haben. Und man hat es etwas leichter, wenn man dann einen anderen Beruf ergreift als dieser.“ Doch man weiß nichts über den Sohn, außer dass er tatsächlich der Prädestination durch den Vater folgte und Pfarrer wurde. Nichts Ungewöhnliches, denn eine geschlossene Folge von Pastoren kommt ja in Pfarrfamilien damals und auch heute noch immer wieder vor. Und unsere Kirche ist damit gut gefahren. Ingrids Vater war selbst auch Pfarrer. Dass seine Tochter mal die erste Generalsuperintendentin des wiedervereinigten Berlin werden würde, hat er wohl kaum geahnt. Nun hat Ingrid selbst keine Kinder, doch eine erfreulich große Zahl von Nichten und Neffen, die sie zum Teil auch getauft und getraut hat. Also ist es gar nicht so übel, eine Pfarrerin in der Verwandtschaft zu haben. Und vielleicht ist also auch der Sohn Paul Gerhardts mit

dem Rat des Vaters glücklich geworden.

In der Kirche eine Ausstellung zu den Übersetzungen der Lieder Paul Gerhardts in fremde Sprachen. Auch im katholischen Gesangbuch findet man mehrere seiner Lieder. Ob sich Paul Gerhardt das hat träumen lassen? Die Musik hat in der Ökumene als erste die konfessionellen Grenzen überschritten. Johann Sebastian Bach wird schließlich auch in katholischen Gemeinden geschätzt.

Ein Buch liegt aus, in das man hineinschreiben soll, was einem persönlich Paul Gerhards Lieder bedeuten. Ich hätte Lust, die Eintragungen zu studieren, vielleicht auch selbst etwas in das Buch zu schreiben. Mein Lieblingslied ist „Die güldene Sonne“, vielleicht aus einem sentimentalen Grund, „... aber nun steh ich, bin munter und fröhlich, schaue den Himmel mit meinem Gesicht“. Dabei habe ich so wenig zu klagen. Ich lege mich meist nur müde und nicht betrübt zu Bett – und bin glücklich, dass ich bisher ein so sanftes Leben gehabt habe. Und wie steht es mit dem Lied meiner Kindheit „Jesu geh voran auf der Lebensbahn“? Das ist doch gar nicht von Paul Gerhardt?! Es gehörte zu den Kindergottesdiensten in der Evangelischen Gemeinschaft Münsingens. Und Theodor Fontane ist es auch begegnet, als er einen Ausflug in den Spreewald unternahm und er hat dieses Lied des Grafen Zinsendorf den „Konventiklern“ zugeordnet. Und wie vertrugen die sich im Spreewald mit den Lutheranern?

Wir radeln noch zum Lübbener Schloss, das jetzt als Hotel dient. Ein Barockbau am Wasser in weiß und gelb. Ein Entenpaar mit ihren Küken rudert durch die Wasserpflanzen und die sanfte Strömung. Ich blicke noch zum Kaffeegarten vor dem Schloss. Da möchte ich gerne sitzen, aber jetzt wird erst mal geradelt.

Lübben selbst hat sich seit der Wende herausgeputzt. Neu gestrichen, neu gepflastert, viele Blumen. Alles sehr gepflegt. Von Brücken blicken wir auf Spreewaldkähne und Kanus.

An unserem Radweg ein imposantes Paul-Gerhardt-Gymnasium, doch auch eine evangelische Grundschule. Und am Rande von Lübben akkurate und gut gewässerte Kleingärten. Ich achte auf das Angepflanzte: Bohnen und Lauch, Salat und auch kräftige Kartoffelstauden. Gurken sind mir nicht aufgefallen.

Ich habe zu diesen Betrachtungen Zeit, da wir einer Panne vorbeugen müssen. Irmgard Schindlers Reifen haben zu wenig Luft und lassen sich nur an einer Tankstelle aufpumpen.

Unser zweiter Kirchenbesuch – und es werden in den nächsten Tagen noch mehr als ein Dutzend folgen - gilt der Fachwerkkirche in **Niewitz**. Doch noch bevor ich die Kirche betrete, fotografiere ich davor das Kriegerdenkmal. Auch ein pensionierter Friedensforscher versucht den Altvorderen aufs Maul zu schauen.

Wo ihr
auch schlummert
nach Gottes Rat,
künftiger Ernte
blutige Saat,
nimmer vergessen
im deutschen Land,
ruhet in Frieden
in Gottes Hand
dort in der Heimat
bei Jesu.

Über den Namen der 1814-1818 Gefallenen steht: „Zum ehrenden Gedenken ihrer im Kriege

gebliebenen Helden“. Und dieses Denkmal krönt ein in Stein gehauenes „Eisernes Kreuz“, mit dem mein Großvater Alfons Theodor Liebermann im Ersten Weltkrieg starb und das mein Vater im Zweiten Weltkrieg nach fünfjähriger Fronterfahrung als Obergefreiter und Munitionsfahrer nur noch als „Blechle“ bezeichnete, froh mit dem Leben und ganz ohne Auszeichnung durch den Gröfaz davon gekommen zu sein. Wahrscheinlich hat man in Niewitz nach dem Zweiten Weltkrieg ähnlich gedacht. Zu den im Zweiten Weltkrieg um ihr Leben Gebrachten werden auf dem vorhandenen Denkmal nur noch die Namen nachgetragen und darüber steht ohne Kommentar: „Gefallene Bürger der Gemeinde Niewitz“.

Mit diesem Interesse an den Erinnerungszeichen an den Ersten und Zweiten Weltkrieg bin ich nicht allein. Auch Heike Luther hat sich vorgenommen, alle Soldatenmahnmale, auf die wir unterwegs stoßen, zu fotografieren.

Ein weiteres Thema sind für sie die freiwilligen Feuerwehren, haben doch zwei ihrer Kinder ihre Ehepartner dort kennen gelernt. Man darf ihr glauben: Die Kladower Feuerwehr ist kein Club der Mannen, sondern ein Verein von Freunden. Und auch in der Lausitz gilt: Kein Dorf ohne Kirche und ohne freiwillige Feuerwehr.

In der Fachwerkkirche stoßen wir schon beim Betreten auf ein Plakat mit Taufsteinen aus der Lausitz. Gut so, auch da heißt es also: Genau hinschauen und vergleichen! Und noch etwas in vielen Kirchen Wiederkehrendes werden die Engel sein, die Taufengel, die Engel an den Epitaphen und die singenden oder Posaune spielenden Engel an den Orgelprospekten.

Das Fachwerk als solches, dann die bemalten hölzernen Säulen, welche die dreiseitigen Emporen tragen und die breiten, mit Rankenwerk bemalten Bänke geben der Kirche etwas Heimatliches, das uns Kladower auch an unsere – allerdings erst in den 50er Jahren erbaute - Schilfdachkapelle erinnert. Und ich mag die Blumenmalereien auf den Kassetten der Emporenbrüstung, wie ich sie von Bauernschränken kenne. Sie wechseln sich mit Bibelsprüchen ab. In der Mitte der hufeisenförmigen Empore – genau gegenüber dem Kanzelalter - steht:

1.Timo. 1, V. 15

Das ist gewisslich wahr,
und ein theuer, werthes Wort, das
Jesus Christus kommen ist, in die Welt,
die Sünder selig zu machen, unter welchen
ich der fürnehmste bin. Dieses Kohr
hat lassen anstreichen Michael Schade
Schäffer Alhier

Ingrid Laudien liest – vor dem barocken Alter stehend – den 103. Psalm. Dazu singen wir den Kanon „Laudate omnes gentes“, dessen Text ad usum delphini bzw. des Kirchenlateins Unkundiger in großen Buchstaben an einen Pfeiler geheftet ist. Ein fast einschmeichelndes Lied ist dieser Kanon: Lobe den Herrn meine Seele, und vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat! Doch das Psalmwort wird in seinen Mahnungen auch drastisch, und was dem Wüstenvolk der Israeliten gesagt wird, können auch Brandenburger verstehen, wenn sie daran denken, dass es in der Lausitz seit Wochen nicht geregnet hat und jeder Wetterbericht auf die enorme Gefahr von Waldbränden hinweist.

Denn er kennt, was für ein Gemächte wir sind;
er gedenket daran, dass wir Staub sind.
Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras,
er blühet wie eine Blume auf dem Felde;

wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da,
und ihre Stätte kennet sie nicht mehr.

Und so achten wir auf unserer Fahrt auch auf Sand und Staub und auf den Stand der Ernte. Noch ist nicht alles verbrannt. Tief im Boden muss es noch Feuchtigkeit geben. Das Getreide steht hoch, und auf einem Dach Störche mit ihren Jungen, ein Zeichen dafür, dass es noch naturbelassene Feuchtgebiete gibt. Wir nutzen den sogenannten Gurkenradweg mit entsprechendem Signum, sehen aber nur einen einzigen Gurkenacker. Auch dieser noch grün. Ansonsten Getreide und Mais. Und wir sind erstaunt: Auch der Mais sprosst noch saftig grün aus der oberflächlich so trockenen Erde. Aber etwas schmerzt mich, auch wenn es die Landwirte anders sehen: Nur an den Rändern der kunstgedüngten Äcker noch die blauen Sterne der Kornblumen und die roten Leuchtpunkte des Mohns. Die Feldränder und die Straßengraben sind die Reservate der Blumenpracht, die es Paul Gerhardt einstens angetan hat, nur dass er den Kornblumen, dem Mohn, dem Natternkopf und der Wegwarte noch keine Strophen widmete. „Narzissus und die Tulipan, die ziehen sich viel schöner an, als Salamonis Seide“. Und wir achten heute auf die kleinblütigen Überbleibsel des Wildwuchses, wo die Farbenpracht in den Gärten zum menschlichen Zuchtergebnis wurde.

Auch in **Kasel-Golzig** an zentraler Stelle, doch wenigstens nicht vor der Kirche wieder ein Kriegerdenkmal mit einem Text, den Ernst Jünger vielleicht noch goutiert hätte, bei dem es unsereinem aber heute nur noch gruselt.

Sie warfen ihre Brust dem Feind
entgegen.
Ein Schutzwall dem bedrohten
Vaterland.
Sie stürmten vorwärts, trotz
Granatenregen.
Bis heißer Tod den Weg zum Herzen
fand!
Sie fragten nicht: „Wer wird die
Lieben stützen,
Wenn des Beraters Aug' im Tode
bricht?“
Sie riefen: „Vorwärts, Deutschland
wird sie schützen!“
Vergiß mein Volk, die teuren Toten nicht!

Ob diese Inschrift von einem örtlichen Dichter stammt? Wer weiß das heute noch? Ich fürchte: Das war weit verbreitetes Versgut und geeignet, junge Menschen auf den Heldentod fürs Vaterland im nächsten, dann absolut verbrecherischen Krieg einzustimmen.

Die hiesige Kirche ist eine Feldsteinkirche vom Ende des 14. Jahrhunderts und hat heute einen mit Schiefer gedeckten Spitzhelm. Ruth holt den Schlüssel im Pfarrhaus und bringt die Pfarrerin gleich mit. Eine blonde Frau in mittleren Jahren. Sie wirkt ein wenig müde, wahrscheinlich hat sie sich darauf gefreut, ein wenig auszuruhen und nun kommen diese Radler und sie muss das Versprechen einlösen, das sie dem Förderverein für alte Kirchen gegeben hat. Wir betreten einen schlichten, in Grau- und Weißtönen und ein wenig Gold gehaltenen barocken Innenraum mit einer ringsum laufenden Empore, welche den Kanzelaltar einfasst. Der Kanzelkorb über der Predella, die wie häufig das letzte Abendmahl Jesu mit seinen Jüngern zeigt, wird – wie es bei Dehio heißt - „von

durchbrochenen Säulen aus gedrehten Schäften sowie Akanthuswangen“ gerahmt. Ob sich ein Leser darunter etwas vorstellen kann? Ich fotografiere vorsichtshalber.

Ein besonderes Schmuckstück dieser Kirche ist aber ein – ursprünglich – über dem Taufbecken schwebender, hölzerner, farbig gefasster Engel, der dann zur Taufe selbst herabgelassen wurde. Dieser Engel hängt jetzt auf der Orgelempore, weil dieses Herabkurbeln eines Engels wohl nicht mehr dem heutigen Empfinden der Aufnahme eines Täuflings in die Gemeinde entspricht. Noch zwei weitere, doch ganz passend Posaune spielende Engel neben der Orgel.

Viel wurde für die Renovierung der Kirche bereits getan, aber es bedarf anhaltender Anstrengungen. Wir spenden kräftig und die Pfarrerin braucht auch solche Ermunterung. Wir fragen nach. Ihr Gottesdienst in Kasel-Golzig wurde heute zwar von 18 Gemeindegliedern besucht, aber bei ihrem zweiten Gottesdienst in einer anderen Dorfkirche waren es gerade mal zwei. Ob sie sich dies beim Studium der Theologie und den kanzelfiebrigen Examenspredigten so vorgestellt hat. „Wo zwei oder drei in meinem Namen beisammen sind, da bin ich mitten unter ihnen.“ Da muss also gelegentlich der Herr Jesus schon mal einspringen, damit ihrer drei zusammenkommen!

Wir schauen auch noch zum Schloss und der benachbarten früheren Schule. Wir schließen letzteres aus der Größe und Form des Fachwerkgebäudes und der Benennung des Platzes nach dem Schweizer Reformpädagogen Pestalozzi. Die Gebäude sind nicht verfallen, bedürfen aber der Sanierung. Vielleicht wurden sie zur Zeit der DDR als Altersheime genutzt. Rotweiße Plastikbänder warnen vor dem Betreten der Freitreppe des Schlosses mit Mittelrisalit. Risalit, auch so ein Dehio-Fachwort. Man betritt das Schloss also nicht im Parterre, sondern im Ersten Stock und zwar über eine Treppe mit zwei Wangen, die vor das rechteckige Gebäude gesetzt wurde. Das gibt so einem ländlichen Gebäudekasten das gewisse Outfit eines Schlosses. Recht so: Die Treppe sollte gefestigt werden. Doch das fällt nun nicht in den Aufgabenbereich der Kirche, und einen rückkehrwilligen Patronatsherrn wird es wohl nicht geben. Das hätten wir alles fragen müssen, aber am Sonntagnachmittag ist niemand zu sehen und von der müden Pfarrerin haben wir uns bereits verabschiedet.

Es wird allmählich Abend. Auf asphaltierten, ebenen Landstraßen radeln wir über Kreblitz nach **Cahnsdorf** zum Parkhotel, wo wir die nächsten vier Tage in Halbpension wohnen werden. Es ist ein nach der Wende errichteter moderner Flachbau unweit der Straße, doch ruhig am Rande eines kleinen Parks gelegen. Unsere heutige Strecke betrug 43 km, einschließlich der 12 km langen Anfahrt zum Bahnhof Spandau.

Am Abend das erste Spiel der deutschen Nationalmannschaft gegen Polen im Kampf um die Europameisterschaft im Fußball. 2:0. Das Ergebnis registriere ich so nebenbei, während ich in Stichworten die Eindrücke des heutigen Tages auf dem Laptop notiere. Später werde ich mich bei der Rekonstruktion an die Fotos der Digitalkamera halten. Doch wem werden diese Notizen jemals etwas sagen? Da hofft man, den eigenen Worten so etwas wie „Welthaltigkeit“ zu verleihen. Müsste man nicht viel bescheidener sein? Peter Handke spricht von „dinghaftem“ Erzählen, wenn er notiert, was ihn „gestern unterwegs“ so angemetet hat. In der EKD-Synode pflegte mein Mitsynodaler Träger, Direktor eines humanistischen Gymnasiums und möglicherweise auch ein kundiger Handke-Leser, mich im Ausschuss für Öffentliche Verantwortung mit dem Stoßseufzer zu trösten – wenn es ans Umformulieren (um nicht zu sagen an das Verstümmeln) von mir entworfener Resolutionen ging: „Was bleibt vom Waldesduft in der Pilzsuppe?“

Die güldene Sonne mit ihrem Glänzen

Heute und auch die nächsten Tage wird die Sonne scheinen. Es wird richtig heiß werden. Ich verzichte auf den Sturzhelm und creme nur die Arme und das Gesicht ein. Alle anderen tragen brav ihre Sturzhelme. Und auch ich kenne die Unfallgeschichten, welche diese Vorsichtsmaßnahme begründen.

Unser erstes Ziel ist die spätmittelalterliche Feldsteinkirche in **Egsdorf**. Frei und eigenwillig steht sie da inmitten einer weiten Rasenfläche und einigen alten Grabsteinen. Wer sie betritt, fühlt sich aufgenommen. Das rührt von der Wärme der Gestaltung des Innenraums. Vom Alter hängt eine neue, gewebte Decke. Über einem Dankopferfeuer ein Regenbogen und im Hintergrund die Arche Noah auf den Wellen und daneben die Taube, die ausgeflogen ist, um Land zu finden.

Du gedenkst in deiner Treue
An dein Wort zu Noahs Zeit,
dass dich nimmermehr gereue
deine Huld und Freundlichkeit;
und solange die Erde stehet,
über der dein Auge wacht,
soll nicht enden Saat und Ernte,
Frost und Hitze, Tag und Nacht.

Heinrich Puchta 1843, EKG 512

Der Altaraufsatz wurde in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts aus ungefasstem Lindenholz geschnitzt. Wenn die Kunsthistoriker etwas als „ungefasst“ bezeichnen, dann meinen sie damit, dass das Holz nicht bemalt wurde. Du siehst die WurmLöcher. Gut so, denn weil das so ist, wird den Nagern mit Chemikalien noch rechtzeitig der Appetit verdorben.

Die braunen Holztöne des Altars und auch der umlaufenden Empore mit ihren Konsolenfriesen erleichtern in dieser Kirche die Konzentration auf die Predigt und das Lied, das hier im Holzgebälk zu klingen vermag. Das alles kommt auch Erich Rinnert bei seiner Andacht zustatten, zu der wir uns in die alten Bänke setzen. Wir stimmen, von Ingrid Laudien, unserer besten Sängerin geführt, Paul Gerhards vielleicht bekanntestes Lied an: „Geh aus mein Herz und suche Freud in dieser lieben Sommerzeit an deines Gottes Gaben...“ Es ist wohl das einzige Kirchenlied, das dem Schöpfer immer wieder durch reine Naturlyrik huldigt und dessen Verse in jedes Bilderbuch zum Leben auf einem (alten) Bauernhof und vielleicht auch heute noch in eine Fibel für Erstklässler passen würden.

Die Lerche schwingt sich in die Luft,
das Täublein fliegt aus seiner Kluft
und macht sich in die Wälder;
die hochbegabte Nachtigall
ergötzt und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Tal und Felder,
Berg, Hügel, Tal und Felder.

Die Glucke führt ihr Vöcklein aus,
der Storch baut und bewohnt sein Haus,

das Schwälblein speist die Jungen,
 der schnelle Hirsch, das leichte Reh
 ist froh und kommt aus seiner Höh
 ins tiefe Gras gesprungen,
 ins tiefe Gras gesprungen.

Vergleichbare Liebe zu allem, was da krecht und fleucht, habe ich später unter dichtenden Pastoren nur noch bei dem Pfarrer Schmidt von Werneuchen gefunden, über den sich Goethe in „Von Musen und Grazien in der Mark“ lustig machte und den Fontane und Günter de Bruyn als an Paul Gerhardt gewohnte Sänger später besser zu schätzen wussten.

Erich Rinnert hat sich von einem früheren Mitradler, der nun im 81. Lebensjahr und unter Chemotherapie stehend nicht mehr dabei sein kann, einige Kalendertexte, die er für die täglichen Andachten der Evangelischen Verlagsanstalt Leipzig geschrieben hat, mitgeben lassen. Und der alte Pfarrer, der lange in Brandenburg auf der Kanzel stand, antwortet auf den ersten Brief des Paulus an die Korinther, in dem der Apostel für den Rauschmiss von Bösewichten aus der Gemeinde plädiert (1. Kor. 5, 9-13), mit einer eigenen Epistel an den lieben Apostel – und ich denke, bei diesem Brief hat er daran gedacht, dass in seiner Brandenburger Gemeinde die Sonne eben auch auf Gerechte und Ungerechte, respektive Stasispitzel schien, ohne dass man diese später hinausgeschmissen hätte:

Lieber Paulus! Dieses Kapitel hast Du wohl in großem Zorn geschrieben. Da kann ich Dich gut verstehen. Du hast geglaubt, die Korinther Gemeinde wäre auf einem guten Weg - und nun fragen sie Dich, wie sie mit Hurern, Räubern und Trinkern umgehen sollen. Sie müssten doch wissen, dass diese Leute eine Schande sind für die Gemeinde und auch für Dich. Ihre Bosheit könnte ansteckend wirken wie die Pest. Die ganze Gemeinde könnte verderben, und auch Deine Arbeit wäre umsonst. Darum wirfst Du durch Deinen Fluch wenigstens den Hauptsünder aus der Gemeinde. Sicherlich hast Du Dich auch gefragt: „Was würde Jesus dazu sagen?“ Und Du meinst, er wäre auf Deiner Seite. Ob das so richtig ist? Du konntest ja damals noch nicht alles wissen, was Lukas und Johannes später aufgeschrieben haben. Aber vielleicht haben Dir doch andere erzählt, wie Jesus zu einer Ehebrecherin sagt: „Ich verdamme dich nicht, aber tu es nie wieder!“ - Und ich denke an die Geschichte von dem Bauernsohn, der sein Erbe mit Huren durchgebracht hatte. Trotzdem bittet sein Vater ihn wieder an seinen Tisch. Sollen nicht auch die Korinther den Ehebrecher, die Geizigen und die Trunkenbolde wieder an ihren Tisch bitten? Ich denke, wenn Dein Zorn verraucht ist, urteilst Du anders. Ich lese ja in Deinem Brief auch: „Die Liebe lässt sich nicht erbittern und sie rechnet das Böse nicht an.“ - Ob ich Dich wohl richtig verstanden habe? Es grüßt Dich Dein Bruder und Leser Gerhard Rosenau.

Es ist eigentlich Badewetter. Und wir machen einen Abstecher zum Stoßdorfer See. Hier ist Braunkohle abgebaut worden. Doch dies ist viele Jahrzehnte her. Nun ist es ein natürlich wirkendes Gewässer mit Schilf- und Weidenbewuchs. Wir treffen auf ein badendes Ehepaar. Sollen wir uns anschließen oder die beiden alleine lassen? Mir ist nicht so ganz wohl beim Gedanken an den Anblick unserer Astralkörper – ob nun mit oder ohne Badehose.

Wir hätten die Gelegenheit nutzen sollen. Es war die einzige auf unserer Tour. So aber blicken wir nur hinüber zu den Möwen, die in einer Entfernung, die Störungen ausschließt, auf einer flachen Halbinsel eine große Kolonie gebildet haben. Sie sind die neuen Nutznießer dieses künstlichen Sees.

Wir fahren unter Weiden und Buchen und danach über weites Feld nach **Schlabendorf**, um dort

die nächste Kirche zu besuchen, bevor wir dann auf das größte Braunkohlenabbaugebiet stoßen werden. Schlabendorf selbst hat Glück gehabt. Es war von den Planern der DDR bereits zum Abriss vorgesehen, und nun ist der Ort noch da. Die Häuser stehen, die Kirche steht und auch das Soldatendenkmal, das auch hier mit Eichenlaub und Stahlhelm an die Gefallenen erinnert:

Tief führt der Herr durch Nacht und durch Verderben.
So sollen wir im Kampf das Heil erwerben,
daß unsere Enkel freie Männer sterben.

Sehr tröstlich und christlich finde ich diesen Spruch gerade nicht, den sich die Kirchengemeinde da ausgedacht hat, aber es ist gut, dass die Kirche noch steht und dann eben auch solch ein Denkmal an ihr lehnt. Es gibt ja Sprüche, die muss man nur zitieren, um die Nachfahren anzuregen, ihren eigenen Verstand zu gebrauchen. Sapere aude! angesichts von Kriegerdenkmälern.

Auch hier eine sehr schlichte Innenausstattung der Kirche in hellen Grautönen. Ein Kanzelaltar aus der Zeit der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert. Klassizistisch anmutende Säulen rahmen den runden Kanzelkorb, zu dem der Pfarrer durch eine rückseitige Treppe emporsteigt, was er aber heutzutage nicht mehr tut, sondern dicht zur Gemeinde an ein Lesepult tritt. In dem „gesprengten Giebel“ über der Kanzel eine Strahlensonne. Schon wieder so ein eigentümlicher Ausdruck dieser Architekturhistoriker. „Gesprengt“ bedeutet hier, dass der Giebelbogen über den Säulen, die den Altar und die Kanzel rahmen, unterbrochen ist, ihm also ganz absichtlich ein Stück, gewissermaßen die Schlusssteine fehlen. Das hat man sich zuerst im Barock so ausgedacht. Du radelst und du lernst die deutsche Sprache.

Die wichtigsten Kunstwerke im Innern der Kirche sind noch älteren Datums. Ein Kruzifix aus der Zeit der Reformation. Der mit einem Dornenkranz gekrönte Jesus mit einem um die Lenden geschlungenen Tuch. Und oben am Holzkreuz die römischen Schriftzeichen: INRI. Wahrscheinlich gehörten zu dieser Kreuzigung früher noch weitere Figuren. Erhalten ist nur eine weinende Maria, die nun von der gegenüber liegenden Längswand zu ihrem Sohn hinüberblickt.

Ach ja, man gewöhnt sich an den Anblick solcher Hinrichtungsszenen und denkt nicht mehr jeden Augenblick daran, wie hier einer der großen Propheten Israels unter Qualen erstickte. „O Haupt voll Blut und Wunden, voll Schmerz und voller Hohn, o Haupt zum Spott gebunden mit einer Dornenkron.“

Diese lebensgroße, realistische Skulptur erinnert hier die Gemeinde von Schlabendorf an den, dem sie verpflichtet ist. Doch auch der schriftliche Nachlass solcher Erfahrungen kann von dummen Jungs missbraucht werden. Ingrid Laudien erzählt mir so nebenbei die Anekdote vom schlagfertigen Superintendenten, den beim Trinken ein Leutnant angefrotzelt hatte. Dieser reimte:

Herr Jesus Christ, dich zu uns wend',
Es lebe der Herr Superintendent!

Dieser solchermassen auf den Arm Genommene entgegnete prompt und seiner Profession gemäß:

Den Glauben mehr,
stärk den Verstand,
es lebe der Herr Leutnant!

Wir erreichen das Gebiet des Braunkohletagebaus. Den riesigen Schaufelbagger, der hier die Landschaft veränderte, kennen wir alle nur aus dem Fernsehen. Jetzt ist hier kein Bagger mehr tätig. Nach der Wende gab es nur noch den Kampf um Horno, der mit einer Niederlage der Hornoer, aber auch mit in der DDR unbekanntem großzügigen Abfindungen endete.

Hier wurde während des Baggerns – und das muss mehr als zwanzig Jahre zurück liegen - das Grundwasser abgepumpt; jetzt dringt es wieder in die abgeräumten Flächen und bildet den

Schlabendorfer See, hat aber dessen oberen Rand noch nicht erreicht. Diese Oberkante ist mit Naturbruchsteinen befestigt. Daneben verläuft unser Radweg. Auf der dem See abgewandten Seite wurden Eichen gepflanzt, die nun von einem Tankwagen aus gewässert werden. Seit sechs Wochen hat es hier nicht geregnet. Nur der hartblättrige Natternkopf scheint an keinem Wassermangel zu leiden. Er leuchtet mit seinen blauen Blüten am Wegrand. Wir sehen eine Bachstelze, aber keine Wasservögel. Das Wasser ist blank und sauer und entsprechend kaum belebt. Jedenfalls gibt es hier noch keine Fische und nicht einmal Wasserflöhe.

Ich frage später im Naturschutzzentrum eine Biologin nach der Zukunft des Sees. „Da hilft nur abwarten. Wir rechnen langfristig mit einer allmählichen Änderung des PH-Wertes“. Doch unter diesem kann ich mir – nach mehr als vierzig Jahren Abstand zum letzten Chemieunterricht - nichts mehr vorstellen. Sie sagt es mir darum konkreter. „Pflanzenbewuchs und auch der Kot der Vögel werden sich auswirken. Man könnte kalken, doch Abwarten hilft auch.“

Jetzt umgibt erst ein schmaler Schilfgürtel die Wasserfläche, die noch um zwei Meter steigen soll. Auf der Schlabendorf abgewandten Seite scheint der Boden flach abzufallen. Noch fünfzig oder hundert Meter in den See hinaus brechen lange Halme als Hoffnungszeichen durch die Wasseroberfläche – an ein Reisfeld erinnernd.

Wir radeln kilometerlang um den See auf einer Asphaltpiste, bis wir das Naturschutzzentrum **Wanninchen** der Heinz Sielmann Stiftung erreichen. Heinz Sielmann (1917 – 2006) hat mit seinen Tiersendungen im Fernsehen auf seine Weise „Kohle gemacht“ und sich im hohen Alter mit dem Ankauf eines großen Teils des Schlabendorfer Sees und seiner Uferflächen (ca 3.000 Hektar) ein Denkmal gesetzt, das sich nun mehr und mehr belebt.

Wanninchen war eines des halben Dutzend Dörfer, die dem Braunkohlentagebau weichen mussten. Im ersten Stock des Zentrums erinnert eine Ausstellung an diese Dörfer: Presenchen, Tornow, Pademack, Stiebsdorf und eben auch Wanninchen. Wahrscheinlich hatten sie alle ihre Kirche. Abgebildet finde ich aber nur eine Ruine. Ich fotografiere auf einem Küchenbord ein paar DDR-Reinigungsmittel mit den traditionellen Namen „IMI Starkreiniger“ und „ATA fein – Putz und Scheuermittel“ und das mir Westler unbekanntes „GEMOL rapid“, ein sogenanntes „Waschhilfsmittel“, von dem 680 Gramm 0,34 Mark der DDR kosteten.

Diese Überbleibsel aus dem Alltag der hinweg gebaggerten Dörfer faszinieren mich mehr als ein ausgestopfter Fischotter, der in den neuen Seen ohnehin das Nachsehen hätte. Und an dem Küchenregal hängt in Stickschrift: „Mein Heim – meine Welt“, möglicherweise der akkurate Ausdruck der hiesigen Gesinnung, bis den Dörflern das Heim unter dem Hintern weggebaggert wurde. Ingrid Laudien erinnert sich angesichts der Kucheneinrichtungen aus Großmutterzeiten an eine Handtuchstickerei in ihrem eigenen Elternhaus: „Erfüllte Pflicht, macht froh Gesicht.“ Das war in der Weimarer Republik sicher in manchen konservativen Elternhäusern die preußische Version von carpe diem.

Ich kann mich an solchen Relikten nicht so leicht satt sehen und fotografiere auch sogleich noch eine aufgeschlagene Fibel. Dank der digitalen Technik wird sich auf dem Laptop später alles wunderbar entziffern lassen. Das eine Bild zeigt zwei Stadtkinder beim Füttern von Geflügel: Hühner, Enten und Tauben und im Vordergrund zwei spurtende Entenküken.

SCHÖNWALDE

In den Ferien waren Lotte und Bubi
bei der Tante Ida in Schönwalde. –
Hör das Ge kakel, den Spek takel!
Ki ke ri ki! Tak tak tak! Ga ga gak!
Ru ke di du! Ru ke di du!

Mu mä mu!

Damit das Landleben für die ABC-Schützen dann auch noch an Dramatik gewinnt, zeigt das anschließende Blatt einen Zweikampf:

Und schau:
 Da raufen Karo und der Peter,
 der alte Kater und der Köter,
 noch immer um das eine Kar bo na den bein.
 Mi au ma rau, es ist mein!
 Wu wu wau wau, nein mein!
 Mi au! Ra wau! – so ein Ra dau!

Ob solch eine Fibel unseren Enkeln– schon wegen der Lautmalereien und der Silbenkaspereien - auch heute noch Spaß machen würde? Zumindest zur Abwechslung! Bloß, was ein Karbonadenbein sein soll, wüssten sie wohl kaum. Ich genau genommen auch nicht. Ist das was Gepökeltes?

Das Naturschutzzentrum ist auf den Besuch von Schulklassen eingestellt. Es gibt eine Sonderausstellung zu Fledermäusen und zur Bienenzucht, aber auch Hinweise auf die große Bedeutung der Wildbienen. Und wen die Schnaken plagen, dem sei's getrommelt und gepiffen und gesummt: So eine Fledermaus vertilgt in einer Nacht tausend bis zweitausend Mücken. Und es gibt der Fledermäuse viele Arten. Die besonders geschützte Hufeisenfledermaus, die kürzlich den Bau einer das Elbtal verschandelnden Brücke aufzuhalten vermochte, ist nur eine davon.

Ja, man sollte für die Fledermäuse Übernachtungsquartiere schaffen! Das leuchtet mir ein. Was ließe sich am heimischen Groß Glienicker See tun? Es gibt dort Fledermäuse. Wolfgang und ich haben sie (vor einigen Jahren) beim Angeln in der Dämmerung über uns bemerkt. Und Wolfgang hatte Angst, sie könnten sich beim Fliegenfischen einen seiner aus Federchen gebundenen Kunstköder schnappen. Doch sicher haben sie den Unterschied gehört. Ob diese Fledermäuse sich im Kirchturm auf der anderen Seeseite in Groß Glienicke festkrallen? Doch wo sollen sie überwintern? Das Quartier müsste doch frostfrei sein? Fragen über Fragen – und mir sind die Antworten wichtiger als die Aufstellung der deutschen Mannschaft beim nächsten Spiel um die Europameisterschaft.

Im Naturschutzzentrum auch eine Gesteinsausstellung. Ein Sammler hat seine Funde zur Verfügung gestellt. Diverse Granite. Ich staune über diese eigene Welt der Steine und erinnere mich an Goethes Ilmenauer Überlegungen und Beobachtungen zum Vulkanismus und Neptunismus. Zum ersten Mal sehe ich ein paar Brocken Braunkohle. Ich kannte sie bisher nur als Briketts.

Doch die Gedanken drehen sich hier in erster Linie um die Renaturierung des durch die Bagger verschandelten Reviers. Man gibt sich Mühe. Am Rande des Schlabendorfer Sees, in der Nähe des Naturschutzzentrums eine Anlage für Flussseseschwalben. 140 Betonhöhlen für den Zeitpunkt, dass die von Baggern geschaffenen steilen Böschungen verschwinden.

Als hiesige Rarität gilt der Wiener Sandlaufkäfer. Wir sehen ihn aber nur auf Abbildungen, nicht in freier Laufbahn. Wir dürfen uns im Garten des Naturschutzzentrums aber nicht nur umsehen, die Aufbauten für Wildbienen und andere Holz- und Höhlenbrüter begutachten, sondern auch im „Naschgarten“ Erdbeeren pflücken. So viele Schaulustige kommen während der Woche wohl nicht vorbei; der Vorrat reicht, der Sand knirscht zwischen den Zähnen und so behält man den Naturschutzgedanken in schmackhafter Erinnerung.

Wir radeln weiter. Am Straßenrand begleiten uns die blauen Blüten des Hauhechels oder Natternkopfs, wie ich ihn aus sprachdramatischen Gründen lieber nenne. Anbau von Roggen und Gerste, bisher kein Weizen auf den riesigen Feldern, welche das ebene Land bedecken. Im Naturschutzzentrum waren uns auch seltene Pflanzen gezeigt worden, zum Beispiel die

Mähnengerste und der Blutweiderich.

Wir erreichen **Beesdau**. Geführt werden wir durch die Feldsteinkirche von einem Handwerksmeister, einem Heizungsinstallateur im blauen Anton. Er hat um 6 Uhr mit der Arbeit begonnen und kann uns nun – vor seinem schweren Gang zum Zahnarzt – durch die Kirche führen. Ihre Schmuckstücke sind die Sandsteinepitaphe derer zu Polentz. Einer dieser Landadligen, Hans von Polentz (gestorben 1564) soll ein guter Freund Martin Luthers gewesen sein. Passt das Alter oder war das ein anderer Hans?

Um die Grabmale dieser Polentze zu konservieren, wurden sie von der Innenwand der Kirche gelöst, an einem Edelstahlgerüst befestigt und dann wieder vor die Wand gestellt. Das kostete insgesamt ca. € 450.000.

Doch die eigentlichen Blickpunkte der Gemeinde waren und sind damals wie heute die in sich stabile Kanzel und der Altar, gleichfalls aus Sandstein geschlagen.

Die Kanzel zeigt den Garten Eden und wird von einem Engel getragen, der sich ob der schweren Last mit den Händen auf die Knie stützt. Eine seltene Arbeit – wie die Grabmäler – von einheimischen Künstlern aus Torgau geschaffen.

Der Mann im blauen Anton interessiert uns aber auch für das, was der Kirchengemeinderat, dem er angehört, aus eigener Initiative getan hat. Das Dach wurde neu gedeckt und zwar mit traditionellen runden Ziegeln in U-Form - mit der Bezeichnung Mönch und Nonne. Diejenigen, welche diese Dachdeckersprache nicht sogleich kapieren, klärt der Praktikus auf - gut lutherisch: „Der Mönch liegt immer oben.“

Und noch mehr über Sitten und Gebräuche weiß unser Gemeindeältester zu berichten. Die runden Löcher in den Backsteinen neben der Tür nennt er die Schwiegermütterlöcher. Diese hätten die fingerhuttiefen Löcher vor den Hochzeiten mit einem Löffel gegraben. Je tiefer das Loch, desto dauerhafter die Ehe.

Nun gut, die Löcher sind eine weit verbreitete Fundsache. In Egsdorf hatte man uns dieselben Löcher heute früh noch anders gedeutet. Die Soldaten des 30jährigen Krieges hätten darin ihre Kugeln geschliffen.

Und noch eine weitere Version werden wir am Abend des heutigen Tages in Goßmar zu hören bekommen. Der Ziegelstaub wurde aus den Kirchenmauern gepult, weil man ihn als heilkräftig erachtete.

Das Radeln in der prallen Sonne schlaucht uns. Wir verzichten auf weitere Kirchenbesuche. Unsere Karten signalisieren zwar mit dem Symbol des Glases, dass es in den Ortschaften Gaststätten gäbe. Doch wenn wir nachfragen oder vorfahren, erweisen sie sich als geschlossen.

Günter Schindler wird es zu viel. Er will auf nächstem Weg – und sei es über Landstraßen statt auf Radwegen – unser Quartier, das Parkhotel, erreichen. Doch noch bevor er sein Vorhaben in die Tat umsetzen kann, kippt er zwischen **Görlsdorf** und **Frankendorf** plötzlich vom Fahrrad und stürzt mitten auf die Straße. Er hatte sich mit seinem Vorderrad dem Hinterrad eines vor ihm Fahren den bedenklich genähert und dann den Lenker scharf nach links ausgeschlagen. Dieses Manöver hätte er in hellwachem Zustand sicher abfangen können.

Ingrid Laudien tippt auf Sekundenschlaf, und der Gestürzte kann dies nicht ausschließen. Es hätte schlimmer kommen können. Keine schweren Schürfwunden an den nackten Armen. Doch das letzte Glied des Ringfingers an der linken Hand ist nach oben gebogen und läuft blau an. Gebrochen oder ausgerenkt? Das könnte nur ein Arzt feststellen. Der hiesige verweist auf die Rettungsstation im Krankenhaus. Ein Bauer, der uns als erster zu helfen suchte, ist bereit, Günters Fahrrad bis auf weiteres auf seinem Hof unterzustellen. Heike Luther erinnert sich an ihre dörfliche Jugendzeit, wo man sich – unbehelligt von Automobilen - in allerlei Künsten übte, bringt sich in Schwung und auf

den Sattel und steuert das zweite Fahrrad sicher mit der linken Hand durchs halbe Dorf. Nicht schlecht! Und ein Fahrlehrer und seine Schülerin bringen Günter inzwischen zur Rettungsstation nach Luckau. Also, Samariter gibt es auch in Görlsdorf.

Wir radeln weiter nach **Goßmar**. Das ist ein Umweg, aber dieser lohnt sich in doppelter Hinsicht. Uns erwartet nicht nur eine sehenswerte Feldsteinkirche, sondern zunächst eine Gaststätte, genannt „Schlemmerstube“, wo man sich auf dem Innenhof unter großen Sonnenschirmen bereits auf die abendliche Gemeinschaftsschau des Fußballspiels Italien gegen die Niederlande vorbereitet. Und ich nehm's vorweg: Oranje gewinnt gegen den Weltmeister 4:1. Wir aber trinken jetzt erst mal ein Radlermaß oder ein Apfelschorle, und anschließend gibt es noch Kaffee mit Erdbeerkuchen.

Und dann sind wir wieder fit für die nächste Besichtigung einer Lausitzer Feldsteinkirche. Unser Glück: Frau Kolkwitz, die Wirtin, ist auch Mitglied des Gemeindegemeinderats und Hüterin des Schlüssels der Kirche. Und obwohl für die Ankunft der Goßmarer Fußballfans noch einiges vorzubereiten ist, greift sie zum Mountain Bike und überlässt ihrem Mann die Installationen zur Übertragung des Länderspiels.

Sie hat des Öfteren Gäste, die mit dem Bus anreisen, bei ihr übernachten und sich durch die Kirche führen lassen. Und schon eingeübt fängt sie vorne an. Goßmar, der Name des Orts kommt von Godomar und das heißt: Gott berührt. Tatsächlich, die resolute Wirtin hat es verstanden, diesen Kontakt zwischen Gott und den Einheimischen durch die Zeiten aufrecht zu erhalten. Als der Feldsteinturm einzustürzen drohte, überzeugte sie den Vorsitzenden der örtlichen LPG, dass er etwas für den Erhalt des Glockenturmes tun müsse. Und der erforderliche Zement wurde abgezweigt von welchem Bauwerk des real existierenden Sozialismus auch immer und der Kirchturm an drei Seiten mit Zement verputzt. Heute bezeugt die unverputzte vierte Seite, was diese Rettung – aus der Sicht der Denkmalschützer, die sich aber in der DDR für den Turm nicht eingesetzt hätten - für ein Frevel war. Doch man kann es auch anders sehen: In Goßmar hat die „Kirche im Sozialismus“ mit den Kommunisten zumindest substanzerhaltend zusammengewirkt. Der Turm steht. Und wenn es sein muss, kann man den Zementputz auch wieder abkratzen und mit allen Schikanen des Denkmalschutzes nachbessern. Doch ich halte den Turm, so wie er ist, für ein historisches Zeugnis sui generis. Wir sind in den Dörfern nirgendwo sonst auf einen vergleichbaren Beleg kulturpolitischer Aktivität einer sozialistischen Einrichtung gestoßen.

Auch innen gibt es in der Kirche noch einiges zu tun. Jetzt sammelt Wirtin Kolkwitz für die Orgel. € 35.000 wird sie kosten. € 15.000 sind bereits beisammen. Auch uns präsentiert sie lächelnd ihr Körbchen und wir lassen uns nicht lumpen. Ihre Munterkeit steckt an.

Sie berichtet vom Krippenspiel an Weihnachten. Da kommen viele, „auch die U-Boote, die nur einmal im Jahr auftauchen.“ Und die Gemeinde freut sich schon darauf, dass sie die abweisende Wirtin spielt: „Kein Raum in der Herberge!“ Dabei wissen alle, dass sie nach der Wende ausgebaut hat und jetzt über 11 Fremdenzimmer verfügt.

Und dann fragen wir noch nach einer merkwürdigen Statue auf einer Wandkonsole. Sie trägt einen Stahlring um den Leib und dieser ist mit einem stabilen, modernen Madenschloss an der Wand befestigt. Mit einem solchen Stahlband und demselben Schloss sichere ich mein Ruderboot am Groß Glienicker See. Und wer ist dieser Begehrlichkeiten weckende Heilige? Leonard, zuständig für Gebundene und Schwangere.

Die Wirtin wird von ihrem Mann zurückgerufen. Bald kommen die Fußballfans. Wir sind noch nicht in Eile und Heike und ich wenden uns noch dem Kriegerdenkmal vor der Kirche zu. Es unterscheidet sich auffällig von den bisherigen. Bisher waren im Tode alle Soldaten gleich: der Name und das Todesjahr, nicht mehr. Hier aber werden die Besitzverhältnisse der Eltern, der Geburts- und der Todestag genannt, und auch noch das Land, manchmal sogar der Ort, in dem diese Goßmarer umkamen. In Flandern starben mehrere, an Verdun wird erinnert und auch an das mir

unbekannte Dünaburg. Das Auffälligste ist aber, dass im Kern der Denkmalsplakette auch an drei blutjunge Männer gedacht wird, die 1870 im Krieg gegen Frankreich starben:

Für das Vaterland starben im Kriege gegen Frankreich
aus hiesiger Gemeinde 1870.

Gustav Haschke

Bauergutsbes. Zu Wittmannsdorf j. Sohn d. Bauer Georg H.
hier Efr. Im 12. Gren. Reg. Geb. 14. Oct 1845 gefallen 6. Aug 1870
bei Spicheren

Friedrich Dehnz

j. Sohn d. ErbKr. Chr. Dehnz hier Mulk. Im 52. Inf. Reg. Geb. 12
Juli 1849 gest. 13. Oct. 1870 zu Avouet.

August Franke

Ält. Sohn d. Anb G Franke hier Kann. Im 3. Art. Reg. Geb. 6 Apr. 1847
Gest. 28 Aug 1870 in Gorze schwerverw. Bei Vionville.

Ihr habt einen guten Kampf gekämpft. Ihr seid treu gewese-
sen bis in den Tod! Euch schmücket die Krone des Lebens!

Den Toten beider Kriege gilt dann ein Vers an der Basis der Gedenktafel:

Die irdische Heimat, schaut Ihr nicht mehr,
Die Kugel des Feindes traf Euch so schwer;
Es war Gottes Wille, der Herr ließ es zu,
Er rief Euch vom Kampfplatz zur ewigen Ruh.

Es sind diese Tröstungen, die mich irritieren – ganz im Stil der Inschrift auf den Koppelschlössern: Deus vult. Gott will es. Oder erinnere ich mich da nicht richtig? Hieß es nicht vielmehr „Gott mit uns!“ Deus vult war der Schlachtruf der Kreuzritter. Und 1870/71 und 1914-18 waren die Feinde doch auch Christenmenschen. Wie man's auch liest: Es kann einem schlecht werden beim Gedanken an die Inanspruchnahme Gottes für die Metzeleien von 1870 und den Grabenkrieg vor Verdun. Warum durfte nirgends Otto Dix eine Kirche ausmalen? Den Tod in Flandern hat er eindringlicher fest gehalten als alle anderen: Die noch Lebenden, die Toten und die Erdhügel vermengen sich auf seinen Bildern zu einer blutgetränkten Landschaft.

Noch scheint die Sonne, aber es ist spät geworden und wir suchen den schnellsten Weg zum Quartier. Im Parkhotel erwartet uns zum Abendessen Forelle mit Spargel. Günter Schindlers Finger konnte wieder eingerenkt werden. Doch mit dem ruhig stellenden Gips kann er nicht mehr radeln. Er wird durch Luckau flanieren und unsere abendliche Rückkehr abwarten.

Nach dem Abendessen liest Ingrid Laudien aus Günter de Bruyn „Mein Brandenburg“ vor: „Nachrichten aus dem Spreeland“.

Nicht Urwüchsigkeit ist es, was hier beeindruckt, sondern eine vom Menschen gezähmte, benutzte, aber nicht zerstörte Natur.

Ich entschuldige mich. Ich kenne das Buch gut, und der Autor hat es mir am 17.11.1990 sogar signiert. Ich hätte de Bruyns so gar nicht romantisierenden Beobachtungen in Lübben und Beeskow gerne noch einmal gehört, aber die Speicherkarte meiner Panasonic ist voll, und da muss ich heute

Abend die Fotos von der Digitalkamera noch auf den Laptop übertragen, damit ich morgen wieder fotografieren kann. Ich bin mit den heutigen Aufzeichnungen zufrieden. Man kann fotografierte Inschriften auf dem Bildschirm vergrößern und akkurat abschreiben. Das habe ich dem Geschenk meiner Kinder zum 70. Geburtstag zu verdanken!

Während ich mich mit der Übertragungstechnik mühe, melden die Nachrichten: Der linksgestrickte Lyriker **Peter Rühmkorf** ist im Alter von 78 Jahren an Krebs gestorben. Gelesen habe ich von ihm weniger seine Gedichte als seine Tagebücher (TABU I und II) und die autobiografischen Aufzeichnungen „Die Jahre, die ihr kennt“. Wird dem tagespolitisch Engagierten, diesem rechtmäßigen Träger des Büchner-Preises, auch die Nachwelt noch Kränze winden? Das Problem bei seinen Tagebüchern ist, - wie bei Tagebüchern generell, aber bei seinen ganz besonders -, dass man sie schon in wenigen Jahrzehnten ohne ausführliche Kommentare nicht mehr verstehen wird.

Cahnsdorf – Luckau – Zöllmersdorf – Langengrassau – Höllenberge – Falkenberg – Uckrow-Paserin – Cahnsdorf.

Dienstag, 10 Juni 2008

Der Weizen wächst mit Gewalt ...

Wir haben die Kreisstadt **Luckau** bisher nur gestreift und nicht besichtigt. Sie hat eine lange Geschichte, die ein Stadtmuseum rechtfertigt. Luckau war früher viel bedeutender als heute. Hier kreuzten sich im Mittelalter die Handelsstraßen zwischen Frankfurt (Oder) und Leipzig einerseits und Magdeburg und Glogau in Schlesien andererseits. Die größte wirtschaftliche Bedeutung erlangte die Stadt unter Kaiser Karl IV. 1815 fiel Luckau schließlich von Sachsen, das es zu lange mit Napoleon gehalten hatte, an Preußen. Diese Randlage, die in Brandenburg bis heute anhält, hat wesentlich zum Niedergang der Stadt beigetragen. Im 19. Jahrhundert ist Luckau nur noch dadurch in die Geschichtsbücher geraten, dass Wilhelm Liebknecht vom Dezember 1916 bis Oktober 1918 hier wegen „versuchten Kriegsverrats“ im Zuchthaus saß. Ja, man sollte das Stadtmuseum besuchen, aber dazu haben Radler keine Zeit. Das wäre ein Tipp für unseren linksarmig eingegipsten Günter Schindler.

Um der Stadt Auftrieb zu geben, wurde im Jahre 2000 die Landesgartenschau in Luckau ausgerichtet. Als wir im Büro der Kirchengemeinde den Schlüssel zur Kirche, die erst um 11 Uhr offiziell geöffnet wird, abholen, erfahren wir von der uns entgegenkommenden Gemeindesekretärin, dass auch die Kirche die Chance der Landesgartenschau genutzt und mit Erfolg Gelder zur Renovierung von St. Nikolai beantragt hat. Die Kirche wurde sehr pfleglich restauriert. Fachleute reinigten die Wände und auch die Figuren mit neuartigen Radierschwämmen. Ich kann jetzt nicht alle Sehenswürdigkeiten dieser Kirche aufzählen. Im Dehio füllt deren Beschreibung mehrere Seiten. Mir fällt zunächst nur auf, dass die Kanzel nicht wie häufig allein von Moses, sondern hier von Moses und Aaron getragen wird.

Doch das Monument, das mich am meisten interessiert und das ich in allen Einzelheiten fotografiere, gerade weil es im Dehio nicht erwähnt wird, ist das noch nicht einmal hundert Jahre alte Mahnmal an einer das Mittelschiff tragenden Säule. Es erinnert nicht nur mit den Namen und Daten und dem Nennen der Schlachtenorte, sondern auch mit Gemälden an die Gefallenen des Ersten Weltkriegs. „Den im Kriege 1914-1918 für das Vaterland Gefallenen in tiefster Dankbarkeit und zu dauerndem Gedenken.“ Es ist eine immer noch erschreckend große Zahl, die drei große Tafeln füllt, in dessen unterstes Feld jeweils Soldatengräber gemalt wurden, dabei auch Kreuze in Russland in Eis und Schnee. Darf ich mir so das Grab meines Großvaters vorstellen, der noch vor

der Geburt meiner Mutter seinen Verletzungen erlag? Vor dem Krieg ein preisgekrönter Ringer mit Medaillen aus Deutschland und Frankreich und mit nach oben gespitztem Schnauzbart à la Willem Zwo. Und sein nach ihm genannter Enkel kennt nicht einmal den Ort, wo er unter Qualen in einem Feldlazarett starb! „Niemand hat größere Liebe, denn dass er sein Leben lässt für seine Freunde.“ Welch saudummer Spruch! Meine Großmutter verwünschte – allein gelassen mit ihren beiden Töchtern – den Rest ihres von Multipler Sklerose verkürzten Lebens nur noch diesen Heldengeist. Wofür hatte ihr Mann sein Leben gelassen? Doch nicht für sie, die sie ihre Kinder im schiefsten Bauernhaus von Mehrstetten, geduldet von armen Verwandten, dann großziehen musste. Und wie als Siegel unter diesen Heldengedenktafeln im Medaillon ein rotes Herz mit goldenem Kreuz, aus dem eine quasi heilige Flamme schlägt und dann als Symbole der Waffengattungen Kanone und Anker und noch einmal das Kreuz von Golgatha mit dem INRI, das nicht fehlen darf, wenn man ein Schlächterdenkmal im Rundspruch verchristlichen will mit einem ganz anders gemeinten Zitat des Apostels Paulus: „Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, aber die Liebe ist die größte unter ihnen.“

Die Sekretärin berichtet uns, dass in der Gemeinde auf die Entfernung dieser Tafeln gedrängt worden wäre. Theologisch ließe sich dies gewiss gut begründen, aber hier fühle ich mich in erster Linie als Historiker, um nicht zu sagen Friedensforscher: Man muss auch die Dokumente der Verirrungen erhalten, damit man sich mit ihnen kritisch auseinandersetzen kann. Das gilt für die Kriegerdenkmäler wie auch für die antijüdischen Monumente in und an den Kirchen, wie zum Beispiel die Konfrontation von Ecclesia und Synagoge - oder noch krasser: die „Judensau“ an der Fassade der Wittenberger Kirche. Diese durfte man auch nicht einfach demontieren. Doch es war angebracht, sie durch eine Bodenplatte zu kommentieren und der Lyriker Jürgen Rennert hat sich darum ein bleibendes Verdienst erworben.¹⁵

Wie jeden Morgen lädt Erich Rinnert uns auch heute zu einer Andacht ein. Die Lesung stammt aus dem Matthäus-Evangelium, 22, 1-14. Bei der Auslegung hält er sich wieder an die Vorlage Gerhard Rosenaus:

Ein König hat zur Hochzeit geladen. Alle sollen kommen, auch arme Schlucker von der Straße, Aber dann wirft der König so einen Bettler hinaus, weil der ärmlich gekleidet ist! Das kann man nur verstehen, wenn man die alten orientalischen Sitten kennt. Da schicken reiche Leute zugleich mit der Einladung ein Festgewand. Sie wünschen sich - weil das gut aussieht - gleiche Kleider für die Damen, gleiche Gewänder für die Herren. Reiche Schauspieler lassen diesen Brauch heute wieder aufleben. - Ein Gast lehnt das Festgewand ab. Er sieht keinen Grund, etwas an sich zu verändern. Er will bleiben, wie er ist. Auf die Großzügigkeit des Königs ist er nicht angewiesen. - Jesus sagt mit dieser Geschichte: „Ihr alle könnt zu Gott kommen, so wie ihr seid; aber ihr könnt nicht so bleiben. Das kleidet euch nicht, und das schickt sich nicht.“

Einmal im Jahr haben meine Konfirmanden eine Frage: „Was zieht man denn an zur Konfirmation, zur Taufe?“ Ich habe dann immer einen guten Rat aus der Bibel, aus dem dritten Kapitel des Kolosserbriefes: „Christus hat euch erwählt. Nun soll euer Leben ein Fest sein. Kleidet euch mit Barmherzigkeit, Freundlichkeit, Bescheidenheit, Achtsamkeit und Geduld. Über all das zieht an das Kleid der Liebe, die den Schmuck vollendet wie ein schönes Band.“ Es muss schön sein, seine schmutzigen Kleider abzulegen und sich so zu kleiden, wie Paulus empfiehlt.

Und wie passt das zu dem auf die Säule mit den Gedenktafeln gemalten Cambrai-Kämpfer mit Seitengewehr und Handgranate am Patronengürtel? Und ich schaue noch einmal hinüber zu der Säule mit den Namenstafeln. Über ein Gemälde auf der Säule wundere ich mich. Es zeigt einen

¹⁵ In dieser Hinsicht vorbildlich ist der Stadtführer von Dieter Schäfer: Wittenberg. Die Lutherstadt, Berlin: RV-Verlag 1991, S. 47-50

jungen Mann in Zivil, in blauer Jacke und grünem Tirolerhut und einer Malermappe am Bündel. Hat hier der mit dem Gedenken beauftragte Künstler daran erinnern wollen, dass er im Krieg seine Kollegen August Macke (gefallen 1914 in der Champagne) und Franz Marc (gefallen 1916 bei Verdun) verloren hat?

Wir lassen uns noch auf die Orgelkonzerte in St. Nikolai hinweisen. Doch keines fällt in die Zeit unserer Tour. Die Orgel sei 1672 bis 1673 von Christoph Donath aus Luckau gebaut worden, doch wer den beeindruckenden Orgelprospekt geschnitzt habe, sei leider nicht überliefert. Da kann man also nur das Ganze auf sich wirken lassen und die Einzelheiten studieren. Doch dies ist nicht möglich auf einer solchen Tour. Wie lautet doch Ruths Diktum: „Eine Radtour ist eine Radtour“. Da steht eben nur begrenzte Zeit für das Einzelne zur Verfügung. Und ich begnüge mich mal wieder mit einem Foto und verschiebe die detaillierte Betrachtung auf später. Richtiger wäre, sich hinzusetzen und sich zeichnend in die Zeit des Barock zurückzusetzen und sich vorzustellen, wie diese Orgel hier im Jahre 1673 eingeweiht wurde. Was stand damals auf dem Programm? 1668 ist Dietrich Buxtehude nach Lübeck gekommen. Hat man 1673 seine Werke in Luckau bereits gespielt? Ob dies überliefert ist? Das zu wissen, wäre doch wichtiger als der Name dessen, der den Prospekt schnitzte.

Dieser steht heute noch für sich. Auf dem dreitürmigen Rückpositiv in der Mitte ein Harfe spielender David und rechts und links zwei Posaune blasende Engel. Unter einem „Rückpositiv“ (siehe Dehio) versteht man wohl die Gruppe der Orgelpfeifen, hinter denen der Organist sitzt und spielt, ohne dass man ihn vom Kirchenschiff aus sehen könnte. Vor ihm ragen dann noch die ganz großen Pfeifen, aber auch noch mehrere Ensembles kleiner Pfeifen auf. Über den kleinen Pfeifen zwei quadratische Felder. Auf dem einen strahlt die Sonne und im anderen leuchtet der Mond, beide vergoldet. Und über dem ganzen Prospekt und seinem Knorpelwerk zwei Putten und im Zentrum an der höchsten Stelle ein barock umranktes Schild - mit einer Inschrift, die ich nur mit einem Fernglas entziffern könnte. Also daran denken, beim nächsten Mal, vielleicht bei einem Orgelkonzert im Musiksommer des kommenden Jahres.

Ruth drängt. Wir radeln weiter – nach **Zöllmersdorf**. Auch vor dieser Feldsteinkirche wieder ein Stein für die „Helden gefallen im Ringen um Deutschland“:

Es künde der Stein.
Nie darf ihr Name verklungen
Heilig soll er uns sein.

Was nicht so alles heilig ist in unserer „Gemeinschaft der Heiligen“! Die Ausstattung der Kirche ist gerade mal 100 Jahre alt. Schlicht und klar. Nichts kirchenhistorisch Aufregendes. Ich kenne nun schon die Stichworte: Hufeisenempore, Kanzelaltar. Doch was sagt dies schon: Es gilt am Sonntag das gesprochene Wort, das gesungene Lied – auch wenn keine große Orgel erklingt ad maiorem dei gloriam.

Und weiter radeln wir, einem Höhepunkt unserer Besuche von Feldsteinkirchen entgegen. **Langengrassau** bildet das Zentrum der Bemühungen um die alten Kirchen in der Niederlausitz. Diese Feldsteinkirche hat einen gewaltigen Westquerturm, der so breit ist wie das Kirchenschiff. Er ist eingerüstet und mit weißen Plastikbahnen verhangen. Es geht ihm wahrscheinlich ähnlich wie dem Turm von Goßmar: Er ist einsturzgefährdet und bedarf der Stabilisierung. Den Grund vermögen wir nicht sofort zu erkennen. Uns fällt nur auf, dass hier die Außenwände denkmalgerecht verfugt werden. Die Feldsteine bleiben zwischen den verputzten Flächen sichtbar.

Ruth holt den Schlüssel, trifft Pfarrer Frank Gehrmann, und dieser übernimmt selbst die Führung. Er begreift sofort, dass hier eine Gemeindegruppe mit synodaler Vergangenheit auf

Rädern unterwegs ist. Er ist hohen Besuch gewohnt. Bundespräsident i. R. Richard von Weizsäcker hat sich für diese im Innern klassizistisch ausgestattete Kirche interessiert und sie eindringlich beschrieben. Das erfahren wir aber erst später beim Studium eines vom Förderverein alte Kirchen herausgegebenen Bildband „Brandenburgische Dorfkirchen und ihre Hüter“.

Zunächst der Grund für die Sanierung des Turms. Es ist die enorme Eisenglocke, die neben der Linde ruht, die im Sommer den Blick auf den Turm behindert, so dass man die Kirche am besten im Winter oder im zeitigen Frühjahr fotografieren sollte. Im Turm hängt noch eine mittelgroße Bronzeglocke. Diese soll demnächst durch zwei weitere, kleinere Bronzeglocken ergänzt werden, damit es wieder zu einem Dreiklang kommt. Die Eisenglocke wird am Boden bleiben und die Kirchgänger an die Kriegszeiten und das von Durchhalteparolen befeuerte und letztlich sinnlose Einschmelzen von Bronzeglocken erinnern. Die Eisenglocke war keine Dauerlösung. Der Turm erzitterte, ja wackelte unter ihrem Gewummer. Gehrman formuliert es freundlich: „Einige sagten, der Turm wolle nach Luckau winken.“

Doch zunächst zur frühen Geschichte der Kirche. Sie wurde um das Jahr 1280 erbaut. Das ergab die Analyse der Jahresringe in einem Abschnitt des Gebälks. 1870 wurde das Innere der Kirche im Stile Schinkels, nicht von ihm selbst umgebaut. Statt der Apsis nun ein Kanzelaltar – eine späte gestalterische Konsequenz der Reformation. Vor der Reformation diente die Apsis der Resonanz. Die Stimme des Priesters, der sich dem Altar und nicht der Gemeinde zuwandte, sollte zur Gemeinde zurückschallen. Auch Pfarrer Gehrman tritt heute direkt vor die Gemeinde, steigt nicht mehr hinter dem Altar hinauf zu der Kanzel. Beeindruckt sind wir von dem Abendmahl in der Predella. Das Gemälde, eher eine scharf konturierte, bemalte Zeichnung, zeigt Charakterköpfe, einen willensstarken Jesus im Kreise seiner Freunde. Das ist nicht klassizistisch, das ist bäuerlicher Realismus, passend zu den Fischern vom See Genesareth.

Ganz klassizistisch hingegen der Orgelprospekt. Er hat die Form eines griechischen Tempels, wahrscheinlich der einzige in der Lausitz. Und passend dazu auf dem Halbtonnengewölbe die Rosetten und aufgemalten Kassetten. Mag sein, dass der Schinkel-Bau von Paretz hier ein Vorbild abgab.

Hier sind wir aber weniger von der Kirche als vom Pfarrer beeindruckt. Ein kräftiger Mann mit dunklem Bart, in kurzen Hosen – durchaus angemessen bei 30 Grad im Schatten – und Sandalen. Wir sind ja ähnlich gekleidet und tragen auch nicht den dunklen Anzug und die Krawatten, mit denen wir auf den Synoden zu erscheinen pflegten.

Gehrman kommt aus keiner Pfarrerfamilie. Sein Hintergrund ist die junge Gemeinde. Doch begonnen hat er im Braunkohletagebau. Er hat dort für DDR-Verhältnisse gut verdient, und sich dann doch entschlossen, Theologie am Sprachenkonvikt zu studieren – mit der Aussicht auf die Halbierung seines bisherigen Einkommens. Aber er hatte nun mal seine Überzeugungen und war auch der Saufereien unter den Arbeitern überdrüssig. Er verweigerte den Kriegsdienst, beraten von dem Langengrassauer Pfarrer Schröter. Und er fand offenbar die richtige Frau. Mit Annegret Gehrman, die Ruth schon über die Radtour informiert hatte, hat er vier Kinder. Die beiden Ältesten heißen Benjamin und Markus. Das klingt gut biblisch, aber in mancher Hinsicht ist er auch noch der Kumpel aus dem Tagebau geblieben. Dazu gehört seine anhaltende Begeisterung für das Motorradfahren. Nicht schlecht, wenn man für zwölf Gemeinden zuständig ist und dann mal schnell über die Pisten preschen kann. Seit 21 Jahren ist er Pfarrer in Langengrassau und seit 12 Jahren Mitglied der Landessynode. 1996 bin ich nach 24 Jahren aus der Landessynode ausgeschieden. Wenn nicht, hätten wir uns vielleicht dort getroffen.

Seine Frau hat die Kirchenradtouren ausgearbeitet. Er ist alle Stecken abgefahren – mit dem Motorrad – wegen der Kilometerzahl. Die Karten und die kleinen Dorfkarten mit dem Hinweis auf die Lage der Kirchen haben sie selbst zeichnen (lassen) müssen. Das Kopieren der gedruckt vorliegenden Karten wäre zu teuer geworden. Und Frau Gehrman, die bei unserer

Kirchenbesichtigung auch kurz vorbeischaute, ist Vorsitzende des Vereins alte Kirchen in der Niederlausitz und sie hilft beim Organisieren des Musiksommers in der Niederlausitz.

Dem Ehepaar wird es also auch auf dem flachen Lande nicht langweilig. Doch Kraft und Zuversicht haben noch zu mehr gereicht. Das Wunder von Langengrassau ist, dass hier aus einer alten Scheune, die zum Pfarrhaus gehörte und früher als Pferde- und Schweinestall diente ein modernes Gemeindezentrum entstanden ist. Schon zu DDR-Zeiten war die Pfarrscheune wegen ihres regionaltypischen Laubengangs und ihrem Feldsteinmauerwerk unter Denkmalschutz gestellt worden. Ende der 80er Jahre begannen Sicherungsmaßnahmen, aber dann waren noch mehr als eine halbe Million DM erforderlich, um aus der Scheune ein Gemeindezentrum mit Winterkirche und Gruppenräumen zu machen und eine Küche und sanitäre Anlagen zu installieren. Zwei Drittel der Kosten übernahm das Land Brandenburg, den Rest die Kirche, der Kreis und die Gemeinde.

Wir sind begeistert von dem schmucken Gebäude. Ein Zeichen der Liebe, mit der hier restauriert und kreativ erneuert wurde, sind für Ruth und mich die Balkonkästen mit ihrem Blumenschmuck über dem „regionaltypischen Laubengang“. Die sind sicher neu; die hat es über den Schweine- und Hühnerställen bestimmt nicht gegeben. Ich vermute, ein Schmankerl von Annegret Gehrman. Und wahrscheinlich haben sie dem Bundespräsidenten und seiner Gattin auch gefallen!

Auf sandigem, ansteigendem Pfad zum **Höllberghof**. Dieser gehört zum Naturpark Niederlausitzer Landrücken und befindet sich am Rande einer Endmoräne, die vor 130.000 Jahren in der vorletzten Eiszeit hier die Landschaft formte. Durch Buchenwald schieben wir unsere Räder steil nach oben. Das schlaucht – auch ohne Gepäck. Der Weg führt vorbei an einem Gehege, in dem wir nicht nur auf Wildschweine, sondern auch auf andere sportlich-kompakte, schwarz-weiß gefleckte Schweine treffen, die von der Wildform noch nicht so weit entfernt sind wie die heutigen länglichen, rosa Schnitzelproduzenten, bei denen ich immer den Verdacht habe, dass ihnen noch ein paar zusätzliche Rippen angezuchtet wurden.

Der Höllberghof ist als eine Art Schaugelände mit Freilichtmuseum angelegt. Doch wir sind zunächst erholungsbedürftig. Die meisten setzen sich ins Restaurant im Kossätenhaus, in dem früher Halbhüfner, also Kleinbauern, wohnten, die mit dem Vieh unter einem Dach hausten. Sie bestellen eine Sauerampfersuppe. Darauf habe ich keinen Appetit und setze mich mit Reinhard Schütz am Hang auf eine schattige Bank, die vom Wind umspielt ist. Wir erholen uns schweigend. Ich trinke frisches Wasser und esse ein Frühstücksbrötchen. Dann überlegen wir zusammen, woran es liegen könnte, dass meine Digitalkamera heute nach 26 Bildern bereits meldet, dass der Speicherchip gefüllt sei. Des Rätsels Lösung: Ich habe aus Versehen eine zu hohe Empfindlichkeit eingestellt, weiß der Kuckuck, ein paar Megapixel zu viel.

Die Zubereitung der Sauerampfersuppe, die vom beigegebenen Spinat ihre satte grüne Farbe erhält, dauert so lange, dass wir schließlich auf einer Führung über den Hof verzichten. Beim Weiterradeln passieren wir Felder, auf denen merkwürdigerweise Grassamen angebaut werden, und dann erreichen wir die Höhe des Landrückens und haben einen ganz weiten Blick. Auf einem Hügel eine alte Windmühle. Von ihr soll man den schönsten Ausblick haben. Wir aber blicken hinüber zu einem modernen Windpark. An den langen Betonspargeln drehen sich mehrere Dutzend Rotoren. Irgendwoher muss der Strom schließlich kommen. Und dann lieber diese Spargel als weitere Mondlandschaften und abgebagerte Dörfer wie am Schlabendorfer See.

In **Falkenberg** gibt es eine Jugendstilkirche und wir könnten sie besichtigen. Sie wurde wenige Wochen vor dem Ersten Weltkrieg eingeweiht. Eine Mehrheit der Radler freut sich nach der Fahrt auf sonnenbrennendem Weg über den Schatten der Eichen um die Kirche und den angrenzenden Löschteich und meint: Nicht noch eine Kirche!

Ich steige auf eine umlaufende Mauer und blicke wenigstens durch die Fenster. In der Apsis sind

sie bleiverglast. Ich lese „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben“. Schon wieder eine Einstimmung auf das Gemetzel an der Somme? Das passt eigentlich gar nicht zum Jugendstil. Ich habe ihn bisher als Ausdruck der Lebensfreude, des blumig Verspielten empfunden. War die Todessehnsucht ein Zug der Zeit, oder ist diese Stilisierung der Kapelle ein Ausdruck ihrer ursprünglichen Bestimmung als Gruftkapelle der Gutsbesitzerfamilie Küster? Heute ist es – nach mehreren, stilerhaltenden Renovierungen - eine normale Kirche, die den Gottesdiensten der Falkenberger Gemeinde dient.

Eigentlich schade: Ich hätte mal die Initiative ergreifen und den Schlüssel holen sollen. Das war immerhin die jüngst erbaute Kirche unserer Tour. Wir hätten uns nicht mit dem Anblick von ein wenig jugendstiligem Zink über der Kirchentür zufrieden geben sollen. Doch man darf seine Kräfte auch nicht überschätzen. 30 Grad im Schatten und immer wieder mal Sandpiste. Als der sogenannte Landrückenweg vorübergehend asphaltiert ist, lasse ich mein Rad bergab sausen und gerate beim neuerlichem Übergang zu Schotter ins Schlingern, kralle mich an den Lenker, kann gerade noch Kurs halten und langsam abbremse. Im ersten Schrecken hatte ich vergessen, dass dieses hochmoderne Rad, mein Kogo Myata, das ich seit zwölf Jahren fahre, doch keine Rücktrittbremse hat und ich ganz vorsichtig die Radbackenbremsen anziehen muss. Die Sturzgefahr war eminent. Ruth beobachtete meine rasante Fahrt. Kein Sturzhelm! Ich atme auf, sie auch.

Und dann eine Idylle. Die ersten reifen Kirschen am Rand der Schotterpiste. Sie wachsen uns fast in den Mund. Ist das nun geklaut? Es kommen hier so wenige Radler vorbei, dass es wohl nicht ins Gewicht fällt. Und bei Straßenbäumen ist nie sicher, dass die Eigentümer die Zeit finden werden, sie abzuernten. So kann man sich rausreden, wenn es einem schmeckt. Und niemand scheint ein schlechtes Gewissen zu haben. Aber wir lassen es mit ein paar Handvoll genug sein.

Und nun doch wieder eine Kirchenbesichtigung und es wird heute nicht die letzte sein. Kanzelaltar in **Pitschen-Pickel**, auf dem Mittelbild der Kanzelbrüstung Jesus als Salvator mundi, der Retter der Welt. Dessen ist man sich auch in Pitschen-Pickel sicher. Eigentlich sind das zwei Orte: Pitschen und Pickel und die Kirche gehört eher zu Pitschen als zu Pickel, aber zumindest kirchlich hat man hier wohl früh fusioniert. Der Ortsname ist sorbisch, und wenn ich Pescina richtig deute, dann hat das etwas mit Fischen zu tun, doch Pjaklo für Pickel bleibt mir ein Rätsel. Und im Übrigen ist man hier froh, einen pensionierten Pfarrer in Reserve zu haben. Ingrid Laudien kennt und lobt ihn.

Beim Nacharbeiten merke ich, dass ich es in der Kirche versäumte, auf das Gestühl an der Nord- und Südwand zu achten. Im Führer zum Kirchenkreis Lübben von Joachim Beesko heißt es, dass – mitten in der DDR – vier Jahre nach dem Mauerbau auf diesem Gestühl Malereien aus dem Jahre 1706, welche die zwölf Apostel darstellen und von dem Luckauer Maler Christian Zimmermann stammen, bei Restaurierungsarbeiten wieder freigelegt wurden. Wem dieses Verdienst wohl zuzurechnen ist? Früher, genau genommen von 1629 bis 1729 gab es die Patronatsfamilie von Stutterheim, doch wer hat sich 1965 im Pitschen-Pickel um die zwölf Apostel gekümmert? Das würde mich schon interessieren. Gab es hier auch so eine Wirtin Kolkwitz wie in Goßmar, die den LPG-Vorsitzenden oder einen kunstsinnigen SED-Funktionär zumindest für die Konterfeis der zwölf Apostel einzunehmen wusste? Vielleicht ist die hiesige Dorfgeschichte auch ein Kapitel für sich, das noch seinen Strittmatter sucht.

Die Abstände zum nächsten Dorf sind gering. In **Uckrow** holt Ruth wieder den Schlüssel zur Kirche. Die jeweiligen Adressen entnimmt sie dem Führer „Offene Kirchen“. Man muss nur erfragen, wo die genannten Straßen sind. Sie schafft es und kommt zurück mit einem großen Schlüssel, der einer Petrusstatue gut angestanden hätte. Wir betreten die massige Feldsteinkirche und genießen zunächst einmal die Abkühlung. Dann beginnt man sich für Besonderheiten zu interessieren. Mir fällt auf, dass es vor dem Aufgang zur separaten Kanzel einen Holzverschlag mit

durchbrochenen Fenstern gibt. In den Führern wird von Pfarr- oder Predigerstühlen gesprochen. Ich denke mir, der Pfarrer setzt sich, während die Gemeinde ein langes Lied singt – sagen wir mal 15 Verse „Geh aus mein Herz und suche Freud...“ - in dieses Kabäuschen und konzentriert sich noch einmal auf die Predigt.

Auf die viel plausiblere Erklärung, dass es sich hier um einen Beichtstuhl handeln könnte, kam ich nicht, weil ich meinte, in protestantischen Kirchen sei diese individuelle Ohrenbeichte seit der Reformation nicht mehr üblich. Ein Artikel von Alexander Wieckowski „Reue und Vergebung. Evangelische Beichtstühle in Brandenburg“ (in: „Offene Kirchen 2008“, S. 71-74) belehrte mich nachträglich eines besseren: „Heute ist oft vergessen, dass die Privatbeichte auch in der lutherischen Kirche eine lange Tradition hatte und erst seit Ende des 18. Jahrhunderts durch die bis in unsere Zeit gebräuchliche allgemeine Beichte abgelöst wurde.“ (S. 71)

Du betrittst also sehenden Auges einen Raum und du begreifst nicht, was es hier in einer solch alten Kirche, an deren Inventar sich seit Jahrhunderten nichts geändert hat, an unbekanntem Gemeindeleben zu entdecken gibt. Ich habe den Beichtstuhl nicht einmal fotografiert.

Beeindruckt bin ich vielmehr von Bleiglasfenstern im Jugendstil. Jesus zieht im sternbesetzten Gewand – und heute überlegst du, sind das nicht Davidsterne - den versinkenden Petrus aus dem See Genezareth, als dieser sich einbildet, auf Wellen wandeln zu können. Darunter steht: „Zum Gedächtnis ihres Vaters Emil von Uckrow gestiftet von Margarete von Uckrow. Ostern 1911“ und über der Schrift „HERR HILF MIR“ das bodenständige Wappen der Uckrows mit Hirsch und Ochs.

Dies ist heute unsere letzte Kirche mit Innenbesichtigung. Die Felssteinkirche von **Paserin** umrunden wir nur noch von außen. Ich sehe mich noch kurz auf dem Friedhof um und stoße auf einen Grabstein, der sich ganz der christlichen Tradition entzieht und den man im Umfeld einer Kirche auch wahrnehmen sollte, um sich nicht einzubilden, es gebe in Brandenburg noch eine christlich-abendländische Kulturhoheit. Als Emblem auf dem dunklen Stein ein Trucker (ohne Anhänger) und dazu die Inschrift:

Schicksal: es ist, wie es ist
und wir kennen nicht das Warum
Siebert Seidel
31.10.1957 – 23.6.1998

Die Radler sind müde, und während Ruth noch auf dem Faltblatt den Weg nach **Pelkwitz** sucht und eine weitere Sandpiste befürchtet, schlagen die ersten schon den kürzesten Weg nach Cahnsdorf ein. Dieser führt über eine breite, aber nicht sonderlich befahrene Bundesstraße - an Pelkwitz vorbei - zurück nach Zöllmersdorf. Mir ist es auch Recht, denn ich spüre trotz Gelsattel das Fiedle, wie die Schwaben sagen.

Um 18.30 Uhr erreichen wir Cahnsdorf. Im Hotel erwarten uns Heinz und Anneliese Stenzel. Es ist schön, den alten Radler, auch wenn er wegen eines Sturzes zurzeit am Stock geht, wieder unter uns zu haben. Er sitzt in der Mitte unseres langen Tisches. Das Ehepaar wird im Parkhotel übernachten und uns morgen auf dem Ausflug zur Neuen Mühle in Wildau-Wentdorf im Auto begleiten.

Die Abendnachrichten berichten auch von einer Staatstour ins Grüne. Präsident Bush und Kanzlerin Merkel trafen sich auf Schloss Meseberg und der Präsident will dort morgen früh sogar radeln – mit body guard- und Polizeiumrahmung. Wie sagte doch der Konsynodale Dräger: Was bleibt vom Waldesduft in der Pilzsuppe und vom Radausflug eines Präsidenten in die

Brandenburger Flur bei einem solchen Schutzprogramm? Es ist Bushs Abschiedsbesuch. Mit Jubel war in der Hauptstadt nicht zu rechnen gewesen. Stattdessen einige kritische Nachrufe. Und in den Abendnachrichten gar eine afghanische Parlamentarierin, die von der Linkspartei eingeladen worden ist. Sie berichtet Schreckliches zur Lage der Frauen. Dabei wird mit den Fortschritten für die Frauen, insbesondere mit dem Schulbesuch der Mädchen, immer wieder das deutsche Engagement gerechtfertigt. Sicher sind die Verhältnisse in den einzelnen Teilen Afghanistans unterschiedlich, aber dass die Besetzung dieses Landes erforderlich war, um die Ausbildung von Terroristen zu stoppen, wird immer unglaubwürdiger.

Erich Rinnert liest nach dem Abendessen noch aus Joachim Bergers historischen Wanderführer durch Brandenburg vor. „Rebellisches Brandenburg“. Liebknecht in Luckau. Joachim war am Otto-Suhr-Institut einer meiner Studenten und war dann als unser – von einem Förderkreis um Ossip Flechtheim finanzierter – Friedensarbeiter im Wendland tätig, um den Widerstand gegen die Atomindustrie zu unterstützen. Später hat er sich auf die Ausarbeitung kritischer Wanderführer spezialisiert. Dass ich hier an ihn erinnert werde, überrascht mich. Ich muss wieder den Kontakt zu ihm suchen. Man sollte seine Freunde nicht aus den Augen verlieren!

Cahnsdorf – Giessmannsdorf – Kümmitz - Wildau-Wendtorf – Drahnisdorf – Krossen – Jetsch - Cahnsdorf
Mittwoch, 11. Juni 2008

Die Bächlein rauschen in dem Sand...

Unser erstes Ziel ist heute **Giessmannsdorf**. Wieder eine Feldsteinkirche und auch davor wieder ein Kriegerdenkmal und wieder der Spruch: Niemand hat größere Liebe denn dass er lasse sein Leben für seine Freunde.

Gebaut wurde die Kirche zu Beginn des 14. Jahrhunderts. Um so mehr überrascht das Innere. Weiß- und Grautöne. Ein Kanzelalter in steilem, strengem Spätklassizismus. Über der Kanzel das flache Dreieck des griechischen Tempeldachs und über dem Kopf des Pfarrers, solange er von dieser Höhe herab zur Gemeinde sprach, das gleichschenklige Kreuz mit sich verstärkenden Enden im Rund, ein Schmuckelement, kein Marterzeichen, gewissermaßen die Vorstufe des Eisernen Kreuzes.

Und wieder eine Andacht von Erich Rinnert auf der Basis der Kalender-Auslegungen Gerhard Rosenaus. Die Frage nach dem höchsten Gut in Matthäus 22, 34-46.

Nächstenliebe gibt es schon immer. Sogar im Zoo kann man sie bei den Affen beobachten. - Als die Israeliten durch die Wüste ziehen, halten sie darauf, dass man den Nächsten - also den Stammesgenossen - liebt: Innerhalb deiner Gruppe sollst du nicht lügen, nicht stehlen, nicht vergewaltigen, nicht morden. Nach außen gelten andere Regeln. Da mag es sogar als Heldentat gelten, zu rauben und zu morden. Als das Gottesvolk später eine bessere Theologie lernt, wird klar: Liebe muss grenzenlos sein. Das wissen nicht nur Juden sondern Weise und Unweise in aller Welt. Sie kennen die goldene Regel: „Alles, was ihr wollt, dass euch die Leute tun, das tut ihnen auch!“ Jesus präzisiert die alte Regel: Nächstenliebe ist Fremdenliebe. Das zeigt er durch die Geschichte vom barmherzigen Samariter. Sie ist auch Liebe zu den Sündern: Jesus liebt die Frau, die ihm später die Füße waschen wird. Und Nächstenliebe ist Feindesliebe. Das zeigt die Bergpredigt. Jesus praktiziert sie gegenüber denen, die ihn kreuzigen: „Vater vergib!“ - Und Jesus sieht noch schärfer.

Er sagt seinen Nachfolgern nicht nur, dass von ihnen die Liebe zu Fremden, Sündern und Feinden ausgehen soll. Er zeigt darüber hinaus, wie seine Nachfolger manchmal beschämt werden; denn immer wieder geht die Liebe von den Ungeliebten aus: Der Samariter liebt den Juden, die Sünderin liebt Jesus. Der Verfolger und Hasser Paulus wird das Hohelied der Liebe singen. - Schön ist es, das alles zu lesen und zu tun.

Im Weiterradeln fange ich an, die Feldfrüchte zu resümieren, deren Anbau wir beobachten konnten. Das Sortiment könnte vielseitiger sein, aber immerhin jetzt auch Weizen und wieder Gerste und Roggen, doch nirgends Hafer oder gar Dinkel. Viel Mais, kräftig grüne Sonnenblumen, deren Blütenstände aber erst noch aufwachsen müssen. Die Schoten der Rapssamen. Biosprit. Und für unsere Ernährung Kartoffeln und auch Erbsen – und dann eben als Besonderheit in der Nähe des Höllberghofes der Anbau von Grassamen.

Auch **Kümmritz** weist eine Feldsteinkirche auf. Die Steine sind sehr ungleichmäßig, doch insgesamt kunstvoll gefugt. Putz ist fast nirgends sichtbar. Ich fotografiere diese Formationen. Ich könnte Vergrößerungen an unseren jüngsten Sohn Wolfgang senden. Er hat bei der Aufnahmeprüfung zur Hochschule der Künste Zeichnungen solcher Steine aus Kirchturmsmauern eingereicht. Mir waren diese Strukturen im Mauerwerk von Kloster Lindow ins Auge gefallen und meine Faszination hatte sich auf Wolfgang übertragen.

Am Fuße des Kirchturmes ein riesiger Wackerstein. Er reicht mir bis zum Gürtel. Wie sie den vor 700 Jahren wohl bewegt haben? Obelix was here!

Neben der Tür und auch in Ziegeln zwischen den Feldsteinen eine große Zahl der runden Löcher, deren Funktion wir noch nicht zweifelsfrei eruieren konnten.

Im Innern der Kirche ist uns neu, dass auf die Westempore eine Vielzahl von Wappen aufgemalt ist. Ich meine, es sind über zwanzig. Darunter viele (auch aus Fontanes Schriften) bekannte Namen des märkischen Adels. Doch was ist der Sinn dieser Aufreihung? Gibt es eine spezifische Verbindung mit Kümmritz? Den Namen dieser Geschlechter begegnen wir in unserer berlin-brandenburgischen Umgebung auch heute noch, manchmal in leicht veränderter Form. Das sagt wenig. Die Schreibweise variierte durch die Jahrhunderte. Birkholz heißt der Bürgermeister von Spandau und von Köckritz meine Hausärztin. Und dann lese ich noch die Namen Rohr, Kalckreuther, Panwitz, Osswein, Schottendorf, Lenitz, Rorschnitz, Schilling, Schönheit. Die anderen Namen kann ich nicht mit ausreichender Sicherheit entziffern.

Ich vermute, dass die Patrone der Kirche ihre Verankerung im märkischen Adel mit dieser Reihung der Wappen und Namen betonen wollten. Die künstlerischen Schmuckstücke der Kirche sind zwei marmorne Epitaphe für Georg Wilhelm von Birckholtz (gestorben 1747) und für seine Gattin Sophie. Der Epitaph des Generals wird flankiert von Trophäen und der seiner Ehefrau von Spes (Hoffnung) und Fides (Glaube). Gekrönt sind die Epitaphe von Büsten der Verstorbenen zwischen Putten, die sich die Tränen aus den Augen wischen.

Die Inschrift auf dem Epitaph des Grafen Georg Wilhelm vermag ich nicht zu lesen, aber die Schriftzeichen auf der dunklen Marmortafel des Epitaphs seiner Gattin sind deutlich zu erkennen:

Tempel
der Ewigkeit
Einer frommen, klugen mit Gottesfurcht
begabten Frauen u. holdreich lieben Mutter,
der weyl. Hochwohlgebohrnen
Frauen Julianen Sophien, verwit
tibte Generalin von Birckholtz,
gebohrne von Schottendorf,

aus dem Hause Lorzendorff,
 Erb-Frau auf Lümmeritz.
 Sie begrüßte die Welt am 11. Mart
 1683.

Sie erwarb sich durch Ihre wahre
 Gottesfurcht, Frömmig- und Mildtätig
 keit bey der Nachwelt einen unsterblichen
 Ruhm.

Verließ die Welt am 18. Nov. 1748,
 brachte Ihr Ruhmvolles Leben
 auf 65 Jahr, 8 Mon.
 u. 6 Tage.

Vor der Kirche dann eine Erinnerung an die Toten des Ersten Weltkriegs, nicht weniger lobend als der Epitaph der Generalin. Das Soldatendenkmal krönt ein Stahlhelm. Drei der Toten waren Träger des Eisernen Kreuzes, darunter ein Leutnant Wolf-Dietrich von Trotha. Und unten schließt die Liste der Toten ein Ölzweig und Eichenlaub. Auf der Rückseite des Denkmals dann der fromme Bezug:

Sei getreu bis in den Tod,
 so will ich dir die Krone
 des Lebens geben.
 Offb. Joh. 2.10

Da hätte der Pfarrer den Kümmeritzern mal sagen sollen, dass diese Art der Soldatentreue zum Kaiser in der Offenbarung des Johannes bestimmt nicht gemeint war. Johannes hatte alles andere als Siege an der Seite von Cäsaren bzw. Kaisern im Sinne.

Doch unser Interesse an Dorf- und Kirchengeschichte ist heute nicht so ausgeprägt. Uns zieht es zu einer Verabredung in die Neue Mühle von Wildau-Wentdorf. Am 1. Mai dieses Jahres hatten Ruth und ich bei der Geburtstagsfeier von Pfarrerin i. R. Almuth Berger, lange Jahre Ausländerbeauftragte in Brandenburg, auch deren jüngste Tochter Christina getroffen und von dieser erfahren, dass sie seit einem Jahr mit ihrem Mann und ihren Kindern in Wildau-Wentdorf an der Dahme wohnt und dabei ist, als Anlaufstelle für kulturell Interessierte ein Literaturcafe aufzubauen. Unsere Radlergruppe sei willkommen und sie wolle uns neben ihrer Mühle auch die Kirche zeigen.

Christina arbeitet normalerweise als Familienberaterin in Senftenberg, aber heute hat sie einen halben Tag frei. Die Kinder sind in der Schule oder im Kindergarten in Luckau. Sie erwartet uns bereits. Die neue Mühle ist insofern neu als es in Wildau-Wentdorf noch eine ältere gibt, aber auch die neue Mühle hat schon einige Jahre auf dem Buckel. Es wird kein Korn mehr gemahlen und auch kein Holz gesägt, aber das Mühlrad dreht sich und erzeugt über einen neuen Generator Strom für den Eigenbedarf. „Die Einspeisung in das Netz lohnt sich nicht.“ Die Elektrizität aus der Dahme dient vor allem der Warmwasserbereitung bzw. der Kühlung.

Christinas Familie ist aufs Land gezogen, weil das Ehepaar für die Kinder, für die Tiere und den Gartenbau einen Freiraum um sich suchte. Sie wollten auch nicht allzu dicht in ein Dorf eingebunden sein. Die Mühle und ihr Umland bieten jetzt viel Raum für Hühner, Schafe, Ziegen und zwei Pferde. Der große Garten ist rings um eine Kräuterspirale angelegt. Noch sucht die Familie nach den ergiebigen Sorten: nicht nur Bohnen und Zwiebel und zwischen diese gesäte

Karotten, sondern diverse Kohlsorten und Paprika, einige Gurken und eben Kartoffeln kann ich erkennen.

Ob sie denn keine Angst hätten vor einem Hochwasser der Dahme, wo der Bach doch am Haus gestaut werde und ihm nur durch das Hochziehen einiger Bretter ein schneller Durchlauf ermöglicht werden könne. Christina meint: Keine Sorge, die Quelle der Dahme sei nicht weit entfernt und die Dahme habe nun mal keine reißenden Zuflüsse. Sie wird Recht haben. Die Neue Mühle wurde immerhin bereits 1722 gebaut und bisher scheint es kein gefährliches Hochwasser gegeben zu haben.

Zum Mittagessen setzen wir uns an einen langen Tisch im Garten. Es gibt Letscho, eine Gulaschsuppe mit Paprikaschoten – eine Ruth und mir bereits bekannte Spezialität der Familie Berger. Zuvor Salat mit Ziegenkäse, aber ich schätze mal aus dem Supermarkt. Und zum Nachtisch Früchtequark.

Auch hier besuchen wir die Kirche, die wieder einmal aus Feldsteinen errichtet wurde. Christina spielt die Orgel, deren Prospekt von zwei etwas plump geratenen Putten gekrönt wird. Es ist auch von Engelchen ein bisschen viel verlangt, mit der einen Hand einen Palmzweig zu schwenken und mit der anderen Flöte bzw. Posaune zu spielen.

Ich verzichte jetzt auf eine akkurate Schilderung der Inneneinrichtung, also eine Beschreibung des Sakramentshäuschens mit Gittertür und der alten Beschlägen, einer geschnitzten Kreuzigungsgruppe aus dem 17. Jahrhundert und drei bunter Bleiglasfenster, die noch vor dem Ersten Weltkrieg entstanden sein dürften, aber im Dehio nicht erwähnt werden. Mich irritiert, dass die Kunsthistoriker die Ausstattung, die weniger als hundert Jahre alt ist, nicht ernst zu nehmen scheinen, obwohl sie doch über die Frömmigkeit derer, die sie stifteten, mehr aussagt als die Bewahrung mehrere hundert Jahre alten Gegenstände.

Während wir uns noch in der Kirche umsehen, ist Christina in die Mühle zurückgeeilt, um den Kaffeetisch zu decken und Erdbeerkuchen anzubieten. Wir lassen es uns wohl sein. Wir sind nicht in Eile. Wir fahren noch zu einer weiteren alten Mühle, der Dammühle, mit größerem Mühlrad und radeln dann einer Birkenallee entlang über das flache Land.

In der **Drahnsdorfer** Feldsteinkirche erwartet uns ein besonders schöner Taufengel mit dem Spruchband „Lasset die Kindlein zu mir kommen!“ Man müsste dabei an Jesus denken, aber bei „Kindlein“ kann ich nicht umhin, mich an den Spitznamen des Religionslehrers in Ludwig Thomas „Lausbubengeschichten“ zu erinnern.

Bemerkenswert ist hier aber auch, dass die Ästhetik sich gegenüber der protestantischen Dogmatik insofern behauptet hat, als die Mitte des barocken, geschnitzten und farbig gefassten Altaraufsatzes eine Madonna einnimmt, welche die Krone der Himmelskönigin trägt. Die Kunsthistoriker vermuten, dass sie um das Jahr 1440 entstanden ist. Der Altaraufsatz als ganzer ist jedoch jüngerem Datums. Auf der Rückseite steht:

Diesen Altar hat Bartholomeus
Böttger, Bürger und Maler zu
Bescow gemahlt und vergült.
Baltasar Ao. 1619.

Die Madonnenstatue passt so gar nicht auf einen Altar, auf dem sich die Auftraggeber mit einer wenig toleranten Aussage profilieren:

Darin das Wortt und Sacrament
Dir zu Ehrn bleibt biß an das end.
Treib davon ab die Romanistn,
Di Jesuitn, unnd Calvinistn.
Den dieser Altar geheiliget ist

Unserem Erlöser Jesu Christ.

Structum es hoc Altare post partum Christi Ao 1619

Im Dehio ist von einer „kämpferischen, theologischen Inschrift“ die Rede. Und was macht man mit solchen Sprüchen, wenn die Ökumene post Ratzinger weitere Fortschritte machen sollte? Man kann ja nicht immer wie in Wittenberg eine bronzene Korrektur in den Boden einlassen. Vielleicht muss man in Drahnisdorf dazu einen passenden Witz erzählen. Das wäre billiger. Futuristisch Interessierte können mir ja schon mal passendes Witzgut übermitteln.

Und dann zieh'n wir mit Jesang in das nächste Restorang. – sorry - Feldsteinkirche. In **Krossen** öffnet uns ein junger Mann die Kirchentür. Ich frage nach der durchschnittlichen Teilnehmerzahl an den Gottesdiensten, die in vierwöchigem Abstand stattfinden. „Es sind so ihrer fünfzehn. Doch an Weihnachten ist die Kirche voll.“ Einschließlich „Hufeisenempore“.

Und für den Nachwuchs gibt es eine pokalförmige, barocke Sandsteintaufe von Meister G. F. Müller aus Torgau aus dem Jahre 1753. Der geschnitzte Deckel dient gleichzeitig als Lesepult. Mit diesen Informationen soll es genug sein. Meine kunsthistorische Aufnahmekapazität und auch die der Gruppe ist erschöpft.

Zur Abwechslung radeln wir nun durch ein hügeliges Naturschutzgebiet. Niederungen mit Schilfbestand und Birken wechseln sich ab mit sandigen Kuppen, auf denen sich hohe Kiefern erheben. Hier sollen auch Kraniche brüten. Von der Straße aus bekommen wir sie nicht zu sehen, hören aber immerhin ihre Schreie aus sicherer Entfernung. Ein Mäusebussard streicht um eine Wald- und Ackerecke und baumt auf einer Kiefer auf. Wir schweigen. Die Schatten der Kiefern werden länger. Unsere heutige Exkursion nähert sich auch dem Ende. Noch ein Dorf, noch eine Kirche.

Jetsch bereitet sich die 650-Jahr-Feier am kommenden Wochenende vor. Ein Podium und ein offenes Zelt im Zentrum. Vor und in der Kirche eine Putztruppe aus Gemeindegliedern. Uns informiert eine Mitarbeiterin des Diakonischen Werks in Luckau. Sie weiß es zu schätzen, dass die Kirche die Sozialarbeit nach Tarif bezahlt. Die Arbeitslosigkeit und Niedrigtlöhne sind das Hauptproblem der Menschen von Jetsch.

Über diesem Gespräch versäume ich es, den Beichtstuhl dieser Kirche zu betrachten. Erst der Artikel von Alexander Wieckowski in „Offene Kirchen 2008“ weist mich nachträglich darauf hin. Also bin ich immer noch halb blind für die Schätze der Lausitz und doch stellt sich allmählich bei mir Heimatgefühl ein. Ich freue mich auf die Storchennester in den kleinen Dörfern. Ich achte auf Kornblumen und die weißen Winden am Wegrand und höre das Gurren der Waldtauben.

Ohne erschöpft zu sein, erreichen wir unser Quartier in Cahnsdorf. In den Nachrichten erneute Warnungen vor Waldbränden. Am schlimmsten hat es den Truppenübungsplatz Jüterbog getroffen. Die Feuerwehr konnte die Wege nicht verlassen. Es bestand die Gefahr, dass die Brände verstreute Munition zur Explosion bringen könnten. Ein Panzer schiebt eine breite Schneise durch das Gelände. Und dann gelingt es, die Brände zu löschen, ohne dass es zu bösartigen Explosionen kommt.

Zum Abendessen eine Runde Sekt von Christa Euler, die sich dafür bedankt, dass wir sie als Münchenerin in unsere Radlergruppe aufgenommen haben. Ich komme gerade noch zurecht, um mit den anderen anzustoßen. Ich hatte mir auf dem Laptop noch einiges zum Verlauf der heutigen Tour notiert. Bisher saß ich an unserer langen Tafel am einen Tischende bei Irmgard Laudien, Walter Sylten und Reinhard Schütz. Heute komme ich als letzter und finde meinen Platz am anderen Tischende neben Günter und Irmgard Schindler. Die nächsten Plätze haben Christa Euler, die Ex-Schwägerin von Irmgard, und Walter Sylten, der heute wohl auch später zum Tisch kam als sonst. Günter hat andere politische Einstellungen als die meisten von uns. Er scheint durch Flucht

und Vertreibung geprägt zu sein. Als er den Kniefall Willy Brandts – fast nebenbei - als unpassend bezeichnet, verbittet Walter Sylten sich dies klar und deutlich unter Verweis auf seine Prägung durch den Widerstand seines Vaters gegen das Dritte Reich. Werner Sylten war 1936 in einer koordinierten Aktion von NS-Staat und DC-höriger thüringischer Kirche aus der Leitung eines Fürsorgeheims der Inneren Mission entlassen worden und hatte dann – aus Thüringen vertrieben – ab 1938 in Berlin im Büro Grüber gearbeitet und mehr als tausend „nichtarischen“ Christen die Auswanderung ermöglicht. 1940 war er – zwei Monate nach Grüber - verhaftet und im KZ Dachau zur Feldarbeit gezwungen worden. Nach der unvermeidlichen Erkrankung und ausbleibender ärztlicher Behandlung wurde er im August 1942 in der NS-Tötungsanstalt Hartheim bei Linz vergast.

In der Radlergruppe ist das eigentlich bekannt, aber es ist vielleicht nicht allen präsent, dass Walter mit 13 Jahren Vollwaise war, weil seine Mutter 1935 der Diskriminierung ihres Mannes nicht mehr Stand halten konnte und sich das Leben genommen hatte. Der aktive Sozialdemokrat Walter Sylten sieht im Kniefall Willy Brandts eine Respektsbezeugung für alle Opfer des NS-Regimes. Wenn dies in Zweifel gezogen wird, dann hört bei Walter die Gemütlichkeit auf. Günter Schindler merkt dies.

Es kommt zu einem intensiven Gespräch über unsere Erinnerungen an das Dritte Reich. Walter ist Jahrgang 1930, Günter 1934 und Irmgard 1935. Ich wurde 1937 geboren. Obwohl Walter dem Image des blonden, sportlichen Ariers am ehesten entsprach, war er durch seine familiäre Prägung und die jüdischen Vorfahren seines Vaters vor dem Führerkult gefeit. Doch wie wäre es uns anderen ergangen? Unsere Eltern waren zwar keine Nationalsozialisten, aber sie konnten ihre Skepsis nicht unverblümt zum Ausdruck bringen, weil sie damit rechnen mussten, dass man in der Schule und in der Nachbarschaft aus Äußerungen der Kinder Rückschlüsse auf das Elternhaus gezogen hätte. Die Gestapo bedurfte keiner „Informellen Mitarbeiter“ wie die Stasi. Die führerogläubigen Deutschen denunzierten aus freien Stücken und waren noch stolz darauf.

Ich meine: „Die NS-Ideologie war bei Lichte betrachtet doch ein ziemlicher Schwachsinn. Hätten wir dies als junge Menschen nicht auch durch den Gebrauch des eigenen Verstandes merken können?“

Das wünscht man sich. Doch wie stand es um die Voraussetzungen? Waren wir so nichtautoritär erzogen worden, dass wir es überhaupt gelernt hatten, den eigenen Verstand zu benutzen und zu unsinnigen Anforderungen Nein zu sagen?

Das Milgram-Experiment kannten wir alle. Ich erzähle dann ziemlich ausführlich von zwei widersprüchlichen Kindheitserinnerungen, von denen die eine mich in ungünstigem Lichte zeigt und die andere andeutet, dass ich genau zu beobachten und zwischen Propaganda und Wirklichkeit zu unterscheiden wusste.

Als wir wegen der zunehmenden Bombardements im Sommer 1942 von Stuttgart auf die Schwäbische Alb, in das Dorf unseres Pflichtjahrmädchens, einer entfernten Verwandten auswichen, war ich bestrebt, von den Jungen in Mündingen als Spielkamerad akzeptiert zu werden. In landwirtschaftlichen Dingen waren sie mir voraus und ich war bereit, ihrem Know-how zu vertrauen. Als sie behaupteten, dass Spatzen schädlich seien und den Hühnern das Getreide wegfräßen, war ich bereit, dieser Einschätzung zu folgen. Sie nahmen die Spatzennester in den Starenkästen aus und forderten mich auf, die nackten Jungen gegen die Begrenzungsmauer des Misthaufens zu werfen. Ich erinnere mich noch heute daran, wie diese warmen Lebewesen in meiner Hand lagen. Ich folgte der Aufforderung. Man kann darin den ersten Schritt in der Karriere eines Massenmörders sehen. Aber es gibt in der Regel auch Gegenautoritäten, die Einspruch erheben können. Meine Mutter wusste nichts von dem Spatzenmord.

Für die Fähigkeit, – auch schon als Kind – mich an Immanuel Kants aufklärerisches „Sapere aude!“ zu halten, spricht eine andere Erinnerung. Eine Nachbarin hatte mir in Münsingen, wohin

wir von Mundingen gezogen waren, ein buntes Bilderheft geschenkt, das Heldentaten deutscher Soldaten darstellte, die immer Erfolg hatten. Ich beobachtete einen Luftkampf über Münsingen. Der deutsche Flieger wurde abgeschossen. Offenbar war den Bildgeschichten nicht zu trauen, und was eine „Frontbegradigung“ war, demonstrierte meine Mutter mir dann mit Fähnchen auf der Landkarte, auf der die deutschen Protektorate großmäulig und bunt verzeichnet waren.

Cahnsdorf – Willmersdorf-Stöbritz – Lübben – Berlin-Spandau.
Donnerstag, 12. Juni 2008

... und lass mich bis zur letzten Reis an Leib und Seele grünen...

Freundlicher Abschied vom Park-Hotel. Wir sind rundum zufrieden. Der Wirt aber auch mit uns. Ihm passte es, dass wir von Sonntag bis Donnerstag gebucht hatten. So waren die besonders gefragten Wochenenden frei und er konnte uns beim Preis entgegenkommen. Er berechnete für die Halbpension den Preis für Zimmer mit Frühstück, bei dem wir an einem reichhaltigen Büffet zugreifen konnten.

Abschiedsbesuch in der Feldsteinkirche von **Cahnsdorf**. Sie wird geschmückt für eine Goldene Hochzeit und wir wollen nicht stören.

Das Soldatendenkmal vor der Kirche bedient sich zwar wieder des Eisernen Kreuzes als Symbol, weicht aber im Text etwas von dem ab, was wir bisher angetroffen haben.

Treue um Treue
Unseren im Weltkrieg
für die Heimat Gefallenen.
Die dankbaren Gemeinden.

-

Präg uns Herr, ihr Sterben ein,
Dass wir bau'n, was sie erwarben.

Die nächste und auf dieser Radtour letzte Feldsteinkirche finden wir in **Willmerdorf-Stöbritz** inmitten eines Friedhofs. Wir versammeln uns zur Andacht, dankbar, dass wir solch schöne Urlaubstage erleben durften. Dabei klingt unser Eingangsglied kämpferischer als wir für unser derzeitiges Leben beanspruchen dürfen: „Sonne der Gerechtigkeit, gehe auf zu unserer Zeit“. Da denke ich an den Abschiedsbesuch von George W. Bush auf Schloss Meseberg und an das Urteil des amerikanischen obersten Gerichts, das verfügte: Die in Guantanamo Weggesperrten müssen vor ordentliche amerikanische Gerichte gestellt werden.

Erich Rinnert hält wieder die Andacht und nutzt auch wieder den Kalendertext Gerhard Rosenaus. Heute ist das Thema die Streitschlichtung innerhalb der christlichen Gemeinden.

1. Korinther 6,1-11

Paulus weiß sehr gut, dass die Christengemeinden von außen bedrängt werden - von Griechen und Juden, von Amtspersonen und vom Pöbel. Schwer zu ertragen ist das. Aber richtig schlimm wird es, wenn es innerhalb der Gemeinde zum Streit kommt und wenn man damit vor öffentliche Gerichte zieht. Anderswo werden Christen gerühmt, weil sie so liebevoll miteinander umgehen, weil sie „ein Herz und eine Seele“ sind. In Korinth ist es leider anders. Paulus fragt seine Freunde: „Wie soll eure Gemeinde wachsen, wenn sie zerstritten ist? Wird sie nicht auseinander fallen, zurückfallen in das alte, christusferne Leben? Ihr redet doch sonst gern und großartig von eurer

Weisheit; nun beweist sie einmal! Es wird doch bei euch Menschen geben, die genug Ansehen genießen, um solchen Streit zu schlichten. Habt ihr denn vergessen, dass Ihr getauft seid? Abgewaschen ist das Böse aus der alten Zeit - und nun wollt ihr euch gegenseitig mit Schmutz bewerten? - Ich schweige davon, dass ihr so auch meine Arbeit wertlos macht. Ihr seid doch Christen. Ihr wisst doch, was Jesus Christus zu alledem sagt: Besser ist es Unrecht zu leiden als Unrecht zu tun. So hat er auch gelebt: Noch im Sterben betete er für seine Prozessgegner. Soll sein Leben ganz umsonst gewesen sein? Ihr werdet doch wenigstens noch wissen, wie wir beten sollen: Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern. Wie soll die Welt lernen, Frieden zu halten, wenn selbst die Gemeinde Jesu im Streit lebt?"

Bevor wir weiterradeln schaue ich mich noch auf dem Friedhof um. Betrauert wird eine gerade mal zwei Jahre alt gewordene Martina.

Hier ruht
bei den Engelein
unser lieber Sonnenschein

Und auf dem Grabstein einer mit 22 Jahren verstorbenen Angelika kommt diese selbst zu Wort – unter dem gängigen Symbol der geknickten Rose:

Ich wollte so gern
noch bei euch bleiben

Wir radeln auf die Naturschutzgebiete des **Spreewalds** zu, durchqueren dabei aber meist freies, fruchtbares Gelände. Nur einmal führt der Weg auf einem erhöhten Bohlenpfad durch einen blühenden Sumpf. Gelbe Schwertlilien und auf Seerosen quakende Frösche. Wir nutzen den Gurkenradweg, aber wir sehen keine Gurkenfelder. Dass wir uns jetzt auf einem internationalen Radwanderweg befinden merken wir daran, dass uns zum ersten Mal Radler entgegenkommen. Wir waren auf der ganzen Tour fast immer unter uns gewesen. Dabei waren die Radwege immer gut ausgeschildert. Der Kranich begleitete uns als Signum.

Wir erreichen **Lübben** schon am frühen Nachmittag. Bei der Fahrt über die Schleuse halte ich an, packe meine Vollkornkekse aus und locke damit Döbel an. Ich mache meine staunenden Mitradler auf diese Prachtexemplare aufmerksam. Es sammelt sich ein Dutzend meist zweipfündiger Fische hinter dem Wehr.

Ich empfehle Kaffeetrinken vor dem Schlosshotel mit Blick auf die Spree und die vorbei gestocherten Kähnen. Wir bekommen einen großen runden Tisch, an dem wir alle Platz finden und unsere Tour ausklingen lassen können. Reinhard Schütz bestellt Schmorgurke, Jutta Andreae versucht geeiste Gurkensuppe. Die anderen halten sich an Vertrautes: Kaffee mit Käsetorte oder Eis.

Während wir hier plaudernd im Schatten sitzen, kauft Erich Rinnert in einer Lübbener Buchhandlung das von Kara Huber herausgegebene Buch „Brandenburgische Dorfkirchen und ihre Hüter“. Die Gruppe überreicht es Ruth zum Dank für die Planung und Leitung unserer Tour. Wir hätten Lust, im kommenden Jahr wieder etwas Ähnliches zu unternehmen. Heuer waren wir vom Wetter außerordentlich begünstigt und bis auf die Höllenberge radelten wir immer durch Flachland und bis auf kurze Kopfsteinpflasterstrecken trafen wir fast immer auf gute Radwege, manche in Skaterqualität.

**Eine regenreiche Radtour durch die grüne Prignitz
vom 26. Mai bis 1. Juni 2010
mit Dr. Hans-Joachim Pohl**

Vorbemerkung

Im Unterschied zu früheren Radlertagebüchern werde ich mich bei den folgenden Notizen weder um eine gefällige literarische Form, noch um eine annähernd vollständige Darstellung unserer Radtour bemühen. Ich werde nur nach dem Datum die Orte benennen, die wir erreichten, und im Übrigen ein paar persönliche Einschätzungen, Eindrücke und Überlegungen festhalten. Um es ganz deutlich vorweg zu sagen: Diese Notizen sind nicht repräsentativ für unsere Radlergruppe, die in diesem Jahr aus zehn Kladowern, meist Mitgliedern der Evangelischen Kirchengemeinde am Groß Glienicker See, und dem Zehlendorfer Walter Sylten bestand. Konzipiert wurde die Tour von Dr. Hans-Joachim Pohl, einem der evangelischen Kirche verbundenen Reiseunternehmer. Wir hatten eine vergleichbare Tour mit ihm bereits im vergangenen Jahr durch die Lausitz und den Fläming unternommen und ihn als Radlerfreund schätzen gelernt.

Mittwoch, 26. Mai 2010

*Berlin-Kladow – Spandau – Friesack – Bartschendorf (Japanischer Garten) – Dreetz (Arboretum)
– Kampehl – Wusterhausen – Westufer des Klempenow- und Untersees – Kyritz (12 + 36 km)*

Ein Dorf lebt von einer Leiche

Bedeckter Himmel, kühle Witterung, doch kein Regen. Wir Kladower treffen uns wie gewohnt am

Ritterfelddamm vor der Drogerie Schlecker und radeln vorbei am Landschaftsfriedhof zum Bahnhof Spandau. Mit dem Nahverkehrszug fahren wir unter Nutzung von drei Fahrradabteilen nach Friesack.

Ein Kuriosum in Brandenburg ist der Japanische Garten in Bartschendorf. Ein Gärtnerhepaar hat sich auf die Anlage japanischer Gärten in ganz Deutschland spezialisiert. Das Besondere sind Bachbette, die mit feinem Kies ausgelegt sind und wellenförmig gerecht werden.

In Dreetz führt uns der Revierförster durch „sein“ Arboretum. Ich staune über die Vielzahl verschiedener Eichensorten. (Steineiche, Libanon-Eiche, Pontische Eiche) Die Blätter unterscheiden sich erheblich, doch kennzeichnend ist für alle die Eichel als Fruchtkörper. Eine Attraktion für Familien ist ein Buschbackofen, der mich an den öffentlichen Münsinger Gemeindebackofen erinnert, den wir in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts mit Reisigbüscheln aus dem Buchschlag befeuerten. Die Brotlaibe wurden durch Kombinationen von Buchenästchen gekennzeichnet. Das Besondere war, dass das Brot benetzt wurde und eben auch den Geschmack des Buchenholzes annahm.

Wir passieren Köritz, das zu Neustadt an der Dosse gehört und das ich von mehreren Besuchen bei der Pfarrersfamilie Freimark kenne. Die gewaltfreie Verteidigung des dortigen Flüchtlingsheims gegen rechtsextreme Übergriffe war Thema einer meiner Vorlesungen über die Strategie gewaltfreier Konfliktaustragung. Ich integrierte diese Fallstudie in mein 1987 erschienenes Buch über den „Zivilen Friedensdienst als Alternative zum Militär“.

Mehr oder weniger ritterliche Rabauken waren auch bereits in früheren Jahrhunderten ein Thema in den Dörfern der Umgebung. Der Sage nach wurde in Kampehl der Ritter Kahlbutz für sein ausschweifendes Leben dadurch bestraft, dass er nicht vermodern durfte, sondern mumifiziert den nachfolgenden Generationen zur Warnung dienen musste.

Wahrscheinlich verdankt das lederartig konservierte Gerippe seine Konservierung einer Art Gefriertrocknung und der Gerbsäure im Eichensarg und den Hobelspänen aus Eichenholz. Es ist grotesk, aber heute lebt das ganze Dorf Kampehl von dieser Mumie. Drei Gaststätten berufen sich im Namen auf den Ritter Kahlbutz, dessen Mumie sich jedoch die Evangelische Kirchengemeinde als Ausstellungsobjekt und Einnahmequelle erstritten hat.

In Wusterhausen werden wir von dem liebenswürdigen pensionierten Pfarrer Senke durch die riesige gotische Hallenkirche St. Peter und Paul geführt. Die Wusterhausener verdienten einstens klotzig am Salzhandel und bauten die Kirche als Prestigeobjekt. Seit 1541 ist die Kirche evangelisch. Heute besuchen die Gottesdienste in der Regel nur noch 30 Gemeindeglieder, doch für die Erhaltung der Kirche tun diese – auch unter Einsatz von Mitteln des Denkmalschutzes - Sehenswertes. Mich beeindruckten die biblischen Szenen auf der Verkleidung der Empore. Sie stammen aus der Schule des Hendrik Goltzius und wurden 1965-1968 restauriert. Mehrere Szenen erinnern mich an Kupferstiche, die ich aus den Katalogen des Auktionshauses Bassenge kenne. Szenen aus dem Buch Ruth habe ich meiner Ruth mal zum Geburtstag geschenkt. Die schönste zeigt eine Sommernacht in der Scheune mit munter wimmelnden Nagern.

Wir fahren auf schmalem, bisweilen sandigem und sumpfigem Pfad etwa 20 Kilometer den Klempenow See entlang, bis wir – vorbei an den Niederlassungen von Anglervereinen - nach Kyritz gelangen, wo wir direkt am Marktplatz in Bluhms Hotel übernachten. Unterwegs stürzt der 85jährige Heinz Stenzel, weil sein Vorderrad im nassen Sand wegrutscht. Er hatte sich vor der Tour ein Elektrofahrrad für € 2.500 gekauft. Zwar unterstützt die Batterie, die für 70 km reicht, ihn

merklich beim Strampeln, aber sie macht das Rad noch schwerer und über Sand oder Katzenkopfpflasterung lässt es sich dann kaum noch steuern. Heinzens Hand ist nach dem Sturz blutunterlaufen, blaugrau. Er schiebt dieses erschreckende Erscheinungsbild auf sein Blutverdünnungsmedikament Markomar. Heinz rappelt sich wieder auf und wird für den Rest der Tour von Reinhard Schütz und Manfred Böttcher durch schwierige Passagen geleitet und erforderlichenfalls zum Absteigen genötigt.

Donnerstag, 27. Mai 2010

Führung durch die St. Marien-Kirche zu Kyritz – Rehfeld – Demertin (Renaissanceschloss, Kirche mit mittelalterlichen Fresken) – Vehlow – Brüsenhagen – Rosenwinkel – Horst (Gutsanlage mit Gebäuden aus fünf Jahrhunderten) – Dahlhausen – Breitenfeld – Grillabend in Schönebeck (ca. 37 km)

Nach der „Wende“ heißt es: Verhindert den weiteren Verfall von Erinnerungen!

Der Organist führt uns durch die St. Marien-Kirche von Kyritz und spielt zu der Bibelauslegung und Andacht Ruths, wie sie traditionsgemäß zu unseren Radtouren gehören, auch auf der Orgel. 2500 Pfeifen weisen sie auf; deren kleinste messe 10 cm, die längste bringe es auf 5,30 m. So eindrucksvoll dieses Instrument auch ist; die Kinder des Ortes amüsiere eine andere, pfiffige Antwort zum Orgel-Quiz: „Die größte Pfeife sitzt vor der Orgel.“

Wir singen die Verse 1,2 und 4 von Paul Gerhards Lied „Geh aus mein Herz und suche Freud in dieser schönen Sommerzeit“. Ruth behandelt in ihrer Andacht das Wiedersehen von Esau und Jakob. „Ich sehe dein Angesicht als erblicke ich Gottes Angesicht.“ Das wichtigste Merkmal Gottes ist seine Freundlichkeit.

Zwanzig Jahre nach der Wende ist das Renaissanceschloss in Demertin vor allem durch die Sanierung des Dachs vor dem weiteren Verfall bewahrt worden. Noch hat es aber keine neue Nutzung gefunden. Es wurden ein paar museale Alltagsgegenstände zusammengetragen. Doch wirkliche Attraktionen sind das nicht. Auch die mittelalterlichen Fresken in der Kirche sind nicht aufregend. Zudem verhindert neuerdings der Denkmalschutz, dass man sie phantasievoll und auch ein bisschen kitschig ausmalt und ergänzt wie im Kloster Zinna, was dorten dem Publikumsgeschmack entgegenkommt und den Absatz des Klosterlikörs fördert.

Unsere nächste Station ist auch so eine Art Rittergut. Es führt uns die neue Besitzerin, die das Anwesen nach der Wende erworben hat. Sie wohnt mit ihrer Familie im früheren Verwaltergebäude und hat den Bullenstall so saniert, dass er auch schon mal für eine lange Hochzeitstafel genutzt werden kann. Die Haupteinnahmequelle ist aber der Spargelanbau (mit Hilfe polnischer Erntehelfer, die in einem früheren Lehrlingsheim wohnen) und die Pferdezucht. Wir bewundern ein schmalgliedriges Fohlen, das erst wenige Tage alt ist, und bei dem man sich fragt, wie dieses Gestell in den Bauch der Mutter gepasst haben konnte.

Ich staune über das Engagement dieses Ehepaars und seiner erwachsenen Kinder. Sie sind hier nicht aufgewachsen und doch setzen sie sich nun – als gelernte Landwirte – mit ganzer Kraft für die Sanierung und Restaurierung eines alten Gutes ein. Auf Jahrzehnte haben sie sich dies als Aufgabe gewählt. Das imponiert uns.

Am Abend erreichen wir in Schönebeck die Pension „Hänsel und Gretel“, wo wir in deren drei Häusern in nach Grimm und Andersen genannten Märchenzimmern untergebracht werden. Ruth und ich residieren unter schrägen Wänden bei der „Schneekönigin“. Vor unserem Ferienhaus in Fachwerkkonstruktion ein Gatter mit ungefähr 20 gehörnten Schafen, die ihr Winterfell im Sommer

abwerfen und damit auch bereits begonnen haben. Um die Osterzeit wird der Nachwuchs jeweils geschlachtet.

Freitag, 28. Mai 2010

Schönebeck - Breitenfeld – Kolrep – Blumenthal (Aussichtsturm) – Blandikow – Kloster Heiligengrabe – Heidelberg – Langnow – Boddin – Schönebeck (ca. 38 km)

Im Kloster Heiligengrabe

Während des Frühstücks regnet es. Ich hoffe auf Wetterbesserung und schlage vor, meine Andacht im Hexenhaus bei „Hänsel und Gretel“ durchzuführen. Dafür finde ich Zustimmung. Ich behandle die aus Misstrauen geborenen Pläne der Söhne Jakobs mit Joseph, dem Jüngsten. Er hatte ihnen offenherzig von seinen Träumen berichtet. Ruben, der Älteste verhindert das Schlimmste, und im Laufe der Jahre zeigt sich, dass Herzensgüte auch die bösen Pläne zum Guten wendet.

Der Regen hat inzwischen aufgehört und vor der Abfahrt reicht es mir noch zu einem dankbaren Text im Gästebuch.

Mitten in einem Rundlingsdorf steht die Feldsteinkirche von Kolrep, die uns Pfarrer Scharbeck öffnet. Mich beeindruckt vor allem die Maria in der Mandorla. Der Strahlenkranz ist aus dem Eichenholz ganz einfach hervorgehoben. Die Proportionen stimmen. Ein Glück, dass hier die Reformation zu keinem Bildersturm führte.

Das Kloster Heiligengrabe vermag mich nicht anzusprechen. Ich habe eine instinktive Abneigung gegen Damenstifte, die sich der besonderen Gunst Wilhelm II erfreuten. Ich gebe aber zu, dass auf dem Gelände gute Arbeit mit Behinderten geleistet wird und dass man solche Gemäuer irgendwie erhalten muss. Im Museum eine Bilderfolge, welche das ganze antijüdische Ressentiment bis hin zur Ermordung des diffamierten Juden offenbart. Ruth fotografiert jede dieser Tafeln. Die Führung durch eine weltliche Blondine in Jeans ist mehr routiniert als engagiert. Walter Sylten geht es wie mir. Auch er erinnert sich an die hohen Kosten, welche dieses Damenstift unserer Kirche aufnötigt und die uns beiden bei der Haushaltsplanung in der Synode Sorgen bereitet hatten.

Samstag, 29. Mai 2010

Schönebeck – Klein Woltersdorf – Burgruine von Mesendorf – Bullendorf – Kuhdorf - Kuhbier – Groß Langerwiesch – Helle (Kirche) – Wolfshagen – Königsgrab von Seddin - Kaffeetrinken im Schloss Wolfshagen – Schlossmuseum (ca. 37 km).

Welche Bewandnis hat es mit den beiden Frauen im Königsgrab von Seddin?

In Helle werden wir von der Kirchenältesten Röder, einer etwa 50jährigen Frau im grau-grünen Janker, herzlich empfangen. Sie liest einen meditativen Text von einer Julia Strecker. Sie identifiziert sich mit ihrer im so genannten, doch mir nicht vertrauten „Heimatstil“ ausgemalten Kirche. Diese Arbeit besorgte ein gewisser Maler Steinacker, auch dies eine mir nicht bekannte Größe. Von den 47 Einwohnern Helles sind 13 Mitglieder der Kirche. 2008 wurden zwei goldene Hochzeiten gefeiert, das heißt, es bleiben die Alten; die Jungen sind bereits weggezogen.

Belastend ist für das kleine Dorf, dass die fabrikförmige Biogasanlage mit Materialien, welche von riesigen Treckern angeliefert werden, betrieben wird. Es gibt keine Geruchs-, wohl aber eine Lärmbelästigung. Ich werde gebeten, einen Eintrag ins Gästebuch zu formulieren. Ich lobe das Engagement und die Ausdauer der Wenigen.

Unser Etappenziel ist Schloss Wolfshagen, wo wir vor der Besichtigung Kaffee trinken und Kuchen essen – an Rokoko-Tischen sitzend und auf Porträts der „Edlen Gänse“ blickend.

Im Museum interessiere ich mich weniger für das Porzellan als für die Bibliothek des Gustav zu Putlitz, zu seiner Zeit – also vor dem Ersten Weltkrieg – ein Bestsellerautor, der bei Hofe verkehrte, aber auch Theaterintendant war. Ich kaufe seine Erinnerungen an Kindheit und Jugend: *Mein Heim*. Neue herausgegeben von Bernhard von Barsewich, Berlin: Hendrik Bäbler Verlag, 2002.

Der Höhepunkt des heutigen Ausflugs ist die Besichtigung des Königsgrabes von Seddin. Es handelt sich um einen heute bewaldeten Hügel im Durchmesser von 64 Metern und einer Höhe von 10 Metern. Etwa 800 v. Chr., also in der Bronzezeit, wurden in einer Grabkammer aus hohen Feldsteinen die Urnen des ca. 40 jährigen „Königs“ und zwei seiner Frauen beigesetzt. Ich nehme an, dass die Urnen der beiden Frauen ins Grab gelangten als Folge einer ritualisierten Tötung und Verbrennung. Es könnte sich um Ehefrauen oder auch um Frau und Dienerin gehandelt haben. Ich frage mich, was damals in den Köpfen der Beteiligten vor sich ging. Anscheinend bin ich der einzige in unserer Gruppe, den dieser Vorgang nachhaltig berührt. Die Tötung bzw. der Suizid der beiden jungen Frauen wirft doch ein Licht auf den Jenseitsglauben der damaligen Zeit und wahrscheinlich auch auf die Macht der Priester. Doch die Archäologie kann keines der Rätsel lösen. Das könnten nur schriftliche Überlieferungen und diese gibt es nicht.

Sonntag, 30. Mai 2010

Wolfshagen – Seddin – Hohenvier – Baek – Blüten – Postlin – Dallmin – Kribbe – NeuhoF – Schloss Neuhausen. (ca. 36 km)

Durch Anpassung „Power to the Bauer“

Wir haben unseren Besuch im Gottesdienst in Baek angekündigt. Wir bilden immerhin drei Viertel der Gottesdienstgemeinde. Vor uns sitzen drei 80jährige Frauen, hinter uns eine Frau in mittleren Jahren, die sich einen Gottesdienst mit etwas Pop wünscht. „Sonst kommen die jungen Leute nicht.“ Es fragt sich nur, wie viele junge Paare es in dem Dorf überhaupt noch gibt.

Der Pfarrer macht es gediegen. Preußisch im schwarzen Talar. Die Predigt zum 1. Brief des Johannes. „Furcht ist nicht in der Liebe.“ Mich spricht an, was er sagt. Ich werde erinnert an den Titel einer Sammlung von Predigten zu Ehren unserer alten, vor mehr als 20 Jahren verstorbenen Freundin Hannelotte Reiffen. Das war auch der Text, zu dem ich auf dem Katholikentag von unten (ich meine in Frankfurt a. M.) einen Vortrag gehalten habe. Mich faszinierte die klare Aussage: „Niemand hat Gott gesehen“ – und die daraus gezogenen Folgerungen.

Mittagessen auf der Tenne eines Bauernhofes in Blüten. Der Bauer hat sich von der Viehwirtschaft umgestellt auf die Aufzucht der Küken von Perlhühnern. Er bekommt die Küken angeliefert und füttert sie bis zur Schlachtreife. Das kann er als gehbehinderter Einzelner besorgen. Seine Frau arbeitet in der Gemeindeverwaltung und hilft ihm nun bei der Fütterung der Radler.

Der Bauer zeigt uns dann noch das Pfarr- und Schulhaus, das heute als Museum fungiert.

Ich hätte es mir auf dieser Radtour zu Aufgabe machen können, an Hand der Biographien einzelner Menschen in der Prignitz darzustellen, wie sie mit der Wende von 1989 fertig geworden sind. Dazu wäre es aber erforderlich gewesen, diese Menschen zu fotografieren und ihre wichtigsten Lebensdaten in verlässlicher Weise zu notieren.

Ruth hat in erster Linie Gebäude fotografiert; bei mir waren nach einem Tag die Batterien meiner Kamera leer und in den winzigen Dörfern konnte ich keinen Ersatz kaufen. Mir kam der Gedanke

an diese Darstellung unserer Tour in Biographien erst zu spät. Und so vorzugehen, wäre auch sehr arbeitsintensiv gewesen und dieses Mal wollte ich nicht einmal in Andeutungen den Fontane spielen.

Da es regnet, nutzen wir die asphaltierten Straßen und erreichen Schloss Neuhausen so früh, dass der Schlossherr uns noch am frühen Abend zeigen kann, was erst morgen besichtigt werden sollte. Das Architektenehepaar Hannelore und Richard-Albrecht Küsell hat Mitte der 90er Jahre das bereits weitgehend zerfallene und ausgeweidete Schloss gekauft und seitdem vor dem Verfall bewahrt. Eine enorme Leistung, die 2004 zu Recht mit dem Brandenburgischen Denkmalpflegepreis ausgezeichnet wurde. Der Sohn hat mit seiner Partnerin den Ausbau des Stalles zu einem Hotel übernommen. In der Schlosskapelle finden nun standesamtliche Trauungen statt und das junge Paar arrangiert alles, was für eine festliche Hochzeit gewünscht wird.

Montag, 31. Mai 2010

Schloss Neuhausen – Berge – Hülsebeck – Putlitz mit Burgturm der „Edlen Gänse“ - Nettelbeck – Porep (Dorfkirche, Andacht) – Drenkow – Suckow – Mentin – Griebow – Muggerkuhl – Grenzheim – Berge – Neuhausen (ca. 42 km)

Ein Chagall für die Kirche von Neuhausen

Es regnet, nicht heftig, doch stetig. Wir starten mit vollem Regenschutz: Über die Lenkstange zu legender Umhang plus wasserundurchlässige Regenosen oder Gamaschen bis zu den Knien. Zum Glück weht kein Wind, der uns den Regen unter die Umhänge peitschen könnte.

Heute bietet der Rundkurs mit der absehbaren Rückkehr nach Schloss Neuhausen keine kulturellen Höhepunkte. Auf dem Programm steht in Putlitz der Burgturm der „Edlen Gänse“. Das wäre ein Aussichtspunkt, würden die Wolken nicht den Horizont verhängen. Ich spare mir den Aufstieg über hundert Stufen. Auch Jutta Andreae und Heinz Stenzel betrachten den dicken Turm lieber von unten. Von oben winken uns die Klettermaxen. Auch gut, zumal es mal eine Stunde lang nicht regnet.

Wir sind alle erleichtert, als Hanjo Pohl von sich aus die eigentlich vorgesehenen Waldwege und die mit Katzenköpfen gepflasterten Pisten meidet. Auf asphaltierter Straße kommen wir – bei mäßigem und rücksichtsvollem - Autoverkehr rasch voran.

In Porep besichtigen wir eine kleine Dorfkirche und erfahren die traurige Geschichte von der Abwanderung der jungen Leute. Einige Häuser stehen bereits leer, und niemand reizt es, hier im Rundling zwischen anderen Bauerhäusern sein Wochenende zu verbringen.

Es ist kalt – weniger als 10 Grad Celsius. Zum Mittagessen in der Dorfgaststätte von Suckow bestellen sich alle zuerst mal einen Grog oder – wie Ruth und ich – einen Tee. Dann gibt's Schweinebraten mit Rotkohl und Salzkartoffeln. Das baut auf, und schon um 15.30 Uhr erreichen wir wieder unser Quartier in Neuhausen. Zeit für Duschen und Mittagsschlaf, bevor wir uns dann erneut mit Richard Küsell treffen, der uns das Innere des Schlosses und die Dorfkirche zeigt. Im Schloss jetzt einige festliche Räume für die Feier der Hochzeiten. Dazu restaurierte Kamine. Auch dies eine beachtliche Leistung. Zum Ankauf des dazu passenden Mobiliars fehlt das Geld.

Auch die Kirche des Dorfes wurde saniert. Die verputzten Wände sind in lichthem Ocker gestrichen. Dazu eine gemalte, unaufdringliche Kassettendecke. Vor der Orgelempore und dem Gestühl im

Schiff der Kirche 24 grau-grün gestrichene, annähernd quadratische Holzflächen, die – meines Erachtens – eine dezente Bemalung geradezu herausfordern. Ich denke an Chagalls Lithographien zur Bibel, von denen drei auch in unserem Wohnzimmer auf der Leinenbespannung vor dem Bücherregal hängen. In dieser ansonsten unauffälligen Kirche würde sich einem Maler die Chance eröffnen, eine ganze Kirche selbständig künstlerisch zu gestalten.

Wäre ich Maler, dann würde ich zunächst für ein Viertel der zu gestaltenden Flächen Bilder auf Papier oder Pappebögen entwerfen und probeweise auf den freien Flächen befestigen. Dann könnten sich die Neuhausener und der Denkmalschutz entscheiden. Das wäre auch etwas für Christian. Statt Entwürfen für die Reklameflächen am U-Bahnhof Alexanderplatz nun mal Entwürfe für eine Schlosskirche! Oder: Wolfgang könnte mit den Besten seiner Schülerakademie anreisen und sich an der Bemalung versuchen und dafür sorgen, dass die bildnerischen Lösungen sich nicht wechselseitig stören. Ich denke, dass Familie Kusell für ein solches Unternehmen gewonnen werden könnte.

Am Abend im Gewölbe des Schlosses bei Kerzenschein noch eine Weinverkostung, die von Herrn und Frau Kusell launig angeleitet wird. Gefragt sind fromme Witze. Ich steuere meinen theologischen Lieblingswitz bei: Bischof kommt zur Himmelspforte. Geöffnet wird ihm vom Teufel. Der Bischof erschrickt, wird aber alsbald vom Belzebub beruhigt. „Keine Sorge. Sie sind schon richtig. Wir haben fusioniert.“

Dienstag, 1. Juni 2010

Neuhausen – Gramzow – Lübzow – Perleberg – Wittenberge – Berlin-Spandau – Kladow.(37 + 12 km)

Zum Abschluss im DDR-Museum eines evangelischen Bürgerrechtlers

Auf dem Schlossteich wieder Regenringe. Zum Abschied eine Andacht Heike Luthers in der Dorfkirche. Joseph versöhnt sich mit seinen Brüdern. Ich denke daran, dass ich auf die letzten Briefe an meine drei Brüder noch keine Antwort erhalten habe und blicke auf die grün-grauen Flächen auf der Vorderseite der Kirchenbänke und der Empore, die auf die Bemalung harren.

Wegen des anhaltenden Regens verzichten wir erneut auf malerische Radwege und entscheiden uns für die direkte Landstraße nach Perleberg. Wir fahren in Vierergruppen, damit uns Autos besser überholen können. Gelobt sei der Asphalt! Wir kommen rasch voran.

In Perleberg erwartet uns am Rathaus eine Stadtführerin. Weil es affenkalt ist und zieht, sind wir froh, im Saal des Standesamtes warm unterzukommen und hören uns geduldig an, was die Stadtführerin über Perleberg und seine Verbindungen zur Hanse zu berichten weiß.

Auch der Bürgermeister im Baseballcap (Die Linke) begrüßt uns und übergibt jedem eine Kostprobe des heimischen Rapsöls, das für die Teilnehmer der offiziellen und vielfach plakatierten „Tour de Prignitz“ bereit steht.

Der eigentliche Höhepunkt des letzten Tages unserer Tour ist der Besuch des DDR-Museums, wo uns Peter Freimark und seine Frau und zwei Helferinnen erwarten. Sie erwärmen uns mit Tee, Soljanka und schließlich Roter Wurst mit Senf und Kartoffelsalat.

Das Museum ist durch die persönlichen Erfahrungen Peter Freimarks mit der Stasi geprägt. Es ist überfüllt mit Erinnerungsstücken an die DDR, z.B. mit rund einem Dutzend Modellen von Fernsehern made in GDR statt mit zwei oder drei. Doch so kann jeder seinen Fernsehapparat wieder

entdecken.

Zum ersten Mal sehe ich die graue Uniform der Bausoldaten mit dem Spaten. Freimark zeigt uns noch ein Gerät, mit dem der Zoll Briefe durchleuchtete, um Geldscheine zu entdecken und zu kassieren.

Bezeichnend für die Stimmung im Lande dann eine selbst gebaute besonders empfangsstarke Fernsehantenne, die sich vor Beginn des Tageslichtes wieder auf DDR-Empfang drehen ließ.

Freimark und seine Frau protestierten mit einem Sarg gegen die Luftschutzübungen, die eine Überlebensmöglichkeit im Atomkrieg vortäuschten. Ich erinnere mich gut daran, wie empört ich 1961 in Tübingen auf vergleichbare Aufklärungsveranstaltungen des so genannten Zivilen Bevölkerungsschutzes reagierte. Ich habe zunächst drei Tage still für mich gefastet, um Kraft zu sammeln für den Widerstand gegen diese Volksverdummung in Ost wie West. Wahrscheinlich hat mir dies geholfen, mich von dem unnützen Dissertationsprojekt zu lösen und mich für die experimentelle Arbeit am Modell einer gewaltfreien Widerstandskampagne zu entscheiden.

Weiterfahrt nach Wittenberge, nun schon ohne Regen. Um 19.30 Uhr treffen wir wieder in Kladow ein – wohlbehalten und in unserer Muskulatur gestärkt. Die Stimmung in der Radlergruppe war immer gut, aber ich habe meine 73 Lebensjahre – auch bei nur leichten Steigungen - schon gespürt und ich gewöhne mich an den Gedanken, dass dies meine letzte Tour mit der Kladower Radlergruppe gewesen sein könnte. Mit Ruth und Hannah würde ich schon noch mal radeln. Doch in ein paar Jahren ist dann ohnehin Feierabend mit solcherlei Exkursionen, und Feldsteinkirchen und Altäre mit Marien- und Heiligenbildern habe ich nun auch genug gesehen.

Radle vor der eigenen Tür ! Durch Brandenburg mit den Unentwegten der ev. Kirchengemeinde am Groß Glienicker See

28. Juni – 5. Juli 2014

Vorbemerkung:

Noch ein letztes Radlertagebuch – und dieses Mal ein bisschen anders

Ich beginne mit der – zugegeben etwas umständlichen - Vorgeschichte meines Entschlusses, mich an dieser Radtour noch einmal zu beteiligen. Jutta Andreae hatte bei der Vorführung von Erich Rinnerts Film über die letztjährige Radtour von Kopenhagen zu den Havelquellen vorgeschlagen, dass wir das nächste Mal nicht wie bisher mit der Bahn anreisen und dann einem Flusslauf folgen oder attraktive Orte wie in einer Kette aneinander reihen, sondern von zu Hause los radeln und nach einer Woche wieder vor der eigenen Haustür vom Rad steigen sollten. Der Vorschlag gefiel, da im vergangenen Jahr die Anfahrt nach Kopenhagen ziemlich aufwändig gewesen war. Eine Rundtour durch Brandenburg – das klang heimatverbunden und schreckte auch die Älteren nicht ab - zumal sich die Brandenburger mit dem Radwegenetz in den letzten Jahren große Mühe gegeben hatten. Mit strapaziösen Pisten war nicht zu rechnen; im Juli durfte man auf gutes Wetter hoffen und bei lang anhaltendem Tageslicht bestand kein Grund zur Hetze. Bei früheren Touren im September hatten wir manchmal erst mit surrenden Dynamos unsere Quartiere erreicht.

Die Planung erwies sich in einem Punkt als schwierig. Unsere Gruppe war im Laufe von beinahe zwei Jahrzehnten – trotz dreier Todesfällen und mehreren altersbedingten Rückziehern – von etwa zehn Radlern auf fünfzehn angewachsen, und für eine solch große Gruppe findet man in Brandenburg im Abstand von 50 Kilometern nur schwer ein Quartier, das alle zusammen aufnehmen kann.

Erich Rinnert, der seit 20 Jahren pensionierte Direktor des Friedrich-Rückert- Gymnasiums, löste diese logistische Aufgabe und brachte eine Route zustande, die alle überzeugte und nur die eine wirkliche Schwierigkeit aufwies, dass sie einigen, die nur selten radelten, keine allmähliche Eingewöhnung gestattete, sondern ausnahmsweise am ersten Tag mehr als 70 km forderte.

Ich kommentierte dies bei der Vorbesprechung nicht, weil ich vor vier Jahren zum letzten Mal mit den anderen geradelt war und mich seitdem aufs Altenteil zurück gezogen und nur noch Erichs Filme der Radtouren beim anschließenden Treffen der Aktiven und der Veteranen bewundert und genossen hatte. Ich wusste, dass Ruth, meine 72jährige Frau, auch 70 km und mehr am Tag problemlos radeln konnte, aufgrund ihrer Teilnahme an Radtouren der Spandauer Volkshochschule wirklich gut in Form war und sich auf den Pisten Brandburgs und bei den Sehenswürdigkeiten in der angeblichen Streusandbüchse wie kaum eine andere auskannte.

Ich meldete also meine Teilnahme nicht an. Dies wunderte niemand mehr. Unter den fünfzehn, die erneut teilnahmen, waren nur vier, die älter waren als ich, Erich Rinnert, sein ein Jahr jüngerer Freund Walter Sylten, der sein Leben lang geradelt und Mitglied eines Radlervereins war, und die sehr sportlichen Frauen Jutta Andreae und Irmgard Schindler. Diese waren noch etwas älter als ich, aber eine Kardiologin hatte sie auch auf kein Vorhofflimmern aufmerksam gemacht wie mich – bei dem letzten Test der zu erbringenden Kilowattstunden auf dem mit einem Bildschirm gekoppelten Fahrrad. Der Rest der Gruppe war um die 70 Jahre alt.

Ich wäre bei meinem Beschluss, die nächste Radtour durch Brandenburg nur im Nachhinein auf der großen Leinwand im Hause Luther zu verfolgen, geblieben, wenn ich nicht an meinem Schreib- und Lesetisch eine aufrüttelnde Erfahrung gemacht und wenn nicht durch eine der Frauen, die sich für Doppelzimmer angemeldet hatten, ausgefallen wäre. Martina Nowak war zu Hause von der Leiter gestürzt und hatte sich den Knöchel gebrochen. Das war Anfang Juni. Seit zwei Monaten hatte mich ein bestimmtes Thema umgetrieben, das mit dem Radeln auf den ersten Blick gar nichts zu tun hatte.

Durch das Vorwort Peter Handkes war ich auf das gemeinsame Tagebuch von Sophia und Nathaniel Hawthorne „Das Paradies der kleinen Dinge“ aufmerksam geworden und hatte fasziniert gelesen, wie dieses junge Paar anno domini 1842 das erste Jahr ihrer Ehe in einem alten Pfarrhaus in Concorde (Mass.) mit ihren Nachbarn, unter denen zwei weitere bekannte Schriftsteller – Henry David Thoreau und Ralph Waldo Emerson – waren, erlebt hatten – in sehr bescheidenen wirtschaftlichen Verhältnissen und in der Erwartung ihres ersten Kindes.

Während der Lektüre hatte ich mir überlegt, wie denn wohl ein solches gemeinsames Tagebuch im ersten Jahre von Ruths und meiner Ehe ausgefallen wäre. Ich hatte zwar in den letzten vier Jahren vor unserer Heirat Tagebuch geschrieben, diese Übung aber nach unserer Ehe am 31. Dezember 1965 eingestellt. Es gab also nur den Rückblick auf die Zeit des Kennenlernens und die sehr kurze Zeit der Verlobung.

Wie schade! Wie erlebten wir denn unser erstes Ehejahr? Das ist nun 48 Jahre her. Wie verlässlich sind nach einem – zu Hawthornes Zeiten – durchschnittlichen Menschenleben noch die Erinnerungen? Zu Beginn des Jahres 1966 wollte ich jetzt – mittlerweile 77 Jahre alt und nach mehrjähriger Einübung in das literarische Schreiben – mit dem autobiographischen Bericht über mein Leben als Friedensforscher und Begleiter gewaltfreier Kampagnen einsetzen. Als gelernter Historiker war mir an Quellen gelegen – und zu meiner Erleichterung erwies sich die Quellenlage als vergleichsweise vorzüglich. Aus dem Jahre 1966 gab es zwar kein Tagebuch, aber es fanden sich zwei dicke Leitz-Ordner mit der beruflichen und privaten Korrespondenz, und archiviert waren auch alle veröffentlichten Texte und auch die Arbeitspapiere und Protokolle aus dieser Zeit. Solche Quellen gibt es in dieser Fülle bis in die Gegenwart. Anfang der 70er Jahre setzen dann auch die Tagebuchaufzeichnungen (mit Unterbrechungen) wieder ein und seit 1992 gibt es fast lückenlose tägliche Aufzeichnungen.

Doch viel schöner wäre natürlich ein „Common Diary“ aus dem ersten Jahre der Ehe gewesen! Auf die Idee, ein solches zu verfassen, waren Theodor, der Politologe, und Ruth, die Fachlehrerin, nicht gekommen. Sie verstanden sich nicht als Literaten wie die Hawthornes. Gemeinsam hatten sie mit diesen aber doch ein ähnliches Mitteilungsbedürfnis und eine ungewöhnliche Übung im Briefeschreiben.

Ruth hatte seit ihrem 17. Lebensjahr als Schülerin in der Frauenfachschule in Neuendettelsau ihren Eltern wöchentlich ausführliche Briefe geschrieben, die später beim Wiedersehen der Ehemaligen auch gerne zitiert wurden. Diese Praxis des Briefeschreibens hatte sie fortgesetzt während des Studiums in München und in ihrer Zeit als junge Fachlehrerin in Erlangen. Auch ich hatte über mein langes Studium der Geschichte und der Literaturwissenschaften meinen Verwandten detailliert und manchmal auch mit einem gewissen literarischen Eifer in langen Briefen berichtet.

Statt eines gemeinsamen Tagebuchs entstand im ersten Jahr der Ehe ein umfangreicher Briefwechsel zwischen Ruth und mir – aus dem misslichen Umstand, dass wir in der ersten Zeit relativ viel getrennt lebten. Statt in die Flitterwochen fuhr Ruth auf Klassenreise ins Kleinwalsertal und ich trat in Darmstadt im April 1966 meine erste Stelle als wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl für Öffentliches Recht an und sah meine Frau nur an den Wochenenden in Erlangen.

Wahrscheinlich wäre in den meisten Ehen bei so überschaubar kurzen Zeiten der Trennung – also von Montag bis Freitag – keine umfangreiche Korrespondenz entstanden, zumal es auch die

Möglichkeit gab, sich zumindest einmal in der Woche über ein Münztelefon zu verständigen, doch in drei Monaten – denn länger hielten wir die Trennung nicht aus – schrieben wir uns über 70 Briefe und ein paar Postkarten.

Und welchen Einfluss hatten nun die neuerliche Lektüre dieser Briefe auf meinen Entschluss, mich an der – zumindest für mich wahrscheinlich strapaziösen - Radtour durch Brandenburg zu beteiligen?

Ich hatte in den letzten beiden Monaten vor der Radtour etwa zwei Drittel der Briefe aus unserer Erlanger und Darmstädter Zeit abgeschrieben, und es hatte mich immer wieder gerührt, wie wichtig es uns beiden war, zusammen zu sein. Wir nahmen einiges auf uns, um solch glückliches Zusammensein zu ermöglichen. Und da sollte ich mir jetzt die günstige Gelegenheit entgehen lassen, acht Tage mit Ruth – und Freunden – durch Brandenburg zu radeln? So eingerostet bin ich doch noch nicht! Ich besprach das Thema mit Ruth jedoch nicht, sondern begab mich erst mal auf Testfahrt von Kladow zur Innenstadt von Spandau. Ich wollte bei Karstadt 500 Prospekthüllen für die sichere Ablage von Durchschlägen alter Briefe kaufen. Das waren hin und zurück etwa 25 km auf einem guten Radweg mit geringfügigen Steigungen. Ich zog vorsichtshalber die gepolsterte Radlerhose unter, weil ich wusste, dass der Po mein wunder Punkt war.

Die Fahrt ging gut und flott vonstatten. Ich brauchte für die 25 km nicht länger als 90 Minuten. Es war also anzunehmen, dass ich mit den Jüngeren in unserer Gruppe einigermaßen mithalten konnte, zumal nicht alle Frauen so sportlich waren wie Ruth.

Dennoch war Ruths erste Reaktion auf meine Ankündigung, dass ich die Lücke, die durch Martina Nowaks Sturz entstanden, schließen wolle, eher entsetzt als begeistert. Sie sah unerwartete Verantwortung für ihren Ehemann auf sich zukommen. Sie hatte sich zwar immer wieder gewünscht, dass wir zu zweit solche Touren unternehmen, aber ich war darauf nur sehr selten eingegangen. Nathaniel Hawthorn und Peter Handke verpassten mir den entscheidenden Impuls. Ich hätte eigentlich auf der Radtour – wie bei früheren Gelegenheiten - etwas Literarisches darbieten und aus dem bei Jung & Jung in Salzburg erschienen Büchlein vorlesen müssen. Doch dann hätten die Freunde wahrscheinlich nach der Korrespondenz zwischen Ruth und mir gefragt. Und was Ruth mir damals schrieb, erscheint mir im Rückblick doch ein allzu wohlwollender Blick auf einen noch nicht in seinen Verhaltensmustern Durchschauten.

Wie immer ging Ruth die neue Lage pragmatisch an. Wir machten noch eine gemeinsame Probefahrt an der Havel - und dann übernahm es Ruth, diese Expedition nun für zwei Personen zu durchdenken und die Ausstattung genau zu checken und wo nötig zu ergänzen.

Einerseits freut mich diese Vorsorge, andererseits ist sie mir peinlich, weil ich meine Abhängigkeit spüre und ich höre wie einen Tinnitus im Ohr, dass „andere Männer dies ganz anders machen“.

Berlin-Kladow – Ribbeck – Paulinenaue

Samstag, 29. Juni 2014

„in seinem Garten ein Birnbaum stand“

Die Morgenluft ist frisch und es nieselt ein wenig. Die meisten tragen Anoraks. Darüber ziehen ich und andere noch vor dem Start auf dem Ritterfelddamm die Regencapes. Doch diese können wir schon bald wieder abstreifen. Unter den Capes, die über die Lenkstange gelegt werden, wird uns auf dem vertrauten Radweg nach Spandau bereits heiß. Der Regen hört auf. Wir passieren auf dem Mauerradweg die für die Außenbezirke typischen Schrebergartenkolonien: fast nur noch Erholungsgrün und Blumen, kaum Gemüse, allenfalls Obstbäume.

Hinter Falkensee sehen wir „Landschaft“, wie unser ältester Sohn Martin sagte, als wir zum ersten Mal mit ihm aus Berlin hinaus nach Franken zur Oma in den Urlaub fuhren. Tatsächlich ist der Blick in die grüne Weite auch das, was uns Radler als erstes beeindruckt. Riesengroße Felder mit Weizen und Mais und den prallen Schoten des Raps. Dazwischen Wassergräben und die für Brandenburg typischen Luche, also Feuchtgebiete, in welche die Ackerlandgewinnung im Laufe der Jahrhunderte nicht vorgedrungen ist.

Mittlerweile nimmt die Zurückhaltung bei den Eingriffen in die Natur wieder zu. Nicht nur Störche fliegen zu den Feuchtgebieten, auch Kraniche sind zu hören. Seeadler kreisen wieder über uns, und nicht nur die Karikatur eines Adlers auf dem Fahrrad weist uns als Wegmarke in Richtung Ribbeck. Diesen Ort hat Fontanes Gedicht über den Birnbaum, der dort im Garten des Schlossherren stand, in ganz Deutschland bekannt gemacht hat. In den Lesebüchern der DDR war es zwar nicht mehr zu finden, weil ein kinderfreundlicher Adliger nicht ins Weltbild passte, aber nach der Wende wurden in Ribbeck wieder fleißig Birnbäume gepflanzt und das Waschhaus des Adels zum Café umgewidmet und mit Altertümlichem dekoriert.

Wir hätten uns in die Geschichte derer von Ribbeck vertiefen können. Sie weist Ungewöhnliches auf. Hans Georg Karl Anton von Ribbeck (1880-1945) war als Monarchist ein standesbewusster Gegner der Nazis. Er ist 1945 im KZ Sachsenhausen umgekommen. Am 11. Juni 2013 wurde seiner mit einem Stolperstein gedacht.

Wir werden in der Kirche von einer Gemeindeältesten, einer pensionierten Lehrerin erwartet und mit dem neu erwachten Leben in der renovierten Kirche vertraut gemacht. Sie begrüßt uns nicht als Touristen, sondern als Gäste aus einer anderen Kirchengemeinde, weist aber auch auf die enorme Bedeutung von Fontanes populärem Gedicht über die Birnen von Ribbeck hin. Zu besichtigen ist in der renovierten Kirche nicht nur der Stumpf des Originalbirnbaums, sondern auch der verwitterte Rumpf eines alten Taufengels.

Hätten wir in Ribbeck übernachtet, hätten wir am Abend vor der Front des 1893 errichteten, neobarocken Schlosses eine dramatische Adaption von Fontanes Romanklassiker „Effi Briest“ erleben können. Das wäre der passende Endpunkt einer ersten 50km-Etappe gewesen. Doch hier gab es wahrscheinlich aufgrund der Buchungen von Besuchern des Freilichttheaters keine Quartiere für uns durchreisende Radler.

Am Flugplatz „Bienenfarm“

Wir bleiben im Plan, trinken im „Alten Schulhaus“ von Ribbeck nur Kaffee oder zischen eine große Apfelschorle und schwingen uns wieder auf die Sättel. Unser Ziel ist das geräumige, nahezu renovierte Jugendgästehaus in Paulinenaue. Dort werden wir um 18 Uhr zum Schlüsselempfang vom noch aushäusigen Hausmeister erwartet. Unser Problem als hungrige Radler: In Paulinenaue gibt es kein Restaurant, so dass wir drei Kilometer vor dem Ziel im Restaurant „Bienenfarm“ einkehren müssen. Drei Männer mit noch ausreichender Wadenkraft übernehmen es, die Zimmerschlüssel abzuholen, während das mehr oder weniger müde Gros der Compagnie schon mal im Restaurant Platz nehmen und Getränke bestellen darf.

Das Restaurant „Bienenfarm“ gehört zu dem von einer GmbH betriebenen Grasflugplatz, der seit April 2009 von den Flugfreunden Quax e. V. als Alternative zum verlorenen Flughafen Berlin-Tempelhof genutzt wird.

Wir erkundigen uns bei der Bedienung des Restaurants. Der Besitzer und Investor sei ein Berliner Flugliebhaber. Im Hangar stünden ungefähr zwanzig einmotorige Maschinen. Dort warten sie wohl auf ihre Besitzer und den Nachwuchs der Flugschüler. Auch Oldtimer werden von den Mitgliedern von „Quax. Verein zur Förderung historischen Fluggeräts“ geflogen.

Wir sind spät dran und erleben weder Starts noch Landungen, können dafür aber die Stille in freier „Landschaft“ genießen – bis dann ein Gewitter aufzieht und uns von der Tafel unter den Sonnenschirmen in den Gastraum der „Bienenfarm“ treibt. Wir warten den Gewittersturm im Trockenen ab und erreichen dann noch bei Tageslicht unser Quartier in Paulinenaue.

Mein Handicap

Die heutigen 72 km kamen mir manchmal sehr lang vor. Immer wieder hatte ich das Gefühl, dass die Straßen sanft ansteigen, auch wenn sie sich in Wirklichkeit topfeben durch die Felder und die Kiefernwälder zogen. Das Schlimmste zeigt sich jedoch vor dem Duschen: Ich habe mich trotz gepolsterter Radlerhose und weichem Gelsattel wund gerieben. Ich hoffe nun über Nacht auf die wundertätige Wirkung einer Weleda-Hautsalbe mit dem besonderen Balsam der Calendula-Blüten. Morgen steht uns nur eine kurze Etappe bevor. So kann ich hoffen, dass die Wunde nicht weiter nässt oder gar zu bluten beginnt.

Paulinenaue – Rathenow.

Sonntag, 29. Juni 2014

Aus der bewegten Geschichte einer Kleinstadt in Preußen

Brandenburg ist auch aus heutiger Sicht dünn besiedelt, aber es gab auch Zeiten, in denen von kulturellem Leben schon fast nicht mehr die Rede sein konnte. Der Dreißigjährige Krieg hatte sich verheerend ausgewirkt. 1648, beim Abschluss des Westfälischen Friedens in Münster, lebten in Rathenow, dem Ziel unserer heutigen Etappe gerade noch 48 Menschen. Doch es folgte keine ununterbrochene Zeit friedlicher Neubesiedlung mit Vertriebenen und Auswanderern. Keine 30 Jahre vergingen bis zu den nächsten Kriegen zwischen den Schweden und den Brandenburgern. Am 28. Juni 1675 siegten die brandenburgischen Truppen bei Fehrbellin über die Schweden. Heinrich v. Kleist schrieb dazu – über 130 Jahre später - das Drama „Der Prinz von Homburg“. Viel Stoff zu historischer und ethischer Reflexion, aber wie dies auf Radtouren eben so ist, wenn niemand solches Nachdenken vorbereitet hat, bleibt es beim Fotostopp vor dem in Sandstein gehauenen Denkmal des großen Kurfürsten, der sich über die allegorische Darstellung gefesselter Feinde erhebt.

150 Jahre später entwickelt sich unter dem gelehrten Theologen und passionierten Optiker Johann Heinrich August Duncker (1767-1843) in Rathenow die Brillenschleiferei. Er sah darin auch eine

Arbeitsbeschaffungsmaßnahme für seine Gemeindeglieder. Ihre Blüte hat die optische Industrie in der DDR erlebt. Bis 1990 versorgte Rathenow die ganze Volksrepublik mit Brillen und Brillengestellen und belieferte die östlichen Partner mit optischen Geräten. ROW (Rathenower Optische Werke) beschäftigte etwa 3000 Personen. Mit dem Anschluss der DDR an den westlich-kapitalistischen Wirtschaftsraum brach dieser Handel weg und erst 2002 nutzte dann die Firma Fielmann das noch vorhandene Know-how und konnte wieder 600 Arbeitsplätze schaffen. Die Bevölkerung Rathenows schrumpfte jedoch zwischen 1989 und 2012 von 33.000 auf 25.000 Einwohner. Die Arbeitslosigkeit liegt noch bei 13 %. (Im benachbarten, näher an Berlin gelegenen Nauen beträgt sie nur noch 8 %.)

Diese Informationen erhielten wir von Pfarrer Buchholz, mit dem wir uns vor der St. Marien und Andreas Kirche verabredet hatten. Einige aus unserer Gruppe hatten sich beeilt und ihnen gelang es noch, an dem Chorkonzert in dieser Kirche teilzunehmen. Unter diesen war auch Ruth. Drei Chöre waren zusammengekommen, um einen Dirigenten nach langjährigem Engagement für die Kirchenmusik zu verabschieden. Alle 750 Plätze waren besetzt.

Ich nutze die zweistündige Ruhepause zur Erholung in einer Pension mit Havelblick. Die Calendula-Salbe hat nicht geholfen. An den nässenden Stellen ist Blut ausgetreten, und die angeblich polsternde Unterziehware sieht mit ihren blassroten Rändern übel aus. Ich weiß nicht, ob ich die Radtour noch fortsetzen kann. Heute waren es 35 km, morgen werden es 45 km sein.

Nach dem Ende des Chorkonzerts erwartet uns Pfarrer Buchholz vor der Kirche. Im Blick auf das gegenüber liegende Pfarrhaus berichtet er zunächst vom naturwissenschaftlichen und sozialen Engagement des Pfarrers und Optikers Duncker und erklärt uns dann im Inneren der Kirche, wie diese 1945 ausbrannte und welche Reste noch übrig geblieben waren. Englische Bomber waren wegen heftigen Flakfeuers in Berlin abgedreht und hatten ihre Last dann über Rathenow, das eigentlich kein kriegswichtiges Ziel war, abgeladen. Anschließend war dann die Innenstadt von russischen Granaten zerstört worden, als die Waffen-SS die Stadt noch zu verteidigen versuchte. So massierten sich 1945 im abgelegenen Rathenow die Absurditäten der Kriegsführung.

Konstruktiver Kulturprotestantismus

Nach dem Krieg wurde die Kirche dank des Einsatzes der Gemeinde Stück um Stück wieder hergestellt. Am Anfang mussten die Lücken in der Fassade und im Dach behelfsmäßig mit „Sauerkrautplatten“ geschlossen werden. Schließlich konnte der völlig zerstörte Chor neu gebaut und von einem Rathenower Künstler mit modernen Glasfenstern ausgestattet werden.

Wir sind beeindruckt von dem Einsatz der hiesigen Christengemeinde, die sich auch in einer gewissen kulturellen Konkurrenz zur noch vorhandenen Tradition der sozialistischen Zeit sieht. Beim Vorübereiten hatten wir am Giebel der neoklassizistischen Stadthalle den Spruch gelesen „Wir erhoben uns Gestalt zu sein.“ Ein bisschen pathetisch, doch als direkt anstößig empfanden wir diesen Spruch Johannes R. Bechers zunächst nicht. Pfarrer Buchholz sieht darin ein atheistisches Programm – anscheinend in einer gewissen Parallele zu dem dummen sozialistischen Verslein „Ohne Gott und Sonnenschein bringen wir die Ernte ein.“ Eigentlich sollte man sich von solchen Reimereien, deren Brecht sich geschämt hätte, nicht provozieren lassen. Doch ein wenig Kulturkampf meine auch ich in Rathenow zu spüren. Die Kirche soll so ausgebaut und mit Sitzplätzen ausgestattet werden, dass sie tausend Besuchern Platz bietet und damit das Angebot der Stadthalle überbieten und die Sendeanstalten für ihre Konzerte anziehen kann.

Pfarrer Buchholz betont, dass er ein positives Verhältnis zum Begriff des Kulturprotestantismus habe. Das habe ich in der Zeit meiner Mitarbeit in unserer Kirche noch nie so gehört. Ich bleibe skeptisch, obwohl auch ich die kulturellen Angebote der Kirchen zu schätzen weiß – insbesondere seit unser Sohn Martin den Auftrag erhalten hat, für den Dom in Hildesheim stapelbare Eichenstühle zu entwerfen, die in ihrer Funktionalität an die Ideale des Bauhauses erinnern sollen.

In Rathenow gibt es noch weitere Erinnerungen an das Leben der einfachen Leute. An den Schleusen lässt ein Bildhauer wartende Schiffer sich die Zeit mit Weitspucken vertreiben und auf einer Verkehrsinsel stemmt ein „abtragender Junge“ mit der Rechten und der Linken Ziegelsteine in die Höhe und weist so auf die traditionsreiche Ziegelindustrie in Rathenow hin. Auf dem Platz vor der Stadthalle – gewissermaßen als Kommentar zu dem Spruch J. R. Bechers - im Boden eingelassen eine große Tafel, die daran erinnert, dass hier im November 1989 sich Tausende versammelt haben, um sich „von der SED-Diktatur zu befreien“. Ich kann mir vorstellen, dass in Rathenow die Lokalgeschichte umstritten ist wie an kaum einem anderen Ort Brandenburgs.

Als Radler kann man sich in die lokalen Details nicht vertiefen. Auch wir suchen den Überblick. Bis auf mich steigen alle auf den wieder aufgestockten Turm der Kirche und blicken in die Runde auf das neu aufgebaute Rathenow, auf die Havelarme und die lange, geschweifte Brücke zur Bundesgartenschau. Mir war der Aufstieg auf den Turm zu mühsam. Ich will dem Herzen nur das unbedingt Erforderliche zumuten. Auch Walter Sylten kehrt beim ersten Mauerkranz wieder um. Dies gibt uns beiden Gelegenheit, über eine neue Inszenierung in den Kammerspielen des Deutschen Theaters in Berlin zu sprechen.¹⁶ Ein Stückeschreiber hatte die Angehörigen von Menschen befragen lassen, die im Dritten Reich gelebt und auch gelitten hatten. Er wollte herausfinden, wie diese Nachkommen mit dem Zeugnis der Vorfahren umgegangen sind. Das Stück trägt den Titel „Was uns bleibt“. Walter Syltens Vater war infolge seines Engagements für verfolgte Christen und Juden ins KZ gekommen und hatte die Schikanen nicht überlebt. In dem Stück treten nur die Nachfahren auf und berichten, was diese Überzeugungstäter für ihr Leben bedeuten und bedeutet haben. Walter hörte also auf der Bühne, wie ein gleichalteriger Schauspieler seinen Bericht wiedergibt. Es war wirklich überzeugend. Zu dem Stück gehört auch, dass die Zuschauer sich mit den Schauspielern noch zu einer Kartoffelsuppe zusammensetzen. Walters alter Ego war zurückhaltend, doch Walters Sohn verstand sich mit seinem Darsteller sofort vorzüglich.

Kein Stolperstein und doch nicht zu vergessen: Ein Lynchmord am 17. Juni 1953

Ob es hier in Rathenow nach 1945 zu einer inneren Umkehr kam, ist schwer zu sagen. Reue und Vergebung spielten wohl eine geringe Rolle. Ein böses Zeichen war, dass es beim Volksaufstand gegen das Ulbricht-Regime am 17. Juni 1953 in Rathenow zu einem entsetzlichen Lynchmord an einem früheren KZ-Häftling gekommen ist. Wilhem Hagedorn hatte sich in Rathenow unbeliebt gemacht, weil er als führendes Mitglied der SED überall Faschisten gewittert und entsprechend gegen einige Rathenower vorgegangen war.

Ich habe nach der Rückkehr von unserer Radtour bei der Recherche im Internet einen Bericht des „Spiegel“ gefunden, über den wir auch als Radfahrertouristen hätten reden sollen. Der Lynchmord an Hagedorn ist in Rathenow ein Tabu. Das Ehrengrab, das die SED ihm errichtet hatte, wurde nach der Wende eingeebnet. So wichtig die Stolpersteine für die ermordeten Juden und die Nelken für Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht sind, auch an den Lynchmord am politisch eher unbedarften Wilhelm Hagedorn müsste erinnert werden. Als ich zu Beginn der 60er Jahre meinen Aufsatz über

¹⁶ In der Anzeige des Deutschen Theaters heißt es dazu: Geschichten von hier IV: **Was uns bleibt**. Ein Projekt von Frank Abt. Wie werden wir zu dem, was wir sind? Welche Rolle spielt dabei die Familie? Was ist das Erbe unserer Eltern und Großeltern? Und was möchten wir an unsere Kinder weitergeben? Mit diesen Fragen befasst sich der Regisseur Frank Abt im vierten Teil der dokumentarischen Reihe 'Geschichten von hier'. Ausgehend von Interviews mit Menschen aus Berlin verfolgt er die Spuren der deutschen Kriegsvorgänge über drei Generationen bis ins Heute. Die letzten Zeitzeugen, ihre Kinder und Enkel erzählen ihre Lebensgeschichten: Sie sprechen über Erlebtes und Erträumtes, über Glücksmomente und Schicksalsschläge und immer auch über die Erlebnisse während der Kriegsjahre. Welche Spuren haben diese hinterlassen und was bedeuten sie für die Generationen, die folgen? Es geht darum, Lebenszeugnisse weiterzutragen, sie vor dem Vergessen zu bewahren und um die Frage, was uns bleibt.

den – aus meiner damaligen Sicht – gewaltlosen Volksaufstand in der DDR schrieb,¹⁷ hatte ich nichts davon gehört, dass ein SED-Mitglied von einer johlenden Menge erschlagen worden war. Ich dokumentiere im Folgenden den Bericht des „Spiegel“ Nr. 25 vom 16. Juni 2003:

Tod in Rathenow

Von Stoldt, Hans-Ulrich und Wiegrefe, Klaus

Der Volksaufstand vom 17. Juni 1953 erreichte in der Mark Brandenburg seinen Tiefpunkt: Die Menge lynchte einen SED-Mann. Heute ist das Verbrechen ein Tabu.

An den berühmten Tag im Juni mag sich in Rathenow niemand gern erinnern. Ein Aufruf der "Märkischen Allgemeinen", aus persönlicher Erinnerung über den Aufstand in der Havel-Stadt zu berichten, blieb ohne Echo. Eine offizielle Feier aus Anlass des 50. Jahrestags der DDR-weiten Erhebung ist, anders als in Hunderten ostdeutscher Kommunen, nicht vorgesehen.

Denn dann müsste man über Wilhelm Hagedorn sprechen und über das, was am 17. Juni 1953 mit ihm geschah: Der SED-Mann wurde von einer aufgebracht Menge gelyncht.

In vielen Orten Ostdeutschlands entlud sich an jenem Tag der Hass gegen die Repräsentanten des Regimes. Aber nur in Rathenow riss die dünne Haut der Zivilisation, und es erlosch jenes Minimum an Empathie, das Menschen davon abhält, einen wehrlosen Artgenossen zu töten.

Was genau geschah, ist öffentlich nie richtig geklärt worden. Jetzt liegen die Stasi-Unterlagen gesammelt in der Birtler-Behörde, und danach kann es keinen Zweifel geben: Die Lynchjustiz von Rathenow ist der gern vergessene Tiefpunkt des sonst so gerühmten Aufstandes gegen die SED-Obrigkeit.

In dem schwer zerbombten ehemaligen Garnisonsstädtchen begann die Rebellion so wie an vielen anderen Orten auch. Die Beschäftigten der Rathenower Optischen Werke formierten sich morgens zur Demonstration. Tausende schlossen sich an.

Lynchstimmung kam erst auf, als die Hauptkundgebung bereits vorüber war. "Zum HO-Kaufhaus und Hagedorn rausholen", rief jemand, und einige hundert stürzten los.

In Rathenow war Wilhelm Hagedorn, der 58-jährige Betriebsschutzleiter des HO-Geschäfts, das verhasste Gesicht des Regimes. Gleich nach dem Krieg hatte der gelernte Maler, Kommunist ab 1920, bei der politischen Abteilung der Volkspolizei angeheuert, zuständig für Entnazifizierung. Offenbar nutzte der einfach gestrickte Mann seine Macht, um Missliebige zu verfolgen.

"Das war ein stadtbekannter Spitzel, der etliche Leute an die Russen ausgeliefert hat", sagt Zeitzeuge Klaus Müller, 66, heute Vorsitzender der Stadtverordnetenversammlung. Den Mord rechtfertigen will der Sozialdemokrat keinesfalls.

Ein Kollege warnte Hagedorn noch vor dem anrückenden Mob. Der Ex-Vopo griff sich einen Gummiknüppel, dann flüchtete er mit seiner Frau Helene durch einen Seitenausgang. "Wir waren kaum 20 Meter gegangen, als ich die Meute brüllen hörte: 'Da rennt er ja, haltet ihn fest'", gab Helene Hagedorn der Stasi zu Protokoll.

Wer zuerst hinlangte, wird wohl nie zu klären sein. "Da wollte offenbar jeder mal zuhauen", erinnert sich Klaus Dühring, 63, der damals als Schüler Augenzeuge war und zu den wenigen zählt,

¹⁷ Th. Ebert: Gewaltloser Widerstand gegen stalinistische Regime? Der Juni-Aufstand in der DDR 1953. In: Adam Roberts (Hrsg.): Gewaltloser Widerstand gegen Aggressoren. Probleme. Beispiele. Strategien, Göttingen 1971, S. 108-137

die heute über das Geschehen sprechen.

Ein unheilvolles Gebräu aus Hass, Voyeurismus und Massenpsychose stieg in der Menge hoch, und der Ruf wurde immer lauter: "Hängt Hagedorn auf!"

Immerhin zogen ein paar Wohlmeinende den Malträtierten in eine Molkerei, aber zwei junge Männer brachen die Tür auf: "Sein Gesicht war mit Blut beschmiert, und er machte einen hilflosen Eindruck", sagte einer von ihnen später laut Stasi-Akten. Dennoch zerrten er und ein Freund Hagedorn ins Freie und übergaben ihn der entfesselten Menge: "Hier habt ihr ihn."

Hunderte Menschen waren dabei, als der blutüberströmte Hagedorn sich in einen Krankenwagen retten wollte. Einige hoben das Auto an einer Seite an und rissen ihr Opfer wieder heraus. Zwei packten den Mann an den Armen und schleppten ihn in Richtung Schleusenkanal: "Ertränkt das Schwein!" Und immer wieder schrie eine Frau: "Er hat auch meinen Mann abgeholt!"

Nahe dem Kanalhafen brach Hagedorn mit gebrochenen Rippen und Schädelverletzungen zusammen. Er wurde zum Kai geschleift: "Ich zähle bis drei, fälle dein Urteil selbst", brüllte einer. "Ich hoffte im Stillen, dass Hagedorn nicht schwimmen könne", notierten die Stasi-Ermittler seine Aussage. Hagedorn ließ sich schließlich ins Wasser fallen.

Da der Gepeinigte nicht unterging, ruderten seine Verfolger hinterher. Als der Schwimmer sich verzweifelt an die Reling klammerte, droschen sie auf seine Finger, bis er losließ. Dennoch erreichte er das andere Ufer, wo ihn eine Streife der Volkspolizei schließlich barg. "Russenknechte, Russenknechte", johlte die Menge. Hagedorn starb Stunden danach im Krankenhaus.

Zwei Männer, die ihn besonders gequält hatten, waren schnell ermittelt: beide Arbeiter und FDJ-Mitglieder, deren "Reife an der untersten Grenze des Durchschnitts" lag, wie ein Sachverständiger gutachtete. Ein Motiv für ihr Verhalten war nicht erkennbar.

Ein anderer Rathenower sagte gestelzt und offenkundig vorformuliert aus: "Ich war durch die Menschenmassen aufgewiegelt und meiner Stärke bewusst, um jetzt diesen Menschen Hagedorn zu schlagen."

Das wenige Tage nach der Tat tagende Gericht sah indes das Verbrechen gemäß der SED-Propaganda als Teil einer großen Verschwörung "faschistischer Elemente", die "einen neuen Weltkrieg vom Zaun brechen wollten".

Die beiden Hauptangeklagten wurden zunächst zum Tode verurteilt, ihre Strafe dann in 15 Jahre Zuchthaus umgewandelt. Drei weitere Beteiligte erhielten Haftstrafen von bis zu acht Jahren.

Die SED ehrte Hagedorn mit einem offiziellen Trauerakt. Der Oberbürgermeister von Ost-Berlin, Friedrich Ebert, kam eigens angereist, und eine Schalmeykapelle intonierte das Kampflied "Unsterbliche Opfer". Auf dem Grabstein stand: "Menschen, ich hatte Euch lieb - seid wachsam!"

Aus Rathenow, erinnert sich Ratsherr Müller; nahm an der Feier "kaum jemand teil".

Noch ein paar Urlaubsimpressionen aus Rathenow

Wir übernachteten in Rathenow in einer Pension am Ufer der Havel, deren Arme den Stadtkern umfließen. Vom Balkon beobachten wir das vorüberziehende Hausboot, das ein Tourist gemietet hat. Am gegenüber liegenden Ufer drei Angler, die in der schaumigen Havel ihre Köder auf Grund legen und wahrscheinlich auf den Biss von Karpfen, Bleien oder großen Döbeln warten. Einen Erfolg kann ich nicht registrieren. Den Schaum aus der Schleusenammer empfinde ich aber auch als wenig appetitanregend.

Abendliche Erinnerungen an die Zeit in der Kladower Grundschule

Wir treffen uns in der „Alten Schmiede“ zum Abendessen. Ein gemeinsames Gespräch ist an der langen Tafel nicht möglich, doch Erich Rinnert liest mit seiner kräftigen Stimme einen Bericht über die Anfänge der Optikindustrie in Rathenow vor. Dann bilden sich kleine Gesprächsgruppen. In meiner Nähe reden Ruth, Jutta Böttcher und Irmgard Schindler über ihre Erfahrungen mit ihren Kindern in Spandauer Grundschulen. Alle bedauern den neuerlichen Trend zur Überforderung der Kinder – durch Eltern und Lehrer. Doch bereits unser heute 41jähriger Sohn Wolfgang, der nun selbst Studienrat für Kunst und Französisch in einem badischen Gymnasium ist, musste diese Erfahrung allzu strenger Anforderungen machen, als er zum Ende des ersten Schuljahres von Lichtenrade nach Kladow wechselte. In der Nahariya-Grundschule in Lichtenrade war Frau Nöldichen mit Wolfgang liebevoll umgegangen und hatte ihm zum Abschied auch noch drei Büchlein mit den Abenteuern dreier fliegender Elefanten geschenkt. Ganz anders der Empfang in Kladow. Frau Rakow, die neue Klassenlehrerin, begegnete Wolfgang streng und fordernd. Wolfgang weinte oft und hatte Angst vor der Schule. Ruth suchte die gestrenge Lehrerin auf. Diese behauptete, Wolfgang wolle sich nur aufspielen. Dabei hatte er Angst, sich vor der Lehrerin und der Klasse zu blamieren. Wahrscheinlich hat diese Lehrerin nicht nur die Kinder, sondern auch sich selbst überfordert. Später hörten wir von einem Alkoholproblem. Zur 750-Jahrfeier von Kladow erwartete diese ehrgeizige Lehrerin von den Kindern historische Kostümierung. Nur wenige Mütter konnten solche Kostüme nähen und mussten diese in Auftrag geben. Wolfgang wurde von Ruth als Falkner ausstaffiert.

Rathenow – Gülper See – Rhinow – Stölln.

Montag, 30. Juni 2014

Meine Rettung durch Ruths Hausmittel

Es wird wärmer, und nur ganz gelegentlich fallen ein paar Tropfen. Das Wetter macht mir keine Sorgen, wohl aber der wund geriebene Po. Ruth greift nach dem Blick auf die offenen Stellen zur vorsichtshalber mitgeführten Dose mit Penatencreme, eine in der Babypflege seit Generationen bewährte Salbe. Sie haftet auf nässender Haut. Ruth empfiehlt mir, zusätzlich noch eine der Binden einzulegen, die sie wegen schubweiser Harninkontinenz bei Erschütterungen immer in ausreichender Zahl mit sich führt.

45 Kilometer Sattelreiben stehen mir heute bevor; doch sofort beim Aufsteigen spüre ich, dass es nicht mehr reibt und der Schmerz durch das fest sitzende Polster der Binde gedämpft wird. Und am Abend zeigt sich tatsächlich: Keine Blutkruste und keine nässende Wunde! Die Penatencreme hat gehalten. Ich bin gerettet. Ohne Ruths Einfall hätte ich die Fahrt abbrechen müssen.

Ich erinnere mich an die erste Radtour von Passau nach Wien. Auch damals hatte ich auf dem Sattel nicht mehr sitzen können. Gerhard Rosenau, der damals schon über einen Gelsattel verfügte, hatte das Rad mit mir getauscht und die zweite Hälfte der Tagestour auf meinem sportlichen Kogo-Myata-Tourenrad bestritten. Damals hatte ich in einem Fahrradgeschäft, das der Bikeline-Führer nannte, eine zusätzliche Geldecke für meinen harten Sattel gekauft. Das hatte geholfen und so war ich bis Wien gelangt. Ich hatte angenommen, dass mein jetziger Gelsattel und die spezielle Radlerhose ausreichen würden. Das war ein Irrtum. Ohne Ruths rettenden Einfall hätte ich die Tour wahrscheinlich am dritten Tag beenden müssen.

Bei den Naturschützern

So aber kann ich ohne Schmerzen mit den anderen von Süden nach Norden durch das größte Naturschutzgebiet Brandenburgs radeln. Der wichtigste Anziehungspunkt für die Zugvögel ist der Gülper See. In Parey informieren uns zwei Frauen, die als Ranger für den Naturschutz tätig sind, in ihrer neu errichteten Station. Sie überwachen das Gebiet, sind aber auch für das Beringen seltener

Vögel, nicht nur der Störche, sondern auch der Seeadler zuständig. Die Ranger dürfen mit dem Beringen nicht zu lange warten, sonst besteht die Gefahr, dass bei ihrem Auftauchen am Horst die verängstigten Vögel über den Nestrand springen, ohne noch richtig fliegen zu können.

Wir nutzen den Versammlungsraum mit seinen ausgestopften Wildtieren und dem Kartenmaterial auch für unsere tägliche Andacht. Erich Rinnert hat Psalmen ausgewählt und den Ungeübten eine Auslegung an die Hand gegeben.

Am Nachmittag erreichen wir Stölln und beziehen unsere Quartiere an zwei verschiedenen Stellen. Die Einzelzimmer gibt es im Ort im „Hotel zum 1. Flieger“. Mehrere Ehepaare finden ihr Quartier am Gollenberg in der Gaststätte „Schwalbennest“. Von hier haben wir etwas höchst Merkwürdiges im Blick. Auf dem Gollenberg steht mit der Kanzel am Abhang eine große Maschine der DDR-Gesellschaft Interflug, ohne dass eine regelrechte Landebahn erkennbar wäre. Morgen früh werden wir erfahren, wie es zu diesem Phänomen gekommen ist.

Eine Endmoräne als Startrampe

Zunächst bin ich jetzt erst einmal erleichtert, dass ich das „Schwalbennest“ erreicht habe. Das neue Sattelgefühl hatte meine Stimmung schon untertags gehoben wie einst der Aufwind den Flugpionier Lilienthal. Ich überlasse den anderen einen weiteren Aufstieg zu der Stelle, an der ein Denkmal an Lilienthals erste Flüge und auch an seinen letzten erinnert. 1896 war dieser Hügel noch nicht bewaldet wie heute. Hier in Stölln, von der Höhe einer Endmoräne sind Otto Lilienthal nicht nur seine ersten weit tragenden Starts, sondern sogar die ersten Wenden in der Luft gelungen. Er wollte das Fliegen als Luftsport etablieren und er plante bereits in Serie zu fabrizierende Fluggeräte. Ein Windwirbel ließ jedoch sein leichtes, von ihm selbst an den Startplatz getragenes Fluggerät 1896 aus fünfzehn Metern Höhe abstürzen. Am folgenden Tag erlag er in Berlin seinen Verletzungen.

Die örtlichen Besichtigungen werden jedoch erst morgen Vormittag stattfinden, und vor der Weiterfahrt werden wir auch noch das hiesige Lilienthal-Museum besuchen.

Stölln – Rhinow – Havelberg.

Dienstag, 1. Juli 2014

Die Landung – eine logistische Meisterleistung

Zum Frühstück kommt unsere während der Übernachtung getrennte Radlergruppe im „Schwalbennest“ auf dem Gollenberg wieder zusammen. Was uns erwartet, ist die Erklärung dafür, dass zum 100. Jahrestag der zivilen Luftfahrt auf dem Gollenberg ein großes Illjuschin-Passagierflugzeug landen und zum Ausstellungsobjekt umgewidmet werden konnte. Eine Maschine dieses Typs benötigt normalerweise – voll besetzt – für die Landung eine Betonpiste von 2.500 m Länge. Hier aber stand nur eine 850 m lange Wiese zur Verfügung. Das Außerordentliche wurde sorgfältig geplant: die Graspiste durch Wässern und Walzen verdichtet, das Flugzeug durch Ausbauten erleichtert und dann bei der Landung auf den letzten Metern mit der Spitze nach oben aufgerichtet, um die Bremswirkung zu verstärken. Eine Staubwolke am Ende der Bahn - und die Maschine stand völlig intakt am Rande des Abhangs. Die bangenden Ehefrauen der Piloten, welche die Landung verfolgt hatten, konnten aufatmen.

Mir imponiert an diesem Unternehmen, dass es – jenseits aller ideologischen Ansprüche – eine große menschliche Leistung darstellt. Ich informiere mich im Internet über Flugkapitän Heinz-Dieter Kallbach. Zu meiner Freunde ist er ein rein ziviler Flieger. Er durfte keine Militärflugzeug steuern, weil seine Schwiegermutter im Westen wohnte. Seine Memoiren wurden von Günter H. Münzberg unter dem Titel „Mayday über Saragossa“ veröffentlicht. Zu dem Titel ist es gekommen, nachdem ein Geistesgestörter am 28. März 2000 in die Flugzeugkanzel eingedrungen war und den

Absturz der Passagiermaschine erzwingen wollte. Der Selbstmordkandidat konnte von Hand niedergedrungen werden, und Kapitän Kallbach erlitt dabei einige Blessuren.

Wir besuchen noch das neue Luftfahrtmuseum in Stölln. Es wurde in einer früheren und um einen Neubau erweiterten Schnapsfabrik eingerichtet. Es zeigt die leichten Modelle von Lilienthals Flugzeugen. Er nahm mit den Füßen Anlauf und ließ sich dann vom Aufwind tragen. Seine Vorbilder beim Bau der Flügel waren die Vögel, vornehmlich die Störche. Zwischen ein Gerippe aus Weidenzweigen waren Baumwolltücher gespannt worden.

Der Dom als Bollwerk

Unser heutiges Etappenziel ist Havelberg. Dort werden wir um 17 Uhr zu einer Führung und einem Orgelspiel erwartet.

Der hoch ragende Dom ist weniger als Gotteshaus denn als Machtdemonstration gegenüber den Slawen zu begreifen. Er ist ein Manifest des Feldzuges gegen die Wenden. Diese hatten nach den ersten Vorstößen der Christen ihre ursprüngliche Heimat noch einmal zurück erobert und erneut etwa 150 Jahre lang das Land kontrolliert. Meines Wissens kannten die Slawen keine so hochragenden Gebäude wie die romanischen Kirchen, die Festungen glichen. Sie verehrten allenfalls große Holzsulpturen ihrer Götter. Auf Rügen sind wir auf einer Radtour im Mai 2003 auf Cap Arkona auf die Erinnerungen an eine hölzernen Slawenburg und auf das Heiligtum von Swantevit, eines vierköpfigen „Götzen“, wie die Christen sagten, gestoßen. Ins Tagebuch schrieb ich damals: „Am 12. Juni 1168 wurde die Tempelburg Jeroma, auf dem heutigen Kap Arkona von den Truppen Bischof Absalons von Rooskilde gestürmt und der vierköpfige Götze Swantevit, dessen Symbol das Füllhorn war, umgestürzt und von den Köchen der Sieger zerhackt und verfeuert. Damit erwies sich handgreiflich die Überlegenheit des Christengottes.“

Die Errichtung des riesigen Doms in Havelberg war das alles überragende Zeichen dafür, dass eine neue Zeit angebrochen und etwas Neues, alles Alte Überwältigendes sich durchgesetzt hatte. Dies steht in keinem Führer, aber dieser Gedanke kommt mir beim Anblick dieser gewaltigen Kirche, für welche die Steine nicht vor Ort gefunden, sondern über erhebliche Distanz auf der Elbe heran transportiert worden waren. Auch dies eine beeindruckende logistische Leistung der neuen Herrscher.

Bei aller kritischen Sicht solcher Herrschaftsarchitektur weht durch diesen Dom doch auch der Geist der Zuversicht, gegründet auf die Schriften der Evangelisten und der Apostel. Davon zeugen die Grabmäler der Bischöfe und die Skulpturen in der Chorschranke. Hier wird das Leben Jesu in einer Szenenfolge anrührend dargestellt. In Sandstein wird vorweg genommen, was später Albrecht Dürer in seinen Grafiken den Christen einprägte. Und doch, mich verstimmt nun mal das militärische Vorgehen dieser Missionare und die Anspruchshaltung, die aus all diesen Zeugnissen spricht. Am besten gefällt mir unter den Skulpturen im Inneren des Doms ein Leuchter mit den lebensgroßen, realistischen Figuren eines Kochs und eines Kellermeisters. Ich sehe bei diesen beiden eine geistige Verwandtschaft zu den Bildwerken Ernst Barlachs, auch wenn der unbekannte Havelberger Bildhauer auf das Pathos Barlachs verzichtet und den Koch sinnvollerweise nur durch einen großen Holzlöffel ausgezeichnet hat.

Havelberg – Jerichow.

Mittwoch, 2. Juli 2014

Bei den Schafen auf dem Elbdamm

Wir radeln elbaufwärts, aber nicht auf dem gewiss ausgebauten Elbradweg, sondern rechtselbisch über die Dörfer und immer wieder auch auf dem Elbdamm. Es ist der kürzere Weg nach Jerichow, doch eben leider nur an wenigen Stellen für Radler geeignet. Bauarbeiten und Gatter, welche

Schafherden auf dem Elbdamm halten, versperren uns den Weg und wir müssen durch Sand und Schotter ausweichen und durch tiefes Gras unsere Räder den Elbdamm schräg nach unten und später mit oder ohne Gepäck wieder nach oben schieben. Da lernt auch der Naturfreund den Asphalt unter den Hufen zu schätzen. Doch wir lassen uns die Laune nicht verderben. Die Sonne scheint und immer wieder bieten sich uns schöne Blicke auf Bracks, die hochsommerlich mit Seerosenfeldern und weißen Schwänen zurück bleiben, wenn das winterliche Hochwasser der Elbe abgeflossen ist. Genau so haben Ruth und ich mit unseren Kindern Ende der 70er Jahre diese Bracks mit ihren Eichen und Kropfweiden bei unseren Angel- und Wanderurlauben in Gartow und Gorleben kennen gelernt. Wir haben Plötzen, Bleie und Hechte gefangen, und gelegentlich haben auch Wollhandkrebse sich mit ihren Scheren an unseren Ködern fest geklammert.

Da wir die letzten Kilometer auf der wenig befahrenen Landstraße zurück legen können, kommen wir nach unserer rechtselbischen Hindernistour schließlich doch noch zeitig in Jerichow an und können uns sogleich durch das Prämonstratenser-Kloster führen lassen.

Vertraute Lieder im Chor der spätromanischen Kirche von Jerichow

Die Kirche ist ein (bis auf die Kapitele) schmuckloser, streng konstruierter romanischer Bau – ohne spätere gotische oder barocke Überformungen. 1172 wurde die Kirche fertig – und später um einen Kreuzgang und weitere Nebengebäude (Sommer- und Winterrefektorium) ergänzt. In seiner spätromanischen Stilreinheit ist dieser Backsteinbau mustergültig. Es ist das mich bislang am meisten überzeugende Bauwerk seiner Art. Wohltuend auch, dass hier – anders als in Havelberg – keiner kirchlichen Würdenträger mit aufwändigen Grabmalen gedacht wird.

Die Kirche in Jericho gehört der evangelischen Kirche und wir nehmen das Angebot einer pensionierten Pfarrerin zu einer Abendandacht an. Wir stellen die von uns vorbereitete Auslegung eines Psalms zurück. Die Andacht fällt zunächst konventionell und etwas betulich aus. Geistliche Bewegung gerät in unsere Runde, die sich im Chor versammelt hat, erst, als die Pastorin uns vorschlägt, Lieder eigener Wahl zu singen. In mir werden Erinnerungen an die Kindergottesdienste in Münsingen während der Zeit unserer Evakuierung wach. Wir (genau genommen die anderen) singen – auch jetzt traue ich meinem Intonationsvermögen nicht - „Jesu geh voran“ (EKG 391) von Nikolaus Ludwig von Zinzendorf, dann von Gerhard Tersteegen Lied 481 „Nun sich der Tag geendet“ und die mir besonders liebe fünfte Strophe „Ein Tag der sagt dem andern, das Leben sei ein Wandern zur großen Ewigkeit“. Damit habe ich in Dorstadt mal ein abendliches Referat über „Das Tagebuch als literarische Form“ begonnen.

Immer neue Vorschläge kommen. Aus dem Gesangbuch Nr. 302 von Paul Gerhardt: „Du meine Seele singe, wohlauf und singe schön“ , und schließlich schämen wir alten Menschen uns auch nicht, das Kinderlied „Weißt du wieviel Sternlein stehen an dem blauen Himmelszelt“ anzustimmen. Ich wusste gar nicht, dass es im EKG steht und von Wilhelm Hey, einem Pfarrer und Superintendenten 1837 gedichtet worden war. Es klingt naiv und ist theologisch doch „Moses und die Propheten“ für alle, die mehr ahnen als sie wissen können. Wie beruhigend war es doch, wenn die Mutter oder die Großmutter für und mit dem Kind beim Einschlafen sang „kennt auch dich und hat dich lieb“. Auch unsere Enkeltochter Hannah hat sich dieses Lied immer wieder gewünscht.

Wir übernachteten in der „Pension am Kloster“, obwohl die hiesigen Prämonstratenser eigentlich gar keine Mönche waren. Die beiden Wirtsleute, welche die Pension nach Feierabend betreiben, haben für uns ein deftiges Essen mit Kartoffelsalat, Bouletten und Würsten vorbereitet. Wir sind beim Abendbrot unter uns. So wird es möglich, dass es auch mal ruhig wird und ich – wie angekündigt - aus den Erinnerungen an meine Kindheit und insbesondere an die Zeit der Evakuierung auf der Schwäbischen Alb vorlesen kann. Ich beginne mit „Ein paar Schlittschuhe“, wo ich erzähle, wie sich meine Eltern beim Schlittschuhlaufen auf der Waldau oberhalb Stuttgarts zum ersten Mal gesehen haben und mein Vater mit der Sechzehnjährigen das Paarlaufen auf dem mit Eis

überzogenen Tennisplatz geübt hat.

Bevor ich dann aber weiter lese, bitte ich Walter Sylten von der Aufführung „Was uns bleibt“ im Deutschen Theater zu berichten. Erst danach komme ich auf den Anpassungsdruck autoritärer Erziehung im allgemeinen und speziell der NS-Erziehung zu sprechen. Ich berichte von meinen Erfahrungen mit der Anpassung an die Regeln der Bauernjungen in Mündingen und wie sie mir weiß machten, dass junge Spatzen schädlich seien und getötet werden müssten, wo immer man ihrer habhaft werde. Ich zog Parallelen zwischen meiner Form des Gehorsams und den Erfahrungen beim berühmten Milgram-Experiment. Die Autoritäten waren in meinem Falle nicht Wissenschaftler in weißen Kitteln, sondern die Mündinger Bauernjungen in ihren kurzen Hosen.

Jerichow – Genthin - Ziesar.

Donnerstag, 3 Juli 2014

Was erwartet uns im hohen Fläming?

Nachdem ich mich gestern und heute ohne Schmerzen auf dem Sattel halten konnte, schreckt es mich auch nicht mehr, dass wir laut Reiseführer heute und morgen in den sogenannten „hohen Fläming“ gelangen. Seinen Namen hat er den Zuwanderern aus Flamen zu verdanken.

In Wikipedia finde ich dazu folgende Informationen:

Schon kurz nachdem Albrecht der Bär 1157 die Mark Brandenburg gegründet hatte, riefen er und der Magdeburger Erzbischof [Wichmann von Seeburg](#) in großem Umfang Siedler in die neue Mark. So erhielt Jüterbog 1174 das Stadtrecht, das zweitälteste des heutigen Landes Brandenburg. In dieser Urkunde wird Jüterbog als Mittelpunkt der *provincia Iutterbogk* (Land Jüterbog) bezeichnet, als ihr Ausgangspunkt und Haupt (*exordium et caput*). Diese Jüterboger Urkunde gilt als vorbildgebendes "Landesausbauprogramm" ("ad edificandem provinciam Iutterbogk").

Albrecht der Bär hatte bereits vor 1157 Gebiete östlich der Elbe bis in den Fläming hinein erwerben können, bis sein Herrschaftsgebiet an die [Zauche](#) grenzte, die sein Sohn Otto als Patengeschenk des [Hevellerfürsten Pribislaw-Heinrich](#) erhalten hatte. Die Söhne und Enkel Albrechts setzten als [Markgrafen](#) die geschickte Siedlungspolitik zur Stabilisierung der jungen Mark und zum [Landesausbau](#) fort. Die Besiedlung des Fläming vollzog sich in mehreren Schüben, wobei im westlichen Teil und Jüterboger Raum das Erzbistum Magdeburg die treibende Kraft war und bereits vor 1157 mit der Einwerbung von Siedlern begonnen hatte, während im südöstlichen Teil die Askanier aktiv waren.

Der Erzbischof [Adalgod von Osterburg](#) hatte um 1107 festgestellt: *Die Heiden hier sind übel, ihr Land aber höchst ergiebig an Fleisch, an Honig, an Mehl ... an Vögeln. Und wenn es sorgfältig bebaut wird, wird ein solcher Überfluss an allem Wachstum aus der Erde sein, dass kein Land mit ihm verglichen werden kann. Das sagen, die es kennen. Deswegen, ihr Sachsen, Franken, Lothringer, ihr ruhmvollen Flandrer, Bezwinger der Welt, hier könnt ihr Eure Seelen erretten und – wenn ihr wollt – das beste Land zum Siedeln bekommen.*

Rund 400.000 Menschen strömten im 12. und 13. Jahrhundert nach Osten. Die Siedler kamen insbesondere aus der [Altmark](#), dem Harz, [Flandern](#) und den Rheingebieten in das Land. Der Zuzug führte sehr wahrscheinlich über Magdeburg zuerst in die Loburger und Leitzkauer Region, von dort nach Wittenberg, weiter nach Jüterbog und in der letzten Phase nach Bad Belzig. Eine wichtige Rolle spielten die Flamen, die nach verheerenden Sturmfluten im eigenen Land gerne neue Siedlungsgebiete annahmen und mit ihrer Erfahrung im [Deichbau](#) zu den Eindeichungen von Elbe und Havel beitrugen, die in den 1160er Jahren in Angriff genommen wurden. Viele Flamen ließen sich im heutigen Fläming nieder und gaben ihm somit (später und indirekt) den Namen.

Privatim bewerte ich die Besiedlung durch die aus dem besonders flachen Flandern kommenden Flamen als gutes Omen für mein malträtiertes Hinterteil. Wahrscheinlich empfanden die Flamen schon ein paar bewaldete Hügel als besonders hoch. Tatsächlich liegen die Endmoränenplatten des hohen und des niederen Fläming nur 150 bis 200 m über Normalnull. Wenn man solche „Höhenlagen“ mit den Abhängen vergleicht, die ich als junger Radler in Baden-Württemberg zu bewältigen hatte, dann dürften die flachen Steigungen des Fläming mit seinen Schatten spendenden Kiefernwäldern wohl noch zu bewältigen sein.

Tatsächlich radeln wir zunächst wieder über weite Felder und erst in der zweiten Tageshälfte durch die angekündigten Kiefernwälder. Entlang der Wege sind Brandschneisen angelegt. Steigungen gibt es, aber sie sind manchmal kaum zu merken. Trotzdem erlaube ich mir, gelegentlich auch an Stellen abzustiegen und zu schieben, an denen die anderen den Berggang einlegen. Ich will meinem Herzen mit seinem Vorhofflimmern auf keinen Fall zu viel zumuten. Ruth wartet oben auf mich und die andern kennen mein Problem.

Und Walter Sylten winkt uns vom gegenüber liegenden Bahnsteig

In Genthin entschließt sich Walter Sylten, den direkten Zug nach Berlin-Wannsee zu nehmen. Er tut dies aber nicht völlig ausgepowert wie bei der Rückkehr von der letztjährigen Dänemark-Radtour, die er beim Erreichen des deutschen Bodens in Rostock beendete. Er tut es eher in dem Gefühl, mit seinen 84 Jahren nun wirklich genug geleistet und gesehen zu haben - ja und weil heute Abend in einer Stiftung, deren Vorsitzender er ist, noch wichtige Entscheidungen einvernehmlich getroffen werden sollen. Und Walter hat Glück. Wir erreichen den Bahnhof, kurz bevor der Verbindungszug eintrifft. Mit einem Schnappschuss erwischt Ruth ihn vom gegenüber liegenden Bahnsteig aus noch, wie er uns zum Abschied winkt, während die Zugspitze auf dem Foto erscheint.

Die Fresken in der Burgkapelle von Ziesar

Wir erreichen Ziesar am Nachmittag und werden dort von einer Ortsansässigen sehr liebenswürdig durch die Burgkapelle geführt. Kein bisschen Routine, sondern echte Freude über das bei der Restaurierung Geleistete. Die junge Frau zeigt uns die zurückhaltend wieder hergestellte Freskenmalerei. Besonders gut erhalten sind ornamentale Deckenmalereien; dazu in Nischen der befestigten Außenwand – nur auf der Hofseite gibt es Fenster - eine Strahlenkranzmadonna und Phantasien zum Thema „Es ist ein Ros [Reis] entsprungen, von Jesse kam die Art“. Diese erneuerte Ausgestaltung der Kapelle passt zu ihrer aktuellen Nutzung durch die kleine katholische Gemeinde in Ziesar.

Ruth und einige andere aus unserer Radlergruppe steigen noch auf den Turm dieser befestigten Anlage, die man auch als Burg bezeichnen könnte. Ich genieße mit den anderen Radlern, die meinen, heute bereits genug getan zu haben, das Ausruhen auf einer Bank im Innenhof. Von oben, aus einer Schießscharte im Turm winkt mir Ruth. Das ist gut so. Ich muss nicht beweisen, dass ich nach 60 km Radeln auch noch ein Kletterer bin.

Ziesar – Buckau – Bad Belitz – Brück.

Freitag, 4. Juli 2014

Eine Feldsteinkirche im Fläming erinnert an Gertrud von Nivelles

Schon nach wenigen Kilometern erreichen wir das kleine Dorf Buckau, wo uns das Pfarrerehepaar Gandow vor der Feldsteinkirche erwartet.

Mehrere von uns kennen und schätzen Pfarrer i. R. Dr. h.c. Thomas Gandow. Er war Sektenbeauftragter der Evangelischen Kirche in Berlin und Brandenburg und hat sich um die Beratung von Menschen, die sich aus der Abhängigkeit von fanatischen Religionsgemeinschaften

lösen wollten, verdient gemacht.

Jetzt zeigen er und seine Frau Ute uns die romanische Feldsteinkirche (erbaut um das Jahr 1200), um deren Sanierung sie und der hiesige Heimatverein sich mit Erfolg bemüht haben. „Beim ersten Weihnachtsgottesdienst waren noch die Schneeflocken durch die Fenster geflogen“, erinnert sich Gandow. Jetzt ist die Kirche dicht von allen Seiten. Auch die romantische Orgel aus dem Jahre 1864 wurde mit Spenden in der erstaunlichen Höhe von 30.000 Euro wieder instand gesetzt. In der Kirche können jetzt – oder sagen wir vorsichtig - könnten wieder 350 Menschen Platz nehmen. Buckau hat aber nur rund 250 Einwohner. Nur 50 gehören als förmliche Mitglieder zur Gemeinde und seit der Jahrtausendwende gab es nur 2 Taufen. Doch die beiden Gandows und die Buckauer, die 2006 das 1060jährige Bestehen ihres Dorfes mit Umzügen feierten, freuen sich auch so über die ansehnliche Gestalt ihrer Kirche. Besonders schön ist der gotische Schnitzaltar „Maria und das Jesuskind mit Vogel“. Seine Abbildung in mehreren Werken kirchlicher Kunstwerke bieten eine gewissen Schutz vor Kunsträubern, die hoffen könnten, solche Skulpturen an Sammler zu verkaufen.

Ute Gandow fragt uns: „Warum ein Marienaltar in einer evangelischen Kirche?“ Ihre Auskunft: „Maria präsentiert der Gemeinde ihr Kind, um damit auch zu unterstreichen, dass Jesus wahrer Mensch ist.“ Dogmatisch gesprochen ist Jesus zwar auch „wahrer Gott“, aber vermutlich war es den Buckauern – gestern und heute – wichtig, dass er kein überhöhter, ferner Christus, sondern ein ihnen nahe Stehender war und ist.

Neben Maria und Jesus ist eine wichtige Figur in dem Altarensemble die Heilige Gertrud von Nivelles. Sie ist keine legendäre Gestalt, sondern als Tochter Pippins des Älteren, eine historische Person, die sich bis zu ihrem Tode im Jahre 656 um karitative Einrichtungen bemüht und aus Island Missionare geholt hat. Sie starb mit 33 Jahren.

Ich hatte bisher nicht gewusst, dass diese Frau auch die Namensgeberin des Gertraudenkrankenhauses in Berlin ist, und auch auf ihr Standbild auf der Gertraudenbrücke über die Spree hatte ich bisher nicht geachtet. Da muss ich also nach Buckau radeln, um Skulpturen und Einrichtungen meiner Stadt so richtig zur Kenntnis zu nehmen!

Wir danken den Gandows herzlich für ihre Führung – auch durch das alte Pfarrhaus, das sie gekauft und nun in Eigeninitiative wieder bewohnbar machen. Erstaunlich, dass sie sich dies im Ruhestand noch zumuten!

Der Fläming als Landschaftsschutzgebiet

Nach dieser historisch gesättigten Kunstpause am Anfang unserer Tagestour wenden wir uns nun entschlossen den sanften Steigungen des Fläming zu. Diese Moränenplatten entstanden am Ende der Eiszeit. Sie gehören jetzt zu den großen, geschlossenen Landschaftsschutzgebieten Brandenburgs. Innerhalb dieses weiten Gebietes gibt es auch noch streng gehütete Naturschutzgebiete. Würden wir wandern – wie einige Gruppen, die uns begegnen - hätten wir die Chance, besonders geschützte Wildtiere zu beobachten – wie den Schwarzstorch und den Marderhund. Vielleicht müssten wir uns dazu aber auch an den Abenden auf Hochsitze verteilen und dort mit dem Fernglas geduldig warten. Ich habe zwar mein Fernglas eingepackt, aber es bis jetzt nur einmal kurz am Gülper See hervor geholt, bis uns dann Regenwolken zum Weiterradeln mahnten.

Auch Dam- und Rotwild wäre im Fläming zu finden. Doch Radlern entgehen nun mal die meisten Besonderheiten der Fauna - und mit der Flora kennen wir uns nicht besonders gut aus. Es ist lange her, dass ich mich mit dem Kosmos-Naturführer „Was blüht denn da?“ umschaute und über die Vielfalt staunte. Doch wir alle freuen uns über den Mohn und die Kornblumen und die blauen Wegwarten und Hauhecheln und die stolzen, goldgelben Königskerzen am Rande unserer Radwege. Ja, wenn wir – vielleicht aus Altersgründen – künftig kürzere Etappen planen würden und Kenner

unter uns hätten oder uns noch heranbilden würden, könnten wir gelegentlich Halt machen, ausschwärmen und dann unsere Funde aufweisen und zu interpretieren suchen. So wäre wahrscheinlich Goethe durch den Fläming gewandert, hätte botanisiert und Steine gesammelt. So könnten wir jede Form des Erschließens der engeren Heimat noch intensivieren und wir würden immer wieder Überraschungen erleben.

In den besonders klaren Bächen des Fläming würde wahrscheinlich schon ein Fliegenfischer wie unser Sohn Wolfgang Mücken und Mückenlarven als Futter der Bachforellen und Krebse aufspüren. So ließe sich Aufschlussreiches über das ökologische Gleichgewicht einer solchen Landschaft sagen. Ein Tor, wer über einen nahen Landstrich sagt: Das kenne ich schon. Genau betrachtet wissen wir sehr wenig über das nahe Liegende.

Unser Beinahe-Etappenziel ist heute Bad Belitz, in dem wir aber kein günstiges Quartier gefunden haben. Dafür tun wir uns hier gütlich an einem Eiskaffee oder wieder einmal an einem großen Glas Apfelschorle. Wir haben es ja fast geschafft. Uns stehen nur noch knapp zwanzig Kilometer auf dem vorzüglich ausgeschilderten, steigungsfreien und fabelhaft glatten, wurzellosen Europaradweg bevor.

Wir erreichen das Hotel Schützenhof in Brück noch so rechtzeitig, dass wir uns geduscht zum Abendessen setzen und entweder zusammen oder bei ausgeprägtem Interesse an den einzelnen Spielzügen auf dem Bildschirm im Zimmer das Viertelfinale der Fußballweltmeisterschaft Deutschland gegen Frankreich verfolgen können. Ruth und ich nutzen den späteren Abend, um ausführliche Postkarten mit Tierfotos aus den Naturschutzgebieten an unseren früheren Gemeindepfarrer Emil Cauer, der ein Jahrzehnt lang mit uns geradelt ist, und unsere Kinder und Enkel zu schreiben.

Dass Deutschland ins Halbfinale einzieht, registrieren wir so nebenbei aber doch. Bedrückend und mich eigentlich mehr bewegend sind die Nachrichten zu den Kämpfen mit den Separatisten in der Ostukraine und zur Eskalation der Auseinandersetzung mit der Hamas im Gazastreifen. Es ist immer wieder dasselbe: Soldaten und Zivilisten müssen sterben, weil Politiker oder religiöse Fanatiker meinen, nur durch den Einsatz von Gewalt ihre Macht und ihren Einfluss behaupten zu können. Für die Entwicklung gewaltfreier Alternativen wird fast nichts getan. Dies mitansehen zu müssen, kann mir jederzeit die Urlaubsstimmung verderben.

Brück – Schwielowsee – Petzow – Potsdam – Kladow.

Samstag, 5. Juli 2014

Wie die Prozessionsspinner bis zur Haustür

Am letzten Tag unserer Tour gilt es noch einmal 55 km zu strampeln - bis wir dann vor der eigenen Haustür vom Sattel steigen können. Es gäbe auch die Möglichkeit, die letzte Etappe mit der Bahn zurückzulegen und dann vom Bahnhof Wannsee mit dem BVG-Schiff zur Imcheninsel in Kladow überzusetzen. Da jedoch niemand anderer dies erwägt, bleibe auch ich bei der Truppe und denke, dass ich auf dem komfortablen Europaradweg R1, der Boulogne mit St. Petersburg verbindet, zügig bis nach Potsdam gelangen werde. Von dort ist uns der Radweg von Sonntagstouren ohnehin vertraut.

Diese Erwartung trägt nicht. Wir kommen rasch voran, unterbrechen aber auch nicht mehr für Besichtigungen. Bei einem Halt auf einer Lichtung entdeckt Doris Cramm am Boden einen Knäuel behaarter Raupen. Ein Teil des Knäuels formiert sich - jeweils den Kopf am Hinterteil einer anderen Raupe zu einer Kette. Ein einzelnes Exemplar hätten wir nicht erkannt, so aber wissen wir alle sofort: Das ist der berühmte Eichenprozessionsspinner, dessen Berührung die Haut bösartig reizen kann. Wir fassen auch nicht zu, sondern fotografieren nur dieses seltsame Phänomen.

Erinnerungen an eine Frühjahrswanderung zum Herrenhaus in Petzow

Wir überqueren die Autobahn und fahren den Schwielow See entlang. Ruth und ich erinnern uns vage an eine Geburtstagsfeier bei Roland Vogt nach Ferch zu einer Art Brunch. Doch diese heute so gebräuchliche Zusammenfassung von Breakfast und Lunch gab es 1992 wohl noch nicht, zumindest nicht für ein Treffen von Wessis und Osis, denen sich Roland als Grüner aus der Pfalz und in Berlin gelernter Politologe damals gleichermaßen verbunden fühlte. Er lebte im Forsthaus von Ferch, denn von 1991 bis 1993 leitete er den Arbeitsstab beim Bevollmächtigten des Ministerpräsidenten des Landes [Brandenburg](#) für den Abzug der Sowjetischen Streitkräfte und für Konversion. Ab 1994 war er dann bis zur Pensionierung Referatsleiter für Konversion im Wirtschaftsministerium Brandenburg. Es war ein frohes Treffen bei angenehmen Temperaturen, die ich als nahezu sommerlich in Erinnerung habe. Mich beglückte vor allem, dass es Roland - aufgrund einer seit Schulzeiten anhaltenden Brieffreundschaft mit einem späteren Mitglied der Bürgerrechtsbewegung - gelungen war, sich in diesen Konversionsprozess in Brandenburg einzubringen. Damit hatte er endlich den idealen Arbeitsplatz als Friedensforscher und Friedensarbeiter gefunden.

Im Tagebuch finde ich dazu unter dem 19. März 1992 folgende Sätze: *„Ruth ist sehr zufrieden mit diesem Sonntag, den wir von 11 Uhr bis 19.30 Uhr bei Roland Vogt im Kreise seiner Freunde und Kollegen und deren Kinder verbracht haben. Die meisten kamen aus seiner Konversions-Dienststelle in der Staatskanzlei in Potsdam; aber auch frühere Studentinnen am Otto-Suhr-Institut treffe ich. Wir erfahren so manches über das Leben in der früheren DDR und nun in Brandenburg von einer Latein-Lehrerin, von einer Regisseurin und von den Kollegen Rolands. Doch ich fühle mich danach zerfasert, weil kein Gespräch wirklich zu Ende geführt wird, und es bei vielerlei Hinweisen bleibt. Ein längerer Waldspaziergang entlang dem Schwielow-See bis Petzow schließt sich an das späte Frühstück an.“*

Ich hätte mich auch jetzt gerne wieder in das 1992 vorhandene Café im Petzower Herrenhaus gesetzt und auf den von Peter Joseph Lenné 1838 angelegten, 15 ha großen Landschaftspark mit Seerosensee und Schwänen geblickt. Aber das 1825 von Friedrich August Kähne, einem besonders wohlhabenden Gutsbesitzer und Amtsrat, nach Plänen von Karl Friedrich Schinkel erbaute Herrenhaus ist nicht mehr in öffentlicher Hand. Es wurde als Kulisse für Telenovelas genutzt, die wir uns aber nicht angeguckt haben. In Wikipedia wird das Bauwerk als „pittoresk in einem bunten Mix von maurischem Kastell- und englischem Tudorstil“ bezeichnet. Hätten wir uns das ansehen sollen? Doch Erich Rinnert weiß: Dort gibt es jetzt kein Restaurant für durstige Radler, und so führt er uns weiter zur Havelbrücke, wo wir in einem Gartenlokal von Jutta Neumann, die sich mit uns über ihren 70. Geburtstag freut, zum Eiskaffee eingeladen werden.

Hier verabschieden sich Ruth und ich von der Radlergruppe. Wir kennen die weitere Route gut, und ich will die heimwärts Strebenden nicht mit Wartepausen aufhalten.

Ruth und ich lassen uns also auf den letzten zwanzig Kilometern etwas Zeit; wir radeln dem Templiner See entlang, begegnen vielen Ausflüglern. Dann geht es schon wieder einsam durch den Wildpark. Vorbei am Rande des Parks von Sanssouci erreichen wir die Lennésche Feldflur und genießen dann zum Abschluss noch die Fahrt durch den uns vertrauten Königswald, in dem wir im Herbst auch Bäume mit Maronen aufzuspüren wissen. Wir treffen in Kladow noch so frühzeitig ein, dass wir mit Uli Sonn, der auf unser Haus aufgepasst hat, noch einmal Eiskaffee trinken und dann zusammen Haus und Garten wieder in die eigene Obhut nehmen und auch das eigene Abendessen bereiten können.

Die Legende vom paarweisen Unterwegssein

Ich hatte diese, meine wahrscheinlich letzte Radtour - mit einer Gruppe - angetreten, weil es mir wichtig war, wieder einmal mit Ruth unterwegs zu sein. Ich dachte nicht die ganze Zeit, aber immer

wieder, wenn ich mühsam in die Pedale trat, daran, wie sehr uns als jungem Paar daran gelegen war, gemeinsam unterwegs und eben auch des Nachts zusammen zu sein. Ich will nicht behaupten, dass mich bei diesen rückwärts gerichteten Gedanken jedes Mal ein Glücksgefühl durchströmte, denn beim Radeln wurden mir schon bei leichten Steigungen die Beine schwer, aber dann lächelte ich in mich hinein und intonierte – unmusikalisch wie ich nun mal bin – wie mein Vater auf der Stuttgarter Eisbahn „Puppchen, du bist mein Augensterne“ - froh und dankbar dafür, dass meine Ruth eben auch kein Puppchen ist, sondern eine sportliche Partnerin, die auf ihren Ehemann wartet, wenn dieser wieder mal eine Verschnaufpause braucht.